

FA 1630.1

Harvard College Library



FROM THE FUND BEQUEATHED

BY

CHARLES SUMNER

(Class of 1830)

SENATOR FROM MASSACHUSETTS

" For books relating to Politics and Fine Arts "

MITTHEILUNGEN

DER

KAISERL. KÖNIGL. CENTRAL-COMMISSION

ZUR

ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

VERLEGER: LEOPOLD WITTE, LEIPZIG.

K. K. SEKTIONS-CHEF UND PRÄSIDENT DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

KARL FREIHERRN VON CZOERNIG.

REDACTEUR: KARL WEISS.

III. BAND.

JAHRGANG 1858.

MIT XIII TAFELN UND 150 HOLZSCHNITTEN.



WIEN, 1858.

IN COMMISSION BEI DEM K. K. HOFBUCHHÄNDLER WILHELM BRAUMÜLLER.

AUS DER KAISERLICH-KÖNIGLICHEN HOF- UND STAATSDRUCKEREI.



Summer fund

INHALT.

Nr. 1. Jänner.

	Seite		Seite
Kunst und Alterthum in ihrem Wechselkreise. Ein Wort zur Orientirung von Rudolph v. Eitelberger	1	Nalzen. (Eine russische Madonna mit drei Armen. — Elfenbein zum Abgessen von Sculpturen. — Über das in Sarkasärd gefundene Glasgefäß. — Der Drachenorden auf Siegen österreichischer Herzöge.)	26
Die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien. Von Architekten A. Essenwein. (Mit 9 Holzschnitten.)	5	Correspondenzen. (Wien. — Agram. — Melk.)	27
Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten. Von Alois Messmer	12	Literarische Anzeigen. (Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserthums. Von Dr. Gustav Heider, Prof. H. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser. — Archäologisches Wörterbuch. Von Herrn H. Otte.)	28
Der gotische Flügelaltar zu Hiltstätt in Oberösterreich. Von Dr. Eduard Freiler von Saeken (Mit 1 Tafel.)	21		
Die Erweiterung der Stadt Wien	23		

Nr. 2. Februar.

Die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien. Von Architekten A. Essenwein. (Mit 23 Holzschnitten.)	29	Literarische Anzeigen. (Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserthums. Von Dr. G. Heider, H. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser. — Wohlthun's Plan der Stadt Wien. — Die Rüstungen und Waffen der 10. Ambraser-Sammlung. in Original-Photographien von Andr. Groll und mit historischem und beschreibendem Text von Dr. Ed. Freih. v. Saeken. — Studien über die Geschichte des christlichen Altars. — Vorschule der Geschichte der Baukunst des christlichen Altars, von Wilhelm Lübke. — Verein für Nassau'sche Alterthumskunde und Gesichtsforschung. — Revue de l'art chrétien. — Dictionnaire raisonné de l'Architecture Française du XI au XVI Siècle.)	55
Die katholische Pfarrkirche St. Jakob zu Leutschau in Ober-Ungarn. Aufgenommen und beschrieben von Wenzel Merklas in Leutschau.	41		
Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten. Von Alois Messmer	43		
Die Sternkammer bei Sauebrunn in Steiermark. Von Joseph Scheiger, k. k. Conservator	49		
Nalza, (Stempel eines römischen Augenarztes)	51		
Correspondenzen. (Wien. — Grosswardein.)	53		

Nr. 3. März.

Der gestiftete Messnerst der ehemaligen Nonnenstift Gölas in Steiermark. Von Franz Buck, Conservator am erzbischöflichen Museum zu Cilli. (Mit 1 Tafel.)	57	Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten. Von Alois Messmer. (Schluss.)	72
Die luthersche Pfarrkirche St. Jakob zu Leutschau in Ober-Ungarn. Aufgenommen und beschrieben von Wenzel Merklas in Leutschau. (Mit 4 Tafel und 18 Holzschn.)	64	Die Burgstelle und die Kirchen zu Tein. I. Geschichtliches von Dr. Erasmus Wocel, Conservator in Prag.	76
		Nalzen. (Entzifferung der römischen Ziegel-Inschriften zu Eosa. Mit 3 Holzschnitten. — Zwei mittelalterliche	

Gräbdenkmale an der Kathedralekirche zu Laibach.	78
Correspondenzen. (Hamerdorff.)	82
Literarische Anzeigen. (Monumenta graphicae mediæ ævi ex archivio et bibliotheca Imperii Austriaci collecta. — Denkmäler des Hauses Habsburg in der Schweiz. —	

Zeitschrift für Bauwesen. — Organ für christliche Kunst. — Photographien der berühmten Mosaiken aus dem Dome Monreale bei Palermo. — Dictionnaire d'orfèvrerie, de gravure et de peinture chrétienne	84
--	----

Nr. 4. April.

Über einige <u>Balkkirchen</u> in Mähren, Schlesien und Galizien. Von Adolf Leopold Ritter v. Wolfskron. (Mit 6 Holzschn.)	85
<u>Der gestifte Messner</u> der ehemaligen Nonnenstift Güss in Steiermark. Von Franz Böck, Conservator am erzbischöflichen Museum zu Cöln. (Schluss.)	92
<u>Die gotische Kirche zu Strassengel</u> in Steiermark. Beschrieben von Karl Weiss, aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert	95
<u>Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz)</u> in Ungarn. Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer	101

<u>Die Burgstelle</u> und die Kirchen zu Tetin. H. Technische Beschreibung und Aufnahme von Professor Bernhard Graebler, Correspondent der k. k. Central-Commission. (Mit 4 Holzschnitten)	106
<u>Natzen</u> . (Gotische Monstranz zu Hall in Tirol. — Mitra im Baber Domschatze. — Alte Casale zu Hall in Tirol. — Römischer Meilenstein bei Sonnenburg in Tirol.)	110
Correspondenzen. (Wien. — Brünn.)	111
Literarische Anzeigen. (The Yorkshire Architectural Society.)	112

Nr. 5. Mai.

<u>Der burgundische Messner</u> des goldenen Vliess-Ordens in der k. k. Schatzkammer zu Wien. Von E. Freiherrn v. Sacken. (Mit 3 Holzschnitten.)	113
<u>Die gotische Kirche zu Strassengel</u> in Steiermark. Beschrieben von Karl Weiss, aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert. (Mit einer Tafel und 11 Holzschnitten.)	118
<u>Die Stadtpfarrkirche St. Jakob</u> zu Villach in Kärnten. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen	123
<u>Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz)</u> in Ungarn. Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer. (Fortsetzung)	130
<u>Nekrolog, Faustin Eus.</u>	133
<u>Natzen</u> . (Elfenbeinhorn im Museum zu Angers. — Die goldene Altartafel zu Basel.)	134

Correspondenzen. (Wien. — Brünn)	135
Literarische Anzeigen. (Studien über die Geschichte des christlichen Altars, von Fr. Laib und Fr. Joseph Schwarz. — Über Städtebauten und Städteanlagen. — Geschichte und Beschreibung der Krakauer Kathedrale. — Die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser zu St. Bartholome in Frankfurt a. M. — Geschichte der Architektur. — Zeitschrift für christ. Archäologie und Kunst, v. Quast und Olte. — Kirchenenzyklopädie. — Entretiens sur l'architecture. — Histoire de l'Art en France. — Gesellschaft für Untersuchung und Erhaltung der römischen Altbauwerke im Grossherzogthume Luxemburg. — Le Atlas Doppelfeiff des Jahres 1857 von Didron's „Annales archéologiques“.)	137

Nr. 6. Juni.

<u>Der romanische Baustyl</u> in Oesterreich. Von Dr. Wilhelm Lübke	141
<u>Bericht über eine kunstarcheologische Reise</u> in Böhmen und Mähren. Von Dr. Erasmus Woel, k. k. Conservator in Prag	144
<u>Die gotische Kirche zu Strassengel</u> in Steiermark. Beschrieben von Karl Weiss, aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert. (Schluss. Mit 11 Holzschnitten.)	149
<u>Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz)</u> in Ungarn. Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer. (Fortsetzung)	159
<u>Das eiserne Sacramentskloßchen</u> in der Pfarrkirche zu Feldkirch in Tirol. (Gezeichnet von dem k. k. Bauleuten	

<u>Philipp Schöeh.</u> (Mit einer Tafel und 6 Holzschnitten.)	162
<u>Natzen</u> . (Ustung der Kirche. — Baureuehungen des Regensburger Domes. — Die Fresco-Malerei in der Capelle des greß. Thun'schen Schlosses Braghiera in Nonsberg in Tirol.)	164
Correspondenzen. (Wien. — Melb.)	166
Literarische Anzeigen. (Bonifaz Wolmueth's Grundriss der Stadt Wien vom Jahre 1547. Gezeichnet und lithographirt von Albert Camerino. Herausgegeben durch den Alterthumsverein zu Wien im Jahre 1857 und 1858. Druck aus der k. k. Staatsdruckerei in Wien. — Neue archeologische Werke in Frankreich.)	167

Nr. 7. Juli.

<u>Bericht über eine kunstarcheologische Reise</u> in Böhmen und Mähren. Von Dr. Erasmus Woel, k. k. Conservator in Prag	160
--	-----

<u>Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz)</u> in Ungarn. Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer. (Fortsetzung.) Mit 2 Holzschnitten	180
---	-----

	Seite
Über einige kirchliche Altherthümer des Unter- und Oberinntales in Tirol. Von P. Bertram Schöpf, Correspondenten in Innsbruck	184
<u>Das Schloss Blata in Böhmen. Von Bernhard Grueber, Correspondenten in Prag. (Mit 4 Holzschnitten)</u>	<u>186</u>
<u>Die Originalzeichnung eines Bisthofstabes vom Jahre 1511. (Mit einer photo-lithographischen Tafel und 1 Holzschnitte)</u>	<u>190</u>

Nellen. (Der Grabstein der Frau Anna v. Villanders, geb. von Trautson, an der Domkirche zu Laibach. — Ein Grabstein im Dome zu Seckau ob Judenburg. (Mit 1 Holzschn.) — <u>Das Frescogemälde v. J. 1502 an dem nun abgebrochenen Amtshause der Oberstadt Bregenz. (Mit 3 Holzschn.)</u>	<u>191</u>
<u>Correspondenzen. (Wien. — Brixen. — Linz)</u>	<u>194</u>
<u>Literarische Anzeigen. Archäologisches Wörterbuch von Heinrich Ditté. (Mit 166 Holzschnitten. Leipzig, Weigel, 1837.</u>	<u>196</u>

Nr. 8. August.

Über Trajan's steinerne Donaubrücke. Von Professor Dr. Joseph Aschbach. (Mit 2 Tafeln und 3 Holzschnitten.)	198
Neuentdeckte Wandgemälde in der Paneraiuspelle bei Sieding (Kreis U. W. W.). Von Dr. Gustav Heider.	221
<u>Correspondenzen. (Wien. — Ofen)</u>	<u>223</u>

Literarische Anzeigen. (Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserthums. — Monographie des Prager Veitsdomes. — Geschichte der Architektur. — Beiträge zur Geschichte der Miniaturmalerei in Paris. — Passage des églises dans le pays de Bray. — Monographie sur tous les Trésors des Cathédrales de France.)	224
--	-----

Nr. 9. September.

Die romanische Stiftkirche zu Inichen in Tirol. Von k. k. Conserv. G. Tinkhauser in Brixen. (Mit 1 Tafel und 18 Holzschn.)	225
<u>Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn. Vom Conservator Arnold Ipsolyi-Stummer. (Fortsetzung)</u>	<u>239</u>
Nellen. (Restaurationen. — Ein Gemälde auf Stein aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts in Olen.)	247
<u>Correspondenzen. (Wien. — Graz. — Brünn. — Brixen)</u>	<u>249</u>
<u>Literarische Anzeigen. (Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserthums. Herausgegeben von Dr. Gust.</u>	<u>250</u>

Heider und Professor Rudolph von Eitelberger. Stuttgart, Ebner und Seubert, 1838. Zweiter Band. 1.—3. Lieferung. — Des hohen deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien. Mit steter Rücksicht auf das Central-Archiv des hohen Ordens geschichtlich dargestellt und beschrieben von Dr. B. Dudik, O. S. B. — Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. — Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst. — Berichtigung.)	250
--	-----

Nr. 10. October.

Bartfeld in Oberungarn. Von Joseph v. Lepkowski in Krakau	253
<u>Die Baluen am Firtos in Siebenbürgen. Vom k. k. Conservator Friedrich Müller in Seibsburg</u>	<u>257</u>
<u>Die Hundspelle zu Midding und das in derselben aufgedeckte Frescogemälde. Von Eduard Freiherrn von Sacken. (Mit 1 Tafel und 10 Holzschnitten)</u>	<u>263</u>
<u>Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn. Vom Conservator Arnold Ipsolyi-Stummer. (Schluss.)</u>	<u>268</u>

Nellen. (Das alte Capitelhaus des Cistercienserklosters Viktring in Kärnten. — Résumé aus der Relation vom Jahre 1597 über die am Schlusse des XVI. Jahrhunderts in der Burg Karlstein ausgeführten Restaurationsarbeiten.)	272
<u>Correspondenzen. (Prag. — Salzburg. — Brixen. — Oberpettau. — Venedig. — Pisk.)</u>	<u>275</u>
<u>Literarische Anzeigen. (Österreichs kirchliche Kunstdenkmale der Vorzeit. — Monographie über die Kathedrale von Pavia.)</u>	<u>278</u>

Nr. 11. November.

Emalle aus dem Dome zu St. Stephan in Wien, nebst einer Übersicht der Entwicklung des Emalls im Mittelalter. Von Dr. Gustav Heider	281
<u>Die Wandmalereien aus Viranum in der Antiken-Sammlung des künftigen k. k. Historischen Museums. Besprochen von A. Ritter v. Gallenkstein, Correspondenten in Klagenfurt. (Mit 4 Holzschnitten.)</u>	<u>287</u>
<u>Über einige mittelalterliche Kunstdenkmale in der Gegend von Judenburg, Zeiring, Unzmarkt und Kuttelfeld in Steiermark. Von J. Scheiger, k. k. Conservator für Steiermark</u>	<u>293</u>

Nellen. (Mittelalterliche Kirchen in Krain.)	304
<u>Correspondenzen. (Wien. — Linz. — Meran. — Seibsburg.)</u>	<u>304</u>
<u>Literarische Anzeigen. (Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. — Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes, von Wilhelm Wainigbörner. — Archäologischer Katechismus. — Annales archéologiques. Geschichte der Baukunst in Spanien. — Rapport sur les anciens résumés ascenditans et les anciens églises dans l'est et le midi de la France. — Berichtigung.)</u>	<u>306</u>

Nr. 12. December.

	Seite		Seite
Emailwerke aus dem Schatze des St. Stephans-Domes in Wien, von Dr. Gust. Heider. Gezeichnet von A. Camerina. (Mit 2 Tafeln und 10 Holzschnitten)	309	Über einige mittelalterliche Kunstdenkmale in der Gegend von Judenburg, Zeiring, Unzmarkt und Knittelfeld in Steiermark, von S. Schreier, k. k. Conservator für Steiermark. (Schluss.)	329
Raphael's Urtheil über gothische Architekten. Von H. v. Eitelberger	321	Correspondenzen. (Wien. — Gark. — Grossprohndorf.)	334
Über einige Baudenkmale in Ober-Croatien und Dalmatien. Von Ivan Kukuljevič, k. k. Conservator für Croatia	323	Literarische Anzeigen. Jahrbuch der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. — Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates von Dr. Gustav Heider und Prof. v. Eitelberger. — Uelli Zura di Trento. Von Anton Gezaletti	336
Halb. Behem Codex picturatus vom Jahre 1305, enthaltend die Privilegien und Pöhsseite der Stadt Krakau	328		

Jedes Monat erscheint 1 Heft von 21/2 Druckbogen mit Abbildungen.

Der Preisveranschlagung steht für jeden Jahrgang oder zwölf Hefen ein Register sowohl der Verzeichnisse der Kränzländer als des Anzeigers & d. G. W. bei postfreiester Zusendung in die Kränzländer der österr. Monarchie K. 1. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerations- und Abonnement-
kassen sind bei den
allk. k. Präses der Monarchie,
welche durch die postfreie
Erstattung der einzelnen Hefen
bestehen. — Im Wege des Buch-
handels sind alle Pränumerations-
und Abonnement-Präses von
K. 1. 20 kr. C. M. für die k. k. Hof-
druckerei Wien zu beziehen.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 1.

III. Jahrgang.

Januar 1888.

Kunst und Alterthum in ihrem Wechselverkehre.

Ein Wort zur Orientirung von Rudolph v. Eitelberger.

Die rege Theilnahme, welche das Studium der mittelalterlichen Archäologie und Kunstgeschichte in österreichischen Kaiserstaaten während der letzten Jahre gefunden hat, ist eine Erscheinung, die wohl jeder aufmerksame Beobachter unserer Culturentwicklung wahrnimmt, aber nicht jeder in derselben Weise erklärt. Viele sind es, die in ihr nichts als eine Moderichtung erblicken. Sie wissen: in Frankreich, England, Deutschland studirt man die mittelalterliche Kunst, schreibt über sie, gründet Vereine zu ihrer Förderung und wir — nun wir thun es auch, weil es eben draussen in der Mode ist und wir doch in dem nicht zurückbleiben können, was in der ganzen Welt, der gebildeten und überbildeten, Mode ist. Wir würden es an und für sich nicht beklagen, wenn das Gute — und dazu rechnen wir das Studium mittelalterlicher Kunst — in die Mode kommen würde, und wenn die grosse Welt sich gewöhnte, sei es auch blos um der Mode zu folgen, mit der alten Kunst sich zu beschäftigen. Aber um gerecht zu sein, unserer Modeart gegenüber, wie sie sich im Ganzen und Grossen zeigt, so glauben wir nicht auf Widerspruch zu stossen, wenn wir meinen, die warme Unterstützung, das rege Interesse, das sich seit wenigen Jahren auch bei uns den kunsthistorischen Studien zugewendet, sei noch nicht so weit verbreitet, dass wir mit Grund sagen könnten, sie seien in die Mode gekommen, wie französische Lithographien, englische Stahlstiche oder Lütticher Gewehre. Es mag sein, dass Einzelne hier und da diesen Studien aus dem blossen Hange der Nachahmung, der ja aller Mode auch zu Grunde liegt, sich zuwenden, aber diese Einzelnen sind noch nicht Viele, wenigstens nicht so Viele, dass die herrschende Mode in Gefahr käme, von archäologischen Studien angesteckt zu werden.

Weit richtiger werden Jene in ihren Anschauungen sein, welche den Aufschwung mittelalterlicher Kunststudien aus dem lebendigen Interesse für Geschichte und Alles das

erklären, was mit ihm und der Geschichtsforschung zusammenhängt. Und allerdings hat die Geschichte keine wichtigeren, deutlicheren und lauter redenden Denkmale, als jene, welche in Stein oder Erz, in Malerei oder Architectur sich erhalten haben. Insbesondere der grossen Masse, dem eigentlichen Volke, gegenüber sind nebst Poesie die Monumente die eigentlichen Träger geschichtlicher Erinnerungen geblieben. Wären diese blos an die leicht vergänglichen Blätter gebunden, welche die Geschichte im engeren Sinne begründen, so wäre längst die Geschichte nur bei einigen Auserkorenen geblieben, denen das Verständniss aller Schrifturkunden zu erschliessen möglich ist und die Völker hätten längst die Gewohnheit verloren, ihren Ahnen, ihren historischen Erinnerungen nachzugehen. Aber das Monument sieht jeder, diesem kann er nicht aus dem Wege gehen, er kann es nicht ignoriren. Er hat die Gewissheit, dass es nicht von seiner Hand ist, dass seine Vorfahren oder dass anders redende, anders denkende Völker es gewesen sind, die auf demselben Boden hausten und thätig waren, an den ihn eine unergründbare geheimnisvolle Macht hingestetzt hat. In diesem fort und fortdauernden Verkehre mit Monumenten, welche Anregung zu eigenem Handeln und Wirken, welcher Impuls zu geistigem Leben, zum Forschen, Denken und Dichten geht nicht von ihnen aus, welche Schule für die Völker liegt nicht in ihnen? — Es ist nicht zufällig, dass die geistreichsten und grössten Völker auch diejenigen waren und noch sind, welche am reichsten mit Monumenten versehen sind. Wer den Zauber, den Alterthum, Sagen und Geschichte an Monumente knüpfen, an sich erfahren hat, der weiss, wie aus jedem Denkmal die Fragen sprechen: wer hat es gebaut, zu welchem Zwecke wurde es errichtet? — der erkennt die historische Bedeutung der Denkmale leicht; der stimmt sicher jeuen bei, die auch in der eben so gestaltreichen als wenig bekannten Geschichte unseres Vaterlandes

eine sehr ergiebige Quelle des neuerwachten Interesses für Monumente und Monumentalkunde erkennen. Aber so mächtig auch das historische Interesse an Werken und Studien wirkt, so gerne sich ein gebildeter Geist mit den geschichtlichen Erinnerungen beschäftigt, die sich an Denkmale knüpfen, so darf doch die Kunstform, in der das Monument erscheint, nicht minder hoch angeschlagen werden, wenn es sich darum handelt, ihre Wirkungen auf unsere Zeit zu erklären.

Die ältesten und ersten Monumente waren nur Erinnerungssteine. Denkmale und Völker haben die Schule der Jahrhunderte durchmachen müssen, bevor sie mit diesen die Formen der Kunst verbunden haben, bevor die Sprache der Kunst ihnen selbst geläufig und lieb geworden ist. Welcher Abstand — nicht blos der Zeit, sondern mehr noch der Cultur und der geistigen Bedürfnisse nach — liegt nicht zwischen der Zeit, wo man dem Herrn opferete auf den Höhen, wo Jakob zu Bethel den Denkstein errichtete, und jener, wo Salomon seinen Tempel auf Moriah erbaute; jenen Zeiten, wo man den Weggöttern zur Abwehr böser Geister Spitzsäulen und Steinhaufen errichtete, und jenen Hellenen und Apollomonumenten späterer Zeiten, wo man einen grossen Stein auf den Erhhaufen wälzte, der die Gebeine eines Heros unerschloss, und jener Zeit, wo man Mausoleen baute und an den Strassen des Landes, vor den Thoren der Städte Grabmonumente errichtete, wie sie die via Appia bei Rom, die Strasse vor dem Herulanensischen Thore vor Pompeji zeigt! Die Verbindung zwischen Denkmal und Kunst ist alt, sie ist schon in der rohesten primitivsten Form vorhanden, wenn auch die menschliche Cultur auf einem gewissen Höhepunkt angelangt sein muss, damit das Bedürfniss einer Kunstform lebendiger hervortritt. Dann erst gewinnen die Völker Einsicht und klares Bewusstsein über die Natur, die Bedingungen und den Reiz der Kunst; sie verbinden systematisch und absichtlich die Kunstformen mit der historischen Erinnerung, und lange schon ist die That, der Held vergessen, dem zu Ehren das Monument errichtet wurde, während noch späte Generationen an der Kunst des Monumentes sich erfreuen, bilden und erheben. In unseren Tagen insbesondere überwiegt bei älteren Monumenten das Interesse an der Kunstform jener historischen Erinnerungen und — um einige hervorragende Beispiele zu erwähnen — während es vielen gleichgiltig ist, wer der Lystrates gewesen, der zu Ehren eines Chorsieges einst in Athen ein Monument hat errichten lassen und warum, oder wer unter den pisanischen Kaufherren heilige Erle von Jerusalem nach Pisa habe kommen lassen, — so interessiren sich Tausend von Kunstfreunden und Künstlern, von Reisenden und Eingebornen an der Grazie und an der Schönheit des choragischen Monuments im stillen Klostergarten zu Athen und an der grossartig ersten Halle und den Wandgemälden im Campo Santo zu Pisa.

Im Geiste des Volkes gewinnt das historische Ereigniss durch seine Verbindung mit der Kunst eine bleibende

Stätte in seiner Erinnerung und das Wort des Dichters findet durch die Völker seine volle Bestätigung. „Nur wenn Kunst es adelt, bleibt es stereotyp im Zeitenbuch.“ Mit dem historischen Interesse ist das Interesse an der Kunst, die Einsicht in den hohen Werth, in die absolute Schönheit der Form einer der wichtigsten Gründe, der uns die Theilnahme erklärt, die man gegenwärtig auch in unserem Vaterlande dem Alterthume und zwar insbesondere dem mittelalterlichen zuwendet.

Viele unter den Lesern dieser Blätter werden sieher auch von dem Standpunkte der Kunst die Denkmale betrachtet haben, die jetzt entdeckt, beschrieben, gezeichnet und nach allen Richtungen hin erläutert und dem Verständnisse näher gerückt werden. Die Literatur wächst von Tag zu Tag in einer Weise, dass es schwer wird, sie zu überschauen und zu meistern, und zwar nicht blos jene Literatur, die vom Gelehrten zum Gelehrten, vom Gebildeten zum Gebildeten spricht, sondern auch jene, die für den Künstler und Kunsthandwerker, den Industriellen und Gewerbsmann bestimmt ist. Mit dieser rein literarischen Production geht eine Production anderer Art Hand in Hand, die ebenfalls von der Überzeugung ausgeht, dass in der mittelalterlichen Kunst ein Schatz von Kunstweisheit begraben liegt, den zu heben einer Zeit Noth thut, die sich auf dem Gebiete der Kunst lange Zeit nicht mehr auf dem Boden paradiesischer Unschuld, kindlicher Naivität, ursprünglicher, tendenzloser Poesie bewegt.

Wie in allen Dingen, so ist aber auch auf unserem Gebiete Mass und Ziel nöthig, und vor Allem ein Bewusstsein des Zieles, um das rechte Mass nicht dadurch zu verfehlen, dass man des Guten zu viel thut und Kraft und guten Willen an einer Art der Thätigkeit verschwende, womit der guten Sache mehr geschadet als genützt wird. Wir machen diese Bemerkungen nicht ohne bestimmten Anlass. Es liegen uns eine Reihe von artistischen und literarischen Publicationen des In- und Auslandes vor, die durch das Ungründende des Inhaltes, das Mangelhafte künstlerischer Darstellung, die mindere Bedeutung der Objecte der Verbreitung des guten Geschmackes, der Liebe und Einsicht in die Kunst des Mittelalters mehr schaden als nützen; und es sind uns auf dem Gebiete der productiven Kunst Werke und Tendenzen vorgekommen, die deutlich zeigen, wie weit man in einzelnen Künstlerkreisen bei Benützung und dem Studium der mittelalterlichen Kunst von dem rechten Ziele und einer gesunden Kunstanschauung entfernt ist.

Die Zeit der Herrschaft des classischen Styles kann uns auf unseren neuen Bahnen in mancher Beziehung ein warnendes Beispiel sein. Es wird Vielen jene Epoche wohl erinnerlich sein, in der man anders Denkmale auf dem Gebiete der Kunst verachtete oder geringschätzte, die ganze Kunst des Mittelalters als etwas, eckter humaner Bildung Fernstehendes bezeichnete, und in dem Formen und Schemen der antiken Kunst das einzige Heil erblickte. Jedem

anderen Kunstwerke wurde nur in so weit Werth beigelegt, als es sich mit dem Maasstabe antiker Formen messen liess; jede selbstständige Regung künstlerischer Thätigkeit wurde durch den Druck gehemmt, den das allein als gültig anerkannte Princip der Antike auf diese nothwendiger Weise ausüben musste. Was „antikisch“ war, um einen Dürer'schen Ausdruck zu gebrauchen, war gut, weil es eben antik war und jede andere Richtung wurde bemäkelt oder als zu leicht verworfen. Von einem tieferen Eindringen in das Princip der Kunst durch das Medium der Antike war selten oder gar nicht die Rede; an ein ersteres Untersuchen ob und in wie weit denn wirklich das moderne Leben auf dem Gebiete der Kunst sich mit dem antiken vereinbaren lasse, dachte man nicht. Man war seiner Suche zu gewiss und glaubte nicht, dass das Regiment des Apollino und der medicaischen Venus auf artistischem Boden einmal sein Ende erreichen könne.

Der blinde Eifer, mit dem man damals die antiken Formen auf das Leben, in die Poesie, die Kunst, das Handwerk übertragen wollte, kann unserer Zeit zur Warnung dienen, nicht ebenfalls blind, einseitig zu Werke zu gehen bei den Versuchen, die mittelalterliche Kunst der modernen Generation näher zu rücken. Es handelt sich in der Praxis auch in unseren Tagen, auch unseren herrlichen mittelalterlichen Kunstwerken gegenüber, nicht um eine blinde Bewunderung alles dessen, was einst in den verschiedenen Zweigen der bildenden Kunst gearbeitet wurde, nicht um eine sklavische Nachahmung und Copie der Ornamente und Banformen, deren Sinn und Verständnis dem Mittelalter gefällig waren; es handelt sich auch bei uns nicht um ein Fixiren des Gegensatzes zwischen der modernen lebendigen Kunst und den Formen des Mittelalters, um eine geistige Pression auf die bewegenden Elemente unserer productiven Kunst.

Soll die mittelalterliche Kunst uns wahrhaft nützen, unsere Cultur wahrhaft fördern, unserer Kunst wirklich ein Vorbild und Muster sein, so muss man sich bei der Betrachtung der mittelalterlichen Kunst auf jenen Standpunkt erheben, der in derselben das reine Kunstprincip und den lebendigen Kern einer Schönheit zu erkennen vermag, der in ihr ruht. Ist man bei dem Studium der mittelalterlichen Kunst auf jenem Standpunkte angelangt, von dem aus man es vermag ihr inneres geistiges Lebensprincip zu fassen, so wird der Gegensatz zwischen Alt und Neu, zwischen unseren geistigen Bestrebungen und denen des Mittelalters nicht so schroff, so unversöhnlich erseinen, als es denen vorkommen muss, die in der Architectur nicht den constructiven Gedanken, in der Plastik das tiefe, sinnige Anschmiegen an die gegebenen Bedingungen der Materie und des Gegenstandes, in der Malerei nicht die harmonische Verbindung strenger Anforderungen mit naiser poesievoller Lebensanschauung erkennen oder wie es jenen vorkommen muss, welche die Kunst nicht der Kunst willen, sondern anderer ausserhalb des Kunstreiches liegender Lebenszwecke willen fördern.

Die mittelalterliche Kunst des Abendlandes war keine starre, unlebendige, todt, wie die spät-byzantinische. Sie war in einer ununterbrochenen Bewegung, in lebendigen Flusse. Bei der mittelalterlichen Kunst handelt es sich ferner nicht darum eine starre Form, ein trockenes Gesetz in ihr zu erkennen, sondern zugleich das Princip der Bewegung, des Fortschrittes, der Freiheit im Gesetze. So verschieden auch in vieler Beziehung die mittelalterlichen Zustände von unseren modernen sind — eine totale Verschiedenheit, wie es dem Oriente und classischen Alterthum gegenüber der Fall ist, verhindert schon der gemeinsame Boden der Nationalität und Religion, Wie bei uns, so sind auch damals Denker und Künstler erstanden, die nicht beim Hergebrachten stehen blieben, nicht mit dem blossen Imitiren sich begnügten wollten, sondern ihren Gedanken und Werken den Typus grosser, kühner Combinationen, fortschreitender geistiger Ideen aufgedrückt haben; — die damals Träger grosser Principien, Entdecker neuer Bahnen auf dem Gebiete der Kunst gewesen sind. Die kühnen Architekten zur Zeit Ludwigs des Heiligen und Karl August's in Frankreich, ein Pierre de Montereault, Villars de Honnecourt, Männer wie Ervln von Steinbaeh, Arler von Gründ; Bildhauer wie Nikolaus von Pisa, Krafft, Veit Stoss; Maler wie Giotto, Eyck, Masaccio, Dürer, Holbein, die Gründer von Schulen, die Träger gewaltiger Ideen sind die wahren Repräsentanten des Mittelalters, die Regeneratoren der Kunst, die Erzieher ihres Volkes. Von den Principien und Lehren, die von ihren Bauhütten und Werkstätten ausgingen, verbreiteten sich die Anschauungen, Vorbilder, Motive unter das ganze werktätige Volk, in dessen Mitte sie standen. Das eigentliche tiefere Verständnis begiunnt mehr damit, dass man es vermag die einzelnen kleineren Erscheinungen der bildenden Kunst des Mittelalters zugleich in ihrer besonderen Selbstständigkeit zu erfassen, als sie in Verbindung mit der grossen bewegenden Kunst des Mittelalters zu bringen. Ein Studium ähnlicher Art setzt allerdings mehr geistige Arbeit bei Künstlern und Gelehrten voraus, als es bei jenen Künstlern der Fall ist, welche die mittelalterlichen Kunstdenkmale wie ein Lexikon betrachten, wenn man „Ideen“ braucht, oder bei jenen Gelehrten, die es lieben, Marotten zu die Stelle von Principien zu setzen und festgefahren in irgend einer bedeutenden Richtung des Mittelalters, alle anderen Richtungen des Mittelalters ignoriren und als unserer Zeit schädlich perhorresciren, wie es, um ein sehr bekanntes Beispiel zu erwähnen, bei jenen französischen Archäologen der Fall ist, denen die starre Formenwelt byzantischer Wandmalerei ein wahrer Fortschritt in der Malerei ist und die in der Gothik schon das Stadium einer Kunsterstarrung erblicken. Allerdings ist man bei einem allzuweit getriebenen Streben, das Grosse, das Lebensprincip in der Kunst, zu erfassen, eben so leicht in Gefahr den Boden unter seinen Füssen zu verlieren, als man bei einer allzuweit getriebenen Mikrologie die leitenden

Geschichtspunkte für das Verständniß der Kunst des Mittelalters und die Anforderungen der Gegenwart aus den Augen verliert. Aber bei uns Österreichern ist die Gefahr milder gross, sich in der Hülfe zu verlieren, als in der Breite zu versanden, ohne zu positiven grösseren Resultaten für Cultur und Kunst zu gelangen. Sollen wir die gute Sache fördern, so müssen wir uns selbst gegenüber offen und wahr sein. Wir stehen nicht in der Mitte grosser Culturbewegungen, grosser Kunstbestrebungen, tiefer umfassender gelehrter Forschungen. Erst in der jüngsten Zeit haben wir uns, unseren Kräften vertrauend, in den Strom geistigen Lebens ernsthaft hineingewagt. Lange Zeit hindurch sind wir nur passive Zuschauer gewesen. Bei Nationen, die seit Jahrhunderten, seit Jahrhunderten in diesem Strome zu schwimmen gewohnt sind, treten die Gefahren nicht so leicht ein, als es bei jenen der Fall ist, die jünger und in der Leitung des Geistes Schiffes weniger erfahren sind. Jene haben nicht zu fürchten, dass eine neue stärkere Strömung sie aus dem Fahrwasser auf seichte oder sandige Stellen führt; sie erhalten sich, ihren Traditionen folgend, trotz grösseren und geringeren Abweichungen in der Richtung der Hauptströmung. Gewohnt von einem höheren Standpunkte aus die historische Entwicklung ihrer Kunst, ihrer Wissenschaft, ihrer Industrie zu betrachten, behalten sie die grossen gemeinsamen Zielpunkte aller Wissenschaft und Kunst im Auge, welche die Förderung humaner Cultur, die Veredlung menschlicher Sitte bezwecken.

Die österreichische Monarchie besitzt in allen Zweigen der Kunst Monumente genug, die geeignet sind, die hohe Kunst und ihre Stellung und Bedeutung im Mittelalter jedem recht lebendig zu machen und durch deren tieferes Studium die Kunst der Gegenwart zu fördern. Ja es gibt vielleicht wenige Staaten, die Denkmale aufzuweisen haben, wie die Dome zu Párenzo, Cremona, die Kirchen zu Kuttenberg, S. Ambrogia zu Mailand u. s. f., oder Systeme von Wandverzierungern, wie die Madonna della Arena, das Baptisterium und die Capellen S. Giorgio und S. Felice in Padua, oder umfassende Ornament-Compositionen wie das Antependium von Klosterneuburg, und die Palla von S. Ambrogio. Aber unsere Künstler studiren verhältnissmässig gerade die grossen Monumente weniger als milder bedeutende, die so zu sagen zum täglichen Hausgebrauche geeigneter und verwendbarer sind. Wie wenig ist gerade auch von Künstlern und Kunstschulen aller Art bei uns geschehen zum Verständniß solcher Monumente, wie die Marcuskirche, der Stephansdom, der Prager Dorn, die Fresken von Giotto in Padua und Jolini in Saronno? Wie oft sehen wir ganze Künstlergenerationen von Jugend auf sich an kleinen Aufgaben, dem Studium unbedeutender Werke, abquälen, während die deutsche und französische Jugend — in welcher Richtung es auch sei — sich an grossen Monumenten, an

dem Studium Rafael's und M. Angelo's Muth, Begeisterung und Verständniß der grossen Kunst erwirbt? Gehen nicht unsere Alterthums- und Geschichtsvereine überall den grossen Monumenten gewissermassen systematisch aus dem Wege? Scheuen sie sich nicht fast absichtlich, Principien zu erörtern, die mit den Monumenten im Zusammenhange stehen?

Soll die Kunstarchäologie, das Studium der mittelalterlichen Kunst, bei uns nicht zwischen Thür und Angel stehen, so muss sie sich, wie auswärts, einerseits an die ernste strenge Geschichtswissenschaft, andererseits an die hohe Kunst anschliessen. Dadurch allein wird sie im Stande sein die Interessen der Gebildeten wach zu halten, die Kunst- und Kunsteinsicht zu fördern und die wahre Cultur in allen Kreisen zu verbreiten. Abgelöst von der Wissenschaft fällt sie dem Dilettantismus in die Hände, getrennt von der lebendigen Kunst sinkt sie zur Spielerei, zu kleintlichem Vergnügen an kleinen Objecten herunter. Es ist gerade in diesem Organe, das bestimmt ist, auch kleinere Monumente, unseheinbar unhehleutendere Nachrichten und Notizen zu sammeln und ferner mit den Freunden der Kunst und des Alterthums eine ununterbrochene geistige Wechselwirkung zu unterhalten, auf den tieferen Zusammenhang archäologischer Forschungen mit der Wissenschaft und Kunst aufmerksam zu machen. Der Werth und die Bedeutung solcher kleinerer Objecte wird gerade durch die Hinweisung auf ihren Zusammenhang mit grösseren Principien geahnt, wie ein gotisches Ornament an einem Holzgefässe oder ein romanisches an einem Krumenstabe oder Leuchter erst dann seine rechte Bedeutung gewinnt, wenn man nachweist, dass es denselben Gesetzen gehorcht, aus denselben Quellen fliesst, denen wir die grossen romanischen und gothischen Dome verdanken. Die productive Kunst wird sich dann von archäologischen Bestrebungen nicht zurückziehen, nicht so sehen sich von ihr abschliessen, wie es bei uns noch theilweise der Fall ist, wenn der Zusammenhang der mittelalterlichen Kunst mit der grossen lebendigen festgehalten wird und man sich zur rechten Zeit erinnert, dass es im Mittelalter ebenfalls die schaffenden Talente waren, die der Kunst ihre Bedeutung, den Monumenten ihren Ursprung gegeben haben. Wenn es notwendig wäre, auf einen concreten Fall aus der modernen Künstlergeschichte hinzuweisen, der als eine reine Frucht jener Bestrebungen gelten kann, die Kunst des Mittelalters ihrem tieferen lebensfähigen Inhalte nach mit der Gegenwart zu verbinden, so erinnern wir, um aus dem Kreise der Architectur herauszutreten, auf Darstellungen, wie die apokalyptischen Reiter von P. Cornelius, eine Composition, die mit einem Zuge die ganze Weisheit früherer Jahrhunderte verjüngt, die ganze Belebung der Traditionen in der Kunst auf einem Gebiete in ein klares Licht gestellt hat, von dem viele meinen, dass es ausschliesslich Domäne einer bedenlosen Phantasie ist.

Die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien.

Vom Architekten A. Essenwein.

Die heutige Auffassung der Architektur theilt das Feld in zwei vollständig getrennte Gebiete, in den rein künstlerischen Theil, welcher die Form sowohl im Grossen und Ganzen, wie in den geringsten Kleinigkeiten nach gewissen Normalidealen der Schönheit bestimmt, und in den technisehen oder praktischen Theil, welcher sich auf die Herstellung jener künstlerischen Gestaltungen bezieht. Jene beiden Theile stehen, weil sie getrennt sind, so oft in grellem Widerspruch. Der Künstler betrachtet das Gewerbe als seine Dienstmagd, den Techniker als seinen Gesellen und Handlanger, welcher seine hohen künstlerischen Ideen verkörpern soll, so gut er es kann, und nimmt auf die Technik nur insofern Rücksicht, als es die „Unbehüllichkeit“ und andere bindende Rücksichten verlangen. Der Techniker bemüht sich jene abstract bestehenden Formen möglichst gut zu verwirklichen, möglichst wenig sich dem Vorwurf der Unbehüllichkeit auszusetzen; er sucht alle denkbaren Kunstleien hervor, um die Ausführung jener Formen zu ermöglichen; die ohne weitere Rücksicht auf das Material, hlos nach Formen-Idealen gedacht sind, und deren Verwirklichung in dem vorhandenen Materiale oft geradezu unmöglich scheint. So begnügt man sich in den meisten Fällen das Gebäude als einen nackten Kasten herzustellen, dem die Architecturformen in fremden Materialien als Kleid un-gehängt werden.

Diese Auffassung ist indeessen in der Architecturge-
schichte in solehem Umfange und solehem Rücksichtslosigkeit ganz neu und kann nur in einer Zeit Platz greifen, wo der Entwicklungsgang kein natürlicher, wo man über den Begriff des Baues und über das Verhältniss der Form selbst nicht im Klaren ist. Die alten Völker und Zeiten hatten ganz andere leitende Grundgedanken. Wie sich die Völker selbst meist aus der Barbarei zur Cultur hervorgearbeitet haben, so entwickelten sich auch in ihrer Baukunst die Formen erst nach und nach aus der Sache selbst und standen nicht von vornherein als fertige Ideale massgebend da. Die Anfänge der Architektur bestehen darin, dass man Stein auf Stein legte, oder Holz an Holz fügte; erst im Laufe der Zeiten sucht die sich immer mehr entwickelnde Construction auch Form zu gewinnen, und mit ihren Fortschritten dem Materiale auch entwickeltere, reichere, klarere, bewusste künstlerische Formen zu geben. Man wollte auch in den Architecturformen den Fortschritten der Cultur und der dadurch stets weiter geförderten Ausbildung und Feinheit aller Sinne Ausdruck geben.

Da sich aber die Formen mit der Construction selbst entwickelten, so standen sie auch selten mit ihr im Wider-

spruch, so lange die Cultur aufwärts stieg. Sie gab der Construction einen künstlerischen Ausdruck; die Construction war das ursprünglich Vorhandene, die Form das darunter Einwirkung verschiedener Einflüsse Entwickelte, Einflüsse, wie Klima, Denkweise des Volkes, äussere Bedürfnisse u. s. w., die auch schon für die Construction selbst massgebend waren.

Unter diesen Einwirkungen ist auch die des Baumaterials selbst nicht gering anzuschlagen; da es nicht nur durch die Art der Zusammensetzung, sondern auch durch seine eigenen Eigenschaften der Schwere, Härte, Widerstandsfähigkeit gegen äussere Angriffe, durch seine Dauerhaftigkeit gegen die Witterung die Grundlage für die Construction wie für die Formenbildung abgab, welche den Einfluss des Bedürfnisses wie der sich entwickelnden Cultur auszubilden strebte; denen es auch zugleich die äusserste Grenze feststellte, die sie ungegrast nicht überschreiten durften,

Eine solche Entwicklung aus der Barbarei heraus zeigt die Cultur des Mittelalters, einen solchen vornehmlich in sich selbst gegründeten Entwicklungsgang seine Architectur. Wir dürfen jedoch das Wort Mittelalter nicht in der strengen historischen Bedeutung nehmen, die darunter die Zeit vom Untergange des römischen Reiches im Jahre 476 bis zur Entdeckung Amerika's im Jahre 1496 versteht; wir verstehen unter „Mittelalter“ in der Architectur die Entwicklung derselben im romanischen, ihre Blüthe im Beginn und ihre Ansartung bis zum Schlusse des gothischen Stils; wir scheiden uns unserer Beziehung „mittelalterliche Architectur“ sowohl die Nachklänge der Antike im ersten Jahrtausend, als ihre Wiederaufnahme am Ende des XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts (in Italien) aus, wir nehmen aber ihre Ausläufer dazu, die sie in den nordischen Ländern durch fast ein Jahrhundert nach dem Schlusse des Mittelalters (im streng historischen Sinne) trieb.

Die alte Cultur war längst vor Untergang des römischen Reiches sich geworden, war aber damit nicht plötzlich begraben worden; noch begann von da an die neue Cultur. Durch das Christenthum waren schon früher neue Elemente in die alte Cultur hereingekommen. Das Christenthum suchte über seine Anhänger über die Erde zu erheben und betrachtete es daher nicht als seine Aufgabe, so schnell als möglich eine neue Kunst ins Leben zu rufen; es schied aus der alten nur das aus, was ihm widersprach und benützte das vorhandene Brauchbare. Es arbeitete nicht auf Untergang der alten Baukunst hin und auf Entwicklung einer

neuen; — dies thaten die Völker, welche dem weltgehietenden römischen Reiche ein Ende gemacht.

Sie waren Barbaren; trotzdem aber hatte die Kunst, welche sie vorfanden, auf ihre Gemüther einen Zauber geübt, so weit solche Barbaren ihn zu empfinden im Stande waren, und diejenigen unter ihnen, welche früher mit den Römern in Verbindung gestanden waren, welche theilweise römische Erziehung genossen hatten, welche empfänglicher und gebildeter waren als ihre Kameraden, suchten sicher einen Hass gegen die Kunst selbst, als ein von ihren Feinden gepflegtes Gebiet des Lebens, als ein verächtliches Gut, das eine Folge der Entartung sei, nur so lange zu nähren als sie jene in den Kampf gegen die Römer führen wollten.

Der mächtige Eindruck der antiken Kunst auf die Eroberer ist unlängbar, und so finden wir auch manche Versuche zu ihrer Erhaltung und Wiedererwerbung.

Wir erinnern beispielweise an den grossen Ostgoten Theoderich. Aber die Bemühungen waren vergebens; die alten Kunst- und Handwerkstraditionen kamen mit der Kunst immer mehr in Vergessenheit.

Noch einmal glaubte man die antike Kunst solle wieder aufstehen. Karl der Grosse hatte wieder ein Weltreich begründet, er hatte mit eiserner Faust die Völker unter sein Joeh gebeugt und suchte ihnen mit dem Christenthum auch Gesittung einzupflanzen. Er hatte sein Reich zur Fortsetzung des römischen gestempelt, als ihm der Papst im Jahre 800 die Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Er suchte Kunst und Wissenschaft zu befördern als mächtigster Hebel der Civilisation; aber er dachte nicht an Begründung einer neuen Kunst, so wenig als seine Vorgänger, sondern an Wiedererweckung der römischen Künste, wie er das römische Reich wieder erweckt hatte. Seine Kunst war freilich nur so römisch als sein Reich; es waren die alten Formen nur so weit, als man sie aufzufassen im Stande war.

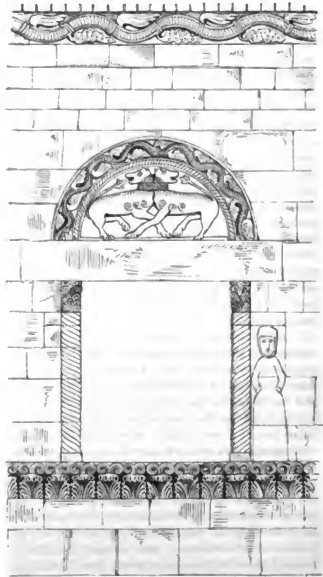
Karl's Nachfolger vermochten so wenig seine Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft fortzusetzen, als sie im Stande waren sein Weltreich zu erhalten; die Barbarei machte immer grosse Fortschritte, und ausser dem Samen, das in Klostermauern eingeschlossen fortkieimt, war gegen Ende des ersten Jahrtausends die Cultur und mit ihr die Kunst fast verschwunden.

Bald aber sprosst der verborgene Keim hervor und von da an können wir erst die selbstständige Entwicklung der eigenthümlichen mittelalterlichen Cultur, die Entwicklung der mittelalterlichen Künste rechnen, als deren Ausgangspunkt wir in runder Zahl das Jahr 1000 rechnen können. Es waren früher schon einzelne Anfänge gemacht worden, aber sie waren ohne Einfluss; erst als das Volk, das mit dem Jahre 1000 den Untergang der Welt erwartet hatte, neue Lebenskraft, neuen Lebensmuth gewonnen hatte erst da flog es an, einer Cultur sich zu erschliessen, für die es das Christenthum fähig gemacht hatte, einer Cultur, die aus denselben Klostermauern hervorkieimt, aus

denen es die Pflanze seines neuen Glaubens erhalten hatte.

Die Anfänge sind roh, die alten Traditionen waren vergessen, man musste in der Construction von vorne anfangen und in der Kunstform war man auf einem Standpunkte, der fast dem der mexicanischen Denkmale gleich kam.

Betrachten wir beispielweise die Reste der alten 2thürmigen Façade des Domes zu Wetzlar ¹⁾, die noch im Innern des gothischen Thurmbaues sich erhalten hat, oder die des Schlosses zu Neuenburg ²⁾ aus dem X. Jahrhundert (Fig. 1).



(Fig. 1.)

das schon weit ausgebildete Gallusportal am Dome zu Basel, ein Rest des Baues Kaiser Heinrich's II. des Heiligen

¹⁾ Abgebildet in Kugler's „Kleinen Schriften“ II. 168.

²⁾ Nach einer Abbildung im 5. Bande der Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich, 1852.

u. a., so zeigt sich auf den ersten Blick ein Urzustand, in dem man kaum die Entwicklungsfähigkeit vermuthen würde, welche zwei Jahrhunderte später die glänzendsten Erfolge der Baukunst verbreitete.

Die mittelalterliche Kunst hatte sich unter den verschiedensten Verhältnissen an verschiedenen Orten zu entwickeln gesucht, und doch die Einbeit in der Entwicklung stets durch den Umstand gewahrt, dass sie von einer Corporation ausging, die auf dem ganzen weiten Gebiete im innigsten Zusammenhange stand — von der Kirche und den Klöstern. So musste auch überall derselbe Weg eingeschlagen werden zur Lösung derselben Aufgabe, und die Modificationen nach den verschiedenen örtlichen Eigentümlichkeiten treten erst in zweiter Reihe hervor. Ein Theil der Modificationen ging gerade davon aus, dass man überall denselben Weg einschlug. Man ging überall von dem Baumaterialie aus, mit dem man die nöthigen und gewünschten Räume construirte, und dieser Construction suchte man dann Formen zu geben.

So kommt es, dass sich nach den verschiedenen Baumaterialien auch verschiedene Bauweisen ausgebildet haben, dass bei aller Einbeit im Ganzen sich doch der Backsteinbau anders gestaltete als der Hausteinbau, und dass der Holzbau wieder andere Formen annahm, wie sie den Eigenschaften jedes dieser Materialien entsprachen. Die wichtigste Stelle nimmt unter ihnen der Haustein ein, weil er am meisten monumental ist, weil er sich fast in jede Form bringen lässt, weil er bis zu einer gewissen Grenze in jeder Grösse zu haben ist. Dazu kommt noch der Umstand, dass er gerade in den Gegenden das herrschende Baumaterial war, wo durch die Culturentwicklung zugewiesen, auch die neue Kunstentwicklung ihren Mittelpunkt hatte, am Rhein und an der Seine. Die Entwicklung des Steinbaues führt uns somit die idealsten und höchsten Gestaltungen vors Auge.

Da die mittelalterliche Kunst sich am Kirchenbau entwickelte, der ihr die höchste und idealste Aufgabe gestellt hatte, so haben wir bei Betrachtung des Entwicklungsganges die kirchliche Kunst ausschliesslich ins Auge zu fassen.

Die Aufgabe war hier die, einen geschlossenen, in die Höhe strebenden Raum zu errichten, der bestimmt war eine grosse Versammlung aufzunehmen, ihr gewisse Augenpunkte zu bieten und dahin ihre Aufmerksamkeit zu lenken, so wie den Raum der verschiedenen Gliederung der Versammlung entsprechend in verschiedene Theile zu gliedern. Dies der materielle Theil der Aufgabe. Die Versammlung sollte aber erhoben und vorbereitet werden auf den Gottesdienst, dem sie beizuwohnen berufen war, das Gebäude sollte zugleich eine würdige Stätte des anblütigen Opfers sein, das in der heiligen Messe dargebracht wird. Hieraus ergab sich ein idealer Theil der Aufgabe, der vornehmlich gestaltend auf das Innere und Äussere des Kirchengebäudes einwirkte.

Dieselbe Aufgabe war schon der christlichen Antike gestellt worden, und sie hatte als entsprechende Formen die

der Basilica und des Centralbaues festgestellt, von denen die erstere Form in der katholischen Kirche vorherrschende Anwendung erhielt. An sie knüpfte auch das Mittelalter an, als an eine befriedigende Lösung der gestellten Aufgabe, und behielt nur für kleinere und ausnahmsweise Fälle den Centralbau bei.

Man nahm denselben Grundplan, den durch Säulen in drei Schiffe getheilten Raum, wobei das Mittelschiff grössere Breite und Höhe hatte als die Seitenschiffe, das Querschiff als Abschluss des Langhauses in derselben Höhe wie das Mittelschiff; das dem Querhause sich anschliessende Chor, das hier nicht mehr eine einfache Apside ist, sondern durch eine Fortsetzung des Langhauses vergrössert wird, die zwischen das Querschiff und die Apside hereintritt. Durch eine grössere Anzahl von Apsiden bilden sich mannigfaltige Combinationen. Als wesentlich neuer Theil tritt das Glockenhaus, das seither isolirt neben der Kirche gestanden hatte, mit ihr in Verbindung und tritt bald als eine über das Bedürfniss hinausgehende, mehr symbolisch decorative Baumassee theils einzeln, theils in grösserer Zahl am selben Gebäude auf. Ausser dem Thurne kommt noch die vom Centralbau herübergenommene Kuppel mit der Basilica in Verbindung, und erhebt sich über der Kreuzung des Lang- und Querhauses.

Die Dimensionen sind indess anfangs meist sehr gering im Vergleiche zu denen, welche die alten Basiliken, z. B. St. Peter und St. Paul in Rom, zeigten, der Architecturcharakter plump und roh, die Säulen, welche die Schiffe trennen, stehen eng beisammen, die Mittelschiffweite ist gering. Die Säulen selbst sind stark verjüngt und weit entfernt von dem reinen Ebenmass der Antike; die Säulenfüsse und Knäufe weit ausgedehnt, letztere in schwerer Würfelform; eine schwere Mauermaasse ruhet auf der Säulenstellung, die nur durch kleine aus- und einwärts abgebrägte Fenster erleichtert ist, die hoch oben dicht unter der Decke angebracht sind. Die Decke des Mittelschiffes ist der einfache Dachstuhl, der innen sichtbar bleibt. Ebenso ist die Architectur der Seitenschiffe, die indessen wie auch in der altchristlichen Basilica schon frühe überwölbt wurden. (Vergleiche die Ansicht der Kirche zu Schwarzach bei Offenberg in Baden, Figur 2)¹⁾.

Das Äussere des Kirchengebäudes, das in der altchristlichen Basilica fast gar nicht zu künstlerischem Ausdrucke gekommen war, ist allerdings jetzt durch Anlage der Thürme und Kuppel zu einer geschlossenen Gruppe abgerundet, aber derselbe Massencharakter der im Innern drückend und beengend wirkt, lässt auch das Äussere stark und schwer erscheinen; es ist ein System von Mauermaassen mit geringer Durchbrechung und Gliederung; die wenige Gliederung ist vollständig roh; das Ornament, sowohl Pflanz-, als Thier- und Menschengestalten, oft phantastisch unter einander

¹⁾ Nach einer Zeichnung von † Eisenlohr

vermengt (ohne jedoch darum willkürlich zu sein, da grossentheils symbolische Gedanken diesen Gestalten zu Grunde liegen) zeigt ebenfalls fast die äusserste Grenze barbarischer Formbildungen.

Nach und nach entzogen jedoch aus diesem Keime entwickeltere Formen; die Dimensionen vergrössern sich, die Rohheit macht ausgebildeteren Gestaltungen Platz und sehen aus den Bauten vom Anfange des XII. Jahrhunderts weht uns ein Geist reifer Klarheit entgegen. Das XII. Jahrhundert zeigt uns wichtige Fortschritte; vor allem die Einführung der Wölbung ins Mittelschiff, ein Problem, dessen Lösung manche Versuche erforderte, das aber als die erfolgreichste Neuerung angesehen werden muss, die je im Gebiete des Kirchenbaues gemacht wurde. In ihr ruhen die glänzenden Erfolge, welche die Kunst im Laufe zweier Jahrhunderte errang. Schon die altchristliche Kirche hatte unbewusst auf dieses Ziel hingearbeitet. Sie hatte schon in früheren Zeiten an die Stelle des Architravs über den Säulen, welche die Schiffe trennen, den Rundbogen gesetzt; die schon vom Beginn gebräuchliche Wölbung der Apsis, der Triumphbogen an der Apsis und bei der Trennung vom Lang- und Querhaus musste den Gedanken nahe legen, in Harmonie damit auch das hohe Schiff durch eine Wölbung zu überspannen, und wir haben Nachrichten, dass Theodosius II. durch den Baumeister Rufinus über das Schiff der von Konstantin erbauten S. Sophia in Konstantinopel ein Tonnengewölbe spannen liess, nachdem im Jahre 404 die

hölzerne Decke abgebrannt war. Indessen war die hier angewendete Form des Tonnengewölbes zu unpraktisch, als dass sie weitere Verbreitung hätte finden und auf die Entwicklung der Architectur hätte Einfluss bekommen können. Die Wölbung der Centralbauten im Morgen- und Abendlande, insbesondere die der neuen Sophienkirche, welche Justinian erbaut hat, zeigen deutlich, dass es nicht mangelnde Technik war, sondern ungenügender architektonischer Ausdruck, welcher die Wölbung vom Hauptschiff der Basilica fernhielt. Es waren gewisse Umbildungen nötig, zu denen man sich nicht sobald entschliessen konnte. Vor Allem musste zum festen Stand des oben schwebenden Gewölbes die Säulenstellung in eine massige Pfeilerstellung verwandelt werden, entweder so, dass an die Stelle aller Säulen Pfeiler treten, oder dass wenigstens zwischen die Säulen einzelne Pfeiler eingestellt wurden, auf welche dann die Last des Gewölbes geleitet wurde. Am meisten hatte die Basilica S. Prassede in Rom (817 — 24) Vor-



(Fig. 2.)

schub geleistet, wo immer je 2 Säulen mit einem Pfeiler wechseln; wo diese Pfeiler als Wandgliederung höher hinaufsteigen als die Säulen, und wo dann die gegenüberstehenden Pfeiler durch einen grossen über das Mittelschiff gespannten Bogen verbunden sind. (Vergl. Fig. 3)¹⁾.

Zwar hatte die Basilica S. Vincenzo alle tre fontane ebenfalls eine Pfeilerstellung, auch S. Balbina, allein diese

¹⁾ Dieser Holzschnitt ist nach der Zeichnung auf Taf. XXX in Bunsen's Werk: „Die Basiliken des christlichen Roms etc.“ ausgeführt.

so wenig als die Wölbung der Seitenschiffe konnte der Wölbung des Mittelschiffes Eingang verschaffen, so lange man sich nicht zu dem Schritte entschloss, der in S. Prassede geschehen war, nämlich den vollständigen Horizontalismus aufzugeben und einer Verticalgliederung der Wände Eingang zu verschaffen. Da ein durchgehendes Tonnengewölbe zu viel Seitenschub veranlaßt hätte, so musste eine Wölbung mit Kuppel- oder Kreuzgewölben angelegt werden, die auf einzelnen über das Schiff gesprengten Bogen ruhen, wie sie S. Prassede zeigt; die Kämpferpunkte des Gewölbes mussten durch eine Verticalgliederung verstärkt und gestützt, zugleich auch des künstlerischen Organismus wegen, der Blick durch diese Verticalgliederung vom Boden zum Kämpfer emporgeliehet werden.

Aber für die weitere Entwicklung der altchristlichen Architectur kam S. Prassede zu spät; das IX. und X. Jahrhundert waren einer architektonischen Ausbildung nicht günstig; und es war erst dem Schlusse des XI. oder Beginn des XII. Jahrhunderts vorbehalten, das Princip zu lösen.

Die früh-romanischen Bauten Deutschlands zeigen, wie oben bemerkt, dieselbe Hauptanordnung des Langhauses, wie die Basilica; auch in Italien schloss man sich dem Basiliken Vorbilde wieder an.

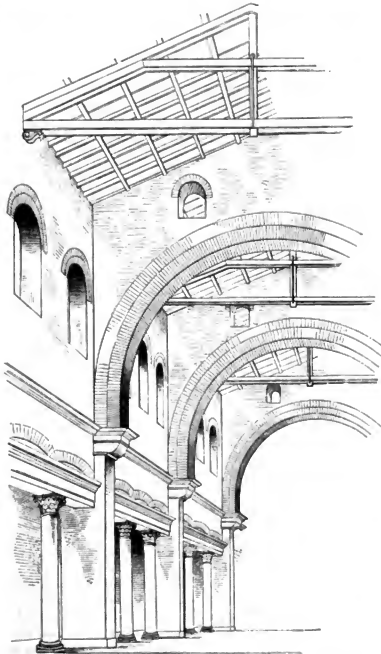
Doch sehen wir anderwärts schon lange vor einer Einführung der Wölbung eine Verticalgliederung der Wände an den Bundstellen des innen sichtbaren Dachstuhles, so in

England in S. Peter in Northampton, in der Kirche der Waltham-Abtei, im Querschiff der Kathedrale von Peterborough, in Frankreich in S. Remi in Rheims (XI. Jahrhundert), in Deutschland S. Ursula in Cöln etc.

Im südlichen Frankreich waren unter Einfluss der byzantinischen Kirche S. Marco zu Venedig und ihres Nachbildes S. Front zu Pergeux eine Anzahl einschiffiger Langhaus-Kirchen entstanden, die mit einer Reihe von Kuppelgewölben bedeckt sind, z. B. die Abteikirche zu Fontevault aus dem XII. Jahrh.¹⁾ Auch einige andere Kirchen d. südlichen Frankreichs zeigen eine Kreuzwölbung mit inneren Widerlagen in gleicher Art, wie der Friedentempel des Constantin in Rom. Indessen fand diese Bauweise keine weitere Verbreitung.

Man hat sich in anderen Theilen Frankreichs, sobald man das Mittelschiff wöhlen wollte, theils der rundbogigen, theils

schon frühzeitig der spitzbogigen Tonnengewölbung bedient. Doch fand eine Verticalgliederung auch hier Statt, indem Halbsäulen von den Pfeilern aufsteigen und vortretende

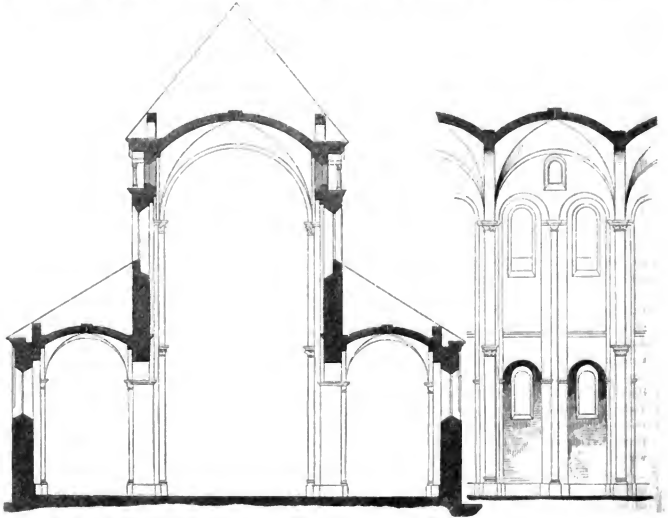


(Fig. 3.)

¹⁾ Vgl. Viollet le Duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture française de XI. au XVI. siècle. I. Band S. 171.

Gurten tragen. Erst das Schiff der Klosterkirche zu Vézelay¹⁾, eines der Hauptklöster des Benedictiner-Ordens in Frankreich, zeigt eine Einführung des Kreuzgewölbes, doch baute man in der Mitte des XII. Jahrhunderts noch die Kirchen zu Autun, Beaune, Saulieu mit Tonnenwölbung des Mittelschiffes. Für England nennt Bloxam²⁾ die Krypta der

felhaft, dass eines derselben über die Mitte des XII. Jahrhunderts hinaufreicht. Jenes zu S. Michele zu Pavia, das man früher als eine der ältesten longobardischen Bauten zu bezeichnen liebte, zeigt in seiner Durchbildung das Ende des XII. Jahrhunderts, wenn schon manche Detailformen auf frühere Zeit zu verweisen scheinen.



(Fig. 4.)

Kathedrale zu Canterbury 1173 als den ältesten bedeutenden Gewölbebau und die Kathedrale zu Durham scheint die älteste auf gewölbtes Mittelschiff angelegte Kirche zu sein.

Auch die Normandie ist nach H. Gally Kneigt's Ansicht erst in der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts zur Wölbung der Mittelschiffe geschritten.

In Italien war die Lombardie die Gegend, wo zuerst gewölbte Mittelschiffe aufkamen; es ist indessen sehr zwei-

Über Spanien ist zu wenig bekannt, indess ist seine Lage zu isolirt und zu entfernt, als dass es grossen Einfluss auf die Architectur des mittleren Europa's hätte ausüben können, und die Lage der Christen den Mauren gegenüber lässt auch keine grossen Fortschritte im Kirchenbau erwarten.

Wir dürfen somit wohl schliessen, dass der Schritt, welcher die Grundlage der Umgestaltung der Baukunst gab, die Überdeckung des Mittelschiffes mit Kreuzgewölbe, in Deutschland und zwar in den Rheingegenden zuerst gemacht wurde.

Wir brauchen der Restauration des alten Domes zu Cöln von Boisseré nicht zu gedenken, welche letzterer als einen Gewölbebau bezeichnet (814—73), denn der Plan

¹⁾ Vgl. Viollette Duc: Dictionnaire raisonné de l'architecture française de XI au XVI. Siècle. I. Bd. S. 163 u. 184.

²⁾ Vgl. Die christliche Kirchengeschichte des Abendlandes etc. von G. G. Kallenbach und Jak. Schmidt. S. 39.

von St. Gallen zeigt eine einfache Säulenbaulichs. Auch S. Maria auf dem Capitol in Cöln, die als eine der ältesten am Rhein bestehenden betrachtet werden kann und deren Chorthel in Wesentlichen der Mitte des XI. Jahrhunderts angehört¹⁾, hat im Langhause eine viel jüngere Wölbung. Wir werden also auf die oberrheinische Gruppe hingewiesen, in denen die Dome zu Speier und Mainz die grossartigste Enthaltung des Systems zeigen.

Viollet le Duc bemerkt²⁾, dass die Architekten des alten Austrasiens (Elsaas, Lothringen) durch die Entwicklung ihrer Architectur und durch die vorhandene römische Tradition eher auf die Einführung der Kreuzgewölbe ins Mittelschiff geführt werden mussten, als die Baumeister der Isle de France, Champagne und anderer Länder. Die Kathedrale von S. Die, deren Entstehung in die 2. Hälfte des XI. Jahrhunderts fällt, und die wahrscheinlich dieselbe Grundrissanlage mit 2 Abrissen zeigt wie der Dom zu Mainz, Worms, Verdun, Laach u. s. w., hat ein über quadratischen Feldern gewölbtes Mittelschiff. Doch waren hier die Seitenschiffe ehemals eingewölbt, da sie nur die halbe Breite des Mittelschiffes hatten, also keine Quadrate für die Kreuzwölbung boten. Erst im XII. Jahrhundert stellte man Zwischenpfeiler zwischen die Hauptpfeiler und wölbte auch die Seitenschiffe.

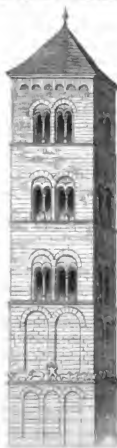
Die Bauwerke jener Gegenden sind mir zu wenig bekannt, als dass ich die Reihenfolge bis zu der Mainz-Speier Gruppe verfolgen könnte.

Nach Quast's Annahme³⁾ ist die auf Wölbung berechnete Anlage des Mainzer Domes nach dem Brande von 1137 zu setzen, wenn auch die Gewölbe selbst erst der Mitte des XIII. Jahrhunderts angehören, während die Gewölbeanlage des Domes zu Speier nach dem Brande von 1159 zu setzen wäre. Er gibt jedoch an, dass die inneren Wände des Seitenschiffes die er sah, als der Verputz weggenommen war, um für die neuen Frescogemälde vorbereitet zu werden, dieselbe Structur zeigen wie die der Klostersruine zu Limburg, die zugleich mit dem Dome zu Speier von Kaiser Konrad 1030 gegründet (1039 geweiht) wurde. Wenn nun auch seine Auseinandersetzung als richtig angenommen wird, dass dieser erste Bau nicht auf Wölbung berechnet war, da das charakteristische derselben, die Quaderwandpfeiler der Seitenschiffe, sichtlich erst später eingesetzt seien, so könnte dies immerhin schon bei dem Bau, der 1061 geweiht wurde (ohne vollendet zu sein), gesehehen sein; denn aus dem Umstaude, dass in Speier die Haupt- und Zwischenpfeiler gleich breit angelegt sind, in Mainz aber ungleich, liesse sich wohl auf eine früher über die Resultate der Wölbung noch nicht ins Klare gekommene Periode schliessen⁴⁾.

Es kömmt übrigens bei Darstellung des Entwicklungsganges auf eine Jahreszahl nicht an und wir dürfen das linke Ufer des Oberrheins als die Heimath dieser Art Wölbung betrachten, als die Gegend wo die Wölbung der Mittelschiffe nicht blos technisch ermöglicht war (dies wäre sie längst gewesen), sondern auch eine Form gefunden hatte. Von viereckigen Pfeilern gehen Streifen und Halbsäulen schlank in die Höhe, die an den Hauptpfeilern bestimmt sind die Gewölbeanfänge aufzunehmen, an den Zwischenstellen sich durch Bogen aber unter einander verbinden und so eine vollkommene Verticalgliederung in Harmonie mit der an den Hauptpfeilern bedingten, herstellen. (Vgl. Fig. 4.)

Wir haben oben bemerkt, dass die Kirche auch im Äussern durch den romanischen Styl zu einer künstlerisch bedeutsamen Gestaltung geführt worden ist, durch Zufügung der Thürme, die in verschiedener Zahl dem Gebäude zugefügt wurden. durch Errichtung der Kuppeln über die Kreuzung des Lang- und Querhauses, durch vermehrte Anlage und mannigfache Gruppierung der Apsiden.

Die Grundform der Thürme ist entweder quadratisch oder was im XI. Jahrhundert häufig der Fall ist, rund, eine



(Fig. 5.)



(Fig. 6.)

Anordnung, die, nach dem Grundrisse von S. Gallen zu schliessen, noch aus der früheren Zeit herübergekommen ist, und

1159 entstanden sein soll. Wenn sie auch nicht die ursprüngliche ist, so halte ich sie jedenfalls der Zeit Heinrich's IV. angehörig.

¹⁾ v. Quast: Zur Chronologie der Gebäude Cöln's.

²⁾ Dictionnaire raisonné de l'architecture etc. I. Bd. S. 210.

³⁾ v. Quast: Die romanischen Dome zu Mainz, Speier und Worms.

⁴⁾ Ich konnte überhaupt nicht mit der Ansicht v. Quast's vertraut werden, dass die ganze Innen-Architectur des Speier Domes erst nach

die sich am Dome zu Worms, S. Paul daselbst, Mainz, Limburg, Laach, Mersburg u. s. w. zeigt. Die Thürme sind in Stockwerke getheilt, die am untern Theile undurchbrochen und höchstens durch Blendenglieder, oben durch Reihen von Fenstern unterbrochen sind. (Vgl. Fig. 5 u. 6.)

Hierbei zeigt sich ein schon sehr früh beliebtes Motiv, das sich die ganze Periode über erhielt, nämlich eine Gruppierung der Fenster zu je zwei oder drei, die dann statt der

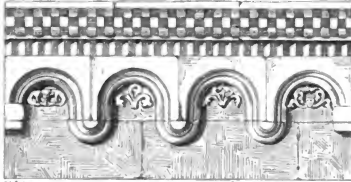
Bogens findet sich auch sehr früh schon die Anordnung, das ein Fries von kleinen Bogen, deren Schenkel auf Consolen aufsitzen, die Lesenen verbindet.

Die Thurmspitzen werden auf verschiedene Weise theils von Stein, theils von Holz errichtet, entweder als Satteldächer mit 2 Giebeln, oder mit 4 Giebeln, über denen sich eine schwere 4- oder 6seitige Spitze erhebt.

Die äusseren Langtheile der Kirche bleiben bis zum



(Fig. 7.)



(Fig. 8.)



(Fig. 9.)

Trennungspfeiler ein Säulchen erhalten, über das ein ausladender Kämpfer zu liegen kommt, der die Mauerstärke wieder vermittelt, um so den Bogen aufnehmen zu können.

Um solche gekuppelte Fenster wird häufig auch ein gemeinschaftlicher Entlastungsbogen gespannt, welcher hauptsächlich den Zweck hat, bei sehr dicken Mauern einen Theil dieser Dicke von den Fenstern wegzunehmen, um so nicht den Kämpfer auf den Säulchen zu weit ausladen zu müssen. Eine Gliederung der nicht durchbrochenen Thurmtheile wird bald durch Lesenen hewerkstelligt, zwischen welche sich Bogen von einer zur andern spannen; statt des einen

Schlusse der romanischen Periode sehr einfach. Sie sind mit verhältnissmässig kleinen Fenstern durchbrochen, die theils eine einfache Absträgung, theils später eine reiche gegliederte Einfassung zeigen. Lesenen werden zwischen die Fenster gestellt und oberhalb durch Bogenfriese verbunden. Manchmal treten an die Stelle der Lesenen Halbsäulen, an die Stelle der Bogenfriese Consolenreihen. Die Bogenfriese sind anfangs förmlich als kleine Bogen construiert und ohne Gliederung (Fig. 8); später wurden sie im Ganzen aus Steinplatten gemeisselt und erhalten natürlich fast gar keine Ausladung mehr (Fig. 9).

(Schluss folgt.)

Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten.

Von Alois Messmer¹⁾.

Der Hauptzweck meiner Reise durch einen Theil der Lombardie war nicht die Erforschung der Baudenkmale, und diese musste, so gern ich ihr auch mehr Zeit und Studium zugewendet hätte, häufig anderen Rücksichten untergeordnet bleiben. Die folgenden Mittheilungen machen daher

weder auf Vollständigkeit noch Neuheit der Beobachtungen Anspruch; sie sollen blos den Blick der Kunstfreunde auf eine Reihe der Denkmale hinlenken, die zu den herrlichsten des Kaiserthums gehören und wo möglich eine kleine Anregung sein, dass ihre Erforschung zusammenhängender und vollständiger in Angriff genommen werde.

I.

Trient.

Wir können bereits in Trient beginnen, theils weil die dortigen Baudenkmale aus alter Zeit noch nicht beschrieben sind, theils weil schon manches davon nach Italien und künstlerischen Einflüssen von dort her deutet. Ein merkwürdiges Baustück sind die alten Stadtmauern, die stückweise noch erhalten sind. Sie bestehen aus Bruchstein mit gabelförmigen Zinnen und sind von Strecke zu Strecke

¹⁾ Vorleser der Aufsätze wurde aus von dem Verfasser im Sommer des Jahres 1857 aus Mailand angesandt, mit dem Wunsche, denselben erst dann zu veröffentlichen, bis er noch einige der hervorragendsten Baudenkmale der Provinz Venedig in Augenschein genommen haben würde, um nach den gewonnenen Erfahrungen allfällige Zusätze und Ergänzungen vornehmen zu können. Die Reise durch das ganze venetianische Gebiet unterließ jedoch, weil schon damals die körperlichen Leiden Herrn A. Messmer's mithigten, das mildere Klima von Florenz aufzusuchen. Leider konnte er aber auch später seine Wünsche nicht mehr in Erfüllung bringen, da er — wie wir schon früher mit innigster Theilnahme gemeldet — im Monate September 1857 zu Rom starb. — Wir veröffentlichen aus dieser Skizze in der Form, als sie uns zukam, und glauben, dass die Charakteristik der Kunstwerke — wie wohl sie nicht in Entwerferstücken auf Vollständigkeit Anspruch macht — doch von Werth sein dürfte. D. Red.

mit inwendig offenen Viereckthürmen versehen. Man sieht dies nicht selten an alt-italienischen Stadtmauern; die meiste Ähnlichkeit haben sie jedoch mit den sogenannten Mauern Theodorich's in Verona. Die letzteren haben von Theodorich wahrscheinlich nichts mehr als den Titel, sind aber wohl ein Überbleibsel aus longobardischer Zeit und dasselbe dürfte mit den Mauern von Trient der Fall sein. Das Mauerwerk stimmt ganz mit anderen longobardischen Bauten überein, z. B. am alten Dom in Brescia. — Sonst ist von profanen Bauten aus alter Zeit in Trient nicht viel übrig geblieben. An der Etschbrücke steht noch der Wagnathurm, der von seinem Erbauer Bischof Friedrich von Wangen (1207—1218) den Namen hat. Er bildet ein hohes, unförmliches Viereck, grossentheils aus Backstein aufgemauert. Seine jetzige Verwendung als Arrestlocaal hat ihm den wenigen Schmuck, den ihm die alten Rundbogenfenster u. dgl. gehen mochten, vollends abgethan und nur einen armen Stumpf übrig gelassen. Was von der alten Bischofsburg noch geblieben ist, soll später als Nachbarschaft des Domes erwähnt werden.

Unter den Kirchen findet sich eine höchst alter- und eigenthümliche, leider in einem sehr kläglichen Zustande. Es ist S. Apollinare, jenseits der Etsch in Pic di Castello am Fusse jenes isolirten Bergrückens gelegen, welcher Dos di Trento heisst. Die Kirche besteht aus einem Unter- und Oberbau. Die Unterkirche bildet von innen zwei gleiche Quadrate (14 Schritt lang und breit), von achteckigen Kuppeln überwölbt. Die vier Hauptmauern steigen roh und ohne Gliederung empor. Auf dem zweiten Drittel der Höhe etwa sitzt in den vier Ecken ein unförmlicher Tragstein, aus dem ein Gewölbewinkel schräg aufsteigt, um das untere Vier- und das obere Achteck in roher Weise zu vermitteln. Auf den Mauerflächen und diesen Winkeln ruht der achtsseitige Unterbau der Kuppel (Tamhour). Seine acht Ecken sind mit kurzen Wandsäulchen ausgelegt, die aus plumpen, eihelförmigen Tragsteinen herauswachsen und ein rohes Würfelcapitäl haben. Dies trägt eine abgeschmutzte Deckplatte, hinter der ein Gesims läuft und den Tamhour nach Oben schliesst. Von den Deckplatten laufen acht Rippen nach dem Scheitelpunkt zusammen, unterliegend ein viereckiges Band, darauf ein halbrunder Wulst. Der Boden des Durchganges vom ersten in den zweiten Raum nimmt fast die ganze Breite ein und ist heiderseits durch einen Pilaster mit Halbsäule, die ein rohes Würfelcapitäl mit eingeschnittenen Kanten hat, begrenzt. Die Kuppel des zweiten Raumes hat ganz dieselbe Bildung; nur ist der Wulst der Rippen strickförmig gewunden und der Schlussstein im Centrum zeigt die Figur des Osterlammes; ausserdem ist in den einzelnen Kuppelfeldern ein Ring oder Kreuz angebracht. Von der Gestalt der alten Fenster lässt sich nichts sagen; die jetzigen sind später und erbärmlich genug. Der Boden der Kirche ist, wohl durch Anschwemmungen der nahen Etsch, erhöht, daher die Verhältnisse drückend. Unter der

Tünche schauen Malereien hervor; eben so zeigt die Façade einen mächtigen St. Christoph und andere Heilige in grotesken Styl. Über die Bauzeit habe ich nichts Näheres erfahren können. Die uralte unorganische Form und zugleich die Anfänge romanischer Elemente weisen etwa auf den Übergang vom X. ins XI. Jahrhundert. — In späterer schon gothisirender Zeit wurde auf diese untere noch eine obere Kirche gebaut, wie auch der an der südlichen Ecke stehende Viereckthurm erhöht wurde; so dass das Ganze mit seinen vielen grossen und kleinen Fenstern einen schmalen überholten Eindruck macht. Aussem an Choresieht man hier und da figurirte Steine, einer z. B. trägt das Bild einer Sau. Alles ist im traurigen Verfall.

Ein merkwürdiges und in seiner Art schönes Bauwerk ist der Dom, das grösste romanische Gebäude des Kronlandes, das in seinem Styl eine eigenthümliche Mischung deutscher und lombardischer Elemente zeigt. Ausserdem haben wir durch Inschriften und die von Bonelli in den Monumentis ecclesiae Tridentinae (Ton. III) gesammelten Aufzeichnungen genügende Sicherheit über die Bauzeit. Ein losgelöster Denkstein in einem Winkel der Kirche gedenkt eines Baues, dessen sonst keine Erwähnung geschieht, im Jahre 1000 ¹⁾. Dieser Bau scheint jedoch nicht lange genügt zu haben, indem unter Bischof Ulrich II. (1022 bis 1055) ein bedeutender Umbau stattfand (*Cryptam fundavit, altare relevavit totamque ecclesiam, in melius mutavit*). Ein Jahrhundert darauf unter Bischof Altmanu (1124—49) hatte eine Renovation Statt, die übrigens den Bau des XI. Jahrhunderts in der Hauptsache nicht geändert haben wird (*ecclesiam. b. Vigiliis noviter renovavit, consecravit et.*). Gründlicher aber war der unter Bischof Friedrich von Wangen im Jahre 1212 begonnene Umbau, von dem ein Denkstein auswendig am Eckpfeiler des Chores Meldung thut ²⁾. Deutlich ist hier von einer neuen Anordnung, d. h. einem Bauplan die Rede, den der Bischof entwarf, und von einem Bau der Kirche, des Umganges und der Nebenerker. Die der Meister von Como und seine Sippschaft ausführten. Dieser Bau ist der Hauptsache nach noch vorhanden. Nur wurde unter Bischof Franz (1677—89) südlich neben dem Querschiff die Kreuzkapelle angebaut und um 1740 die Krypta verschüttet und die Kuppel erhöht. — Die Kirche ist fast allseitig frei und ganz aus dem festen Trienter Marmor gebaut. Sie bildet drei Schiffe und hat die Gestalt des lateinischen Kreuzes. Die Façade ist mit zwei Thürmen angelegt, doch nur der nördliche ausgebaut. Pfeiler

¹⁾ Anno milliesimo . . . hoc opus incertum est, sed kanale wegen der Unvollständigkeit nicht mehr existiren. Die folgenden Data bei Bonelli.

²⁾ Anno Domini MCCXII. ultima die Februarii presentate venerabile Tridentinum episcopus Federico de Wangen et disponente hujus ecclesie opus incertum et constructum Magister Adam de Aragona Civitatis diversis et circulatorum. Ipse, cui illi videbatur Aplidius cum appropinquavit intrinsece et extrinsece latius ecclesie magistris fabricavit. Cujus et eae prolixo hic scribitur sepulcrum suavit. Orate pro eis.

mit Rundbogenarcaden scheiden die Schiffe: die Seitenschiffe haben ungefähr die halbe Breite und zwei Drittel von der Höhe des Mittelschiffes; ihre halbrunden Apsiden mit besonderen Eingängen daneben befinden sich an der Ostwand des Querschiffes. Dieses selbst hat die Höhe des Mittelschiffes, tritt wenig über die Absseiten hervor und ist durch geradlinige Wände geschlossen. Über der Kreuzung der Schiffe steht die achteckige Kuppel und jenseits derselben setzt sich der Chor in der Breite des Mittelschiffes fort, gleichfalls durch eine halbrunde Apsis geschlossen. Das Innere zeigt zwischen den Schiffen zehn freistehende Pfeiler; zwei tragen ausserdem die Eingangshalle und das Hauptportal und vier die Kuppel. Sie haben einen kreuzförmigen Kern, mit Halbsäulen an den Flächen und kleinen Säulchen in den Ecken, die attische Basis mit wohlgebildetem Eckblatt und korinthisirendem Capitäl mit zwei Blattreihen von einer traubenförmigen Bildung, die in lombardischen Kirchen oft wiederkehrt. An den Wänden entsprechen den Pfeilern Wandpilaster von einer ähnlichen Gestalt. Absseiten und Mittelschiff sind mit Kreuzgewölben in sechs Feldern gedeckt, deren Längen- und Quergurten auf den Halbsäulen ruhen, die Diagonalrippen hingegen auf den Ecksäulchen. Um die Mittelwölbung zu tragen, ist die nach innen gekehrte Seite der Pfeiler an der oberen Wand des Mittelschiffes emporggeführt. Gurten und Rippen haben eine einfache, wohlverstandene Profilierung. Die Beleuchtung empfängt das Schiff durch meistens ohne halbrunde Fenster, je eins zwischen den Pilastern der Seitenwände, und durch eben so viele, die die massive Obermauer des Mittelschiffes durchbrechen. Nur die im nördlichen Seitenschiffe haben eine künstlerische Profilierung, nämlich eine Hohlkehle am Rande und ein Säulchen mit übergesspannter Wulst in der Laibung. Ein merkwürdiges Baustück ist ein offener Treppengang im Innern, der gegen das Hauptportal zu schräg an den Seitenwänden vom Boden nach den Thürmen aufsteigt; er ist in die Dicke der Mauer eingelassen und bildet nach vorne eine schön ansteigende Gallerie von Säulchen und Rundbogen. Es ist eine auf den Innenaubau angewendete Nachahmung der Bogen Gallerie, die auswendig an den Giebeln lombardischer Kirchen aufsteigen. — Vom Schiffe unter die Vierung gelangt, bemerkt man eine kräftigere Bildung der Pfeiler unter der Kuppel; ihre Höhe kommt den Scheiteln der Bogen zwischen den Schiffen gleich und ihre Capitäl sind mehr zusammengepresst. Die Kuppel selbst hat bei der Erhöhung ihre alte Gestalt verloren. Die Arme des Querschiffes haben beiderseits nur ein Kreuzgewölbe, die Stirnwände sind ohne Pilaster, die südliche durch zwei rundbogige, die nördliche durch ein Radfenster durchbrochen. Die östliche Wand hat die beiden Apsiden der Seitenschiffe, deren schräger Rahmen durch zwei Säulchen mit darüber gespannten Rundstäben gebildet wird, und daneben noch gegen die Stirnwand zu die beiden schon erwähnten Eingänge. An den Mauerwänden sind noch Reste alter Bilder sichtbar. Der

Chor hat nur ein etwas verlängertes Travée, gegen Osten durch Pilaster begrenzt, an die sich das Halbbrund der Hauptapsis ansetzt. Diese ist östlich von drei, südlich von zwei Fenstern erleuchtet; die Nordwand, an den ehemaligen bischöflichen Palast stossend, ist blind. — Von aussen ist die Fassade nicht der bedeutendste Theil; insbesondere ist der unfertige südliche Thurm störend. Aber auch der ausgebaute nördliche hat wenig organische Schönheit. Es sind vier massive viereckige Stockwerke, durch Gesimse gekrönt, das oberste mit einem Rundbogenfenster; darauf sitzt noch ein achteckiges Stockwerk, dessen jede Seite mit einem säulengetheilten Doppelfenster versehen ist, und darüber das Kuppelrad. Der obere Theil des Thurmes ist ein Neubaubau der Zeit der Mittelkuppel. — Der mittlere Theil der Fassade zwischen den Thürmen zeigt unten das Hauptportal, dessen Seiten mit deutscher Weise abgesehägt und mit Säulen geziert sind, über die sich entsprechende Rundbogen wölben. Es ist eine reiche und sorgfältige Arbeit; auch die Mauerecken zwischen den Säulchen und Rundstäben der Bogen sind gemustert und Basis und Capitäl sind auch um diese Ecken herumgeführt; der Thürsturz endlich hat ein schön gemesseltes Rebesgewinde, das in abwechselnder Zeichnung auch an den übrigen Portalen wiederkehrt. Über dem Thor befindet sich ein grosses Radfenster, aussen von einem strickförmigen Bande eingefasst, innerhalb dessen man die Bilder Christi und der Evangelien-symbole wahrnimmt; dann der innere reich profilirte Rahmen zu dem von Mitteljuncte aus 16 Speichen in Gestalt kleiner Säulchen mit sich kreuzenden Bogen auslaufen. Das Übrige der Fassade ist unbedeutend, zudem noch durch einen ungeschönen halbrunden Giebel geschlossen, dessen Vorbilder man in Venedig zu suchen hat. — Die Südseite des Schiffes ist der einfachste Theil des Äusseren; die Wände des Nebenschiffes ohne Zier, ausser Lesenen über dem Sockel, die den Rundbogenfries unter dem Dache tragen; die Oberwand des Mittelschiffes gleichfalls mit Lesenen ohne Fries. Hier ist der alte Bau auch westlich vom Querschiff von der modernen Kreuzcapelle unterbrochen. Die südliche Front des Querschiffes hingegen ist schmuckreicher. Ausser den zwei durch Säulchen und Kehlen hübsch eingerahmten Fenstern hat sie unter dem Giebel eine offene, horizontale Zwergbogenstellung von 12 Säulenpaaren, die sich auch an der östlichen Wand in 8 Paaren fortsetzt und sodann an die Chorgallerie anschliesst. Unten zeigt diese östliche Wand die Apsis des Seitenschiffes und daneben den Portalbau zu dem schon erwähnten hier befindlichen Eingang. Die Seitenapsis hat einen hohen Sockel, darüber theilen zwei Pilaster, die bis zum stark ausladenden Dachsim aufsteigen, das Halbbrund in drei Theile; unter dem Dachsim ist eine blinde Zwerggallerie. Das Portal hat den sogenannten lombardischen Vorbau, d. i. ein Tabernakel auf zwei Säulen und hinten an die Wand gelehnt. Von den Säulen ruht die eine auf einem Löwen, die andere, eine Doppelsäule, in der

Mitte knotenartig verschlungen, auf kauern den Zwergen; auch auf dem Giebel über dem halbrunden Durchgang ruht ein Löwe — das Ganze ein phantastischer Anblick. Die Laibung des Portals ist dem Hauptportal ähnlich und von trefflicher Arbeit. — Die Nordseite, die wir nun ins Auge fassen, ist zierlicher als die südliche, weil sie dem Hauptplatze zugewendet ist. Hier sind vrestens alle Fenesterrahmen oben und unten reich geschmückt, sodann läuft unter dem Dach des Nebenschiffes die ganze Länge hin eine Zwerggalerie von 33 gedoppelten Säulchen; endlich ist westlich vom Querschiff noch ein Prachtportal mit einem Vorbau auf 6 Säulen, deren zwei vorderste auf Löwen stehen. Die Seitendurchgänge dieses Vorbaues sind bereits spitzbogig und manches deutet auf spätere Arbeit; das Portal selbst aber ist älter, von tüchtiger Arbeit und reich an plastischem Schmuck. Kürze halber soll hier nur angedeutet werden, dass an dieser nördlichen Seite des Schiffes die Spuren eines älteren Baues und eines jüngeren Umbaues in einander laufen; so ist z. B. der Sockel durch Auffüllung verdeckt; sind die Lesenen durch die Fenster und die Gallerie unregelmässig unterbrochen u. s. w. — Die nördliche Front des Querschiffes gleicht der südlichen; nur ist hier statt der zwei Langfenster ein Radfenster mit einer seltsamen plastischen Darstellung, welche ein Glücksrad vorstellt; fallende und steigende Figuren, oben eine mit zwei Kronen und in der Mitte der Herr, der das Rad treibt. Auch die östliche Seite des Querschiffes gleicht der südlichen, mit Ausnahme des Portalvorbaues; sie ist aber sammt der nördlichen Chorwand theils durch neue Flickbauten theils durch den antostenden ehemals bischöflichen Palast verdeckt. Dach und Kuppel der Kirche sind modern, wenn auch letztere mit einigem Anschluss an den alten Styl; können daher hier übergangen werden. — Nun noch das Äussere des Chors, der ein Rechteck von der Breite des Mittelschiffes bildet, durch einen dreieckigen Giebel geschlossen, unter dem etwas schmäler und niedriger die halbrunde Apsis hervorragt. Die südliche Seitenausicht (die nördliche, wie gesagt, ist verdeckt) zeigt unten etwas vortretend die Wand der versehönten Krypta mit einermassen gedrückten überzierlichen Rundbogenfenstern. Die Wand darüber hat zwei schön eingerahnte Fenster und unter dem Dach befindet sich die Zwerggalerie. Die Apsis, in vier Abtheilungen aufsteigend, ist der prächtigste Theil des Aeusseren. Auch hier tritt unten die Umfangsmauer der Krypta mit drei Fenstern hervor. Darüber, als ihrer Basis, steigen zwei Pilaster mit Halbsäulen bis zum Dachsinus empor, die die Unterabtheilungen durchschneiden und beherrschen. Zunächst aber der Krypta läuft eine blinde Zwerggalerie. Darüber befinden sich drei Fenster, um welche die gedoppelte Zahl von Säulchen und Bogen prächtige Rahmen bildet, während die Laubkränze der Capitale auch die Zwischenräume umziehen. Das Mittelfenster, gleichsam um den phantastischen Schmuck auf die Spitze zu treiben, hat zur Seite zwei geschlungene

Doppelsäulen, die auf Greifen ruhen. Das Ganze endlich ist durch eine offene Zwerggalerie von eckigen Säulchen gekrönt. Unter dem einfachen Dachgesims läuft ein Zahnschnitt. Wollten wir zum Schlusse Abrechnung halten zwischen deutschen und lombardischen Elementen an diesem Bauwerk, so gehört jenen die Hauptsache, der Plan und die Verhältnisse, diesen mehr das Detail an, wovon wir schon auf einiges aufmerksam gemacht haben, z. B. die Stiegen-gallerie im Innern, die Radfenster, die Portalvorbaue, vielleicht auch die Zwerggalerien am Äusseren und sicher die Capitalbildung. Eine genauere Beschreibung wird an dieser Stelle nicht gegeben, weil eine solche in dem Werke „Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates“ (herausgegeben von Dr. Heid er, Professor Eitelberger er und Architekten Hie er) erscheinen wird¹⁾. Die Erhaltung der ehrwürdigen Kathedrale des hl. Vigilius ist leider nicht der Art, wie man es wünschen und erwarten könnte. — Von der alten bischöflichen Burg, die 1676 unter Bischof Sigmund Adolf Grafen von Thun umgebaut wurde, ist noch am südlichen und nördlichen Ende ein Stück stehen geblieben. Südlich, hart an der Nordseite des Domchores, steht ein drei Stock hohes Viereck, oben mit zierlichen getheilten Bogenfenstern und einem Kranz gabelförmiger Zinken; unten ist eine Capelle, die nun als Domserkiste verwendet ist und deren Apsis mit Halbsäulen, Rundbogen, Fries und Glockenthürmchen in Osten frei steht. Der Styl ist älthermüthlicher als am Dom. Nördlich aber steht ein alter malerischer Burgturm mit kühn vorgestreckten Zinnen. — Die übrigen Reste mittelalterlichen Kirchenbaues in Trient sind nicht mehr bedeutend. An der berühmten Kirche S. Maria Maggiore, in der das Concilium gehalten wurde und die in einem Renaissancestyl gebaut ist, steht noch der romanische Thurm. Er bildet ein hohes Viereck aus Quadern, dessen zwei oberste Stokwerke auf allen Seiten doppelt getheilte Rundbogenfenster haben; die Säulen, welche die Abtheilung machen, haben Würfelcapitale. Das niedrige Aeltek sammt der Kuppel sind modern. — Ein höchst einfacher Bau aus spät-gothischer Zeit ist die Peterskirche. Die vier acht-eckigen Pfeiler sind ohne Capitale und tragen ein Netzgewölbe; in den Seitenschiffen sind die Rippen massiger als im Mittelschiff. Die kostbare Fagade stammt aus neuester Zeit; sie befolgt im Aufriß die Art lombardischen Fagadenbaues, im Detail spät-gothische (auch wohl nicht gothische) Muster. Was etwa das malerische, weitläufige Schlossgebäude (nun als Festungscaserne verwendet) an mittelalterlichen Resten enthalten mag, ist dem Verfasser unbekannt geblieben.

¹⁾ Das kürzlich angegebene VII. und VIII. Heft dieses Werkes enthält die Beschreibung und Abbildung des Domus von Trient.

II.

Brescia.

Brescia, anmuthig am Auslaufe der Alpen in die lombardischen Ebenen gelegen, macht im Ganzen den Eindruck einer wohlgebauteu neuereu Stadt. Doch enthielt es Baudenkmale aus fast allen Perioden seiner älteren Geschichte. Catullus schreibt ihm ein höheres Alter zu als Verona (*Brixia Veronae mater amata meae!*) und sein römisches Bürgerrecht soll sich schon von Julius Cäsar herschreiben. Das Christenthum ist nach örtlicher Tradition schon in den Zeiten der Apostel in diese Gegend gekommen, entweder durch Anathalon, einem Schüler des hl. Barnabas, oder durch den h. Apollinaris¹⁾. Auch werden die Namen zahlreicher Märtyrer und 23 heiliger Bischöfe aus den Zeiten der römischen Verfolgungen genannt. Durch die Gothen und Hunnen verschwand das alte Brixia, unter den Longobarden erhob es sich neuerdings und war eine der angesehenereu Städte mit eigenen Herzogen. Im späteren Mittelalter theilte es die Schicksale der übrigen Städte Oberitaliens durch alle Phasen städtischer Freiheit mit ihren Partekämpfen, sodann der Unterthänigkeit unter den Scaligern von Verona und der Visconti von Mailand, bis es endlich in venetianische Gewalt kam.

Aus der Zeit der römischen Herrschaft ist noch ein ausnehmendes Überbleibsel unter dem Schutte erhalten und durch Joli's Ausgrabungen ans Licht gefördert worden, der unter Vespasian erbaute Herculesempel, der nun als vaterländisches Museum (*Museo patrio*) dient. Er ist am Abhange eines Hügels erbaut und ruht auf mächtigen Substructionen; eine hohe Treppe führt hinauf. Er hat einen Porticus von korinthischen Säulen, von denen die mittleren zwei vortreten, im Innern drei Zellen. Die Säulen sind bis auf eine gebrochen, Capitule, Friese u. s. w., alles von einer herrlichen Arbeit, nur in einzelnen Fragmenten vorhanden, das Ganze überhaupt von mehr Interesse für den Maler und Antiquar als für den, der wirklich erhaltene Bauwerke auf seinem Wege sucht. Die Zelle Räume enthalten eine sehr schenswerthe Sammlung von antiken und mittelalterlichen Cherresten. Das berühmteste Stück ist die geflügelte Victoria aus Bronze, die auf einem Schilde schreibt und von der ein Abguss auf dem Schlichtefelde von Kilm aufgestellt wurde, von edelster Form und Haltung. Von den mittelalterlichen Bildwerken ziehen figurirte Säulencapitule aus einer aufgehobenen Kirche, die mit dem weißläufigen Kloster Sta. Julia in Verbindung stand, am meisten an.

Von den Kirchen, die noch in alterthümlicher Zeit über den Gräbern der Märtyrer errichtet wurden, ist nur mehr der Platz und der Name erhalten; die Gebäude selbst sind vollständig modernisirt worden. Hingegen ist aus der Zeit der longobardischen Herrschaft noch einiges übrig geblie-

ben. Vor Allem gehört hierher der alte Dom, ein Rundbau, der mit einem höchst alterthümlichen Aussehen neben der jetzigen Kathedrale steht. Cordero di S. Quentin²⁾ theilt die Stelle eines Chronisten aus dem XII. Jahrhundert mit, nach welcher es zweifelhaft bleibt, ob diese Kirche im VII. Jahrhundert von den Herzogen Markward und Frodoard unter Beihülfe des Königs Grinwald, oder erst unter Herzog Raimo zur Zeit Karl's des Grossen gebaut wurde; er selbst ist geneigt, den Bau später herabzurücken, erstens wegen der Rundform, welche die Longobarden bei ihren Kathedralen sonst nicht anzuwenden pflegten, und dann wegen mancher Stylähnlichkeiten mit Bauten des XI. und XII. Jahrhunderts. Der erste Grund hat wenig Gewicht, indem die Naehbarschaft von Ravenna mit seinen Rundbauten einen ähnlichen Versuch von Seite der Longobarden wohl erklärt. Dann hat die Anlage dieses Rundbaues weit mehr Primitives und Unbeholfenes, als der Bau Karl's des Grossen in Aachen und möchte daher wohl einer früheren Zeit angehören. Das hindert aber nicht anzunehmen, dass der obere Bau, wie er sich jetzt von aussen darstellt, ein Umbau des XII. Jahrhunderts ist, wohin ihn die Details verweisen. — Um genau zu reden, ist nicht die ganze Kirche ein Rundbau, sondern nur derjenige Theil, den man sonst das Schiff nennt; darauf schliesst sich in Kreuzgestalt Querschiff und Chor, und diese ganze Anlage hat so viel Alterthümliches, dass sie sehr wohl ursprünglich sein kann. Die Obermauer oder den Cylindern des Rundbaues tragen acht Pfeiler, die modernisirt sind und nun massiv viereckig aussehen. Um diese zieht sich ein kreisrunder Umgang, der von Pfeiler zu Pfeiler mit unbeholfenen Kreuzgewölben gedeckt ist; ausserdem gehen von jedem Pfeiler zwei Rundbogen an die Wand, eine Art sehr primitiver Stütz- und Strebobogen. Kleine Rundbogenfenster erleuchten den Umgang, eine zweite Reihe den Oberbau, der nur über diesen Fenstern zugewölbt ist. Das Äussere zeigt, dass hier eine dritte Fensterreihe verbaut und die Höhe der Kuppel gestutzt worden ist. Das Querschiff bildet drei Travée, von denen die beiden äusseren durch Kuppeln, die mittlere durch ein Kreuzgewölbe mit runden Diagonalrippen gedeckt ist. Ein gleiches Travée mit dreiseitigem Schlusse bildet den Chor. Das Schlusspolygon zeigt einen Übergangsstyl aus späterer Zeit. Säulchen mit weitausladenden, tellerähnlichen Capitulen tragen runde Rippen, die zu einem Sterngewölbe zusammenlaufen. Die Krypta ruht auf 42 Marmorsäulen mit alterthümlich figurirten Capitulen. An der Osteite des nördlichen Querarms ist die Capella della Santissima Croce angebaut, gleichfalls mit einer Kuppel gedeckt; hier werden seit dem Ende des XIII. Jahrhunderts in einem byzantinischen Kästchen aus dem Orient stammende Kreuze als hochverehrte Reliquien aufbewahrt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der

1) Ughellus Italia sacra tom VI. Episcopi Brixii.

2) Dell' architettura Ital. durante la dominazione Longobarda. Brescia 1829.

ganze östliche Theil des Baues, wenn die Anlage auch älter sein sollte, im Mittelalter und später durchgreifende Veränderungen erfahren hat. — Am Äußeren fällt zunächst das Material auf, aus dem die Masse des Rundbaues besteht: kleine viereckige Steine, die weit mehr an römisches Mauerwerk als an Bauten nach dem Jahre 1000 erinnern. Der Bau erhebt sich hier in zwei Absätzen. Den untern, gleichsam die Basis, bildet der Umgang mit seinem Dach; er hatte ursprünglich viel grössere Bogenfenster, als die jetzigen sind. Darüber ragt der Oberbau hinaus, der wieder zwei Abtheilungen hat, die untere glatt mit einer Reihe Fenster, die etwas kleiner sind als am Umgang, die obere mit Lesenen, die das ganze Rund in 24 Theile abtheilen und unter dem Fries mit eben so vielen Fenstern nach kleinerem Massstabe mit doppeltem Einschnitt am Rande, die aber jetzt im Innern nicht mehr sichtbar sind. Auf den Lesenen sitzt der Rundbogenfries, darunter das Ornament des gebrocheneu Stabes doppelt. Über dem Fries befindet sich das Hauptgesims, drei Bänder, von denen das mittlere strickartig gestaltet ist, mit doppeltem Zahnschnitt dazwischen. Fries und Gesims sind von Backstein; das Dach ist ein rundes Zeltdach, keine gewölbte Kuppel. An diesem oberen Theile mag sich der Geschmack des 12. Jahrhunderts verrathen, sonst aber ist die Anlage von einfach alterthümlichem Charakter und von einer eigenthümlichen Würde. — Aus der Zeit zwischen 757—761 rührt die Stiftung des Klosters Santa Giulia durch König Desiderius her, dessen Tochter seine erste Äbtissin war (S. Cordero a. a. O., S. 277). Aus dieser Zeit soll noch die Salvatorkirche, nun in eine Barrake verwandelt, erhalten sein. Trotz mancher Bemühungen konnte ich in diese Kirche nicht gelangen; in der Caserne, in die das Kloster nun verwandelt ist, konnte mir Niemand Auskunft geben. In dem nämlichen Kloster ist aber noch eine andere kleine Kirche erhalten, die der h. Julia, welche wegen ihren alterthümlichen Formen in einer von der lombardischen nicht fernern Zeit entstanden sein könnte. Sie bildet von Aussen ein Viereck, das oben in ein längliches Achteck übergeht; die Ecken des Übergangs sind abgesehägt, das Achteck mit einer Säulengallerie umzogen, über welcher der Rundbogenfries steht; alles aus Quadern. Das Innere hat eine Unter- und Oberkirche. Die Oberkirche, die allein zugänglich war, besteht aus einem Viereck, etwas länger als breit, auf dem mit ausgerundeten Winkeln die achteckige Kuppel sitzt. Die Südwand hat zwei Fenster, die Kuppel einige vermauerte runde, die östliche Seite nehmen drei gleich grosse halbrunde Nischen ein durch einen Pfeiler mit Kämpfer von einander geschieden. Die ganze Kirche ist mit Gemälden von ungleichem Werthe bedeckt; die besten sind die an und in den drei Nischen, namentlich eine Maria Verkündigung herrlich. Eins dieser Bilder trägt die Jahrszahl 1518: der Typus ist der der Schule des Leonardo. — Im Kreuzgang des Klostergebäudes sind noch einige schöne romanische Säulen erhalten, die übrigen sind moderne.

Ein schönes Kirchlein in einer Art Übergangsstyl von Romanischen ins Gothische (obwohl in Italien, wo die beiden Style sich nie streng geschieden haben, von einem eigentlichen Übergang nicht die Rede sein kann) ist die ehemalige Frauciscaner- und Seminarische S. Christo, in der Nähe von S. Giulia. Die Façade ist die lombardische mit flachem Giebel, zwei Thürmchen an den Flanken, eines auf der Spitze. Unter dem Dache läuft ein zierlicher Rundbogenfries aus glasiertem Backstein. Über dem (modernem) Portal ist ein Rundfenster mit zierlichen Bändern eingefasst. Das Innere hat nur ein Schiff, die Rippen ruhen auf figurirten Tragsteinen und bilden ein rautenförmiges Gewölbe. Die Schildbogen an den Wänden sind heinahe spitz und müssen so wie der tiefgerippte Schluss als gothische Elemente gelten. Das austossende Kloster hat zwei einfache romanische Kreuzgänge, der innere ist zweistöckig. — Die Kirche S. Francesco, die jedenfalls erst nach 1254, der Zeit der ersten Niederlassung der Frauciscaner in Brescia, entstand, ist ein Beweis, wie lange sich hier der romanische Styl erhielt oder barmlös mit gothischen Elementen vertrag, während die Gothik in Deutschland längst die Alleinherrschaft besass. Die Anlage ist dreiseifig mit dreiseitigem Schlusse und einer polygonen Seitencapelle; das Innere ist jedoch meist modernisirt und nur das Äussere so ziemlich erhalten. Hier zeigt die Masse des Mauerwerks wechselnde Schichten von Stein und Ziegeln. Die Façade hat den lombardischen Typus in der Weise, dass die Seitenschiffe mit einer horizontalen Linie schliessen, über welche der Giebel des Mittelschiffes aufsteigt. Ein reiches Rundbogenportal und darüber eine grosse schöne Rose schmücken die Façade; von besonderer Zierlichkeit ist der Backsteinfries. — Die erwähnte Seitencapelle ist ein Polygon, das sich fast der runden Form nähert (aus dem Vierundzwanzigeck), ganz aus Backstein und zwar sehr schön erbaut. Sie zeigt von aussen Pilaster und Rundbogenfries, darüber ein reiches Gesims. Die Kirche hat einen hohen viereckigen Thurm mit zwei Fensterreihen, die unteren rundbogig und gekuppelt, die oberen hoch und spitzlängig. Neben der Kirche ist ein kleiner Brunnenhof mit massiven romanischen Säulen, gut erhalten.

Ausser den erwähnten zeigt meines Wissens keine andere Kirche mehr den mittelalterlichen Styl. Ein sehr interessantes Muster der Frührenaissance ist die kleine Kirche S. Maria de' Miracoli. Die Façade ist, wie ein Schatzkästchen, ganz mit zierlichst ausgearbeiteten Sculpturen bedeckt in der Weise, wie die Lombarden in Venedig arbeiteten. Auch das Innere mit seinen vier Kuppeln über den Kreuzarmen scheint ein venetianischer Gedanke. Die späteren Kirchen sind meistens von einem Schlag; nur ein Schiff mit Tonnengewölben und Nebencapellen zwischen den Pilastern, oder eine Kuppel. Im letzteren Falle ist meistens eine glückliche Stützung mit ausgenommenen Pfeilerecken erreicht. Das Detail ist reich und die Fronten sind

über das Dach erhöht. Das Innere ist oft ganz mit Fresken bedeckt, wie in S. Domenico, oder mit Stucco, wie in S. Maria delle Grazie.

Ein wahrhaft majestätisches Gebäude ist der Dom, der anfangs des 17. Jahrhunderts begonnen wurde und erst vor 30 Jahren seine Kuppel erhielt. Der Typus ist der gewöhnliche, von der Peterskirche entnommen, aber die Grösse der Aulage und die Tüchtigkeit der Ausführung sichern ihm einen vorzüglichen Platz in der neuern Architectur.

Von profanen Gebäuden des Mittelalters ist nur wenig übrig geblieben und auch dies meist verstümmelt. Ein rechter Kraftbau ist die *torre di Pallade*, ein Vierecksturm mit verstärkten Ecken und vortretenden Zinnen. Nach localer Tradition wäre es ein römischer Bau und er könnte seinem Aussehen nach allerdings Theile enthalten, die über das Mittelalter zurückreichen. — Neben dem Dome ist der sogenannte *Broletto*, das alte Stadt- und Gerichtshaus, der Hauptmasse nach wohl erhalten, aber aller frühere Schönheit beraubt, indem die Bogenhallen, die das Innere und Äussere schmückten, auf das Übelste verklebt sind. Die alte Gestalt hat nur noch der mächtige Vierecksturm und ein nördlicher Flügel aus Backstein mit einem schönen Rundfenster. — Malerisch ist der Anblick der *piazza vecchia*; die umgebenden Gebäude, so wie der Hauptbau des *palazzo comunale* sind jedoch modern. An letzteren sind einzelne Ziertheile von *Sansovino* und *Palladio*, das Ganze aber hat eine sehr barocke Bekrönung erhalten.

III.

Mailand.

Von dem Wege zwischen Brescia und Mailand weiss ich nur so viel zu berichten, als ein flüchtiger Blick aus dem Wagen erschauen konnte. In *Caravaggio* und *Treviglio* sind Kirchen, deren Äusseres die lombardische Decorationsweise zeigt; die Fassade der Kirche in *Caravaggio* besonders ausgezeichnet. Der sogenannte lombardische Fasadeneubau ist in der Kunstgeschichte einigermassen in Verruf gekommen als spielendes Decorationswerk ohne rechten architectonischen Sinn. Aber an Ort und Stelle sieht man deutlich, wie unrichtig dies Urtheil in seiner Allgemeinheit ist. Zugegeben, dass die lombardische Fassade, wo sie vor grossen Gebäuden steht, selten der organische Ausdruck des Innern ist, sieht man doch viele und besonders kleinere Kirchen, deren Fassade mit dem Innern im besten Einklange steht und die für dasselbe gar nicht schöner und einfacher gedacht werden könnte. Die Nebenschiffe schliessen in der Regel mit einer horizontalen Linie oder mit einer schräg ansteigenden, die ihren Dache entspricht. Darüber erhebt sich der Giebel des Mittelschiffs. Die Grenze der Schiffe ist durch kräftige Pfeiler angezeigt, die nicht selten die Gestalt kleiner Thürmchen annehmen und so einen annuthigen Schluss nach oben bilden. Unter dem Dache läuft der

Backsteinfries, der nicht selten die schönsten Muster zeigt. Man muss gestehen, dass der Renaissance mit all ihren reichen Mitteln der Fasadeneubau selten so gut gerathen ist. Ein Punkt, woran so viele neuere Bauten scheitern, ist z. B. die rationelle Vermittlung der Seitenschiffe mit dem Mittelschiff. Schou L. B. Alberti suchte sich in S. Maria Novella zu Florenz durch eine Schneckenlinie (*Volute*) zu helfen, und Palladio setzte fingirte Halbgiebel hinauf, die sich hinter dem Hauptgiebel verstecken, beides architectonische Umdinge und beides doch hundertmal nachgeahmt!

Mailand bewahrt aus den Zeiten des römischen Spätreiches grössere Erinnerungen, als irgend eine andere Stadt des obern Italiens. Wie herrlich die Stadt im vierten Jahrhundert prangte, davon gibt die Beschreibung des *Ambrosius* in seiner bekannten Rundschau über die Hauptstädte des Reiches Zeugnis. Da waren doppelte Stadtmanern, Circus, Theater, Tempel, Kaiserpaläste, die herculischen Bäder mit marmorgeschmückten Säulenhallen, kurz eine solche Pracht, dass nicht einmal die Nähe Roms ihr Eintrag zu thun vermochte¹⁾. Auch der kirchliche Ruhm Mailands stand hoch, indem es sich bald neben Aquileja zur Hauptkirche Oberitaliens erhob und eine Reihe heil. Bischöfe, darunter einen heil. *Ambrosius* an der Spitze hatte. Aus der Zeit des heil. *Ambrosius* sind uns auch die Namen mancher Basiliken bewahrt und er selbst gründete deren vier. Der grösste Theil dieser Herrlichkeit sank schon durch die Stürme der Völkerwanderung in Staub, so dass wohl noch Stelle und Namen übrig blieb, von den Gebäuden aber nur ein geringer Rest. Die verheerenden Züge der Ungarn thaten das Übrige, mit dem Allen vollends aufzuräumen; und unter der longobardischen Herrschaft erwuchs nach und nach ein neues Mailand. Aber auch dieses ist verschwunden; bereits 1071 richtete ein Brand nach dem Ausdruck des *Signonius univerrsam prope urbem* zu Grunde; und fast ein Jahrhundert darauf (1162) vernichtete Kaiser Friedrich I. und der Hass der Nachbarstädte die Stadt so völlig, dass kaum der fünfzigste Theil stehen blieb und nur etwa drei Kirchen gerettet wurden. Somit ist fast alles gegenwärtig Vorhandene erst nach diesem Zeitpunkt entstanden. Nur zwei Kirchen haben sich wie durch ein Wunder durch alle diese Gerichte erhalten: *S. Lorenzo* und *S. Ambrogio*; doch auch an ihnen haben die Zeitläufte, die darüber gegangen sind, so

¹⁾ Et Mediolani mira omnia, cupis rerum
lanamere, cultusque domus, fronsque virorum
ingemis, antiqui mores. Tam duplex muro
Amplificata loci species, populique voluptas
Circus, et iacui molles canato theatri.
Templo palatinusque domus, opulentique moenia.
Et regis Herculei celestis sub honore theatri
Consectaque marmore oracula pristina signis,
Moenisque in valli speciem circumdata limbo.
Omnia quae magna operum velut aemula formis
Exercent, nec iuncta premit vicinia Romae.

merkliche Spuren zurückgelassen, dass es schwer ist, den Faden bis zum Anfang in der Hand zu behalten.

Die Kirche S. Lorenzo wird mit der darvorstehenden Colonnade für einen Überrest der von Maximian erbauten Thermen oder des Tempels zu Ehren des Heracles gehalten¹⁾. Sie war jedoch schon im fünften Jahrhundert eine christliche Kirche, im achten Jahrhundert mit Thürmen versehen und erfreute sich einer glänzenden Ausstattung, die wir von dem milänischen Geschichtschreiber Arnulfus zugleich mit dem Bericht ihrer Zerstörung durch den Brand 1071 erfahren. Schwer auszusprechen, sagt er, sei die Menge der Sculpturen in Holz und Stein, ihre kunstreiche Zusammenfügung, die Säulen mit ihren Basen, die ringsum laufenden Tribünen und die alles bedeckenden Mosaiken — die Kirche habe in der Welt nicht ihres Gleichen gehabt²⁾. Der Brand erstreckte sich auch auf weiter obliegende Theile, wie denn Sigionius ausdrücklich bemerkt: *Laurentii martyria aedes combusta, nudataque peristylis sua 16 illuc, quae adhuc restant, columnae stricatae*. — Diese Verheerung machte einen Umlauf notwendig, der im spätern Mittelalter noch manche Nachhilfe erhielt. Aber auch diese zweite Auflage ist bis auf wenige Spuren (z. B. eine romanische Säule, eine andere zur Verstärkung eines Pfeilers kopfüber gestellt, einige figurirte Steine u. s. w.) nicht mehr vorhanden. Dann 1573 stürzte die alte Kuppel ein und Carolus Borromäus liess sie durch Bassi wieder herstellen, der im Allgemeinen wohl die alte Form beibehielt, aber doch mancherlei Veränderungen vornahm. Es ist daher auch nur die Hauptform von Interesse. Die sechzehn korinthischen Säulen sind jetzt ganz ausser Verbindung mit der Kirche; es ist eine Häuserreihe dazwischengeschoben. Sie sehen auch sehr verbrannt und verwittert aus. Innerhalb jener Häuser kommt man auf einen öden Vorplatz und hat die Fassade vor sich, die noch das alte Backsteinmauerwerk ohne Verkleidung zeigt. Sonst stellt der Bau nach Aussen ein einfaches Viereck

dar, wo dies nicht durch Capellen unterbrochen ist; die Ecken um die Kuppel sind (wohl zur Stützung derselben) mit thurmartigen Massau ausgefüllt. Das Innere hingegen überrascht durch einfach grossartige Anordnung und die schönsten perspectivischen Durchblicke. Es bildet ein Achteck auf vier Pfeilern mit ebensovielen halbrunden Ausbauten (Exedren). Jeder Pfeiler ist eigentlich ein System von drei übereck gestellten Pfeilern (die Ecke auswärts) mit drei Durchgangsbogen, auf denen das untere Gesims ruht. Darauf steht eine zweite, ähnliche Bogengruppe, die das Hauptgesims trägt. Die Exedren dazwischen bilden zwei Stockwerke offener Bogenstellungen, die an der Eingangs- und Altarseite vier, an den übrigen zwei Seiten drei (achteckige und runde) Säulen haben; die im untern Stockwerke dorischer, die im obern jonischer Ordnung. Sie sind von Halbkuppeln überwölbt, die mit den Bogen der Pfeiler die Unterseite der achteckigen Kuppel bilden. Um den (durch die Pfeiler begrenzten) Innenraum ist im untern und obern Stockwerk ein freier Umgang mit mancherlei Nebenräumen, die zu Capellen benützt sind. Man hat in der Thatpauze den Eindruck eines höchst imposanten römischen Rundbaues, wenn auch die Ausschmückung fehlt und die modernen Zuthaten z. B. die unruhigen Gesimse eher stören.

Ein kleines Abbild des grossen Baues ist die südlich anstossende Capelle des heil. Aquilinus, ein Achteck mit Nischen und Kuppel, Zwei Nischen haben Mosaiken; Christus und die Apostel in der einen derselben sind von lebendig antikisirender Bildung, ihre Technik jedoch ist rauh. Man versteht sie ins fünfte oder sechste Jahrhundert. Historisch beinahe noch merkwürdiger als künstlerisch ist die Kirche S. Ambrogio. Der Heilige, dessen Namen sie trägt, gründete sie 387, nachdem er die Reliquien der hl. Gervasius und Protasius aufgefunden und hierher übertragen hatte. Zehn Jahre darauf wurde er selbst in ihr begraben und als Ruhestätte des grossen Kirchenlehrers blieb sie sofort im grössten Ansehen; *ecclesia S. Ambrosii, ubi corpus sancti Christi confessoris quiescit in pace*, ist ihr Ehrenitel in fast allen mittelalterlichen Urkunden³⁾. Aus den Zeiten der Völkerstürme sind wir über diese Kirche ohne Nachricht. Im VIII. Jahrhundert erscheint ein ungeschener Custos bei derselben und am Anfang des IX. bereits ein Kloster. Später theilte sich in Besitz und Dienst der Kirche ein angenehmes Cistercienserstift und ein Capitel weltlicher Chorherrn. Von bedeutenden baulichen Veränderungen wissen wir Folgendes mit Sicherheit. Erzbischof Anspert (879—882) baute der Inselkirche seines in der Kirche befindlichen Grabes zufolge die Vorhalle⁴⁾. Der Brand von 1071 scheint diese Kirche nicht berührt zu haben und auch bei der Zerstörung durch Friedrich Rothbart blieb sie

¹⁾ Hierüber hat sich vor wenigen Jahren ein interessanter Streit zwischen den Architekten Häbach und Kugler entsponnen (siehe deutsches Kunstblatt 1854, Nr. 47 und 50). Ersterer stellte die Behauptung auf: S. Lorenzo sei von alten Anfang an eine christliche Kirche gewesen und glaubt hiernüt die ganze bisherige Ansicht von der alt-christlichen Architektur im Abendlande berichtigt zu müssen, indem hier eine vom Basilicentypus wesentlich verschiedene Bauform zur Anwendung kam. Mit Grund wurde aber von Kugler dagegen eingewendet, dass das Fehlen der Apsis und die weite Entferrung der Colonnaden (150 Fuss), heissen ohne Beispiel in älteren christlichen Kirchenbauten, diese Annahme verbiete. Es wird also wohl bei der alten Ansicht sein Bewenden haben, wie denn z. B. Barkkar (der Cicerone S. 51) die Kirche ohne Weiteres für einen Überrest der Klosterthermen ansieht. — Die Ansicht Schaeffer's, der S. Lorenzo für eine Nachbildung von S. Vitale in Ravenna aus dem 7. oder 8. Jahrhundert erklärt, hat wenig für sich, wenn man andere Bauten aus dieser Zeit in Betracht zieht.

²⁾ *Cujus (i. e. S. Laurentii) speciosissima aedes fuit ecclesia, ut relata diffinitio videtur, quae fertur Ilypurnum, lapideis quoque sculpturae, cornuque, altissimae compinguntur iuncturae, quae sua colossae cum haecibus tribusantia quoque per gymnaeum de dexera tegere maximo videntur. O tempus cum nullum in mundo alius! Arantius, III. lib. c. 22 bei Muratori Romae Ital. scriptores in 4. Bände.*

³⁾ S. Paricella Ecclesiae Ambrosianae et Monumenta. Mediol. 1645.

⁴⁾ Quod sacra aedes quanto andore refecti. Atria vicinam struxit et ante fores.

verschont. Am Ende des XII Jahrhunderts war sie jedoch so verfallen, dass eine Restauration, beinahe ein Umlauf notwendig wurde, welchen Erzbischof Othertus (1193 bis 1200) begann und sein Nachfolger Philipp zu Ende führte¹⁾. Die Kirche trägt denn auch vorherrschend den Charakter dieser Zeit. Der Bau der Krypta und die Erhöhung des Chors wird auf 1233 angesetzt, in welche Zeit auch die Wölbung gehören dürfte. Die neuen Veränderungen beschränkten sich meistens auf Ausschmückung und Nebencapellen. Die Anlage ist nun Folgende. Vor der Kirche ist ein geräumiger viereckiger Vorplatz mit Bogenhallen umzogen. Das Innere hat drei Schiffe, hatte aber ursprünglich sicher fünf, die äusseren Absseiten sind nun beiderseits in eine Capellenreihe verwandelt. Querschiff ist keines, aber doch eine Andeutung davon, indem über dem Traveé von der Tribune sich die Kuppel erhebt und (wenn ich mich recht entsinne) die Seitentempeln aufröhren. Die Tribune ist erhöht und unter ihr befindet sich die Krypta. Die Capellen neben der Tribune sind im Mittelalter sicher durch Erweiterung der Seitenapsiden entstanden. Der Campanile befindet sich an der Nordseite. Nun einige Details. Die Umfangsmauer der Halle zeigt äusserlich gegen Westen einfache Bogenblenden, die ehemals Gemälde enthielten. Gleich beim Eingange kann man ein Paar korinthische Capitale bemerken, die wahrscheinlich antik sind. Die Langseite der das Rechteck umgebenden Halle zählt sechs, die schmale (im Lichten) drei Rundbogen, durch Pfeiler getheilt; über den Arcadenbogen befindet sich eine ziemlich hohe Obermauer. Die Bildung der Pfeiler ist viereckig mit seitwärts angelegten Halbsäulen, deren Basis den Eckknollen zeigt. Die Capitale, auch um die Pfeiler herumgeführt, enthalten theils symbolische Thierfiguren, theils Laub und Bänderverschlingungen von einer sehr sorgfältigen und in den Ornamenten geschmackvollen Arbeit. Über den Capitälern der Stirnseite steigen dünne Halbsäulen an der Obermauer auf und tragen den Rundbogenfries; darüber ein Zahnschnitt und die Simsplatten. Stützen und Hauptbogen sind aus Stein, zu den darüber laufenden Bogen wechseln hier und da weisser Stein und rothe Ziegeln, das Übrige ist aus Backstein. Die Hallenwände waren ehemals mit Gemälden und Denkmälern bedeckt; von letzteren ist noch manches sehr Alterthümliche vorhanden; von den Gemälden zerstreute Spuren. Bemerkenswerth ist, dass an diesem frühen Bau schon alle Elemente der romanischen Bau- und Zierweise vorkommen. — Die Fassade der Kirche hat zwei Stockwerke, wovon das untere durch die östliche Seite der Vorhalle gebildet wird. Ihre fünf Bogen (drei im Lichten, zwei in die Langseiten der Halle mündend) führten ehemals

wohl in die fünf Schiffe der Basilica, deren Zahl besonders durch die Gestalt des zweiten Stockwerkes der Fassade ersichtlich wird. Auch diess bildet eine offene Halle von fünf Rundbogen, von denen der mittlere der höchste, die zwei äussersten die niedrigsten sind. Sie sind mit schönen Ornamentbändern eingefasst; dazwischen steigen Halbsäulen bis zum Rundbogenfries des breiten Giebels auf, an dem der Unterschied der Schiffe ausserdem nicht angedeutet ist. Das Ganze gibt von der Vorhalle aus gesehen einen sehr bedeutenden architektonischen Anblick, besonders da hier auch der viereckige Campanile mit seinen Bändern und Rundbogen-Friesen vorthellhaft ins Auge fällt. Die Technik der Fassade entspricht übrigens dem grossen Concept keineswegs; es ist mancherlei verrenkt und verschoben und die Pilaster kommen wie kümmerlich aufgeklebt heraus. Die Baumasse der Fassade und des Campanile (und wohl auch der ganzen Kirche) besteht aus Backstein. — Das Innere der Kirche hält kaum, was das Äussere verspricht, es hat wenig Majestät. Man merkt es, dass sie von allem Anfang an als altchristliche Basilica angelegt ist, mit der Richtung mehr in die Länge als in die Höhe. Nun brachte jene spätere Restauration die Formen des Hochbaues hinein, ohne diesen selbst schaffen zu können. Alles ist einermassen gedrückt und schlecht beleuchtet. Das Schiff hat bis zur Kuppel nur zwei Traveés; drei Hauptpfeiler tragen die zwei Hauptbogen, welche die Schiffe scheiden. Jeder dieser Bogen ist durch einen Nebenpfeiler in der Mitte nochmal getheilt und bildet auch nach der Höhe zwei Stockwerke oder Gruppen von zwei kleineren Rundbogen, von denen die unteren in die Nebenschiffe, die oberen in eine Gallerie oder Empore über denselben führen. Die letzteren sind ziemlich stumpf. Die Pfeiler sind nur theilweise mit Halbsäulen versehen; stets aber ist eine Halbsäule unter den Gurt der Wölbung gestellt. Die Wölbung des Mittelschiffes bildet einen stumpfen Spitzbogen, Eigenthümlich ist die Aussicht gegen den Chor. Unten blickt man in die Krypta hinein, die in vier verzierten Bogen gegen das Schiff sich öffnet; darüber steht der Altar und die geschmückte Tribune, eine Anlage, die in Oberitalien hier und da vorkommt, vorzüglich glänzend aber in S. Miniato bei Florenz (und hier angeblich schon von 1013). Über die Ausstattung der Kirche nur eine Andeutung des Vorzüglichsten. Das Hauptstück ist der 832 von Erzbischof Angilbertus Pusterla (laut der von Puricelle mitgetheilten Urkunde) gegründete Altar (*altare aureum*). Er befindet sich unter einem Tabernakel auf vier antiken Porphyrsäulen, welche wohl schon früher, vielleicht von der Zeit der ersten Gründung her, an der Stelle standen. Ein gutes Stück davon, sammt den Basen ist durch die Erhöhung der Tribune unsichtbar geworden. Über ihren Capitälern ragt ein Adler heraus, der einen Fisch unkrallt. Vier Rundbogen schliessen das Quadrat ein und darüber stehen sorgfältig mit Bildwerk verzierte Giebel. Die vorzüglichsten Reliefs sind vorne: Christus zwischen Petrus und Paulus (dieser rechts vom

¹⁾ Zeugensausage aus einem Process über den Besitzstand, der unter Bischof Philipp verhandelt wurde: Quod archiepiscopus Othertus ipsam ecclesiam fecit reparare, et quod dom. Philippus fecit operacionem prefatam. — Ein anderer Zeuge: ipsam ecclesiam refecit. Ein dritter: Quando reaedificata fuit ecclesia R. Ambrosius etc. S. Paricellus. Vol. I, p. 1113.



Heiland) und hinten: S. Ambrosius zwischen den heiligen Gerasius und Protasius, nicht ohne Grossartigkeit. Die Giebelspitzen schmücken Arkolerien. Das eigentliche *altare aureum* besteht aus einer Bekleidung der Mensa von allen Seiten mit Gold- und Silberplatten, welche mit Geschichten aus dem Leben des h. Ambrosius, Bildern einzelner Heiligen und Inschriften verziert sind. Der Künstler hat auch den Stifter und sich selbst abgebildet. Sein Name Wolfinus Phaber klingt deutsch genug; der Styl ist jenes eigenthümliche Gemisch aus antiken Reminiscenzen, byzantinischer Technik und schüchternen neuen Lebensmotiven, welches die Producte der karolingischen Periode und der nächstfolgenden Zeit charakterisirt. Die Tribune ist mit Mosaiken bedeckt, welche grossentheils wieder Darstellungen aus der Legende des h. Ambrosius sind. Sie stammen aus der Zeit des Abtes Gauden t i u s , der gleichzeitig mit Erzbischof Angilbert lebte (Puricell. a. a. O. S. 114). — Weniger als Kunst-

werk denn als Curiosum merkwürdig ist die „echerne Schlange,“ welche E. B. Arnulf II. 1002 von Konstantinopel brachte und die auf einer Säule im Schiffe der Kirche aufgezplant ist. Allerlei Volksaberglauben knüpfen sich an dieses Idol. — Ein altchristlicher Sarkophag mit den Bildern Christi und der Apostel steht unter der Kanzel; er ist von einer mittelalterlichen Säulenhalle umstellt, auf der die Kanzel ruht. Die Capitale dieser wie der anderen Säulen zeigen theils Laubwerk, theils Thierfiguren. Auf der Kanzel ist als Aesepult das Bild eines Adlers mit aufgebreiteten Flügeln, ein bekanntes altchristliches Symbol und an dieser Stelle häufig angewendet. Dieses Ausstattung der Kanzel fällt fast mit der Zerstörung der Stadt durch Friedrich I. zusammen und rührt von einem gewissen Guilielmus a Pomo her, der, wie die Husehrift sagt, die Kanzel und vieles andere machen liess.

(Schluss folgt.)

Der gothische Flügelaltar zu Hallstadt in Oberösterreich.

(Mit 1 Tafel.)

Von Dr. Eduard Freiherrn von Sacken.

In den gebirgigen Theilen Österreichs hat sich eine bedeutend grössere Anzahl von Kunstdenkmalen des Mittelalters erhalten als im Flachland. Die grössere Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit für Feinde, aber auch der im Allgemeinen geringere Wohlstand, der einen Neubau oder die Beschaffung neuer Einrichtungen erschwerte, mögen die Ursache davon sein; auch hat der Gebirgsbewohner gewöhnlich eine grössere Vorliebe für sein heimisches, gewohntes Eigenthum, als der mehr im Verkehr mit der Aussenwelt stehende Flachländer, und wie sich alte Sitten und Traditionen länger im Gebirge erhalten, so geht es in gewisser Beziehung auch mit den alten Kirchen und deren Einrichtungen. Besonders treffen wir viele Werke mittelalterlicher Holzsculptur an; viele mögen von heimischen Künstlern gefertigt worden sein und es scheint in Tirol, Salzburg und Kärnten in dieser Richtung eine bedeutende Thätigkeit, vorzüglich gegen den Schluss des Mittelalters, wo die Holzschnitzerei ihre höchste Blüthe erreichte, geherrscht zu haben. Das ausgesprochene Talent für Plastik, welches sich auch jetzt in diesen Gegenden kund gibt und das ohne Zweifel mit der plastischen Gestaltung der Natur zusammenhängt, so wie die besondere Geschicklichkeit in der Behandlung des Holzes, des Materiales, auf welches die Leute für so vieles, auch beim Bau der Wohnhäuser angewiesen sind, waren ihnen in früheren Zeiten gewiss so gut wie gegenwärtig eigen und schufen manches mehr oder weniger naturalistische Werk der Holzsculptur.

Unter den geschnitzten Flügelaltären gehört der zu Hallstadt, von dem auf Tafel I eine Abbildung gegeben ist, zu den vorzüglichsten¹⁾.

Die Pfarrkirche des Marktes, deren Hochaltar er bildet, ist ein Bau aus der Verfallzeit der Gothik, er von Einer Umfassungsmauer umschlossener Raum, gegen Osten dreiseitig abgeschlossen, durch eine Reihe von Säulen in zwei ganz gleiche Räume getheilt, aussen ohne Strebenpfeiler, daher die Mauern ziemlich dick sind. Chor und Schiff sind völlig gleich lang und durch zwei breite Scheidbögen — den beiden Räumen entsprechend — getrennt, welche sich auf den starken in der Mitte stehenden acht-eckigen Pfeiler stützen. Die vier Sterngewölbe, mit denen

1) Unstreitig eine der hervorragendsten Schöpfungen dieser Art in Deutschland ist der grosse Flügelaltar in dem benachbarten Markte St. Wolfgang, von Michael Pacher aus Linzwecken in Tirol 1481 im Auftrag des Abtes Benedict von Nordeck gefertigt. Der Schreiner, welcher die Sagenwelt Mariä durch Gott Vater, zur Seite die Heiligen Wolfgang und Benedict geschnitten enthält, ist mit einem doppelten Paare gemalter Flügel zu schliessen, — auf den inneren Darstellungsbogen aus dem Leben der heil. Jungfrau, bei geschlossenen inneren Flügeln Szenen aus dem Leben Jesu, aussen das Leben des heil. Wolfgang. So gut die Gemälde, so denen man die Hände dreier Künstler erkennt, sind, so werden sie doch von dem Schreinerwerk, das in Bezug auf Ausdruck und Formensinnigkeit auf der höchsten Stufe der Vollendung steht, noch übertraffen. — Ausführlicher über diesen Altar s. meinen Aufsatz in dem Werke: Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserthums, herausgegeben von Heider, Eitelberger und Hieser, I. S. 125 ff., wo auch über die Entwicklung des christlichen Altars und über Flügelaltäre im Allgemeinen einige Andeutungen gegeben sind.

das Schiff bedeckt ist, werden von einer in der Mitte desselben stehenden Säule, an den Wänden von entsprechenden Halbsäulen getragen; den Chor theilt eine Reihe von drei Säulen in zwei gleiche mit zusammengesetzten Kreuzgewölben überspannte Räume. Er hat sechs Fenster mit einfachen, aber schönem Masswerk in den Bogenfeldern; die breite Mittelwand des dreiseitigen Abschlusses bietet Platz für zwei neben einander stehende, den beiden Abtheilungen der Kirche entsprechende Hauptaltäre. Die Säulen, auf achteckigen Sockeln stehend, haben theils niedrige Capitäle mit magerem Laubwerk geziert, theils blos einen Ring und etwas weiter oben eine polygone, zwischen den Ecken geschweifte Deckplatte, — eine Anordnung, die schon den Mangel des architektonischen Verständnisses bekundet, da hierdurch die Bedeutung des Capitälis ganz verloren geht; diess geht auch aus der unpassenden Combination von nackten Säulen mit gothischen Kreuzgewölben hervor, deren tief hängende Rippen ein grattes Profil zeigen. Am Mittelpfeiler und an den Wänden des Chorus treten die Rippen ohne Vermittlung hervor. Der gleichzeitige Orgelchor ruht auf zwei Säulen und ist beiderseits breiter so dass die beiden Seitenbogen der Halle unter dem Chore gegen den mittleren einen stumpfen Winkel bilden. An die Nordseite der Kirche ist eine oblonge, mit Sternengewölben bedeckte Capelle von der Mitte des Schiffes bis zur Mitte des Chores angebaut und öffnet sich gegen jeden dieser beiden Räume in einem breiten Spitzbogen.

Der Eingang ist hier nicht wie gewöhnlich an der Westfacade, sondern durch den an die Südseite angebauten viereckten Thurm. Das Portal aus rothem, hier häufig vorkommendem Marmor hat auf jeder Seite drei auf hohen, gewundenen und mit Bauten verzierten Sockeln stehende Stäbe, die in Spitzbogen zusammenlaufen. Oberhalb sind zwei kleine Schilder, auf dem einen steht: *Anno dm. 1.5.1.9. jar.* auf dem andern *L. König diser zeit bed. . .* Ein langes Frescogemälde zeigt in zwei Abtheilungen die Kreuztragung und die Kreuzigung, eine wakere Schularbeit von ziemlich guter Zeichnung im Style der Wohlgenuth'schen Schule. Die Peiniger zeigen eckige Bewegungen, der Ausdruck ist schwach. Bei der Kreuzigung sitzt Christus auf dem Kreuze, einer der Knechte will mit seinem Säbel das Oberkleid durchschneiden, ein anderer weht es ihm. Unter den Bildern steht: *Durch Hanssen Lewtner v.r am sinstag Nach Joani J: unt Anna im m^{cccc}xx (1490?)* in gothischen, schwer lesbaren Minuskeln. Der an der mittleren Schlusswand des Chores gemalte heil. Christoph (hier wahrscheinlich nicht blos als Symbol der Kirche, sondern auch als Patron der Seifflor) ist späterer Zeit schlecht übermalt. Allen Merkmalen nach stammt die Kirche aus dem Schlusse des XV. Jahrhunderts, der die Traditionen der Gutlik schon immer mehr verloren gingen ¹⁾.

Von den beiden Hauptaltären ist der in der nördlichen Abtheilung des Chores barock, in der südlichen steht der auf Tafel dargestellte Flügelaltar, der heil. Maria geweiht. Der auf einer ausladenden Predell stehende viereckte Schrein, 9 Fuss 8 Zoll hoch, 7 Fuss 6 Zoll breit, ist mit einem doppelten Flügelpaare zu schliessen. Unter einem fortlaufenden, etwas schwerfälligen Baldachin, der nicht durchbrochen, sondern in etwas kleinlicher Weise mit geschweiften Spitzbogen und freistehenden, aus gewundenen Ästen gebildeten Fialen geziert ist, steht die Mutter Gottes, auf dem Halbmond mit dem auf ihren Armen liegenden segnenden Kinde, umgeben von anachtsvoll zu ihr aufblickenden Engeln, die ihr Gewand fassen, damit es den Boden nicht berühre, ihr eine Krone aufs Haupt setzen ²⁾ und rückwärts einen vergoldeten Teppich mit eingeprosten Mustern halten. Maria, etwas seitwärts gewandt, blickt sanft und versöhnend auf den Beschauer herab. Die Gewandung in grossen, gezogenen Partien hat nicht das kühnliche und scharf gebrochene der meisten Sculpturen dieser Zeit, der feine Kopf zeigt einen sehr edlen Ausdruck. Auf jeder Seite ist ein aus durchbrochenem Laubwerk bestehendes Säulchen angebracht, darauf ein in die Tuba stossender Engel, gleichsam am das Loh und die Ehre der Gottesmutter aller Welt zu verkünden. Rechts steht die h. Katharina mit Schwert und Buch, links Barbara mit dem Kelche, ihr zur Seite der Thurm als Symbol ihrer Gefangenschaft, — schöne Gestalten voll jugendlicher Anmuth. Die in frommer Demuth leicht geneigten Köpfe sind gerade nicht von individuellem Charakter, aber von dem gemüthvollen, sinnigen Ausdruck, der die Werke des späteren Mittelalters wie ein warmer Hauch durchweht und als Ausfluss der allgemeinen religiösen Empfindung erscheint. Die Formen sind voll, aber etwas leer in der Durchbildung, die Gewandmotive grossartig. Die drei Figuren des Schreines sind 3 Fuss 3 Zoll hoch. Die moderne Bemalung, die des feinen künstlerischen Gefühles entbehrt, welches wesentlich ist, wenn die bemalte Sculptur nicht zur widerlichen Naturnachahmung herabsinken soll, thut dem Ausdruck der Köpfe und der Wirkung viel Eintrag. Den Hintergrund bilden Vorhänge, die von Engeln getragen werden.

Die inneren Flügel sind auf beiden Seiten geschnitten, die äusseren Flügel aber beiderseits bemalt. Die ersten zeigen bei geöffnetem Schreine folgende Reliefdarstellungen: Rechts, oben Maria Geburt in der eigenen, mehr genremässigen Auffassung; der im Bette

eingeweiht worden sein. Jedoch kann dies unmöglich die gegenwärtige gewesen sein, wie aus den Bauformen hervorgeht. Ausserdem befindet bei der von der Witwe Kaiser Albrecht's II. Elisabeth erbauten Burg eine Capelle, die zwei Altäre hatte und 1291 eingeweiht wurde. Herzog Albrecht IV. soll das „Heiligthum“ (den Reliquenschrein) dazu gegeben haben.

²⁾ Über die alte Krone ist gegenwärtig noch eine weisse, grosse Krone gesetzt, die durch ihre Geschmackslosigkeit sehr störend wirkt und zweckmässiger entfernt würde. Das Kind ist eine moderne Arbeit.

¹⁾ Einer Vorwerkung in einem alten Taufbuche zufolge, soll die Pfarrkirche in Halbstell im Jahre 1220 von Hermann, Weihbischof von Passau,

sitzenden Mutter wird von einer anmutigen Jungfrau im aldeutschen Costüme mit Netzhaube die Suppe gereicht, zu des Bettes Füssen eine sitzende Frau mit dem neugeborenen Kinde. — Unten: die Vorstellung im Tempel. Maria und die drei zusehenden Frauen, welche die Tracht der Bürgerfrauen im XVI. Jahrhundert, wenn sie zur Kirche gingen, zeigen, sind schöne Köpfe von frommen Ausdruck. Joseph erscheint hier nicht wie gewöhnlich der Idee des Nährvaters zufolge alt, sondern als ein Mann in mittleren Jahren mit reichem Haar und starkem, braunem Barte.

Links, oben: die Verkündigung in der Composition sehr an den herrlichen Stich von Martin Schongauer erinnernd. Maria lauscht, ihr Gebet unterbrechend, die Hand auf das Buch gelegt, den Worten des Engels, der segnend und eine Lillie in der Hand hinter ihr steht. Besonders empfundnen ist die Haltung der heil. Jungfrau.

Unten: der Tod Mariä. Nach der Darstellungsweise der oberdeutschen Schulen ist sie hier ausser dem Bette, kniend, von Johannes gestützt (in den Werken der niederdeutschen Schulen ist sie meist im Bette sterbend vorgestellt), die Sterbecerze in der Hand, vor ihr Petrus, das Haupt der Apostel und der oberste Priester in kirchlichen Gewande mit gekreuzter Stola und Pluviale, eben das Aspersorium eintauchend. Die Apostel, deren jeder in den mittelalterlichen Darstellungen sein bestimmtes Amt hat, erscheinen als Männer mit langem Haar, breitem, kurzem Barte von kräftiger Gestalt.

Werden die inneren Flügel geschlossen, so sieht man eine fortlaufende Reihe von Adventbildern, Scenen aus dem Leben der heil. Maria und in Beziehung auf den Beginn des Heilwerkes stehend. Die vier inneren sind geschnitzt, als die Aussenseiten des ersten Flügelpaares, die vier äusseren — die Innenseiten des zweiten Flügelpaares in Öl gemalt.

1. Mariä Opferung (gemalt), eine einfache Composition.

2. Die Begegnung von Joachim und Anna (geschnitzt). Anna hat die Nürnbergger Bürgertracht, wie sie häufig in den Werken Dürer's vorkommt: sie tritt eben aus dem Hause; Joachim, eine etwas plumpe Gestalt eilt ihr entgegen, was durch sein fliegendes Gewand angedeutet ist. In der Landschaft des Hintergrundes derselbe bei der Heerde und die Erscheinung des Engels.

3. Die Heimsuchung (geschnitzt). Maria von lieblichem Gesichtsausdrucke mit langen, braunen Haaren, in bürgerlicher Kleidung. Den Hintergrund bildet eine reiche Landschaft mit Felsen.

4. Die Vermählung (gemalt). Ein sehr lebendiges Bild, besonders empfinden im Ausdrucke; Maria ist eine gar anmuthige Gestalt von edler Würde.

5. Joseph's Traum (gemalt). Maria sitzt betend auf einem schwarzen Stuhle, vor ihr auf einem Pulte ein Gebetbuch, dabei eine Lillie im Geschirr als Andeutung der Jungfräulichkeit Mariä. Im Hintergrunde schläft Joseph, auf

den Boden gekauert; vor ihm steht ein Engel als Traumbild, in der Hand ein Spruchband mit den Worten: „Joseph fili david noli timere accipere Mariam conjugem tuam“¹⁾. Maria im dunkelgrünen, goldverbräunten Kleide, von ruhigen, edlem Ausdruck ist ganz in das Gebet versunken. Der Schlaf bei Joseph ist lebendig charakterisirt.

6. Die Beschneidung (geschnitzt), sehr figurenreich, aber durch die sich aufhäufende Masse von goldenen Gewändern überladen. Der Oberpriester sitzt mit verhältnem Haupte unter dem Thronhimmel, das Kind auf dem Schoosse, Rückwärts die klagende Maria und Joseph, auf die Scene hindeutend, dann drei Frauen im Kirchenkleide der Bürgerfrauen zu Dürer's Zeit. In einem Gewandsaume steht deutlich: Leonard Astl, ohne Zweifel der Name des Künstlers, der hier an sehr bescheidener Stelle seinen Namen anbraute²⁾.

7. Die Anbetung der heil. drei Könige (geschnitzt), sehr tüchtig und lebendig. Maria sehr schön.

8. Die Flucht nach Egypten (gemalt). Maria von vorne zu sehen, reitet auf dem sehr plumpen Esel; das Kind ist auffallend klein. Im Vordergrund ein weidender Ochs, an dem der Künstler eine sehr kühne Verkürzung versuchte.

Die Reliefs sind von einfacher schlichter Composition von würdigem Hauptcharakter. Die Proportionen der 2 Fuss 6 Zoll hohen Figuren sind im Allgemeinen etwas kurz, der Ausdruck der Männer kräftig und bestimmt, die Frauen meist sehr anmuthig. Im Ganzen zeigt sich wohl mehr eine conventionelle Zusammenstellung der berkömmlichen Figuren, als eigene Erfindung und der Mangel des feineren Gefühles, des individuellen Ausdruckes und der Lebensfrische in der Composition, wie sie den Werken von Meistern eigen sind, die auf selbstständigem Lebensstudium und tieferer, eigenthümlicher Erfassung des Gegenstandes beruhen, lässt uns hier Arbeiten eines tüchtigen Schülers oder Gesellen erkennen, der sich an guten Vorbildern nährte. Solche zogen häufig, Stiche, Holzschnitte oder Zeichnungen der grossen Meister in der Tasche, herum und fertigten mit mehr oder minder getreuer Benützung derselbe die herstellten Altarwerke. Unverkennbar ist der Einfluss Dürer's und es sind manche Motive den Holzschnitten desselben (z. B. dem Leben der Maria) entnommen. Die Füllungen oder des Reliefs bestehen aus schwungvollem, durchbrochenem Laubwerk.

Die Bilder tragen entschieden das Gepräge der Nürnbergger Schule an sich; sie haben in ihrer schlichten Einfachheit eine gewisse jugendliche Frische und erinnern an die früheren Arbeiten Altdorfer's oder Schüffelein's. Die Farbe ist dunkel, der Localton bräunlich mit saftigen Schatteten und nicht sehr hellen, aber weisslichen Lichtern. Die

¹⁾ Lucas I. 20.

²⁾ Zuerst gelesen von M. Koch, Reise in Oberösterreich und Salzburg S. 302.

Zeichnung selbst der Hände und Füsse ist streng und gut. Der Ausdruck ist verschieden und bei einer guten allgemeinen Charakteristik und manchem gelungenem Kopfe doch auch ohne höhere künstlerische Feinheit.

Wird der Schrein auch mit dem zweiten Flügelpaar geschlossen, so erscheinen vier Darstellungen aus dem Leben Jesu:

1. Christus als Knabe im Tempel, rückwärts Joseph und Maria. Zwei in einem Buche nachlesende Schriftgelehrte sind gut charakterisirt.

2. Die Hochzeit zu Cana, gemässig aufgefasset; Braut und Bräutigam beim Tische sitzend, vorne der Wirth bei den 6 Krügen, die Christus segnet.

3. Abschied Jesu von den Frauen; die kniende Maria sehr ausdrucksvoll. Der Holzschnitt von Dürer ist hier offenbar benützt.

4. Die Auferstehung, ganz einfach.

Die Rückseite des Schreines ist in sechs Felder getheilt, welche die einzelnen Figuren und Gruppen des jüngsten Gerichts enthalten, eine Vorstellung, die wahrscheinlich desshalb häufig auf der Rückseite der Altarkästen angebracht wurde, weil hier die Beichtstühle standen, um also das Gemüth des Sünders durch den Anblick des letzten Gerichtes zur Busse zu erwecken.

In der Mitte thront Christus auf der Weltkugel, die Hände riethend ausgestreckt, ihm zur Rechten die Himmelskönigin Maria mit weisslichem Oberkleide, eine sehr edle Gestalt, zur Linken Johannes der Täufer. Unten in der Mitte die Auferstehung von lebendiger Charakteristik (besonders gut ist einer, der sich vor der Hölle fürchtet), rechts davon der Himmel, in den Petrus im schneeweissen Gewande die von einem Engel bekleideten Seelen einführt, links die Hölle als riesiger Rachen; Judas mit dem Säckel wird von zwei Teufeln hingeworfen.

Alle diese Bilder sind von anderer Hand als die der inneren Flügel, schwächer in der Zeichnung (besonders die stumpfen Hände und Füsse), ähnlicher in der Composition, blässer in der Farbe. Sie schliessen sich mehr der schwäbischen Schule an und zeigen gewisse Eigenthümlichkeiten derselben, besonders im Colorit mit grauen Schattungen und weissen Lichtern, in dem spießigen Tractament der Haare und der Wahl blass gefärbter Gewänder.

Über dem Altarschreine erhebt sich ein pyramidaler, $14\frac{1}{2}$ Fuss hoher architektonischer Aufsatz aus drei grösseren und zwei kleineren Spitzthürmchen bestehend; die ersteren steigen in drei Geschossen auf, deren erstes von Baldachinen abgeschlossen wird, die durch die herausgebo-

gen Fialen das Ansehen von Kronen erhalten; über der zweiten Etage bilden durchbrochene oder aus Stäben gewundene Pyramiden die Spitze. Die Figuren des unteren Absatzes sind: in der Mitte Christoph, rechts St. Wolfgang, links Stephanus, rund geschnitten und bemalt. Im zweiten Geschosse der segnende Salvator, die Rechte in die Seitenwunde gelegt, rechts Johannes der Evangelist, links St. Nikolaus. In den beiden kleineren Spitzsäulen sind die Heiligen Dionysius und Andreas angebracht. Die Architectur ist höchst geschmackvoll, leicht aufsteigend, von einer Zierlichkeit und decorativen Fülle, die dem Charakter der Holzschnitzerei wohl zusteht.

An den Schmalseiten des Schreines, — nur bei geschlossenem Flügeln sichtbar ist rechts der heil. Georg, links der heil. Florian (der Landespatron Oberösterreichs) angebracht, rund geschnitzte Figuren, auf Consolen von Laubwerk und dünnen Ästen stehend, sehr tüchtige Arbeiten, die Rüstungen zeigen die Form der Maximilian'schen Periode, wie man sie häufig in den Holzschnitten des Theuerdank sieht. In den hohen Baldachinen über diesen Figuren ein Engel.

Die Predella, auf welcher der Altarschrein ruht (2 F. 8 Z. hoch), ist grossentheils durch den neuesten Zeit von einem Salzarbeiter recht tüchtig im gothischen Style geschnitzten Tabernakel verdeckt. Zu beiden Seiten desselben sieht man St. Vincenz und St. Laurentz, rückwärts das Schwesistuch von Petrus und Paulus gehalten, von der Hand des Künstlers, der die Innenseiten der Flügel malte.

Man kann an dem ganzen Werke die Arbeit zweier Künstler unterscheiden, deren einer, wahrscheinlich aus der Nüruberger Schule hervorgegangen, die Figuren und Reliefs schnitzte und die inneren Flügelnbilder malte, denn es zeigt sich unter diesen vielfache Übereinstimmung; die Verschiedenheiten mögen theilweise in der verschiedenen Technik des Schnitzens und Malens gegründet sein. Ein zweiter Künstler scheint die Aussenseite der Flügel so wie die Rückseite des Schreines gemalt zu haben. Was die Zeit der Anfertigung anbelangt, so dürfte sie, dem Kunstcharakter, den Costümen und manchen augenscheinlich benützten Werken zufolge um 1515 zu setzen sein.

Der Eindruck, den der Altar auf den Beschauer hervorbringt, wird sehr erhöht durch die herrliche, malerische Lage der Kirche am Gebirgsee; durch die wundervolle Natur wird das Gemüth empfänglicher für den Kunstgenuss gestimmt, der andere Seiten desselben berührt und die freundliche Fülle der Natur gibt mit dem selbsteitsvollen Ernst der religiösen Kunstschöpfung einen befriedigenden Gegensatz.

Die Erweiterung der Stadt Wien.

Ein Allerhöchstes Handbillet vom 20. December 1857 zu Seine Excellenz den Minister des Innern Freiherrn v. Bach, welches in der Wiener Zeitung vom 24. December v. J. veröffentlicht wurde, stellt die Gesichtspunkte fest, nach welchen die kaiserliche Residenz und Reichshauptstadt vergrößert, regulirt und verschönert werden soll. Dieser wahrhaft grossartige Entschlus, dessen Bedeutung weit über die Grenzen Wiens hinausreicht und für die Neugestaltung Österreichs von ausserordentlicher Bedeutung sein dürfte, kann auch in diesen Blättern nicht unberührt bleiben, weil dadurch eine Reihe von Bauten geschaffen werden, die für den architektonischen Charakter Wiens von grossem Einflusse werden müssen. Wir lassen daher das kaiserliche Handbillet nach seinem ganzen Inhalte folgen:

Lieber Freiherr von Bach!

Es ist Mein Wille, dass die Erweiterung der inneren Stadt Wien mit Rücksicht auf eine entsprechende Verbindung derselben mit den Vorstädten ebemöglichst in Angriff genommen und hiebei auch auf die Verschönerung Meiner Residenz- und Reichshauptstadt Bedacht genommen werde. Zu diesem Ende bewillige Ich die Auffassung der Umwallung der inneren Stadt, so wie der Gräben um dieselbe.

Jener Theil der durch Auffassung der Umwallung der Fortifikationen und Stadtgräben gewonnenen Area und Glacisgründe, welcher nach Massgabe des zu entwerfenden Grundplanes nicht einer anderweitigen Bestimmung vorbehalten wird, ist als Baugrund zu verwenden, und der daraus gewonnene Erlös hat zur Bildung eines Baufondes zu dienen, aus welchem die durch diese Massregel dem Staatsschatze erwachsenden Auslagen, insbesondere auch die Kosten der Herstellung öffentlicher Gebäude, so wie die Verlegung der noch nöthigen Militäranstalten bestritten werden sollen.

Ilei der Entwerfung des bezüglichen Grundplanes und nach Meiner Genehmigung desselben bei der Ausführung der Stadterweiterung ist von nachstehenden Gesichtspunkten auszugehen:

Mit der Wegräumung der Umwallung der Fortifikationen und der Ausfüllung der Stadtgräben ist in der Streeke von der Biberbastei bis an die Umfassungsmauer des Volksgartens in der Art zu beginnen, dass längs dem Donaukanale ein breiter Quai hergestellt und der vom Schottenthore bis zum Volksgarten gewonnene Raum theilweise zur Regulirung des Exercirplatzes benützt werden kann.

Zwischen diesen gegebenen Punkten hat zugleich die Erweiterung der inneren Stadt in der Richtung gegen die Rossau und die Alservorstadt zu geschehen, einerseits dem Donaukanale, andererseits der Grenzlinie des Exercirplatzes folgend, jedoch mit Bedacht auf die entsprechende Einschliessung der im Innern begriffenen Volkskirche.

Bei der Anlage dieses neuen Stadttheiles ist zuvörderst auf die Erbauung einer befestigten Caserne, in welcher auch die grosse Militärbibliothek und das Stabsstockhaus unterzubringen sind, Rücksicht zu nehmen und hat diese Caserne achtzig (80) Wiener Klafter von der Argarterbrücke nach abwärts entfernt, in der verlängerten Achse der dorthin führenden Hauptumfassungsmauer zu liegen zu kommen.

Der Platz vor Meiner Burg nebst den zu beiden Seiten desselben befindlichen Gärten hat bis auf weitere Anordnung in seinem gegenwärtigen Bestande zu verbleiben.

Die Fläche ausserhalb des Burghthores bis zu den kaiserlichen Stallungen ist frei zu lassen. Ebenso hat der Theil des Hauptwallces (Biberbastei), auf dem die Meinen Namen fürstliche Caserne liegt, fortzubestehen.

Die fernere Erweiterung der inneren Stadt ist bei dem Kärnthnerthore und zwar auf beiden Seiten desselben in der Richtung gegen die Elisabeth- und Mondscheinbrücke bis gegen das Karolinenthor vorzunehmen.

Auf der Herstellung öffentlicher Gebäude, namentlich eines neuen Generalcommandos, einer Stadtcommanlantur, eines Opernhauses, eines Reichsarchives, einer Bibliothek, eines Stadthauses, dann der nöthigen Gebäude für Museen und Gallerien ist Bedacht zu nehmen und sind die hiezu zu bestimmenden Plätze unter genauer Angabe des Flächenraumes zu bezeichnen.

Der Raum vom Karolinenthore bis zum Donaukanale soll ebenfalls frei bleiben, desgleichen der grosse Exercirplatz der Garnison vom Platz vor dem Burghthore an bis in die Nähe des Schottenthores, und hat letzterer an den Platz vor dem Burghthore unmittelbar anzuschliessen.

Von der befestigten Caserne am Donaukanale an bis zum grossen Exercirplatz hat in gerader Linie ein Raum von Einhundert (100) Wiener Klafter Breite frei und unbebaut zu werden. Sonst soll aber im Anschlusse an den Quai längs dem Donaukanale rings um die innere Stadt ein Gürtel in der Breite von mindestens vierzig (40) Klafter, bestehend aus einer Fahrstrasse mit Fuss- und Reitwegen zu beiden Seiten, auf dem Glacisgründe in der Art angelegt werden, dass dieser Gürtel eine angemessene Einfassung von Gebäuden abwechselnd mit freien zu Gartenanlagen bestimmten Plätzen erhalte.

Die übrigen Hauptstrassen sind in entsprechender Breite, und selbst die Nebenstrassen nicht unter acht Klafter Breite anzulegen.

Nicht minder ist auf die Errichtung von Markthallen und deren entsprechende Vertheilung Bedacht zu nehmen.

Zugleich ist auch bei Entwerfung des Grundplanes über die Stadterweiterung die Regulirung der inneren Stadt im Auge zu behalten, und daher der Eröffnung entsprechender neuer Ausgänge aus der inneren Stadt unter Bedachtnahme auf die in die Vorstädte führenden Hauptverkehrsstrassen, gleichwie der Herstellung neuer, jene Verkehrsstrassen vermittelnder Brücken die geeignete Beachtung zuzuwenden.

Zur Erlangung eines Grundplanes ist ein Concurs auszusprechen und ein Programm nach den hier vorgezeichneten Grundsätzen, jedoch mit dem Beisatze zu veröffentlichen, dass im Übrigen den Concurrenten freier Spielraum bei Entwerfung des Planes gelassen werde, gleichwie sonstige hierauf bezügliche geeignete Vorschläge nicht ausgeschlossen sein sollen.

Für die Beurtheilung der eingeladenen Grundpläne ist eine Commission aus Repräsentanten der Ministerien des Innern, des Handels, ferner Meiner Militär-Central-Kanzlei und der Obersten Polizei-Behörde, einem Abgeordneten der Niederösterreichischen Stathalterei und dem Bürgermeister der Stadt Wien, dann aus geeigneten von dem Ministerium des Innern im Einvernehmen mit dem übrigen hier erwähnten Centralstellen zu bestimmenden Fachmännern unter dem Vorsitze eines Sections-Chefs des Ministeriums des Innern zu bilden, und sind drei von dieser Commission als die besten anerkannten Grund-

pläne mit Preisen und zwar in den Beträgen von zweitausend, eintausend und fünfhundert Stück k. k. Münzducaten in Gold zu betheilen.

Die hiernach als die vorzüglichsten anerkannten drei Grundpläne sind Mir zur Schlussfassung vorzulegen, sowie über die weiteren Modalitäten der Ausführung unter Erstattung

der bezüglichen Anträge Meine Entschliessung einzuholen sein wird.

Sie haben wegen Ausführung dieser Meiner Anordnungen sogleich das Entsprechende zu verfügen.

Wien, am 20. December 1857.

Franz Joseph m. p.

Notizen.

(Eine russische Madonna mit drei Armen.) Die „Revue de l'art chrétien“ veröffentlicht in ihrem Novemberhefte (p. 513) eine an sie gerichtete Zuschrift mit nachstehendem Inhalte: Der Haupt-Altmosener der Flotte Abbé Coquerneau liess diesen Winter in Paris ein kleines gemaltes Bild sehen, welches er aus der Krim mitgebracht hatte. Der Künstler hat auf der Tafel dargestellt die h. Jungfrau, das Kind Jesus tragend. Der Rahmen und die Malerei tragen das Gepräge des byzantinischen Styles und es befindet sich auf dem Bilde eine ikonographische Eigentümlichkeit, welche Niemand zu erklären vermag. Die Jungfrau hält das Kind Jesu auf ihrem rechten Arm; der linke Arm hat eine gewöhnliche Haltung, aber ein dritter Arm mit der Hand ist nach vorne ausgestreckt. Auf dem Bilde ist keine andere Figur angebracht und dieser Arm gehört unzweifelhaft der Gestalt an, welche die Mutter Gottes darstellt. Es wird nun die Frage aufgeworfen: „Was diese Darstellung bedeutet? Ein Symbol? Aber welches! Und würde dies der byzantinischen Kirche angehören, so sollte es doch bekannt sein.“

(Elfenbein zum Abgiessen von Sculpturen.) In Paris macht gegenwärtig in der Kunstwelt die Entdeckung einer Frau Rauvier-Paillard grosses Aufsehen. Es ist nämlich die Kunst, Elfenbein in flüssige Masse zu verwandeln, um damit Basreliefs oder Sculpturen der grössten Dimension abformen zu können. Es sind bereits mehrere gelungenere Versuche an Holzschneidern der Notre-Dame-Kirche zu Paris gemacht worden. Der Vortheil bei diesem Verfahren besteht darin, dass die Details mit ungewöhnlicher Schärfe und Genauigkeit reproducirt werden.

(Über das in Szekszárd gefundene Glasgefäss.) Im Augusthefte der „Mittheilungen“ (Jahrgang 1857, S. 223) haben wir der Abhandlung erwähnt, welche Herr v. Kubinyi über die Szekszárd-Altenthümer in deutscher und ungarischer Sprache veröffentlicht hat und aus derselben eine Beschreibung der merkwürdigen Glaschale geliefert, welche in den Sarkophagen mit anderen Geräthen gefunden wurde. Zugleich haben wir in Aussicht gestellt, eine Abbildung dieses Gefässes nachzutragen und dabei die Beweggründe anzuführen, die Herrn von Kubinyi aus dem Sinne der griechischen Umschrift zu der Ansicht bestimmt

haben, dass dieses Gefäss zur Erinnerung an Christus verfertigt worden sei und die fraglichen Altenthümer dem III. oder IV. Jahrhunderte des Christenthums angehören dürften. Wir geben nun hier (Fig. 1 und 2) im Holzschnitte mit Bezug auf die bereits gelieferte Beschreibung die Abbildung der erwähnten Glaschale und knüpfen daran noch folgende Bemerkung: Zur Begründung seiner Ansicht hat Herr v. Kubinyi die Glasgefässe in Betracht gezogen, welche im Jahre 1844 in Geln in zwei Steinsärgen gefunden wurden (vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthums-



(Fig. 1.)



(Fig. 2.)

freunden im Rheinlande, V u. VI, 1844) und die Bruchstücke eines Glasbechers, die im k. k. Antikencabinet aufbewahrt werden (vergl. Arneth, Monumente des k. k. Münz- und Antikencabinet, 1849, S. 41 u. 42). Hierauf stellt der Verfasser in Bezug auf den Sinn der griechischen Insehrift (ΑΕΙΒΕ ΤΩ ΠΟΙΜΕΝΙ ΗΜΕ ΖΗΣΑΙΣ) und den Gebrauch des Gefässes folgende Betrachtung an:

„Die unten befindlichen Delphine führen beim ersten Blick auf den Gedanken, dass das Gefäss zur Erinnerung an Christus verfertigt sei, nachdem der Fisch „ichthys“ das Symbol Christi ist. Dies bekräftiget die Umschrift noch mehr, denn es fragt sich: was bedeutet das Wort „ΑΕΙΒΕ“, opfern? Nichts Anderes als Eucharistia oder Coena Domini, das Abendmahl des Herrn. Es ist zwar wahr, dass das griechische Wort „ΑΕΙΒΕ“, welches ein Opfer bedeu-

tet, in keinem christlichen Wörterbuche als Synonym von Eucharistia, Sacra Domini Coena oder Communio genommen wird; doch frage ich, ist es nicht möglich, dass in den ersten Zeiten des Christenthums, wo bezüglich der kirchlichen Ausdrücke unsere christlichen Vorfahren mit einander noch nicht im Reinen waren, dieses Wort dennoch so gebraucht wurde, da es ohnehin dieselbe Bedeutung hat? Unter dem Worte „ΤΟ ΗΘΙΜΕΝΙ“, latin. *pastori*, deutsch dem Hirten, kann niemand Anderer als unser Heiland, dem geopfert wurde, verstanden werden.

„IHE“ hibe, trinke, bedeutet: Nimm das Abendmahl des Herrn, oder communicire!

Der Sinn des Wortes „ΖΗΣΙΕ“ *vives*, du wirst leben, ist: Du wirst selig werden.

Die Deutung des Ganzen ist demnach: „Opfere Christus, nimm das Abendmahl des Herrn, und Du wirst selig werden“. Was den Gebrauch dieses Prunkgefäßes anbelangt, unterliegt es keinem Zweifel, dass es in einem der ersten Jahrhunderte des Christenthums zum Abendmahl des Herrn oder aber zur Communion diente.“

Zur Lösung der Frage über das Zeitalter des Gefäßes bemerkt er, dass die äussere Form des ganzen Sarkophages für das eiserne Zeitalter spreche und als ferneren Beleg hiezu führt H. v. Kubinyi an, dass bei dem Umstande als ein den christlichen Ceremonien angehöriges Gefäss in einem heidnischen Sarkophage sich vorfindet, es wahrscheinlich sei, dass in dem Sarkophage eine Christin begraben wurde, deren Mann ein Heide gewesen sei, was aber nur in den ersten Zeiten des Christenthums möglich war, wo die Ehen zwischen Christen und Heiden gestattet wurden.

(Der Drachenorden auf Siegeln österreicherischer Herzoge.) In einem Aufsätze des „Anzeigers für Kunde deutscher Vorzeit“ (1857, Nr. 9) „Über Ordenssignien auf deutschen Siegeln vor Kaiser Maximilian I.“ führt H. v. Sava ein Schreiben der Herzoge Leopold und Ernst von Österreich an, worauf sich das Petschaft des letztgenannten Herzogs befindet. Dasselbe, von runder Form, mit

einem Durchmesser von $\frac{1}{8}$ Zoll und ohne Umschrift, zeigt nämlich den österreichischen Bindenschild, um welchen sich ein ungeflügelter vierfüssiger Drache schlingt. Das nämliche Siegel kommt bereits im Jahre 1402 an der zu Bruck am 20. September abgeschlossenen Erstreckung der Regierungsordnung zwischen den Herzogen Wilhelm, Leopold, Ernst und Friedrich vor, welche die beiden letzteren mit ihren Petschaften besiegeln, da sie noch kein eigenes Siegel haben; ferner an einem Ausspruche der Herzoge Wilhelm, Ernst und Leopold zwischen denen von Cilli, Dachberg und Ottenstein wegen eines Hauses in der Schaufellucken zu Wien, gegeben zu Wien am 22. November 1404 (beide Urkunden im k. k. Hausarchive). Dieses Siegel ist jenem Herzog Albrecht's IV. ähnlich, welches an mehreren Urkunden des Jahres 1396 vorkommt und von H. v. Sava in den österreichischen Blättern für Literatur und Kunst, Mai 1844, Nr. 9 besprochen wurde. Damals glaubte er dem Drachen eine symbolische Deutung unterlegen zu sollen. Spätere Forschungen machten es ihm jedoch zur Gewissheit, dass derselbe als Insignie des Drachenordens zu deuten ist. Smiter in seinem Kataloge zur Siegelammlung des kais. Hausarchives erwähnt, dass zwar die meisten Geschichtschreiber behaupten, der Drachenorden sei von König Sigmund erst nach dem Jahre 1400 gestiftet worden, um gegen die Hussiten zu kämpfen; allein gewiss ist, dass es bereits 1397 schon Ritter des Drachenordens gegeben habe. Als weiteren Beleg hiezu führt H. v. Sava einen im kais. Hausarchive zu Wien befindlichen Pergamentcodex an, in welchem die ältesten Guthätter zu der Capelle des Christoph und dem Hause auf dem Arlberg ¹⁾ mit ihren Wappen aufgeführt sind, und der mit dem Hause 1293 beginnt und mit 1415 endet. Durch denselben wird gleichfalls der frühere Bestand des Drachenordens nachgewiesen, indem die Herzoge Albrecht IV., Wilhelm, Leopold u. s. w. mit dem Drachenorden geschmückt erscheinen.

¹⁾ Über die Stiftung dieses zu einer Herberge bestimmten Hauses vergl. Hornsyr, Taschenbuch 1835, p. 278.

Correspondenzen.

Wien. Das hohe k. k. Armeo-Obercommando machte der k. k. Central-Commission die Mittheilung, dass das hiesige Landes-Gesamtscomando angewiesen wurde, die Aufnahme des Antrages über die Restauration des Kreuzganges in dem Dominikanerkloster zu Pettau, der die principielle Genehmigung erhielt, in den Bauantrag pro 1858 zu veranlassen.

Wien. Die Zeitungen bringen so eben die Nachricht, dass durch eine Entscheidung des künftigen Erzherzog-Gouverneurs Ferdinand Max die Kirche alla Pietà an der Riva del Schiavoni eine Fagade erhielt. Anlusa zu dieser Entscheidung gab der Abbruch der Kirche S. Lucia. Die lomb.-venet. Eisenbahngesellschaft hat zur Herstellung eines Bahnhofs diese Kirche um 90,000 Zwanziger von

der Gemeinde gekauft, die überdies im Besitze aller Kunstgegenstände der Kirche bleibt. Mit der Entschädigungssumme wird die Fagade der Kirche alla Pietà ausgebaut, die, an der schönsten Riva der Welt gelegen, einer Fagade entbehrt und von sicherer zur Freude aller Venetianer und aller Freunde der Kunst und Venedigs mit einer solchen versehen werden soll. Die Kirche selbst ist im Jahre 1745 von Giorgio Mazaarl gebaut, im vaticanischen Style mit jenen Zuthaten, die der ganzen barocken Zeit eigen waren.

Für die Erhaltung der Kirche S. Lucia haben sich in Venedig manche Stimmen ausgesprochen, weil der Glaube des Volkes sie für ein Werk Palladio's (gest. 1580) hielt. Die Unrichtigkeit dieser Ansicht ist jedoch von Magrini in „Memorie intorno la vita e le opere di Andrea Palladio“, Padova 1845, p. 261, urkundlich erwiesen. Zur

Zeit Palladio's können höchstens die Fundamente der Kirche geigt worden sein. Im Jahre 1561 kaufte Girolamo Venier um 8000 Ducaten den Boden; im Jahre 1580 ersieht ihrer Sansorino noch gar nicht; erst im Jahre 1582 erhalten die Klosterfrauen das Holz von der Armatur der Kirche del Redentore zur Erbauung der Kirche; im Jahre 1586 war die grössere Capella vollendet, und am 8. Mai desselben Jahres die Kirche dem Gebrauche übergeben worden. — Ist also die Kirche sicher nicht von Palladio selbst gebaut, so gehört sie doch dem Classicismus der Zeit und Schule Palladio's an, die in Venedig selbst durch Bauten aller Art von Kirchen wie in Redentore bis zu Thüren, wie die im Palazzo Ducale von 1575, vertreten ist.

Anders Seitenmauer der Capella Maggiore findet sich die Büste des Stifters der Capella: Bernardino Mocenigo, von der Hand des Bildhauers Alessandro Vittorio. R. v. E.

Agram. Im verfloßenen Juni dieses Jahres fand der Taglöher Ogriseek auf dem Grund und Boden des Agrarer Bürgers Pickl, nicht dem Orte Lascino bei Agram in der Erde ein kleines irdenes Gefäß, worin sich 965 Stück Silbermünzen vorfanden. Dieselben sind vom Finder der k. k. Polizei-Direction übergeben und von mir dienstliches Einschreiten in das Agrarer National-Museum eingeführt. Sämmtliche Münzen sind gut erhalten und gehören dem XVI. und XVII. Jahrhundert an. Es sind die meisten von Matthias II., Rudolph II., Ferdinand II., Erzbischof Ferdinand Karl, Leopold I., König Ludwig II. für Böhmen, viele ungarische Kölleren, polnische

Graschen, und auch einige schweizerische Münzen von Luzern und Denkmünzen von Karl Bischof von Olmütz (1670)

h. v. Kukuljeric.

Melk. Das k. k. Bezirksamt Melk als Gericht hat unterm 25. Juni r. J. mir Folgendes bekannt gegeben:

„Laut Eröffnung des k. k. Bezirksamtes Spitz wurden im Monate März d. J. an der Donau-Anlände zu Aggsbach O. W. W. von drei Schiffleuten sechs und neunzig Stück alte römische Münzen aufgefunden, wovon die meisten von einem Iarsiliten, Namens Salomon Tyger, die übrigen aber von dem hiesigen Goldarbeiter Joseph Korbel gekauft wurden. Da Strafverhandlung wider die beiden Ankäufer wurde aus Abgang eines strafbaren Thatbestandes eingestellt, und das k. k. Bezirksamt Spitz erstattete die Anzeige in Betreff dieses Fundes an die hohe Stallhalterei.“

Durch die gütigen Bemühungen des hiesigen k. k. Wasserbau-Beamten Bernegger und des Professors der Naturgeschichte am k. k. Obergymnasium, Herr Vincenz Stauer, gelang es, von der grossen Zahl der zu Aggsbach O. W. W. gefundenen römischen Münzen sieben Stücke von Silber, die durch einen Zufall dem Schicksal, als altes Metall eingeschmolzen zu werden, entzogen waren, in meinem Besitz zu bringen, welche aber nicht zu den seltenen gehören: 1 von Kaiser Antonius Pius, 1 von Lucius Verus, 1 von Commodus, 4 von Kaiser Alexander der Severus.

Ignaz Fr. Keiblinger.

Literarische Anzeigen.

Von den „Mittelalterlichen Kunstdenkmälern des österreichischen Kaiserthums“ (herausgegeben von Dr. Gust. Heider, Professor R. v. Eitelberger und Architekten J. Hieser) wurde die sechste und siebente Lieferung veröffentlicht. In Abhängigkeit enthält dieses Heft zwei Farbentafeln mit der gotischen Thüre zu Bruck an der Mur, den Grundriss, Längenschnitt, eine Choransicht und das Portal der südlichen Fassade des Domes zu Trient, den Taufbrunnen zu Salzburg und den Grundriss der Barbarikirche zu Kuttenberg. Der Text, 10 Bogen stark, bringt den Schluss der Aufsätze von Dr. Freih. v. Sacken über den Flügelaltar zu St. Wolfgang in Oberösterreich (mit 1 Holzschnitte), einen Aufsatz von Franz Bock über den Reliquienbehälter von Salzburg (mit 5 Holzschnitzen), eine geschichtliche Entwicklung desselben Verfassers über Kirchenhöfen des Mittelalters (mit 1 Holzschnitte), eine Beschreibung mehrerer Kirchenhöfen in Österreich von Dr. Gust. Heider (mit 8 Holzschnitzen), und die Baugeschichte und Baubeschreibung des Domes von Trient; erstere von R. Kink und letztere von Alois Messmer (mit 14 Holzschnitzen).

Die Schwankungen der Archäologen auf dem Gebiete der Terminologie erschweren dem Laien im hohen Grade das Studium der mittelalterlichen Kunst und bereiten namentlich dem Anfänger vielfache Verlegenheiten. Insofern daher in der Wahl der Kunstaussdrücke sich die Kunsthistoriker und Archäologen nicht geeinigt haben — und es ist noch keine Aussicht vorhanden, dass dies sobald geschehen — insofern ferner Jeder, der über mittelalterliche Kunst schreibt, bei der Bezeichnung der einzelnen Gegenstände willkürlich zu Werke geht, bleibt es ein dankenswerther Versuch, in alphabetischer Folge der Erklärungen der verschiedenen in den Schriften über mittelalterliche Kunst vorkommenden Kunstaussdrücke zusammenzustellen. Wie sehr schon lange das Bedürfniss darnach vorhanden war,

zeigen die einzelnen Versuche, welche in dieser Richtung von Löhke, Reichensberger, Schillar etc. gemacht wurden. Auch Heinrich Otte hatte, in den verschiedenen Ausgaben seines Handbuches der christlichen Archäologie, eine Erklärung der architektonischen Kunstwörter begonnen. Alle diese Anläufe trieben jedoch nicht aus, weil sie immer nur die in den einzelnen Schriften enthaltenen Ausdrücke erläuterten und nur für das eine oder das andere Werk brauchbar waren. Von dem letztverwöhnten sehr geschätzten Archäologen Herrn H. Otte wurde nun der erste grössere Versuch gemacht und ein „Archäologisches Wörterbuch“ (Leipzig J. O. Welgel) herausgegeben, worin die technischen Ausdrücke deutscher, französischer, englischer und lateinischer Werke über mittelalterliche Kunst zusammengestellt wurden. Als Haupttheil ist der Abschnit über die deutsche Kunstaussdrücke behandelt, wobei ziemlich ausführliche sachliche Erläuterungen jedem Worte beigegeben und dieselben durch 106 Holzschnitte illustriert wurden. Die beiden folgenden Abschnitte (französische und englische Wörter) sind zwar selbstständig, jeder für sich bearbeitet, aber es greifen, um Wiederholungen zu vermeiden, sämtliche Abschnitte dergestalt in einander, dass möglichst vollständige Auskunft über ein Wort nur dann zu erlangen ist, wenn man sich der Mühe unterzieht, dasselbe in sämtlichen Abschnitten nachzuschlagen. Lateinische Wörter sind zwar nur gelegentlich mit angeführt, im Allgemeinen jedoch so häufig, dass sie in einem besonderen Alphabete wiederholt und beiläufig vervollständigt wurden. Ungoachtet dieses Wörterbuch selbst in seinem Hauptabschnitte auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann und die Erklärung manchen Wortes aus auch nicht genau erscheint, so empfehlen wir doch dessen Anschaffung Anfängern und Liebhabern der archäologischen Wissenschaften auf das Wärmste, weil diese Mängel der grossen Verständlichkeit des ganzen Werkes keinen Abbruch thun und Ersteres dadurch bei Erlernung der betreffenden Kunstsprache ein grosser Theil von Zeit und Mühe erspart wird.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 254 Druckbogen mit Abbildungen.

Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefen selbst Regulator sowohl für Wien als die Kreisländer und das Ausland k. k. C. M., bei portofreier Zusendung, in die Kreisländer der österr. Monarchie k. k. 20kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehme halbjähr- oder ganzjährig alle k. k. Postämter der Monarchie, welche nach die portofreie Zusendung der einzelnen Hefen bewirken. — Im Wege des Buchhandels und alle Pränumerationen sind zwar nur zu dem Preise von 1 k. in die k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 2.

III. Jahrgang.

Februar 1858.

Die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf den Einfluss der verschiedenen Baumaterialien.

Vom Architekten A. Essenwein.



Fig. 11. Der Dom zu Speier.

Betrachtet man die Anordnung der Mittelschiffwölbung, die in Speier Platz gegriffen, so sieht man, dass am Äusseren der Mittelschiffe ein bedeutender Raum über den Fenstern bleiben würde. Diesen hat man bei derartigen Anlagen durch eine umlaufende Gallerie belebt, welche die schwere Mauermaße, die über dem Kämpfer des Gewölbes nicht mehr nützlich erscheint, erleichtert. Kleine Säulehen werden durch Architrave mit



(Fig. 10.)

der schwachen Füllmauer verbunden, die noch übrig bleibt, um nach innen, den unter dem Gewölbsbild befindlichen Raum über den Fenstern abzuschliessen. Kleine Tonnengewölbe werden von Architrav zu Architrav gespannt (Fig. 10). Theils der Unterbrechung wegen, theils um dem Auge das Gefühl der Sicherheit nicht zu benehmen, treten an den Bandstellen Pfeiler zwischen die Säulreihen ein, die nur achmale Durchgänge lassen.

Die Apsiden, die in der altrömisches Architektur ohne Fenster waren, werden jetzt mit 3 oder 5 Fenstern, oft in 2 Reihen über einander durchbrochen. Auch hier greift die Leseneingliederung und Bogenfriess Platz zur Belebung des Äusseren, und Kleinsäulengalerien werden unter dem Dachrande hinter der Kuppelwölbung angelegt.

Die Portale, welche in der antiken Kunst nicht über die blossen Eingangsthür hinausgehen und bei grossen Bauten, wo sie des Verhältnisses halber gross sein mussten, nichts sind, als kolossale Eingangsthüren, nehmen in der romanischen Kunst einen ganz eigenthümlich originellen Charakter an, der auch die Grundlage für den Portalbau der gothischen Periode bildet. Es bilden sich Lauben, die nach aussen sich erweitern; zu jeder Seite stellen Reihen von Säulehen, von welchen sich Bogen zu den gegenüberliegenden spannen; durch diese Anordnung brauchte die eigentliche Eingangsthür das der menschlichen Grösse entsprechende Mass nicht zu überschreiten, und dennoch wurde durch die Vergrösserung nach aussen ein Portalbau geschaffen, wie er der Grösse des Baues entsprecht.

Wegen des besseren Verschlusses durch Thürflügel legte man zu innerst über die beiden letzten Säulehen oder Pfeilerstreifen der Einfassung einen horizontalen Stein, so dass eine viereckige Thüröffnung entstand. Das Bogenfeld darüber wurde durch Ornamente oder figürliche Darstellungen ausgefüllt. Die Portale bilden bei grösserer Anlage häufig einen aus der Mauerflucht heraustretenden Vorbau, der durch ein Steindach gedeckt wurde.

Dies ist der Standpunkt, welchen die Architektur nach der Mitte des XII. Jahrhunderts erreicht hatte. Allerdings hatte sich diese Entwicklung nicht überall gleich harmonisch gestaltet wie in Deutschland, namentlich am Rhein,

wo eine majestätische Ruhe über diesen grossartigen Bauwerken thron (Fig 11, vorige Seite).

Anderwärts hatte der mehr lebhaftere Volkscharakter auch eine bewegtere unruhigere Architektur geschaffen, welcher aber jener Charakter der Vollendung fehlt, die ihr Ziel noch in weiter Ferne hat, das der romanische Styl Deutschlands bereits erreicht hatte, die vollkommene Harmonie, ein in sich abgeschlossenes Stylsystem. Die 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts wird daher in Deutschland vornehmlich dazu angewendet, eine reichere und feinere formelle Ausbildung anzustreben. Insbesondere war es der Niederrhein — Cöln — wo eine Anzahl glänzender romanischer Bauten entstand, wie die reich geschmückte Choranlage von S. Gereon, Aposteln S. Martin u. a.

Aber während das Äussere der Kirchen das romanische System zu glänzender Ausbildung forderte, war im Innern durch Anlage der Kreuzgewölbe des Schiffes der Keim zu einer Bauweise gelegt, die ein ganz anderes System einschlagen musste. Der Gewölbedruck und Seitenschub war auf einzelne Punkte zurückgeführt, diese mussten verstärkt werden, die gleichmässige Stärke der Mauer war überflüssig geworden, man brauchte nur eine Anfüllung zwischen dem stärkeren Pfeilersystem. Damit war der Charakter des romanischen Stiles, wie er in Deutschland sich entwickelt hatte, der gleichmässigen Behandlung, der Geschlossenheit, der Ruhe, der in einem Horizontalismus der Gliederung seinen Ausdruck gefunden hatte, angegriffen und der Verticalismus an seine Stelle gesetzt; und dieser machte seine Konsequenzen geltend.

Mit der Einführung des Gewölbebaues war der Grund gelegt zum gothischen Styl; das Princip der Rückführung der wirkenden Kraft bedingte jene Trennung und Zerlegung in ein Steingerüst, das dort seine Massen vereinigte, wo der Angriff stattfand, und dies ist das Princip des gothischen Stils. Es musste sich dies um so schärfer geltend machen, als der Einführung der Kreuzgewölbe eine Zerlegung in ein tragendes Rippensystem und ausfüllende Kappen auf dem Fusse folgte. Man hatte sich bald überzeugt, dass dadurch eine grössere Leichtigkeit der Construction bei gleicher Festigkeit, namentlich aber eine grössere Freiheit der Bewegung in Gestaltung der Bogenlinien des Gewölbes gewonnen werde. Man führte darum an dem Mittelpfeiler, um auch ihn in Harmonie mit den Hauptpfeilern als Gewölbtträger zu behandeln, eine dem Hauptgurt parallele Rippe durch den Gewölbscheitel, und bald war man mit dem Bogen- und Rippensystem, mit dem Studium der verschiedenen Krümmungen, die sich aus der verschiedenen Sprengweite ergibt, so weit in's Reine gekommen, dass das spitzbogig-gothische Kreuzgewölbe über oblongen Raum, mit Wand-, Haupt- und Kreuzrippen sich als Resultat dieser Studien ergab. Der Spitzbogen hatte sich als constructiv vortheilhaft (des geringen Seitenschubes wegen) schon früh Eingang verschafft, sowohl bei Tonnengewölben der

französischen Kathedralen zu Autun etc. als bei den südfranzösischen Naehbildern von S. Marco in Venedig und bei den deutschen Gewölbehauten; in der Folge aber war er hauptsächlich deshalb so zu häufiger Anwendung gekommen, weil durch ihn das einzige Mittel gegeben war, die Bogen von verschiedener Sprengweite, wie die Gewölbgurte über oblongen Grundriss sie zeigen, in ein befriedigendes, gegenseitiges Höhenverhältniss zu bringen.

Für diese Epoche der Verbreitung des gothischen Styls, ist vornehmlich die Isle de France wichtig, die Gegend, in der Ende des XII. und Anfangs des XIII. Jahrhunderts die grosse Zahl glänzender Kathedralen gebaut wurde, die wir in Paris, Chartres, Rheims, Amiens u. a. O. bewundern; die Gegend, der man von vielen Seiten die „Erfindung“ des gothischen Baustyls zuschreibt. Und doch dürfen wir diese Entwicklung nur als das Resultat der gemeinsamen Anstrengungen betrachten, der Versuche, welche Baumeister verschiedener Länder machten und theilweise gleichzeitig zu Stande brachten; als ein Resultat der kirchlichen Kunst im Allgemeinen betrachten, die dort durch äusserliche Umstände begünstigt, durch die glänzende Gelegenheit geweckt, Blüten und Früchte reifte.

Vorzugsweise ist diese Bauweise ein Resultat der Eigenschaft des Materials, sie ist eine Folge des Steinbaues. Der Quader wirkt in der Construction hauptsächlich durch sein Gewicht und seine Festigkeit; der Quaderbau allein konnte also die Aufgabe lösen, die Masse vollständig auf einzelne tragende Punkte zurückführen; der Quaderbau allein konnte ein monumentales, sich gegenseitig im Gleichgewicht haltendes System aus grossen Stücken herstellen, das dann nur schwache Zwischenaufüllungen erhielt.

Wer die Lehre vom Steinschnitt kennt, weiss, dass beim Quaderbau auf äussere Mittel des Zusammenhaltens, auf Mörtel oder Kitt, kein Werth gelegt wird, sie dienen nur nebenbei; das System wird so construirt, dass sich die Steine durch ihre Grösse, Form und Schwere gegenseitig im Gleichgewicht halten; dass man daher da, wo Steine im Bogen schwebend erhalten werden sollen, so schwere Massen als Widerlager aufhäuft, dass die schwebenden Steine nicht im Staule sind, dieselben auseinander zu drängen und so, ihrem Gewichte folgend, zur Erde zu fallen.

Dieses Steingerüste wussten aber die alten Meister zu beleben; sie liessen es nicht als blosses mathematisches Rechenexempel des Gleichgewichtes der Massen stehen. Sie wussten sich Rechenenschaft zu geben von dem Vorgange der wirkenden Kräfte im System und suchten diese Vorgänge künstlerischer darzulegen, durch die Gliederung hervorzuheben oder zu mildern. Sie wussten, wo sie, ohne dem statischen Gleichgewicht zu schaden, Massen legen durften, um bei dem Beschauer jenen Eindruck des Grossartigen hervorzubringen, den nur gewaltige Massen zu geben im Stande sind. Sie wussten das statische System als Mittel

zu ihrem Zwecke zu gebrauchen, sie suchten aber nicht jenes Ideal, welches das trockne Rechenexempel auf die äusserste Spitze treibt und die Massen des Widerlagers auf das geringste Mass äusserer Haltbarkeit beschränkt.

Die um die Mitte des XIII. Jahrhunderts gewonnenen Resultate der Gothik führt uns z. B. die Kathedrale von Amiens (1220—1260) deutlich vor Augen (Fig. 12.)¹⁾



(Fig. 12.)

Hier sehen wir im Langhaus (1230—1240) zunächst, eine der Weite des Mittelschiffs entsprechende grössere Höhe, ein schlankeres Querschnittsverhältniss, als es die romanischen Kirchen zeigten. Die Pfeiler, welche die Schiffe trennen, haben die Massenhaftigkeit verloren, welche z. B. die des Spirer Domes (vgl. Fig. 4) im Verhältniss zu ihrer Axenweite zeigen; gegliederte Spitzbogen spannen sich in den Arcaden von

¹⁾ Aus Viollet le Duc: Dictionnaire de l'architecture I. Band.

Pfeiler zu Pfeiler, diese entsenden Strecksäulen, einen Theil ihrer Gliederung nach oben zur Aufnahme der Gewölbefänge des Mittelschiffs. Die Gewölbe sind über oblangem Grundriss angelegt, Haupt- und Kreuzgurte sind aus Haustein über den Raum gewölbt und zwischen diese einzelne selbstständige, schwache Gewölkappen gespannt. Die Gewölbekappen sind nicht mehr durch eine Wand ausgefüllt, sondern das Fenster reicht von Pfeiler zu Pfeiler, und der Wandgurtbogen ist zugleich Fenstereinfassung, und eine Theilung durch eingeseztes Masswerk vermittelt den Ansatz des Fensterglases; die einzige übrig gebliebene Mauermasse ist in den Zwickeln über den Spitzbogen der Areaden, denn die Rammfläche, die da entsteht, wo aussen das Dach der Seitenschiffe sich anschliesst, ist in eine leichte durchbrochene Gallerie verwandelt, die als Laufgang rings um das Gebäude führt, da auch durch die Pfeiler selbste Durchgänge führen. Die Umfassungswand des Seitenschiffs ist ganz in derselben Weise durchbrochen, auch hier reicht das Fenster von Pfeiler zu Pfeiler, und die wenige Masse, die unter der Solihank der Fenster bleiben würde, ist durch eine Bogenstellung auf kleinen Säulen unsichtbar gemacht. Die äusserste Grenze ist erreicht, die Masse ist vollständig in Gliederung aufgelöst.

Der Wandgliederung des Innern, den Dienstbündeln¹⁾, schliessen sich im Äusseren des Seitenschiffs mächtige Pfeiler an, welche nicht nur die Widerlage für die Seitenschiffgewölbe geben, sondern auch sich über das Dach derselben erheben und Stützbogen nach den Angriffspunkten der Mittelschiffgewölbe entsenden. Bemerkenswerth erscheint noch, dass sich in einer Anzahl dieser Bauten die Anlage von Emporen über den Seitenschiffen zeigt, die schon in den römischen Basiliken S. Lorenzo und S. Agnese in den christlichen Kirchenbau eingeführt sind, die auch während der romanischen Epoche sich häufig zeigten, wie in S. Ursula zu Cöln, S. Etienne zu Nevers, Notre Dame du Port zu Clermont, S. Remy zu Rheims, Dom zu Pisa, Waltham-Abtei und Kathedrale zu Tournay u. m. a.

Diese oberen Nebenschiffe sind indess verschieden von den Laufgängen, welche blos die Mauer an der Stelle gliedern, wo das Seitenschiffdach sich anschliesst, und die bei der späteren Anordnung dieser Dächer, wie am Chor des Domes zu Amiens, am Dom zu Cöln, ebenfalls eine durchbrochene und verglaste Rückwand haben, und so gleichsam ein Theil des Fensters sind²⁾.

Während in Frankreich unter der Regierung Philipp August's und des heiligen Ludwig die Architektur, gehoben durch die grossartigen Aufgaben, in kurzer Zeit glänzende Fortschritte gemacht hatte, war sie auch in Deutschland nicht

mässig geblieben, wenn schon die letzte Zeit der Hohenstaufen ihr keine so günstigen Verhältnisse bieten konnte, wie in Frankreich. Das Langhaus von S. Sebald in Nürnberg; die Kirche zu Gelnhäusen, Limburg a. d. Lahn, der Chor des Domes zu Magdeburg u. a. zeigen im Innern eine ähnliche Entwicklung, die sich nur nicht so raseausbilden konnte, da die Aufgaben fehlten, während man im Äusseren noch an einer Fortbildung des romanischen Stils arbeitete; zwar zeigt der Magdeburger Dom und die Kuppel von S. Gereon in Cöln einige neue Motive eingeführt, die später von Wichtigkeit werden, Anfänge der Masswerkfenster, Strebebogen u. s. w., allein im Allgemeinen stand sie hinter der gleichzeitigen französischen Ausbildung zurück, und der Dom zu Cöln schliesst sich in Anlage und Ausbildung den französischen Vorbildern an und brachte gewissermassen jenen Kreis zum Abschluss. Wir sehen in ihm eine noch reichere Gliederung entfaltet als in Amiens; die Pfeiler sind vollständig durch Strecksäulchen gegliedert, die Strebebogen sind doppelt über einander zwischen reich kristallisirten Fialengestaltungen eingeschoben. Die Architektur des Querhauses schliesst sich der des Langhauses an, da es dieses niedrige Aeussern hat. (Das Langhaus hat 3 Schiffe, das Querhaus 3.)

Das Querhaus schliesst sich in dieser Periode überhaupt dem Langhaus an, da es jetzt nicht mehr zum Chorgebrauch bestimmt war, sondern Plätze für das Volk enthielt; zugleich in jedem Flügel eine der westlichen entsprechende Portalanlage.

Der hohe Chor, welcher im romanischen Style selbst bei grossen Dömen mit einfacher Abais geschlossen war, musste seine runde Form aufgeben, als die Einführung der Diagonalgurt, der Harmonie wegen, auch ein anderes Gewölbsystem des Chorschlusses verlangte und daselbst ebenfalls eine Folge von Wandsechthöhen und Rippen eingesetzt wurde, die sich in einem Schlusssteine vereinigten. Die Polygonform war jetzt für's Innere geboten, wie man sie äusserlich schon in S. Sophia in Constantinopel, an Ravennatischen Basiliken und Rundbauten, an den romanischen Kirchen des Klosters Zinna, in Sachsen u. v. a., der reichern Gliederung wegen, angelegt hatte.

In den gotischen Kathedralen ist, in Harmonie mit dem System des Langhauses, der Chorschluss ebenfalls auf Pfeiler gestellt und die Nebenschiffe führen als Umgang um dieselben herum. Auch hier ist alle Masse verschwendet und auf die Strebepfeiler im Äusseren concentrirt, von denen sich wie an den Langhöligen Strebebogen gegen den Mittelraum wölben. Statt der Fenster ist dieser Umgang nach aussen ebenfalls durch Bogen geöffnet und ein Kranz polygoner Capellen tritt zwischen die Strebepfeiler, eine Anlage, die auch schon in romanischen Bauten vorbereitet war.

Die Thurmbauten, die in der romanischen Kunst in grosser Anzahl vorhanden waren, da sie der Baugruppe eine

¹⁾ Dienstbündeln die Strecksäulen, welche als Gliederung der Pfeiler zur Aufnahme der Gewölbbogen dienen.

²⁾ In der Kirche zu Limburg an der Lahn (vgl. Moller, Denkmal 2. Bd.) sind beispielweise Emporen über dem Seitenschiff, darüber im Anschluss des Daches ein solcher Laufgang.

bewegte künstlerische Gruppierung sichern mussten, sind jetzt in solcher Anzahl nicht mehr nöthig, da der Körper der Kirche selbst Bewegung und Leben angenommen hatte. Sie kamen daher nur als ein mächtiges Paar an der Westseite in Anwendung oder treten ganz vereinzelt vor das Mittelschiff; nur ganz kleine Thürmchen, welche die nöthigen Treppen enthalten, treten da und dort am Gebäude auf.

Aueh der Thurmbau verliert seine Massenhaftigkeit und in Folge dessen seinen Horizontalismus. Es werden auch hier Steingerüste aus Pfeilern und Bogen construirt und mit einem leichten Masswerkgerüst ausgefüllt. Der Thurmbau sollte nicht materiellen Zwecken dienen, — der heutzubare Raum für das Glaubenhaus ist unbedeutend — er sollte dastehen als ein zur Ehre Gottes errichtetes Denkmal, er sollte das Glaubensbekenntnis der Stadtbewohner weithin verkünden; er sollte zum vollendeten künstlerischen Abschluss des Kirchengebäudes dienen und so bleibt das Steingerüst in seinen obern Theilen ohne weitem Raumabschluss und selbst die Spitze verwandelt sich in ein durchbrochenes Masswerkgerüst. Der Münster zu Freiburg und die projectirten Thürme zu Cöln zeigen die schönste Entfaltung dieses glänzenden Bausystems.

Wir sehen im Dom zu Cöln die äusserste Grenze der Durchbildung, die äusserste Grenze des Möglichen in Auflösung und Gliederung der Masse. Wir sehen aber dabei eine vollkommene Harmonie wieder erreicht, eben so mächtig und grossartig als bei den romanischen Domen, aber weit reizender, weit gestaltenreicher. Wenn sich in den romanischen Domen gleichsam in schweigender Ruhe die Majestät Gottes abspiegelt, so ist der gothische Dom in seiner lebhaften Bewegung ein tausendstimmiger Jubelgesang zur Ehre des Allerhöchsten.

Wir sehen im Cölner Dom die äusserste Grenze der Durchföhrung. Diese äusserste Gränze ist aber nur möglich bei solehem Reichthum wie ihn der Cölner Dom zeigt; bei einfachen Werken sehen wir eine Vermittlung. Die Meister der damaligen Zeit waren sieb vollkommen bewusst geworden, sowohl über die statische Wirkung wie über den ästhetischen Ausdruck; sie kannten das Princip der Massen und das ihrer Auflösung und bedienten sich desselben frei wie es der jedesmalige Zweck erforderte. Es wurde nur ein Cölner Dom entworfen, aber in jeder Stadt mehr oder weniger reiche Kirchen und je nachdem es Zweck und Mittel vorschrieben, wendeten die Meister ein schlechtes, einfaches System an, von Mauern, die durch Strebpfeiler verstärkt und durch Fenster durchbrochen waren, oder solch ein glänzendes System wie in Cöln.

Wir müssen hier noch auf eine andere Grundgestalt der Kirchen aufmerksam machen, die ebenfalls in der Mitte des XIII. Jahrhunderts ihren Entwicklungspunkt erreicht hatte, nämlich die Anlage der Hallenkirchen, die schon in der (antiken?) Basilica Sessoriana (S. Croce in Gerasuleme) zu Rom und im Dom zu Trier ein Vorbild und Einführung in den

christlichen Kirchenbau gefunden hatte. Auch im romanischen Styl finden wir ähnliche Anlagen theils mit geringer Erhöhung des Mittelschiffs, theils ohne diese, so dass ein Daeh alle 3 Schiffe deckt, und das Mittelschiff auf selbstständige Beleuchtung verzichtet. (In Frankreich S. Savin bei Poitiers, die Kirche von Notre Dame von Clermont, von Melle, Surgère, Caracéonne und viele andere in den Provinzen Poitou und Guyenne etc.) In Westphalen lässt sich bei einer Anzahl romanischer Bautender Entwicklungsgang dieser Bauweise verfolgen. Mit dem Beginn des gothischen Styls sehen wir in Hessen eine Gruppe von Kirchen, die sich der 1230 begonnenen Elisabethkirche zu Marburg anschliessen und ebenfalls 3 gleich hohe Schiffe zeigen; und wir sehen in Deutschland während des ganzen Verlaufes des gothischen Styls fast eben so viele Hallenkirchen sich erheben, als solche mit erhöhtem Mittelschiff.

Wie überall so folgt auch bei der mittelalterlichen Baukunst der Verfall der Blüthe auf dem Fusse nach, anfangs langsam und unmerklich abwärts gehend, später rasch und rascher. Nachdem das Princip entwickelt und die Formen aufs Reichste und Glänzendste ausgebildet waren, tritt eine kalte, nüchterne Auffassung derselben ein. Die Schüler hatten die Grundsätze auswendig gelernt, zu denen ihre Meister im Verfolge des Entwicklungsganges durch eigenes Streben gelangt waren; sie hielten sich ihrer nicht mehr mit Freiheit und Bewusstsein wie die Meister selbst, sondern nach starren Regeln; die Gliederung, welche bis dahin freies Leben geathmet hatte, erstarrte und vermagerte. Zwar hatte noeh ein Fortschritt in der Gewölbeausbildung durch Vermehrung der Rippen stattgefunden und durch die damit bewirkte Verkleinerung der Kappen, so dass das Gewölbe noch mehr aufgelöst und zugleich für das Auge hehler wurde, allein dadurch war zugleich einer grösseren Unruhe die Bahn geöffnet, wie sie sich auch in allen Andern, in der Fialengestaltung, im Masswerk u. s. w. offenbarte. An die Stelle der Originalität, die während der Entwicklung so Grosses hervorgebraeht hatte, an die Stelle der starren und kalten Auffassung, wie sie unmittelbar nach der Blüthezeit eintrat, — die schon manchmal ihren Regeln über die Grenzen des Materials hinaus folgte und wo sie eine grössere Zierlichkeit und Freiheit erlangen wollte, nicht die Gestalten hervorbraeht, auf die sie durch die Eigenschaften des Steines hingewiesen war, sondern die, welche gerade der Stein noch auszuhalten vermochte, die eine Metallarchitectur aus Stein meisselte, — an deren Stelle trat immer mehr Originalitätssucht, die sich in ausserordentlichen Formen erfreute und als diese erschöpft waren, geradezu unnatürliche Künsteleien hervorsuchte und damit auf's Gebiet des Hässlichen gelangt war, auf welchem der Schluss des Mittelalters Gebilde hervorbraeht, die zwar Interesse, aber keinen Gefallen erwecken können. Es war auf den Gebiete der Kunst wie auf manchen andern Gebieten, und wie es dort denen, die verbessern wollten, leicht

wurde, die Sache selbst, statt sie zu verbessern, bei Seite zu legen; so wurde es auch bei Ausartung in der Kunst leicht, dass ganz andere Ideen, ganz andere Principien und Formen, die steh auf den ersten Blick durch Einfachheit und Natürlichkeit vor den verkehrten Ausartungen auszeichneten, Eingang finden konnten.

Dies ist die Entwicklung, die sich in den mittleren Ländern Europa's geltend machte und Einfluss bekam, wo Haustein — Sandstein oder Kalkquadern — das Baumaterial bildeten.

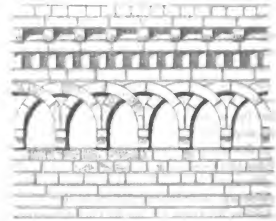
In vielen Gegenden findet sich aber kein Haustein und die Transportmittel waren im Mittelalter nicht so beschaffen, dass er ohne grosse Schwierigkeiten überall hingeschafft werden konnte; man war überall auf die eigenen heimischen Hilfsquellen in dieser Beziehung hingewiesen und so wurde ein Baumaterial da künstlich geschaffen, wo die Natur kein solches vorbereitet hatte; die gebrannte Thonerde gab ein vortreffliches Baumaterial ab, das, wie es schon in uralten Zeiten, in der Kindheit der Völker in Anwendung war, wie es den Herren der Welt, den Römern, zur Errichtung ihrer Gebäude diente, so auch im Mittelalter in vielen Gegenden ausschliesslich, in andern neben dem Haustein in Gebrauch war. Vornehmlich der Norden Deutschlands, wie auch einige Gegenden des Südens, Schwaben und Baiern, Böhmen u. and. waren ein Gebiet, wo der Backsteinbau zu einer bedeutsamen Entfaltung gelangt war.

Wenn wir nun gesehen haben, dass die glänzende Entwicklung, zu welcher der Quaderbau in der Gothik gelangt, wesentlich bedingt war durch die Eigenschaft des Materials, so finden wir auch begreiflich, dass der Backsteinbau eine andere Richtung einschlagen musste, die den Eigenschaften entsprach, unter denen er als Baumaterial auftrat.

Der Backstein kann nur in verhältnissmässig kleinen Stücken in Verwendung kommen, das eigene Gewicht eines jeden ist daher gering, und der Backsteinbau somit auf den Zusammenhalt des Mörtels angewiesen, der die einzelnen Stücke zu einer Masse zusammenkittet. Während die grossen Stücke des Steinbaues alle einzeln bearbeitet werden müssen, können die gleichen Backsteine alle aus derselben Form gepresst werden; es kann also eine fabrikmässige Erzeugung gesehen, bei der die Schwierigkeit nur in Herstellung der Form besteht, die des Auspressens wegen möglichst einfach sein muss. Auch kann man wegen der Übersicht beim Bauen und der Kostenersparniss wegen nicht zu viele verschiedene Formen anwenden. So entsteht eine gewisse Gleichförmigkeit und Einfachheit der Architektur, während durch die Nöthigung des Zusammenkittens eine Massonarchitektur bedingt ist. Auf das Auflösen der Massen in kleinere auskristallisirende Decorativmassen, wie sie das Fialensystem des Steinbaues zeigt, konnte der Backsteinbau nicht eingehen, da solche kleine, freistehende, nur durch

den Mörtel zusammengekittete Pfeilerrhen und Spitzen dem Einflusse der Witterung nicht trotzen können, wie grössere Steinblöcke.

Alle die Gründe weisen daher auf ein Bausystem hin, das dem des romanischen Styls ähnlich ist. Während der Herrschaft dieses Styls machte daher der Backsteinbau den gleichen Entwicklungsgang mit dem Steinbau durch; wir haben dieselben Grundrisssanlage, eine in der Hauptsache ähnliche innere Anordnung der Kirchenschiffe, wobei jedoch der Backstein von Anfang an statt der Säulen der Basilica auf die Anlage massiger Pfeiler gewiesen war; wir haben ähnliche Stellung und Form der Thürme; wir haben auch hier die kleinen, nach aussen und innen abgebrägten Fenster, auch hier wie dort die nach aussen sich erweiternde Portalhaube; nur in den Einzelheiten treffen wir die vom Materiale abhängigen Unterschiede. So treffen wir z. B. in den Bogenfriese eine reiche Mannigfaltigkeit, die nach hervorgehoben wird durch den Wechsel der Ziegelfarben mit einzelnen kleinen verputzten Flächen, die wenigstens theilweise auch bemalt waren. Vgl. Fig. 9 den Bogenfriese aus Haustein und Fig. 13 den Backsteinbogenfriese von der Apsis der



(Fig. 13.)

Klosterkirche zu Jerichow in der Mark Brandenburg. Der Bogenfriese ist durch schmale, ungliederte, eingemauerte Ziegelstreifen gebildet, die etwas aus der Wandfläche vorstehen. Der Zwischengrund ist verputzt.

Indessen finden sich auch hier ausnahmsweise Bogenfriese, die aus Thonplättchen in ähnlicher Weise zusammengestellt sind, wie die Bogenfriese des Steinbaues.

Die Gesimmgliederung ist weit einfacher als beim Hausteinbau; in den meisten Fällen begnügt man sich mit gewöhnlichen kantigen Steinen, ausnahmsweise verwendet man auch profilirte. In den Einfassungen der Portale herrschen die einfach kantigen Profile vor, wie sie sich aus dem



(Fig. 14.)

Fugenverlauf der Steine ergeben: diese wechseln aber mit abgerundeten und abgefassten Kanten. Einzelne säulenähnliche Glieder treten dazwischen, theilweise ganz selbstständig ohne Verbindung mit dem Kern des Profils gemauert. So am Portale der Kirche zu Arundee in des Provinz Brandenburg (Fig. 14).

Dasselbe gilt von den Profilen der Pfeiler und Arcadenbögen, auch hier ist das kantige Vor- und Rückspringen nach Massgabe des Verbandes der Mauerung ein Hauptmotiv, doch treten hier auch häufig halbsäulenartige Profile ein, auch nehmen ausnahmsweise die Pfeiler runde Grundform an, obgleich sie durch die Mauerung nie zu dem Charakter der Säulen gelangen können. Bemerkenswerth ist dabei vor allem die Art des Überganges aus diesen runden Profilen in's kantige, die beim Kämpfer stattfindet. Sie geschieht durch eine Modification des Würfelcapitals, bei dem



(Fig. 13.)

an Stelle des halbrunden Schildes, das nur ausnahmsweise heilbehalten wird, ein dreieckiges oder trapezförmiges Schild tritt, das sich leichter mauern lässt und weniger Formsteine hedingt, wie auch die Beibehaltung der runden Schilder nur für Fälle geschieht, wo das ganze Capital aus einem oder zwei Stücke besteht, also nur bei kleinen Rundprofilen (Fig. 15).

Es finden sich auch aus dieser Zeit einige sehr schön modellirte Ornamentcapitälé und Consolen, die als ganze Stücke gebrannt sind, deren Ornament dem des romanischen Steinbaues ähnlich ist.

Da die meisten Länder im Gebiete des Backsteinbaues ihre Cultur erst in späterer Zeit erhielten, so konnten sie nicht so bald an der Entwicklung der Architectur theilnehmen. Als daher mit dem XIII. Jahrhundert der Steinbau eine andere Bahn einschlug, blieb der Backsteinbau auf den alten Punkte stehen und dies um so mehr, als die alte Richtung ihm entsprach, die neue aber nicht; so finden wir durch das ganze XIII. Jahrhundert hindurch noch romanische Bauten. Erst im XIV. Jahrhundert entwickelte sich der gothische Styl im Backsteinbau; doch behielt er in seiner Gesamtgestaltung Ähnlichkeit mit dem romanischen Style, da er den Eigenschaften des Materials Rechnung trag; wie der gothische Styl den Steinbau in einer dem Steine entsprechenden Weise gestaltete, so gestaltete er auch den Backsteinbau nach seiner Weise.

Als solche haben wir oben ein Massensystem bezeichnet. So erscheint uns auch in der That der Backsteinbau. Er nahm zwar mit dem XIV. Jahrhundert die Ausbildung an, welche die Gesamtanlage des Steinbaues entwickelt hatte. Er umgibt seine Chorapsiden mit Umgängen und Capellenkränzen, oder schliesst den Chor auf eine andere, dem Steinbau nachgebildete Weise, durch polygone Aboethüse jedes Schiffes oder durch eine gerale Wand, welche

letztere Art vorzugsweise in den nordöstlichen Gegenden Deutschlands heimisch ist. Wie im Verlaufe des gothischen Styls der Steinbau selbst bei grossen Kirchen das Querschiff weggelassen hatte, so sehen wir auch im Backsteinbau viele Kirchen ohne solches errichtet. Wie der Steinbau bei einer Reihe von Kirchen die Seitenschiffe zu gleicher Höhe mit dem Hauptschiffe empor geführt hatte, so sind Hallenkirchen im Backsteinbau in der Zeit des gothischen Styls häufiger als solche mit überhöhtem Mittelschiff. Die Zahl der Thürme, die schon beim romanischen Backsteinbau (zufällig) nicht so gross war, als bei den romanischen Steindömen, beschränkt sich in der Regel auch bei dieser Bauweise auf 1 oder 2.

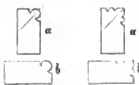
Im Allgemeinen nehmen die Kirchengebäude (als Stadtkirchen im Gegensatze zu den Klosterkirchen, denn solche sind fast alle erhaltene, grössere romanische Backsteinkirchen) an Grösse zu; aber der Massencharakter der romanischen Periode bleibt heilbehalten. Die Widerlager der Gewölbe treten meist in's Innere und bilden kleine Capellen zu jeder Seite des Schiffes, so dass aussen nur Lesenen oder schwache Strebpfeiler übrig bleiben, die in einfachen, wenig verjüngten, ungliederten Gestalten die Mauermassen unterbrechen. Die Fenster sind bedeutend grösser geworden als die romanischen, doch ohne darum von Pfeiler zu Pfeiler zu reichen und so bios das Masswerk als Ausfüllung zu lassen. Es bleibt immer Mauermaße genug, um das Fenster als eine Durchbrechung dieser letzteren erscheinen zu lassen. Das reiche Masswerk des Steinbaues ist bios in einfacher Weise nachgebildet durch aufgemauerte dünne Pfistchen, die oberhalb durch Spitzbogen verhanden sind (Fig. 16) und selten nur hat man versucht, das Steinmasswerk hier nachzuahmen.



(Fig. 16.)

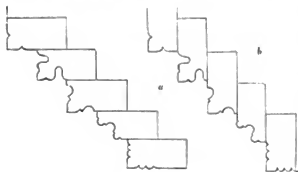
Die Portale haben nicht die reiche Entfaltung und den glänzenden Schmuck wie die der steinernen Dome; es sind meist einfache Thüröffnungen mit reich gegliederter Einfassung, hin und wieder durch ein vierreickiges oder giebelförmiges Überschlagesimse umfasst, oder je zwei Öffnungen, die unter eine gemeinschaftliche Bogeneinfassung gestellt sind. Besonders charakteristisch hat hiebei der Backsteinbau die Einfassungsgliederung der Thüren, wie auch der Fenster gebildet. Es ist auch hier die Anordnung einer nach aussen sich schräg erweiternden Laube, welche die Einfassung bildet. Sie gliedert sich in rechtwinklichen Absätzen, wie sie jedesmal die Grässe und der Fugenverband der Steine gibt. Die Kante jedes einzelnen Steines ist gegliedert. Diese

Gliederung geschieht nach dem Princip, dass immer derselbe Stein als Läufer und ungedreht als Binder dienen kann. Die Gliederung ist daher stets zu einem Winkel von 45° asymmetrisch. Liegt also z. B. ein Stein in einer



(Fig. 17.)

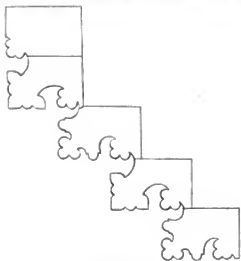
Schichte in der Lage *a*, so liegt er in der nächst obern, in der Lage *b* (Fig. 17). Auf diese Weise erhält jeder Streifen der Einfassung an seiner Kante eine Gliederung, die aus einer Ahfassung, Auskehlung, Rundstab oder mehreren Gliedern besteht, und so entsteht mit den natürlichen, einfachen Mitteln eine hübsche Gliederung. So z. B. das Einfassungsmittel der Eingangsthür der St. Gotthardskirche zu



(Fig. 18.)

Brandenburg (Fig. 18), wobei in *a* und *b* die verschiedenen Lagen der Steine in wechselnden Schichten gehen sind ¹⁾.

Der Reichthum solcher Profile wurde bei einigen Werken aufs Äusserste gesteigert, wie z. B. bei dem Profile Fig. 19 in der Katharinenkirche zu Brandenburg, das übrigens ganz nach demselben Systeme gebildet ist. Der



(Fig. 19.)

Fugenverband, der an den senkrechten Theilen der Einfassung auf diese Weise sehr leicht hergestellt werden konnte, hört mit dem Beginn des Bogens auf; da ist dann jeder Streifen als besonderer Bogen gemauert, da nach aussen jeder Bogen grösser wird und somit ohne Anwen-

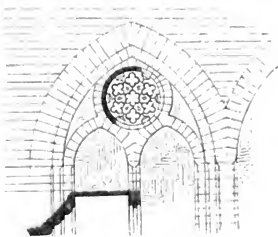
¹⁾ Der Techniker weiss, dass in einzelnen Schichten die Steine zu 2, 3, Steinen mit dem Hammer geschlagen werden müssen, um einen guten Verband des Profils mit der Mauermaasse herzustellen.

dung besonderer Formsteine ein Fugenverband der einzelnen Bogenschichten nicht hergestellt werden konnte.

Die Thürme behalten einen ähnlichen Charakter wie die romanischen. Sie werden in mehreren Stockwerken ohne bedeutende Verjüngung und ohne vorspringende Strebepfeiler aufgebaut. Jedes Stockwerk hat seine Gliederung, die in einigen kleinen Fenstern oder in Reihen von Blenden besteht, die eine ähnliche Bildung zeigen, wie die Masswerkfenster der St. Jakobskirche zu Straß und (Fig. 20). Sie sind mit einer Einfassungsgliederung umrahmt und aus dem Grunde, der geputzt ist, treten gemauerte, senkrechte Backsteinstreifen hervor, die durch Bogen unter sich verbunden sind. Über diesen kleinen Bogen sind in runden Umrahmungen einfache Masswerke eingemauert, wie am Fenster eines Thurmes zu Gästrow (Fig. 21). Solche Blenden stehen in jedem Stockwerke mehrere in Reihen neben einander und, nur kleine Schlitzlöcher sind darin als Fenster geöffnet. Eine hölzerne Spitze, manchmal



(Fig. 20.)

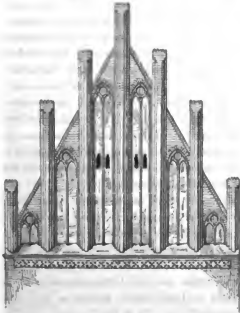


(Fig. 21.)

über 4 Giebeln sich erhebend, krönt den Thurm. Nur selten gehen die Thürme in's Achteck über und dann ist dieser Übergang stets auf sehr einfache Weise vermittelt. Auffallend ist hiebei die wenige Durchbrechung der Thürme im Gegensatze zu dem luftigen Gerüste des Freiburger und Strassburger Münsters, und die einfache Grundgestalt verglichen mit den reich auskristallisirenden Formen der Domthürme zu Wien und Antwerpen. Aber auch dies hat wieder seinen natürlichen einfachen Grund, da der

Thurm nicht der Raumbenützung wegen gebaut ist (denn als blosses Glockenhaus würde er wenig Umstände erfordern), sondern wie oben bemerkt, der künstlerischen Gestaltung wegen und um eine Idee monumental zu verkörpern: so konnte sich den Gestaltungen des Thurmbaus der Stämpel des Materials viel leichter aufdrücken als anderen mehr vom Bedürfnis abhängigen Theilen. Als Folge des Materials ergibt sich aber eine Architectur von Mauermassen, und die künstlerische Aufgabe war hier die der Gliederung derselben, die in der Anordnung der Blenden gelöst ist. Wie der Steinbau einen äussern Raumabschluss seines Thurmgerüstes nicht nöthig fand, da der Raum nicht benützt wird, so fand auch der Backsteinbau eine Durchbrechung seiner Mauermassen nicht nöthig und begnügte sich mit den wenigen Schlitzen.

Der Bautheil, den die Backsteingothik vorzugsweise mit einer reichen Ausstattung bedachte, ist der Giebel, und insbesondere sind es hier die östlichen Abschlussgiebel der Kirchen mit gerallinigem Chorschluss. Auch hier ist das Gliederungsprincip wesentlich das einer Mauerflächen-Gliederung. Es treten einzelne Pfeilerstreifen vor die Fläche und die zwischen ihnen bleibenden Felder werden durch ähnliche Blenden begliedert, wie die Thürme (Fig. 22).



(Fig. 22.)

Die Giebel haben meist lebhaft bewegte Umrisse, in Treppenform oder durch Anlage mehrerer kleiner Giebel, die den Dachrand übersteigen. Auch die Pfeiler, welche aus dem Mauergrunde vortreten, erheben sich über den Dachrand hinaus in die Luft und sind (an Stelle der Fialen, wie sie der Steinbau abschliessen würde) mit einer schweren Krönung bedeckt, welche die Gliederung der Pfeiler in eine einfachere Grundform zurückführt (Fig. 23).

Treten wir in's Innere der Backsteinkirchen ein, so sehen wir keine zu wesentlichen Verschiedenheiten vom

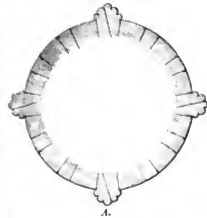
Steinbau. Das im Kirchenbau zu heftigende, sowohl räumlich materielle als geistig ideale Bedürfniss war zu



(Fig. 23.)

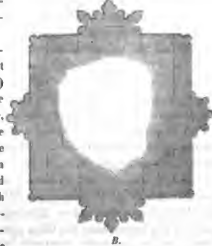
massgebend gewesen, als dass das Material zu vielen Einfluss hätte geltend machen können. Es wirkte nur gestaltend auf die Einzeltheilen, in denen es ganz charakteristisch auftritt. So in der Gliederung der Pfeiler, die theils nach ähnlichen Grundsätzen gebildet ist, wie die Einfassung der Fenster und Thüren, die theils aber auch rund oder acht-

eckig gemauert sind mit Anlage von 4 oder 8 Gliederbündeln, die den Diensten der Steingothik entsprechen. Die Arcadenbogen aber sind vollkommen nach dem Principe einer solchen, dem Backstein eigentümlichen Gliederung gebildet, wie die Fenster- und Thüreinfassungen. Vergl. in Fig. 24 A den Grundriss eines Pfeilers aus der Marienkirche zu Stendal und B jene aus der Marienkirche zu Rostock.



A.

Im Allgemeinen charakterisirt den (deutschen) Backsteinbau eine einfach nüchterne, ruhige praktische Auffassung. Die Baumeister waren Handwerker und fühlten sich auch als solche. Sie construirten ganz einfach, ohne grosse künstlerische Probleme lösen zu wollen, ihr Gebäude und begnügten sich mit der Gliederung, welche der Gebrauch der wenigen Formsteine ihnen gab; sie zeigen sich meist schwach, wo es sich darum handelt, Übergänge aus einer Form in eine andere herzustellen, da sie möglichst wenige



B.

(Fig. 24. A. u. B.)

III.

Formsteine zu verwenden suchten und es ihnen zu weitläufig schien für solche Fälle besondere Formen zu fertigen, daher Pfeilerfüsse, Pfeilercapitäle u. s. w. in der einfachsten Weise gebildet sind. Der Unterschied zwischen dem romanischen und gothischen Style im Backsteinbau ist hier bezeichnend. Die romanischen Kirchen waren Klosterkirchen, ihr Bau wurde daher, wenn auch vielleicht nicht immer gerade geleitet, so doch jedenfalls überwacht von der Geistlichkeit. Die Meister hatten künstlerische Absichten und so sehen wir, dass sie nicht davor zurückschreckten, auch für Steine die sich nur wenige Male am Bau finden, Formen fertigen zu lassen oder einzelne Stücke besonders zu modelliren. So sehen wir auch im Anfange der gothischen Periode noch das Walten von Künstlerhänden, die bei den einfachen Systemen derartige Schwierigkeiten fern zu halten, wo sie sich aber ergaben, zu lösen versuchten. Später aber als der Bau vollständig in die Hände von Handwerkern übergegangen war, sieht man das zwar ausgebildete System der Gliederung im Ganzen; aber die Feinheiten, die nur ein Künstler zu erreichen sucht, blieben unbeachtet.

Der nüchterne praktische Verstand blieb meist bei der schlichten Weise stehen, die das Material vorschreibt, das der Formenbildung ziemlich enge Grenzen zog, wenn es auch durch Anwendung einer flachen ausgepressten Ornamentik, die oft die ganze Wandfläche überzog, einen ziemlichen Reichtum zuließ. In der freien Formenentwicklung steht der Backsteinbau hinter dem Quaderbau weit zurück, aber in anderer Weise gibt ihm das Material wieder Vorzüge, zu denen der Steinbau nicht gelangen kann, nämlich die Farbenwirkung.

Ist schon im Allgemeinen die dunkelröthliche Farbe der Backsteine einen monumentalen Eindrucke günstig, so kann der Backsteinbau durch Glasur der Steine eine ganz in seinem Belieben stehende Farbenstimmung erzielen; eine Polychromie die vollständig monumental ist, da die Farbe dem Steine eingebrannt wird. Die zumeist angewandte Farbe ist schwarz, häufig dunkelgrün, seltener lichtgrün, violett, blau, gelb und weiss. Eine weitere Abwechslung in der Farbenwirkung gibt sich durch die Überzüge einzelner kleiner Flächen mit Verputz, wie ein solcher an geschützten Stellen im Äussern und Innern im Gebrauch war, und sehr häufig als Grundlage für ein buntes gemaltes Ornament dient.

Neben der einfachen nüchterneren Auffassung der Bauweise zeigt sich gegen Schluss des XIV. und Anfang des XV. Jahrhunderts eine andere allerdings mehr ideale, die auch für den Backsteinbau den Glanz eines reichen Formenspiels nicht aufgeben will, die aber in ihren oft feenartigen Gestaltungen rein äusserlich decorativ ist, die ohne innern Sinn die schlichten Baumassen äusserlich reich mit einem Schmuck kleiner Giebelchen, Masswerkgitter *) u. dgl. über-

zieht, die aber ohne innige Verbindung mit dem Kern der Mauer blos angenagelt oder im Mörtel gedrückt sind, die daher ihr baldiges Ende schon im Anfang verschulden, da die Grenzen, welche das Material setzt, sich nicht ungestraft überschreiten lassen und alle unwahre Äusserlichkeit dem Charakter echter Kunst widerstrebt. Mag sie auch phantastisch ihre Pfeilerreihen und durchbrochenen Giebel in die Luft erheben, mag sie ganze Flächen mit Gitterwerk überziehen; mögen ihre Gestaltungen an die feenhaften maurischen Bauten erinnern, mag sie überraschen und blenden, sie befriedigt doch nicht. Die Katharinenkirche zu Brandenburg, S. Maria zu Prenzlau, S. Maria zu Königsberg in der Neumark, Marienkirche zu Sturgard blenden durch den reichen Schmuck, aber das blos äusserliche desselben stört. Nur zu bald ist auch der grösste Theil des angelegten Schmuckes abgefallen und die Bauwerke tragen so die Strafe für die Versäumdungen gegen die Gesetze der Baukunst an der Stirne.

Nächst dem Quader und Backstein diente im Mittelalter ein drittes Material zu Bauten — das Holz.

Wenn die grossen Stücke des Quaderbaues sich, aufeinandergelegt, durch ihre Schwere im Gleichgewicht halten, wenn die kleineren Stücke des Backsteinbaues durch Mörtel zu einem Ganzen zusammengekittet werden, so verbinden sich die langen, verhältnissmässig dünnen Stücke des Holzbaues vornehmlich durch ihre gegenseitige Zusammenfügung zu einem festen Gerüste. Die Stücke müssen sich gegenseitig fest packen, was durch Verplattung, Verzapfung und andere „Holzverbindungen“ geschieht.

Da die Stämme, wie bemerkt, im Verhältniss zur Länge sehr dünn sind, so gibt die Holzarchitektur ein System von dünnen Wänden von neben einander gefügten Stämmen (Blockwänden) oder ein Gerüste von Holzstämmen, das durch andere Materialien, Stein oder Backstein die nöthigen Mauerabschlüsse erhält.

Das Holz ist leicht zu bearbeiten, nimmt daher Gliederungen und Verzierungen in reichem Masse auf; aber es ist nicht haltbar in der Witterung, ausserdem sehr leicht der völligen Zerstörung durch Feuer ausgesetzt; so dass es für den Monumentalbau, somit für den Kirchenbau nur ausnahmsweise meist nur als Hilfsconstruction in Betracht kommt, wie zu Dachstühlen, Decken u. dgl. Allerdings waren in neubekehrten Ländern die ersten Kirchen Holzbauten; aber sie sollten blos dem Bedürfniss abhelfen, ohne dass man dachte diesen durch die Kunst Abhilfe zu gewähren; theilweise sollten sie auch blos provisorisch sein. Auch im Laufe des Mittelalters wurden in waldreichen Gegenden (Böhmen, Schlesien u. s. w.) auf Dörfern kleine Kirchlein aus Holz gebaut; allein sie erheben sich im Äussern nicht viel über den Charakter der Hütte, selbst wenn sie eine mannigfaltige Gruppierung der Gesamtgestalt und mannigfache geschnitzte Verzierungen der Einzeltheile zeigen. Die Kunststufe ist eine verhältnissmässig

*) Vgl. des Verfassers Werk über: Norddeutslands Backsteinbau etc. Th. VII, XXII, XXIV, XXV, XXXVI.

geringere, weil der Holzbau nicht monumental ist; worauf man beim Kirchenbau vor Allem Rücksicht nahm, der aus Materialien errichtet werden musste, die wenigstens bis zu einem gewissen Grad den Elementen Widerstand zu leisten vermochten, damit das zur Ehre Gottes errichtete Bauwerk auch Aussicht auf Jahrhunderte lange Dauer bot.

Um den Holzbau zu betrachten, müssen wir uns daher vom Gebiete des Kirchenbaues auf das des Profanbaues, namentlich des Wohnhausbaues begeben. Indessen kann auch hier von Verfolgen des Entwicklungsganges kaum die Rede sein, da fast alle noch erhaltenen mittelalterlichen Wohngebäude aus dem Schlusse dieses Zeitabschnittes herrühren.

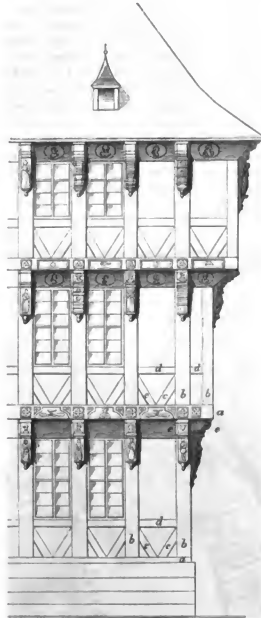
Es liegt stets eine Unterlage von Stein oder Ziegeln zu Grunde, um die Feuchtigkeit des Erdreiches vom Holz fern zu halten. Auf die horizontale Abgleichung desselben wird eine Schwelle gelegt und mit Zapfen in diese die Pfosten (Standsäulen) aufgestellt, durch mehrere horizontale Biegel untereinander verbunden und durch schräge Streben dem ganzen Systeme die nöthige Unverschieblichkeit gegeben. Auf diese Weise stellt man ein Gerüst sämtlicher Wände her, das man durch schwache Stein- oder Backsteinmauern ausfüllt, da wo es nöthig scheint, Öffnungen lassend für Fenster und Thüren.

Sollten mehrere Stockwerke übereinander errichtet werden, so legt man auf die vorspringenden Deckenbalken des untern Geschosses eine zweite Schwelle, auf welcher ein ähnliches Gerüste errichtet wurde; ebenso verfuhr man in allen folgenden Stockwerken. Dem Dach gab man ebenfalls noch einen tüchtigen Vorsprung.

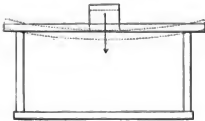
Was besonders dabei auffällt ist das Vorspringen jedes Stockwerkes über das untere. Diese dem Princip des Bauens scheinbar entgegengesetzte Anordnung hat indessen nicht blos den Wunsch des Raumgewinnes in dem oberen Stockwerke zu Grunde liegen, sondern ist constructiver Natur. Wenn das Holz auf zwei Stützpunkten frei liegt, so sucht es sowohl in Folge seines eigenen Gewichtes als durch die

darauf kommende Belastung sich in der Mitte abwärts zu biegen, d. h. sich einzuschlagen (Fig. 25). Eine Belastung ausserhalb der Stützpunkte hat aber eine dem gerade entgegengesetzte Wirkung (Fig. 26). Die Tragfähigkeit des Gebälkes nimmt also auf diese Weise ausseror-

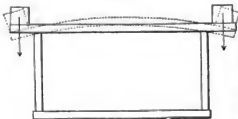
dentlich zu, dazu kommt noch, dass zu viele Zapfenlöcher zusammenkämen, wenn man ganz senkrecht aufbauen würde. Ein weiterer Hauptgrund für das Hervorhauen



(Fig. 27.)



(Fig. 25.)



(Fig. 26.)

der Stockwerke ist, dass stets das untere durch die zunächst über ihm befindliche, wenigstens theilweise gegen Witterungsschlag geschützt ist.

Dies ist das Hauptprincip der mittelalterlichen Holzconstruction. Es kommen dazu jedoch noch manche kleine Hölzer die in die Construction theils der grösserer Festigkeit wegen eingefügt werden, theils aber blos zu einer

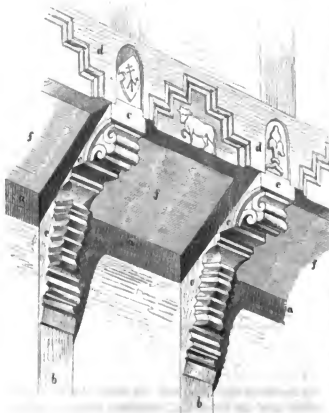
gefälligen Erscheinung beitragen sollen, die theilweise Abschlüsse gegen aussen bilden oder einzelne Hölzer schützen sollen.

Betrachten wir z. B. den Theil eines Wohnhauses aus Halberstadt ¹⁾, der in Fig. 27 abgebildet ist, so sehen wir dieses Vortreten der Stockwerke. Zu untern ein Steinsockel. Darauf die Schwelle *a*, die Standsäulen *b*, die Streben *c*, die Riegel *d*, die Balkenköpfe *e*, darüber wieder die Schwelle *a* und so fort. Die obere Pfette, welche die Standsäulen verbindet, ist verdeckt durch ein schräg eingestelltes Brett, welches die Zwischenräume der Balkenköpfe ausfüllt. Unter den Balkenköpfen sind Consolen verschiedenster Art bugartig in die Standsäulen und Balken eingelassen (Fig. 28).

Fig. 29. gibt eine grössere Darstellung von Pfetten, Schwellen und Balkenköpfen, woraus zugleich die Art der Gliederung ersichtlich wird. Sie ist nach einem Hause zu Braunschweig gezeichnet, *a* ist die Pfette des untern

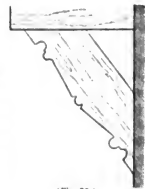


(Fig. 28.)



(Fig. 29.)

Stockwerkes, *b* die Standsäulen desselben, *c* die Balkenköpfe. Auf ihnen liegt die Schwelle *d*; sie sind gestützt durch



(Fig. 30.)

die Kraghölzer *e*. Der Raum zwischen den Balkenköpfen ist durch das schräg stehende Brett *f* ausgefüllt. Wo das obere Stockwerk weiter hervortritt, treten an Stelle der Traghölzer *e* förmliche Büge, wie in Fig. 30.

Die Balkenköpfe werden an der untern Kante durch verschiedene mehr oder weniger reiche Gliederung eingefasst, oder mit Laubwerk und Köpfen verziert.

Die Schwelle wird stets zwischen je zwei Balkenköpfen durch Schnitzwerk verziert, entweder blos mit einer Abkantung des Randes, oder durch einen Bogen, Schnörkel, Zickzack, oder eine andere Form, welche an eine in Verbindung zweier Consolen errichtete Stein- oder Ziegelconstruction erinnert. Der unter diesem Zickzack liegende vertiefte Raum (Fig. 29) erhält eine geschnitzte Laubwerkverschlingung oder Thier- und Menschengestalten. Die Kraghölzer werden theilweise durch achtseitige Abkantung, theils durch horizontale Gliederstreifung, durch Einlegung von Masswerk, durch geschnitzte figürliche Darstellungen geziert. Auch das schräge Brett zwischen den Balkenköpfen erhält Schnitzwerk.

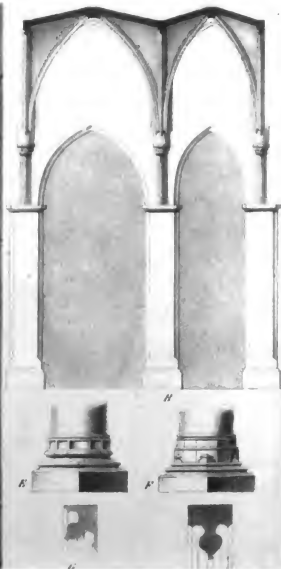
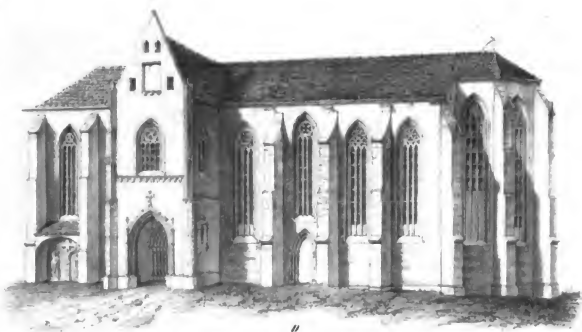
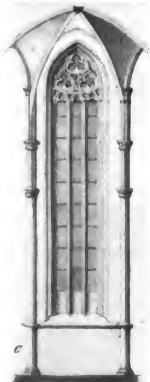
In solcher Weise geschieht die Construction und Gliederung bis zu Ende des 1. Viertel des XVI. Jahrhunderts. Von da ab zeigen sich einige Veränderungen der ursprünglichen Anordnung. Statt des schrägen Brettes wird zwischen die Pfette und die obere Schwelle eine zweite Schwelle ringsgelegt, und wie die erste gegliedert. Die Kraghölzer unter den Balkenköpfen nehmen theilweise ganz dieselbe Form an, wie die Balkenköpfe selbst; und statt dass sie bugartig sich zwischen die Standsäulen und Balkenköpfe pressen, werden sie mit der Pfette verplattet, können also durchaus keinen Dienst mehr leisten; und die Ausladung der Stockwerke muss darum geringer werden (Fig. 31). Manchmal nehmen diese Kraghölzer die Form antiker Consolen an (Fig. 32), wie sich überhaupt an ihnen zuerst der Einfluss der Renaissance erkennen lässt.



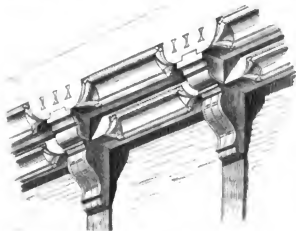
(Fig. 31.)

In der Mitte des XVI. Jahrh. treten die Formen der Renaissance immer mehr in den Holzbau ein, der sich mit Beibehaltung der alten Constructionswaise mit ihnen beklei-

¹⁾ Von G. G. Kallenbach's Atlas zur Geschichte der deutsch-mittelalterlichen Baukunst.



dete. Zahnsehnitte, Eierstäbe, kleine Consolenreihen etc. gliedern die Pfetten und Schwellen, die Standsäulen werden



(Fig. 32.)

Die katholische Pfarrkirche St. Jakob zu Leutschau in Ober-Ungarn.

Aufgenommen und beschrieben von Wenzel Merklas in Leutschau.

(Mit 1 Tafel.)

I.

Die St. Jakobskirche in Leutschau nimmt bezüglich ihrer baulichen Ausstattung und Bedeutsamkeit für frühere Culturverhältnisse unter den Kirchen der Zips mit der bischöflichen Kathedrale den ersten Platz ein; sie gehört nebstdem wegen der seltenen noch erhaltenen Schätze älterer Sculptur und Malerei zu den merkwürdigsten Gotteshäusern Ungarns und der gesammten österreichischen Monarchie.

Die Grafschaft Zips war nebst Siebenbürgen der wichtigste Sammelplatz deutscher Ansiedler, welche, nachdem Bemühungen des heiligen Königs Stephan dem christlichen Glauben zugeführt worden, von den ungarischen Herrschern berufen wurden, in den weitläufigen Reiche die christliche Gesittung des Abendlandes mit schnellerem Erfolge zu verbreiten und öde Gegenden zu bevölkern. Denn abgesehen von den Städten römischen Ursprungs, die sich in Süden und Westeu des deutschen Reiches nach den Stürmen der Völkerwanderung wieder aus ihrer Schutte erhoben hatten, waren in Deutschland seit der fränkischen Herrschaft und besonders in Sachsen seit Heinrich's I. ruhmvoller Regierung viele neue Städte entstanden, welche durch friedlichen Fleiss bald zu selbstständigen kräftigen Gemeinden erblühten und mancherlei Gewerbe, Bergbau und Handel, und mit diesen Wohlstand und edlere Gesittung um sich her verbreiteten, so dass die Ordnung deutschen Städtewesens als Muster galt, und Einwanderer von daher fast überall willkommen geheissen wurden. Daher waren es deutsche Colonisten aus Flandern, den Rheingegenden und besonders aus Sachsen, welche von den ungarischen Königen, hauptsäch-

zu Pilastern; die ansfüllenden Brüstungen u. dgl. werden mit kleinen Arcaden, Rosetten, Wappenschildern u. s. w. bedeckt. Manche dieser Gebäude sind in der That reizend durch den feinen Sinn, der sich in diesen Schnitzwerken kund gibt, und durch den Reichthum derselben, welche die ganze Construction überzieht; so dass sich in ihnen der damalige reich gewordene Bürgerstand mancher Städte trefflich repräsentirt sah. Die alte derbe künige Lebenssitte des reichen Bürgers wie des Stadtpatriziers ist beibehalten, so auch die alte Construction; aber das Äussere des derben alten Kernes bekleidet sich mit fremden Formen. Indessen wurde das Constructionsprincip noch sehr lange beibehalten; die neuen, anfangs reizenden Formen arteten aus; aber die alte Construction überdauerte sie und erst der Weisheit unseres Jahrhunderts gelang es diese „zopfige“ Bauweise im Holzbau zu verdrängen, und die Holzhäuser senkrecht aufzustellen, wie andere Fagaden auch und ihnen durch einen Verputzüberzug ein „ordentliches Aussehen“ zu geben.

lich von Geyza II. (1141 — 1162) und Bela IV. (1235 — 1270) durch Ertheilung ausgedehnter Freiheiten und Vorrechte zur Ansiedlung nach Ungarn eingeladen wurden und hier einen grossen Theil der Städte nach deutscher Weise gründeten und ordneten, und auch die dichtgedrängte Reihe der Zipsrer Städte soll sächsischen Einwanderern ihre Entstehung verdanken. Diese neuen Ansiedler behielten in Folge königlicher Vergünstigung ihre selbstständige Gemeindeverfassung, die hergebrachten Sitten und Rechte, und blieben noch Jahrhunderte hindurch mit der alten Heimath in stetem Verkehr; nur so wurde es ihnen möglich, alle Stürme der folgenden Zeiten zu überdauern, und umzingelt von Völkersehaften anderer Stämme, ihr eigenthümliches Volksgepräge, ja selbst ihren alten Sächsennamen grossentheils bis auf den heutigen Tag zu erhalten.

Die Einführung des geordneten deutschen Städtewesens durch die deutschen Ansiedler mit seiner strengen bürgerlichen Gliederung und Gewerbetheftigkeit konnte nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die materielle Entwicklung, die Culturzustände sowohl der von ihnen besetzten Landstriche als auch des ganzen ungarischen Reiches bleiben, und die von ihnen hinterlassenen Werke sind als eben so viele Denkmale und Zeugen ihres gewichtigen Einflusses zu betrachten, zugleich als Massstab für die Nachhaltigkeit und Weise der Verbindung, welche sie, fern von der Urheimath, mit dieser unterhielten. Ihre Werke sind die Früchte der in den fernen Osten verpflanzten Zweige der abendländisch-christlichen Bildung, wie sich diese in Wissenschaft und Kunst, vornehmlich unter der mütterlichen Obhut der katholischen Kirche, durch deren

innige Wechselwirkung mit Reichen und Völkern in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters entwickelt hatte, diese Werke werden um so beachtenswerther, je weiter nach Osten sie auftreten, weil sie zugleich die erstaunliche Lebenskraft jener Culturelemente deutlich bezeugen, mit welcher sie ihre specifisch, abendländische Richtung gegen die bald unmerklichen, bald störmisch anwendenden Einflüsse des Orients ungeachtet ihrer Vereinzelung im Ganzen unversehrt erhielten, ja immer wieder neue Sprösslinge um sich verbreiteten.

Zu solchen redenden Zeugen der Vergangenheit gehören auch die noch vorhandenen Kunstdenkmale, besonders diejenigen, welche dem Dienste des Herrn geweiht waren. Wie die Wissenschaft, so war auch die Kunst im frühen Mittelalter die Pflgetochter der Kirche und diente vor allem zur Verherrlichung des Gottesdienstes. Daher erhielt sie auch ein vorwiegend ernstes, religiöses Gepräge, und bei der unterschiedlosen Universalität der Kirche und ihrer Institutionen einen gemeinsamen Typus, der, nur hin und wieder durch locale Einflüsse leicht modificirt, im ganzen Abendlande, soweit das Gebiet der katholischen Kirche reichte, die gleiche Grundausbauung an sich trägt. Als aber in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Deutschland die bis dahin gültige Kunstweise, welche wir gewöhnlich die romanische nennen, der guthischen zu weichen begann, trugen mancherlei Umstände dazu bei, dieser neuen Richtung auch in weltlichen Händen begeisterte Pfleger zu geben, und sie neben der bisher fast nur kirchlichen Bestimmung auch für Gemeinde- und Privat Zwecke zu gewinnen. Die reich und mächtig gewordenen Städte rechneten es sich zur höchsten Ehre, durch den Bau riesenhafter Gotteshäuser und stattlicher Gemeindebauten den kommenden Geschlechtern Zeugen ihrer Gottesfurcht und Thatkraft zu hinterlassen; der herrschende Styl, hauptsächlich der Architectur zugewandt, war im Gegensatz zu der früheren anspruchslosen Schlichtheit zu einer solchen Höhe künstlerischer Durchbildung und Meisterschaft in Bewältigung des rothen Materials gediehen, dass die überaus schwierige Übung nunmehr eine langwierige Vorbereitung und gänzliche Hingebung als ausschliessliche Lebensaufgabe erheischte. Daher traten nun die früher so thätigen geistlichen Institute als ausübende Organe allmählich in den Hintergrund, und es bildete sich nach der Sitte der Zeit eine eingeschlossene, scharfgegliederte Genossenschaft weltlicher Meister und Werkleute, welche, aus dem Schosse der Städte hervorgegangen, von ihnen grösstentheils beschäftigt, durch Satzungen und gemeinsames Interesse mit ihnen wesentlich zusammenhängend, in ihrer Kunst noch immer wie früher die religiöse Idee der Vorgänger zu verkörpern strebten, dabei aber auch in ihren Werken die herrschende Sinnesweise und Bildungsstufe der Zeitgenossen treu abspiegelten.

In diese Zeit gehören wohl die meisten älteren Denkmale der Zipsrer Städte und erhalten dadurch ihre eigen-

thümliche Bedeutung. Es dürfen hier zwar keine himmelanstrebenden Dome gesucht werden, in denen die mittelalterliche Kunst den Triumph über die starre Materie feierte, denn die Zipsrer Städte vermochten sich nie zu dem Glanze der grossen deutschen Reichsstädte zu erheben und ihre Leistungen mussten zumeist im Kreise bescheidener Einfachheit bleiben; aber diese lieten, durch den in den Gemeinwesen herrschenden Geist ins Dasein gerufen, durch deren Mittel und Kräfte ausgeführt, das deutlich erkennbare Bild eines längst verklungenen Culturebens in diesen nach Osten vorgeschobenen Missionen westeuropäischer Bildung, auf dessen fester Grundlage die späteren Nachkommen nur fortzubauen brauchten. Sie zeigten zugleich in der grösseren oder geringeren Übereinstimmung der Formen mit den Kunstwerken des Westen den Einfluss und die Tragweite der verschiedenen Änderungen, welche die Kunst während der Zeit des späteren Mittelalters und in den nächstfolgenden Zeiten erfuhr und liefern auf diese Weise einen nicht unwichtigen Beitrag zur Specialgeschichte der Kunst und der gesammten Cultur in den weiten Ländern des österreichischen Kaiserstaates.

Zu welcher Zeit und von wem die Pfarrkirche zu Leutschau errichtet worden, darüber geben weder gleichzeitige Urkunden noch geschichtliche oder mündliche Überlieferung irgend eine genügende Auskunft, und es bleibt nichts anderes übrig, als das ehrwürdige Denkmal selbst über seine Geschichte zu fragen. Die wiederholten grossen Brände, unter anderen jener im Jahre 1550, bei welechem nebst dem grössten Theile der Stadt auch Kirche und Rathaus ein Raub der Flammen wurden, vernichteten alle älteren Urkunden; in der Kirche selbst finden sich keine Inschriften oder Jahresangaben; endlich mochte auch der Confessionswechsel in Folge der Reformation, welcher die Kirche für längere Zeit in protestantische Hände gab, durch die veränderte Denkweise vieles zum völligen Erlöschen der alten Traditionen beigetragen haben, so dass die Gedenkbücher der Parochie erst mit dem Jahre 1700 wieder beginnen und über die älteren Zeiten gänzlich schweigen.

Als den äussersten Zeitpunkt, über welchen die Erbauung der Kirche bestimmt nicht hinaufreicht, müssen wir das Jahr 1245, in welchem die Stadt an ihrer jetzigen Stelle erbaut wurde, annehmen; die Vollendung in den Haupttheilen dürfte nach den weiter unten zu entwickelnden Gründen spätestens in das zweite Viertel des vierzehnten Jahrhunderts fallen. Es wird zwar in dem Catalogus Cleri der Zipsrer Diöcese das Jahr 1200 als Stiftungsjahr der Leutschauer Parochie aus unbekannter Quelle angeführt; leutsche Colonisten, welche vielleicht auch Leutschau gründeten, wurden schon von K. Geyza II. nach 1141 in die Zips berufen; allein der verhängnisvolle Einbruch der Tatarhorden, von denen Ungarn 1241 überschwenmt und verwüstet wurde, zerträt alle Keime der eben aufsprissenden Cultur, verschleudete die übriggebliebene Bevölkerung

in unzugängliche Gebirgsschluchten und Wälder, und verwandelte die Städte in Schutthaufen, so dass vielleicht ausser den ältesten Theilen der bischöflichen Kathedrale bei Kirchdorf kein Rest mehr aus der früheren Zeit übrig blieb.

Nach der allgemein verbreiteten Überlieferung ging auch die ältere Stadt Leutschau durch die Tataren zu Grunde: ihr Andenken hat sich nur in den von der gegenwärtigen Stadt südlich gelegenen, die „alte Leutsch“ benannten Gefilden erhalten. Erst nachdem die tatarische Sturmfluth veronnen, wurde 1245 an der jetzigen, für jene Zeit sehr festen Stelle eine neue Stadt gegründet, und erhielt bald durch den Zuzug neuer sächsischer Schaaren, die dem Rufe des K. Bela IV. folgten, ansehnlichen Zuwachs. Diese Ankömmlinge mögen aus ihrer alten Heimat, wo dazumal eine rege Bauthätigkeit herrschte, bauverständige Werkmeister mitgebracht haben, welche nach dem frommen Sinne der Zeit die Gründung eines neuen Gotteshauses nicht versäumten, sobald die Bevölkerung sich in ihrem neuen Wohnsitze nothdürftig zurechtgefunden hatte. In der That bieten die ältesten Theile der Kirche nicht die geringste Andeutung des Reichthumes an Formen und Ornamenten, welche die stylverwandten Bauten der

nächsten Zeit am Rhein oder in Obersachsen auszeichnen; die Kirche erinnert vielmehr mit ihrer Anlage, den geräumigen, an Höhe nicht viel verschiedenen Hallen, der Einfachheit, ja Nüchternheit in der Ausführung der älteren Stücke an manche der norddeutschen Kirchen und Backsteinbauten, und wie bei diesen, blickt auch hier noch in manchen Eigentümlichkeiten das romanische Princip zu einer Zeit durch, wo in anderen Gegenden Deutschlands das gothische bereits fast allgemeine Geltung errungen hatte.

Das Abtreten der sächsischen Meister, welche noch die lebendige Erinnerung an die frühere Heimat treu bewahrt, und darnach ihr Werk begonnen hatten, mag auch erklären, dass die ursprünglich beabsichtigte Anordnung subal und gänzlich verlassen wurde, indem die nachfolgenden Bauführer, vielleicht anderswo gebildet, nach veränderter Kunstweise und dem wechselnden Willen und Vermögen der Gemein den Bau allmählich fortsetzten; weshalb auch rein romanische Motive neben jenen der Übergangszeit und streng ausgebildeten Gothik, auffallende Schwankungen und Abweichungen von dem bereits Vorhandenen, rohe Arbeiten eines schnell geforderten Nothbaues neben manchen trefflich vollendeten Partien vorkommen.

Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten.

Von Aloia Mesamer.

Die Kirche S. Celso, zu der unser Vortrag nun gelangt, ist mehr ein ehrwürdiges Fragment des romanischen Baustyls als ein ganzes Gebäude. Die Kirche wurde, wie eine in die Fassade eingelassene Inschrift anzeigt, vom hl. Ambrosius nach Auffindung der Reliquien des Titelhilgen gegründet, vom E. B. Landulf in 10. Jahrhundert erneuert und ein Kloster beigefügt. Ich glaube aus den Formen des Innern, dass auch noch eine zweite Erneuerung im 12. Jahrhundert statt gehabt hat. 1777 fand eine Restauration statt und 1780 wurde die dabei befindliche Canonie aufgehoben. Hart an diese Kirche stösst nördlich die von Bramante erbaute Kirche S. Maria presso S. Celso, namentlich lief der Porticus vor derselben hart am Schiffe von S. Celso hin. Da wurde nun die Kirche aus übergrossen Respect vor besagtem Porticus, um ihm Licht zu schaffen, 1815 um die „Landulf'sche Erweiterung“ d. h. um vier Bogen des Schiffes gekürzt, doch wurden noch einige Baufragmente an der Umfassungsmauer erhalten und das Portal sammt dem darüber befindlichen Rosenfenster auf die jetzige Fassade übertragen. Das Portal sieht so alterthümlich aus, dass es wohl zum Theil aus dem 10. Jahrhundert stammen kann. Zwei Säulchen und eine Mauerecke dazwischen mit den entsprechenden Rundbögen bilden den Rahmen. Die Capitäle und das innere Rundband haben schön gemaiselte Ornamente; das Rundband über den äusseren Capitälen hat ein Zahnschnittmuster und das Band über der Ecke drei Thierfiguren.

Im Tympanon sind höchst rohe Heiligengestalten. Das Innere des Schiffes, so weit es noch erhalten ist (ich glaube zwei Travéen), hat Pfeiler mit Halbsäulen, die schöne Capitäle mit Laubwerk und Figuren tragen; das Mittelschiff ist etwa ein Drittel höher als die Seiten und jetzt mit einem Tonnengewölbe bedeckt. Die Apsis zeigt zwei Lesenen und den Rundbogenfries auf figurirten Tragsteinen.

S. Eustorgio ist dem Ursprunge nach eine der ältesten Kirchen von Mailand, indem sie von dem Heiligen selbst um 320 zu Ehren der hl. drei Könige, deren Reliquie er von Constantiopol gebracht, gegründet wurde. Nachdem sie schon früher mancherlei bauliche Veränderungen erfahren, wurde sie 1218 den Dominicanern übergeben und erhielt durch den Baumeister Tomaso Lombardi in der Hauptsache ihre jetzige Gestalt. Doch sind so viele spätere Veränderungen darüber gegangen, dass man nur noch zerstreute Spuren des alten Styls findet. Sie hat die hier gewöhnliche Anlage von drei Schiffen und Seitencapellen, welche ihre Fronten nach Aussen zeigen und mit ihren Friesen und Fenstern aus prächtig gemustertem Backstein wohl das Schönste sind, was vom alten Bau erhalten ist. Jede Front zeigt ein halbrundes Doppelfenster in der Mitte, zwei einfache an der Seite. Sehr stattlich ist auch der Vierecksturm aus Backstein mit Eckstreifen, Friesen, Bogenfenstern und hohem Helm vom Ende des 13. Jahrhunderts. Die Fassade und das Innere haben wenig mehr von der alten

Gestalt aufzuweisen; so ziemlich erhalten ist die Confession unter dem Altar mit ihren Säulen, etwa vom 12. Jahrhundert. Die Kirche hat einen Reichtum alter Monumente. Interessant, wenn auch nicht in künstlerischer Beziehung, ist der grosse unförmliche Marmorsarg, in welchem die Gebeine der hl. drei Könige ruhten, bevor sie nach der Zerstörung der Stadt durch Friedrich Rothbart nach Cöln übertragen wurden. Die Stadt vergass diesen alten Besitz nicht so bald und durch das ganze Mittelalter bewegte sich an Feste der hl. drei Könige ein feierlicher Aufzug, den Zug der Könige nach Bethlehem darstellend, nach dieser Kirche. Ein paar prächtige Monumente der Visconti seien hier nur erwähnt. Besonders merkwürdig ist aber das Denkmal, welches dem berühmten Heiligen dieses Klosters, Peter dem Märtyrer errichtet wurde. Es ist der Insehrift gemäss von Magister Johannes Baldacci de Pisis 1339, ein Marmorhau in italienischer Gothik von zwei Abtheilungen, die unten acht Säulchen, an welche sich allegorische Gestalten der Tugenden lehnen, die obere den Sarg mit historischen Reliefs aus dem Leben des Heiligen enthaltend. Die Reliefs sind theilweise noch ungelent und befangen, die Allegorien ungemein einfach und naiv, zum Theil auch schön gelungen, wie die der Hoffnung. Die Capelle, die darüber erbaut ist, ein Achteck mit Thürmchen umstellt und dem Michelozzo 1463 zugeschrieben, ist eine der frühesten Renaissancebauten in Mailand. Es sind theilweise noch mittelalterliche Elemente, wie die getheilten Fenster, aber moderne Ornamentik.

Die folgenden Kirchen, in denen sich der gothische Styl wenigstens im Schiff noch ziemlich unvermischt erhalten hat, sind sämmtlich nach einem Typus, der theils in der minder reinen Auffassung dieses Styls und dem eigenthümlichen Formgefühl in Italien überhaupt, theils in dem einheimischen Backsteinbau seine Erklärung findet. Die Anlage ist dreischiffig mit Seitencapellen; die Stützen sind meistens Säulen, die Spitzbogen stumpf und breit, wie denn überhaupt alles mehr in die Breite als in die Höhe geht, das Mittelschiff wenig überhöht, Gurten und Rippen ohne Schärfe, letztere meistens rund. S. Pietro in Gessate ist von niedrigem, unvortheilhaften äussern. Eigenthümlich ist der Abschluss der Capellen in einem spitzen Winkel, so dass, wo zwei zusammenstossen, ein Hohlwinkel entsteht, dessen Wände zwei Fenster durchbrechen. Das Schiff hat 12 monolithische Granitsäulen und ist wie das Äussere gedrückt. Der Chor modern. S. Maria del Carmine (1446 begonnen) hat dieselbe Anlage; nur überspannt ein Gewölbesch zwei Arcadenbögen, die Verhältnisse sind freier und höher, daher auch die Oberlichten bedeutender. S. Maria delle Grazie (nach 1463) hat noch mittelalterlich gebildete Säulen mit korinthisirenden Capitälern, die Gurten der Mittelwölbung ruhen auf Pilastern, die über den Capitälern an der Oberwand aufsteigen, die Spannungen sind weit und niedrig. An der Façade zeigen Pilaster die fünf Schiffe (die Capellen als

äussere Nebenschiffe gerechnet) an; Fries und Sims hat schöne Backsteinmuster. Auch die Seiten haben Pilaster. Die Fenster bilden Gruppen von je zwei langen und einem runden darüber, eine sehr nüchterne Form. Die Vollendung der Kirche gehört einem anderen Styl an; Bramante erhob am Ende des XV. Jahrhunderts auf vierieckigem Unterbau seine imposante achteckige Kuppel, mit welcher die Renaissance in Mailand ihren triumphirenden Einzug hielt. Es ist die Renaissance, wie sie sich in heiterer Fülle an dieser Kuppel zeigt, jener nüchterneren Gothik auch so sehr überlegen, dass man diesen Sieg nicht zu bedauern hat. Das Refectorium des anliegenden Klosters enthält einen der grössten und herrlichsten Schätze von Mailand, das Abendmahl von Leonardo da Vinci, von welchem zu reden hier nicht der Ort ist. — S. Simpliciano (die Façade vom XII. Jahrhundert, das Innere restaurirt im XVI., doch mit Erhaltung der alten Anlage) zeigt unter allen diesen Kirchen die anmuthigsten Verhältnisse. Die Façade hat im Erdgeschoss drei Bogen auf Pilastern, der mittlere grössere überspannt das schöne rundbogige Portal. Die Fenster sind neu; der Giebel ohne Absätze mit schönem Fries. Das Innere hat drei gleich hohe Schiffe, das Kreuz zwei; die Pfeiler sind vierieckig mit edlen Laubcapitälern, die Arcadenbögen rund, die Wölbung nur etwas wenig spitz, über dem ätlichen Schiff des Kreuzes eine Kuppel und der Chorschluss halbrund. Der Bau zeigt allerlei räthselhafte Abweichungen von der sonst hier gebräuchlichen Weise, aber der Eindruck ist überaus günstig.

Nachträglich sollen noch ein paar Kirchen genannt werden, die ansehnliche Fragmente mittelalterlicher Architektur enthalten. S. Satiro, ein Bau aus den Zeiten des Bisehofs Anspert im neunten Jahrhundert, hat in Nebencapellen noch alte Säulen von verschiedener Grösse und einiges von mittelalterlicher Ornamentik; das Übrige eine Erneuerung aus dem XV. Jahrhundert. — S. Giovanni in Conca besitzt noch den mittleren Theil seiner Façade aus Marmor in mittelalterlichem Styl; ein rundbogiges Portal und darüber ein schönes Rosenfenster. Das Innere sehr verfallen. — An S. Marco erhielt sich gleichfalls noch das alte Rundbogenportal aus Marmor und Stücke der alten Friese und Fensterzierden aus Backstein in den reichsten, anmuthigsten Mustern. — S. Gottardo, in den kaiserlichen Palast am Dom eingeschlossen, ist das einzige Überbleibsel vom ehemaligen Palast der Visconti, um 1330 erbaut, und hat selbst nur noch die Aussenseite des Chors und den Thurm von der alten Anlage behalten. Der Chor ist dreieckig mit Eckpilastern und einer offenen Bogengallerie unter dem Fries, der aus sich kreuzenden Rundbögen besteht, ein Ornament, das auch am Thurm in den mannigfaltigsten Verschlingungen wiederkehrt. Der Thurm besteht aus einem höheren, etwas umfangreicheren und einem kürzeren, etwas schmälteren Achteck und dem Helm; die beiden Achtecke zerfallen übrigens durch Friese und Simse wieder in mehrere Ab-

theilungen und ihr Schluss nach Oben ist beidmal durch eine Säulengallerie markirt. Am unteren Achteck, bis zur Säulengallerie desselben, sind marmorne Ecksäulchen emporggeführt. Diese Gallerie selbst ist von einer seltsamen Doppelbildung, indem von den weit vorgestreckten Capitälen der unteren Säulen noch kleinere emporstiegen, die einen zweiten luftigen Kranz in der Höhe bilden. Der Helm ist rund, aus schuppenartig gefügten Ziegeln. Der ganze Bau mit Ausnahme der Säulen ist aus Backstein. Merkwürdig ist, dass an diesem Bau mitten aus der gothischen Zeit alle Details noch romanisch sind, und dass es überhaupt auf den höchsten Ausdruck phantastischer Pracht, der in diesem Material erreichbar ist, abgesehen scheint. Es ist auch der zierlichste Thurm des mittelalterlichen Mailands; manche anderen zeigen ähnliche Motive aber in ärmerer Ausführung.

Nachdem wir den Gang der mittelalterlichen Architectur in Mailand an dem Faden der übrigen noch erhaltenen Kirchen verfolgt haben, noch einige Worte über den weltberühmten Dom; keine Beschreibung, welche bei dem unendlichen Detail ein Buch forderte, sondern nur eine flüchtige Skizze. Diesem Gebäude gegenüber ist man es gewohnt, die Beurtheiler Partei nebhen zu sehen. Wer nur sein Gefühl walten lässt und vor dieses Marmorgebirge hintritt, das in tausend kunstreichen Spitzen, Brücken, Gallerien und Thürmeben zum Himmel steigt, von unten bis oben mit einem frühlichen Leben bekleidet, das Innere ernst und erhebend, das Ganze wie das Einzelne, wenn nicht vollkommen, doch reich an unläugbaren Schönheiten, der ist gewiss entzückt wie von wenigen anderen Bauwerken. Wer aber darnach geht, mit kritischem Verstande das Werk zu prüfen und zu zergliedern, findet allerlei ungehörige Bündnisse geschlossen, allerlei illegitime Geburten ans Licht gefördert, allerlei leere Scheine und unhaltbare Ansprüche, und wird das Werk auf der Scala der architektonischen Meisterwerke nicht allzu hoch stellen. Wie dem immer sei, das Werk existirt einmal als ein gewaltiges Zeugniß von dem Zusammenwirken vieler Menschenalter und der verschiedensten Kräfte, es existirt — alles zusammengenommen — als ein Unicum in der Welt, welches das Lob Gottes und der Menschen verkündet und für dessen Vollendung man dem Himmel danken muss. Unsere Aufgabe dahier ist nur, ein wenig zu recapituliren, wie es entstanden ist und uns im Allgemeinen mit seiner Gestalt bekannt zu machen. Der Grundstein zum gegenwärtigen Gebäude wurde am 15. März 1386 von Gian Galeazzo Visconti gelegt; der Trieb, der früher die italienischen Republiken besetzte, Unvergleichliches zu schaffen, war jetzt auf die Fürsten übergegangen und der stolze Visconti wollte es allen Anderen zuvor thun. Der Grundriss ist der Gedanke eines deutschen Meisters, Heinrich Arler von Gmünd, und deutsche Arbeiter finden wir zuerst dabei beschäftigt. Schon von Anfang musste die deutsche Strenge der italienischen Fühlweise manche Concessionen machen; später finden wir abwech-

selnd Deutsche und Italiener am Werk, endlich ging es zwar in die Hände der letzteren über, die dann auch in Geiste ihrer Zeit daran fortbauten. Als die vorzüglichsten Epochen in der langen Bauzeit vom 14. Jahrhundert bis auf unsere Zeit können folgende bezeichnet werden: Im XV. und bis ins XVI. Jahrhundert hinein suchte man wenigstens in der Hauptsache noch die gothischen Formen festzuhalten und das Werk gedieh bis zur (inneren) Vollendung des Chors, den Pabst Martin V. einweihete, des Kreuzes mit der Kuppel und eines Theils vom Schiff. Nachdem schon mancherlei wunderliche Mischungen vor sich gegangen, indem die Renaissance immer mehr Boden gewann, erhielt sie endlich den vollen Sieg, seitdem im Auftrag von Carolus Borromäus Pellegrini 1560 die moderne Façade entwarf, die dann grösstentheils nach seinen Vorlagen ausgeführt wurde. Es fehlte nicht an fortwährendem Widerspruch gegen die Neuerung und im Jahre 1790 beschloss man, wieder förmlich zum gothischen Styl zurückzukehren; im Auftrage Napoleons wurde der obere Theil der Façade in dieser freilich sehr modernen Gothik vollendet und seitdem in derselben Weise fortgeführt. Man hat also hier freilich nicht den Genuss eines Kunstwerkes im reinen Styl, man sieht die Elemente von nordischer und italienischer, von mittelalterlicher und moderner Kunst sich aufs mannigfaltigste durchdringen und der Eindruck bleibt immer ein mehr phantastischer als rein künstlerischer. — Die Kirche bildet ein lateinisches Kreuz. Der Langbau hat fünf Schiffe, die inneren Nebenschiffe begleiten auch das Kreuz und sind als freier Umgang um den fünfseitig geschlossenen Chor geführt. Über dem Kreuz erhebt sich eine achteckige Kuppel und über dieser ein schlankes durchbrochenes Thürmchen; eigentlicher Glockenthurm ist keiner (der gegenwärtige ist nur provisorisch hinaufgemacht). — Die Façade hat weniger den echt gothischen als lombardischen Charakter. Man sieht dies aus dem Verhältniss der Breite zur Höhe, wobei erstere im grossen Vortheil ist, aus dem wenig steil ansteigenden Giebel mit seinen Zackenspitzen und den mancherlei horizontalen Elementen. Sie hat der Höhe nach mit den überragenden Thürmchen fünf Abtheilungen. Das Mittelschiff und die äussersten Flanken sind von je zwei Flanken eingefasst, die Nebenschiffe nur durch eins getheilt, so dass die Haupttheilung nach der Bedeutung gut betont ist. Jedes Schiff schliesst nach oben mit einer kleinen horizontalen Gallerie, über welche die Giebellinie schräg aufsteigt; das dadurch entstehende Dreieck ist mit offenen Bogen und Rosetten verziert. Fünf andere römische Portale führen in die Schiffe, über ihnen sind eben so viele römische Fenster, die noch von der Façade Pellegrini's beibehalten worden sind. Am Mittelschiff und den inneren Nebenschiffen ist über dem römischen noch ein gothisches Fenster angebracht; Portal und Fenster des Mittelschiffes sind durch grössere Dimension und reichere Formen ausgezeichnet. Man weiss nicht recht, was man zur gothischen Umtaufe der Façade sagen soll und

es ist gut, es ohne viele Scrupel beim allgemeinen Eindruck bewenden zu lassen. Dass die spätgotischen Formen, der sogenannte Flamboyantstyl, angewendet wurden, ist hier ganz in der Ordnung. Bedenklicher aber ist, dass die gotischen Formen meistens oberflächlich und roh, dass hingegen die schönen und reichen nicht gotisch sind. — Die Seiten zählen bis zum Kreuz sehr weit vortretende Pfeiler, die mit Thürmen bekrönt, und von denen die Strebebogen zum Hauptschiff hinübergewölbt sind, in der Mitte durch ein kleineres Thürmchen, das zwischen den Nebenschiffen aufsteigt, unterstützt. — Die Fronte des Kreuzes haben keinen Eingang, man sieht die drei Querschiffe in der Art, dass die Absseiten durch eine gerade Wand mit einem Fenster schliessen, das Mittelschiff aber mit dreiseitigem Ausbau daraus hervorragt und über diesen Vorsprung der Giebel mit der Spitze eines breiten Fensters steht. Der Umgang wie der höhere Mittelbau des Chors sind von fünf Seiten eines Achtecks gebildet. Bei den grossen Dimensionen des Baues werden daher die Seiten des Umgangs ungeheuer breit und sind durch ebenso ungeheure Fenster durchbrochen, was mehr dümpel als schön lässt. Darüber ragt der schmälere Mittelbau des Chors hinweg und über dessen Daegallerie bietet der Kuppelthurn mit seiner hohen Pyramide den günstigsten Anblick. Denke man sich nun die ungeheure Masse des Baues, das schöne Material des Marmors, die glänzende Durchführung eines reichen Styls, den phantastischen Schmuck von Blumen, Girlanden und allerlei sonstigen Gebilden der belebten Welt mit vollen Händen verstreut, endlich ein Volk von Statuen (es sollen an 6000 sein) vom Boden bis zu den Spitzen der Fialen: wandle man oben auf den Gallerien und marmornen Bedachungen herum und geniesse der wundersamen Durchblicke durch diese stille steinerne Stadt: sehe man den Bau im vollen Sonnenglanz, wenn sich alle Spitzen scharf auf den blauen Himmel zeichnen, oder wandle man im Mondschein den *corso orientale* herauf und schaue dies wunderbare Gewebe in einer geisterhaften Dämmerung; dann begreift man leicht, wie eine erhabene Empfindung die Kritik zum Schweigen bringt und das Gefühl hoher Schönheit sich gegen alle Einwendungen des Verstandes behauptet. — Das Innere bietet einen ähnlichen Eindruck in anderer Weise, die Schiffe steigen gegen die Mitte in der Weise an, dass das innere Nebenschiff ein wenig höher als das äussere und das Mittelschiff ein wenig höher als jenes ist. Die Bogen ruhen auf Pfeilern (je 8 freie im Schiff, je 3 im Kreuz und 8 im Chor, im Ganzen 52), die eine verunglückte Nachahmung des nordischen Säulenbündels sind. Es ist nämlich ein runder Kern mit angelegten Halbsäulen auf einer unschönen (ganz hässlichen) Basis und mit einem höchst seltsamen Capital, das aus acht Nischen mit Statuen über Laubkränzen besteht, an und für sich nicht ohne Seltsamkeit, aber nur als Capital unbegreiflich. Über der Vierung erscheint die Kuppel, deren Gewölbe mit gotischen Mustern

bemalt ist, die wie durchbrochene Arbeit aussehen. Das Kreuz endet in Capellen von einem exorbitanten Reichtum. Das Innere hat im Ganzen wenig von dem nordischen System des luftigen Strebens und Steigens, es ist alles hinlänglich schwer und massenhaft, und man fragt sich billig, woher der unlängbar grosse Eindruck kommt, den die Kirche auf jeden Hintretenden macht? Das ist ausser der Grösse der Anlage und den schönen architektonischen Durchblicken sicher auch eine Folge der eigenthümlichen Beleuchtung. Nur einige Fenster im nördlichen Schiff und Kreuz und ein Paar in der Fassade haben weisses Glas, die übrigen sämtlich Glasgemälde oder farbige Muster, aber es ist dabei eine absichtliche Steigerung erzielt. Die Fenster an den Wänden des Schiffes sind zehnmal und ohne viel Itelz; ebenso die kleinen Fenster an den Oberwänden der Schiffe unbedeutend. Bedeutender werden die Lichter schon im Kreuz, wo die Fenster von den Schlusscapellen her und von der Kuppel nieder zusammenwirken. Durch den Chor herein aber leuchten riesige Fenster mit phantastischen Formen, besonders die Rose, die durch den Mittelbogen über dem Altare flammt. Einige Fenster sind noch aus alter Zeit übrig, andere sind neu und diese an sich von niederer (sehr geringen) Kunstwerth; doch thun sie in Ermanglung von bessern im Ganzen des Baues ihren Dienst. Auch im Innern, man muss es gestehen, findet das kritische Auge viele auszustellen, aber der Eindruck einer ernsten, fast düstern Majestät bleibt unverkümmert. Und wenn man in den Denkmälern der Architectur stets etwas vom Pulse des Nationalcharakters und der geschichtlichen Einflüsse aufzusuchen berechtigt ist, so ist die ganz eigenthümliche Mischung nordischer und italienischer Elemente, die an diesem Denkmal in der Hauptstadt der Lombarden zu Tage tritt, wie sonst in Italien nirgends, auch von dieser Seite bedeutungsvoll.

Der Dom erzwang durch seine Existenz für sich noch einige Achtung des gotischen Styls, welche für die andern Kirchen wegfiel. Wir haben oben schon den Beginn der Früh-Renaissance angezeigt und nennen hier noch eine Kirche, in der sie sich in ihrer ganzen Amuth zeigt. Es ist die 1491 angeblich nach Bramante's Plan begonnene Kirche S. Maria presso S. Celso. Der Vorplatz ist von einer schönen Pfeilerhalle aus Backstein umgeben. Es ist eine dreischiffige Basilika mit Kuppel und Chorumgang, das Gewölbe cassetirt, überall gediegene Pracht. Die Fassade ist ein späterer Zierbau von Bassi und Alessi. — Von nun an herrschte die Renaissance unbestritten, bemächtigte sich der alten Kirchen und legte ihnen ihr Gewand an bis zur Unkenntlichkeit der frühern Gestalt und baute eine Menge neu, manche besser, viele in den barocksten Formen, wie überall. Doch das fällt nicht mehr in unsern Vortrag.

Die bürgerliche Architectur des Mittelalters hat in Mailand wenig Spuren zurückgelassen. Man sieht dort und da noch ein Erdgeschoss mit gotischen Thür- und Fensterho-

gen, aber nirgends mehr ein Ganzes. Der materiell eigenthümlichste Platz von Mailand, der auch noch auf meisten von alten Charakter bewahrt hat, ist die *Piazza dei mercanti*, ein von stattlichen Gebäuden eingeschlossenes Viereck im Mittelpunkte der Stadt, mit Thoren nach den belebtesten Strassen. In der Mitte des Platzes erhebt sich der alte *Palazzo della Ragione*, 1233 durch den *Podestà Oldrado* vollendet. Das Erdgeschoss ist eine offene Pfeilerhalle, die heute noch wie ehemals dem Marktverkehre dient; der obere Stock zeigt breite schmucklose Fensterbögen. Ein Relief an der Mauer stellt den Erbauer in voller Rüstung zu Pferde dar, mit der charakteristischen Beischrift:

Qui sojum struxit, Catharus, ut debuit, uxit (sie).

Zierlicher ist ein anderes Gebäude des Platzes, die *Loggia degli Osii*, 1316 begonnen, ein zierliches Muster italienischer Gothik. Die Wand ist mit weissem und schwarzem Marmor incrustirt; in der Mitte sind zwei offene Bogengänge von je fünf Bogen über einander. Die obere, deren Bogen jetzt vermauert sind, hat an der Ballustrade die Wappen der Stadtviertel und einen vortretenden Balcon (vulgo *parlèra*), von dem in öffentlichen Angelegenheiten zum Volke geredet und die Todesurtheile publicirt wurden.

Endlich ist noch ein höchst stattliches Gebäude zu nennen, das der Zeit nach schon der Periode der Früh-Renaissance angehört, aber an seinem Äußeren die zierlichste gothische Ornamentik producirt, die man in Mailand sehen kann. Es ist das 1456 von *Fraancesco Sforza* und seiner Gemahlin *Maria Bianca* (laut Zusehrift) gegründete *Ospedale Maggiore*; die Ausführung des südlichen Flügels geschah nach dem Entwurfe des Florentiners *Filarete*. Die Vorderseite bildet zwei Stockwerke, das untere von offenen (jetzt vermauerten) Rundbögen auf noch ganz mittelalterlich gebildeten Säulen, das obere von gedoppelten Spitzbogenfenstern. Die phantastisch reichen Ornamente aus Backstein sind wohl das Zierlichste, was man in dieser Art sehen kann. Der mittlere Theil wurde erst 1621 von *Richini* (angeblich nach *Bramante's* Vorlagen) begonnen, und auch hier wurde in löblicher Weise der Typus der ältern Fassade erhalten, nur dass hier gleich von Anfang die unteren Bögen mit getheilten Fenstern ausgefüllt wurden. Das Innere zeigt einen schönen Hof, von einer prächtigen zweistöckigen Säulenhalle umzogen. In dem im vorigen Jahrhundert angebauten nördlichen Flügel wurde der alte Stil leider verlassen, wodurch dieser Theil wie ein vollkommen fremdes Gebäude aussieht.

IV.

Monza.

Von dem alten *Modotia*, in dem die Königin *Theodolinde* am Ende des VI. Jahrhunderts zu Ehren Johannes des Täufers, des Schutzheiligen der Longobarden, eine berühmte Kirche und daneben einen Palast mit historiseben

Gemälden errichtete¹⁾, ist in dem gegenwärtigen *Monza* wohl kaum mehr eine Spur zu erkennen. Der Dom steht an der Stelle jener alten *Basilica*, wurde aber am Ende des XIII. Jahrhunderts von *Matteo Visconti* umgebaut, dass man schwerlich mehr etwas von der alten Kirche herausfindet. Die Anlage war von Anfang fünfseitig, die äussern Absseiten sind aber zu Capellen verbaut worden; das Querschiff ist wenig ausladend und jenseits desselben befinden sich die Apsiden der Nebenschiffe, dreiseitig geschlossen. Über der Vierung eine Kuppel und unter dem Chör die (modernisirte) Krypta. Zwischen den Schiffen stehen sechs Paar Marmorsäulen, theils rund, theils achteckig; ihre Capitale sind modernisirt, die Basen versenkt, doch sieht man noch das Eckblatt, woraus man schliessen kann, dass vielleicht die Schäfte, keineswegs aber diese Basen vormittelalterlich sind. (Ob sie mit jenen aus Einem Stücke bestehen, erinnere ich mich nicht mehr.) Die Kirche enthält einen schönen alten Kanzelbau und Sparen alter Fresken. Vom Campanile an der Nordseite ist der (künstlerisch freilich unbedeutende) Unterbau uralt. Die Fassade, 1396 von *Marco di Campione* begonnen, ist architektonisch betrachtet, mehr ein Decorationsstück für sich, an dem sich romanische und gothische Elemente nach dem lombardischen Typus zu einem anmuthigen Bilde verbinden. Die Theilung der Schiffe ist durch Pfeiler angezeigt, welche in kleine Thürmchen enden; längs dem Giebel läuft eine blinde Zwerggallerie treppenförmig empor. Das Portal hat den lombardischen Vorbau auf Säulen, die auf Löwen ruhn; der reich gebildete Rahmen hat romanische Profile, läuft aber spitzbogig zu. Im Bogenfelde ist ein altes Relief, Christi Taufe durch Johannes und die Königin *Theodolinde* mit den Geschenken, die sie der Kirche weihet, darstellend. Über dem Portal ist eine herrliche Rose von zierlich gemesselten Cassetten umgeben und darüber noch ein kleines Rundfenster. Die Nebenschiffe haben kein Portal, aber zahlreiche Fenster, die innern drei: unten ein spitzbogiges, dann ein doppelt rundbogiges und darüber eine Rosette; die äussern zwei: ein spitzbogiges und darüber eine Rosette, alles von der zierlichsten Arbeit. Man kann daraus schon entnehmen, dass die Fassade zu vielerlei zierkastenähnliches enthält; dieser Eindruck wird durch die Incrustation mit schwarzem und weissem Marmor fast zum Buntten gesteigert. Aber dabei muss man zugeben, dass das Ganze einen wundererschönen, malerischen Anblick gewährt, der, verbunden mit den heroischen und romantischen Erinnerungen der Stelle, eines wahrhaft poetischen Eindruckes nicht verfehlt. Der Domschatz ist ungeachtet der vielen

¹⁾ *Paul. Diac. de gestis Longob. I. IV. cap. 22. „Per idem quoque tempus Theodolinda regina basilicam S. Joannis Bapt., quam in Modotia construxerat, dedicavit multaque ornamentis auri argenteique decoravit, praedictaque suffulcitur ditavit. — Cap. 23. Ibi etiam profusa regina palatium condidit, in quo aliquod de Longobardorum gestis depingi fecit. In quo pictura manifeste ostenditur, quomodo Longobardi eo tempore comam capitis tondebant, vel qualiter eorum vestitus quoque habitus erat“ etc. *Bel. Murat. Ber. Ital. script. tom. I. p. 460 sq.**

Verlust durch Plünderungen noch sehr sehenswerth. Manches von seinem Inhalte gehört freilich mehr in das Capitel historischer Reliquien; anderes ist geeignet, einen Beitrag zum Bilde eines frühen Kunstvermögens zu liefern. Die bedeutendsten Stücke sind: Königin Theodolinde's „Heue und Hühner“, ein goldener Teller mit den (massiven) Darstellungen einer Gluckhenne und sieben korpickender Küchlein darauf. Ob es blos ein kindliches Schmuckstück oder ob eine symbolische Bedeutung damit verbunden war, lässt sich wohl nicht bestimmit sagen. Als eines der Hauptgeschenke faugirt es auch auf dem Relief über dem Hauptportal. Unter den mancherlei Kreuzen ist das merkwürdigste das von Berengar I. gestiftete „Kreuz von Italien“, zierlich mit Email und Edelsteinen bedeckt, unter welchen sich auch antike Gemmen befinden. Die „eiserne Krone“ wird als Reliquie auf einem Seitenaltare aufbewahrt; inwendig befindet sich der schmale Eisenreif, der von einem Nagel des Kreuzes Christi herrühren soll; er ist von aussen von einem etwa drei Finger breiten Goldreif umgeben, der aus acht Feldern besteht und mit rohen Edelsteinen besetzt ist. Dazu kommen noch ein Paar Evangelienarien, Sacramentarien mit reichen Deckeln in Elfenbein und Goldschmuck. Die Arbeit an all diesen Stücken ist eher roh; doch wären sie einer neuen Abbildung wohl werth¹⁾. — Ein anderes Kirchlein, S. Maria della Strada, hat noch den oberen Theil seiner spät-lombardischen (gotischen) Façade erhalten: reiches Laub- und Zierwerk aus Backstein. — Sehr würdig sieht auch das alte Stadthaus aus: unten eine offene Doppellalle, oben ein Stockwerk mit eilten, durch Säulchen getheilten Rundbogenfenstern und ein respectabler Thurm. Der braunrothe Backstein erhöht das ehrwürdige, malerische Ausselen solcher alt-lombardischen Bauten ungemein.

V. Como.

In kirchlicher Beziehung war Como seit uralter Zeit von Aquileja abhängig, eine Andeutung, dass es wohl von dorthier das Christenthum erhielt. Aber erst vom h. Felix, den der h. Ambrosius als Bischof einsetzte, ist die Reihe seiner Bischöfe, unter denen es mehr als 20 Heilige zählt, ununterbrochen²⁾. Doch ist von dem alten Como vor dem XII. Jahrhundert wohl wenig mehr vorhanden, indem es 1127 von den Mailändern gänzlich zerstört und erst 1155 vom Kaiser Friedrich wieder erbaut wurde. Aus jener Zeit mag noch manches von den starken Stadtmauern und den eigenthümlichen Thorthürmen, die nach innen offen sind, übrig sein. — Die ältesten Kirchen müssen wir ausser dem Umfange der heutigen Stadt suchen. S. Carpoforo, südlich auf einer Anhöhe gelegen, gerade unter dem Hügel,

der die Ruinen der mittelalterlichen Burg Baradello trägt, rühmt sich des höchsten Alterthums. Der Bischof Felix († 391) soll in ihrer Krypta begraben sein. Sie war die ursprüngliche Kathedrale, bis der zweite Nachfolger des h. Felix, S. Amantius, den bischöflichen Sitz an die Stätte des heutigen Domes übertrug. Später blühte hier ein ansehnliches Cistercienserkloster. Doch haben wir diese Kirche nur in einem mittelalterlichen Umbau, obwohl von alterthümlicher Aulage. Das Innere zeigt eine dreischiffige Basilica, jetzt mit einem stumpfen Tonnengewölbe gedeckt, das nicht ursprünglich und gänzlich verkleistert ist. Nur von aussen zeigt das Mauerwerk und die langen, schmalen Fensterreihen des Schiffes noch die echte alte Anlage, die weit über 1000 zurückreichen mag. Hingegen tragen die Krypta und der 13 Stufen über das Schiff erhöhte Chor auf derselben mit seiner Wölbung den Charakter des XI. oder XII. Jahrhunderts. Die Krypta ist fast nur eine Fortsetzung des Schiffes, so dass man von letzterem durch eine Thür den Mittelraum derselben mit seinem Fenster sieht; sie bildet ein Rechteck von drei Schiffen, zwischen Mittelschiff und Seiten sechs Säulen mit rohen Blattcapitälern und an den Seiten Pilaster von noch roherer Bildung. Auch das Äussere der Apsis zeigt eine sorgfältigere Arbeit als das Schiff. Am Mauerwerk wechseln Schichten von grössern und kleinern Quaderstücken, die vor Alters wohl auch durch die Farbe unterschieden waren; jetzt ist alles gleich verwittert. Der Untersatz, der die Krypta einschliesst, ist achteckig, darüber steigen um die halbrunde Apsis sechs Halbsäulen zum Rundbogenfries unter dem Dache auf. Die Zwischenfelder nehmen Fenster ein, zwei längliche halbrunde, drei kleinere runde. Zwischen Schiff und Chor steht südlich der hübsche, vierseitige Thurm mit Ecklesenen, Friesen und getheilten Bogenfenstern, aus kleinen viereckigen Steinen gebaut. — S. Abundio, gleichfalls ausser der Stadt in der Commune gleichen Namens gelegen, zeigt wieder eine alte, eigenthümliche Anlage. Die ursprüngliche Gründung dieser Kirche schreibt sich vom h. Felix her und sie führte anfangs den Titel des h. Petrus; später wurde sie zu Ehren des Bischofs Abundius, der hier begraben wurde, umgetauft. S. Abundius war ein hochangesehener Kirchenhirt, wohnte als Legat des Papstes Leo dem Concilium von Chalcedon bei und wurde der vorzüglichste Stadtpatron von Como; daher erfreute sich auch seine Titularkirche eines hohen Ansehens. Sie wurde vom Bischof Lituger (nach 1031) den Benedictinern übergeben und genoss ausgezeichnete Vorrechte; unter anderm hatte der Abt so wie der von S. Carpoforo kraft kaiserlichen Privilegiums Sitz und Stimme bei der Bischofswahl. Die Hauptanlage der Kirche könnte sich sehr wohl aus dem XI. Jahrhundert, der Zeit jener Übertragung herschreiben; der Chor ist jünger. Das Innere zeigt eine fünfshiffige Basilica, in der Art nach der Mitte ansteigend, dass die innern Seitenschiffe ungefähr ein Drittel höher als die äussern sind und

¹⁾ Eine ältere Abbildung mancher dieser Stücke sowie des Portalreliefs findet sich bei Muratori *Rec. Ital. script. tom. I, p. 460.*

²⁾ Siehe *Ughelli's Ital. sacrae. tom. V, p. 235 ff.*

das Mittelschiff wieder um ein Drittel die innern überragt. Die Seitenschiffe sind durch sechs kleinere Säulen geschieden; die südlichen haben ein rohes Würfelcapitäl mit Deckplatte, die nördlichen ein grobes Blattcapitäl; die Decke bildet ein rippenloses Kreuzgewölbe. Das Mittelschiff hat gleichfalls sechs ziemlich massive Säulenpaare mit plumper, attischer Basis und figurirten Capitälen, aber so verkleistert, dass man nichts mehr erkennen kann. Über den Scheidbogen befindet sich ein Sims und darüber ein Tonnengewölbe, offenbar spätere Zuthat statt der Flachdecke. Der Chor (ohne Krypta, wenn sie nicht zerstört ist) hat zwei Travertin und die halbrunde Apsis, in der man noch alte Fresken sieht. — Auch an der Fassade sieht man das Hinansteigen der Schiffe, was hier wie in Innern einen eigenen Eindruck des Seblanken hervorbringt. Am Rande steigt der Rundbogenfries auf, im Mittelschiff von oben angeklebten Halbsäulen getragen. Sonst ist nur noch das Portal mit zwei Säulen und schön figurirter Archivolte erhalten, die Fenster alle erneuert. Die Seitenansicht zeigt die in angenehmen Verhältnissen über einander aufsteigenden Schiffe, ausser dem Rundbogenfries schmucklos. Auch die Fenster sind schlicht und schmal; am Chor werden sie viel grösser und bekommen überhaupt alles eine viel entwickeltere Gestalt. Halbsäulen theilen die Wände der Höhe nach, vier an den geraden Seiten und vier an der Apsis; horizontal um die Mitte läuft ein reiches Band, auf einem Zahnschnitt sitzend, und macht eine untere und eine obere Abtheilung. Die Zahl der Fenster ist an den Seiten und oben je zwei, an der Apsis je drei; sie sind von schön gemesselten Bogen, Trauben- und andere Gewinde enthaltend und aus wechselnden Farbensichten bestehend, umgeben. Die Halbsäulen verbinden sich mit dem obern Rundbogenfries, auf dem der Sims ruht, der aus einem strickförmigen Bande zwischen doppeltem Zahnschnitt und darauf liegender Platte besteht,

ganz wie am alten Dom zu Brescia. Der Thurm steht wie jener an S. Carpofozo südlich am Chor und ist ihm auch sonst ähnlich. — Die beiden Kirchen stehen in grosser Verwahrlosung, da dergleichen ehrwürdige Überbleibsel des Mittelalters in Italien selten auf gebührende Achtung und noch seltener auf eine sachverständige Erhaltung oder Herstellung rechnen dürfen. — In der Stadt ist die älteste noch bestehende Kirche S. Fedele, welche die Tradition bis in die Zeit der longobardischen Könige hinaufrückt. Sie erfuhr im Mittelalter (angeblich 1262, was wohl zu spät ist) einen Umbau, doch ist das Aussehen der erhaltenen Theile noch alterthümlich genug. Die besterhaltenen Theile des Äussern sind der Chor und die Kreuzarme, ersterer aus dem Zwölfeck, letztere (wenn ich nicht irre) dreiseitig geschlossen. Der Chor hat Halbsäulen mit rohen Würfelcapitälen an den Ecken. Neben den Capitälen läuft der Rundbogenfries, über welchen, ganz wie in S. Giulia in Brescia, eine Zwergbogenstellung angebracht ist. Den Schluss nach oben bildet ein zweiter Rundbogenfries mit dem Hauptgesims, das den früh-lombardischen Bauten fast charakteristischen Zahnschnitt zeigt. Die Kreuzarme haben bloss den Fries. Rechts neben dem Chor hat sich ein uraltes, niedriges Portal mit dreieckigem Sturz und allerlei phantastischem Bildwerk erhalten. Diese Theile des Baues bestehen aus geschwärzten Quadern; der nördlich angebaute, sonst schmucklose Vierecksturm aus kleinen viereckigen Steinen. An der Fassade ist nur noch das alte Badfenster erhalten. Von dem ganz modernisirten Innern ist bloss so viel zu entnehmen, dass die Seitenschiffe sehr niedrig angelegt sind und darüber eine geräumige Empore sich befindet, wie in S. Ambrogio in Mailand und in S. Michele zu Pavia. Von der alten Ornamentik sieht man nur noch dort und da einen figurirten Stein.

(Schluss folgt.)

Die Sternschanze bei Sauerbrunn in Steiermark.

Von Joseph Scheiger, k. k. Conservator.

Wer auf der von Bruck nach Klagenfurt führenden Poststrasse die Strecke zwischen Judenburg und Unzmarkt zurücklegt, erblickt ungefähr auf der Hälfte des Weges auf einer Erhöhung über dem jenseitigen Murer das gegenwärtig theilweise eingerissene Schloss Sauerbrunn, ein Bauwerk des XVI. Jahrhunderts, denkwürdig wegen des in seinem Innern aufsteigenden, einst mehr benützten Mineralbrunnens, denkwürdiger noch dadurch, dass es von einem glänzenden Edelsteine einst durch den frommen Sinn seines Eigenthümers¹⁾ in die Wohnung armer Kranken verwandelt wurde.

Auf der Anhöhe, nahe dem Schlosse, wird der Reisende auch ein sonderbar aussehendes Gebäude mit zwei parallelen Dächern erblicken und aus der weiten Entfernung wahrscheinlich für eine alte, jedoch im Verhältnisse zu diesem Zwecke etwas hohe und massive Scheuer halten. Wenn es nun erklärlich ist, dass von den in solcher Ferne vorüher Wandernden unser Gebäude unbeachtet blieb oder verkannt wurde, so erscheint es desto auffällender, dass die ebenfalls zahlreichen Reisenden, welche der lebhafteste Verkehr zwischen Judenburg und dem Pölsthale, namentlich mit Zeiring und gegen den Botenmanner Tauern zu in unmittelbarer Nähe an jenem Gebäude vorbeiführte, von der so nahen Strasse aus an demselben nichts Besonderes wahrzunehmen glaubten.

¹⁾ Franz Freiherr von Tuffenbach, der in seiner letztwilligen Anordnung 1587 das Schloss zur Unterbringung kranker und armer Leute, und die Einkünfte der Herrschaft Sauerbrunn zu ihrer Unterhaltung widmete, und dessen Bildnis noch in diesem Schlosse verwahrt wird.

Denn nirgends wurde meines Wissens dieses Bauwerkes in einem gedruckten Werke erwähnt, und doch gehört es zu den seltensten, und bildet, was sonst die Menge doch mehr reizt, ein eigenthümliches Curiosum! —

Es ist dieser Bau ein wahrscheinlich den Anfänge des XVI. Jahrhunderts angehöriger Wehrbau, weder eine Burg, noch ein festes Haus (bei welchen beiden ausser der Vertheidigung auch auf Wohnlichkeit vorzugsweise Rücksicht wäre genommen worden), sondern eine Schanze und zwar im scheinbaren Widerspruche mit der Nähe des Schlosses Sauerbrunn eine selbstständige.

Sind nun an und für sich isolirte Bauten der Art selten (die überdies, wo sie vorkommen, gewöhnlich als Wacht- oder Späthürme auf hohen Punkten, statt wie hier auf einem Abhange liegen), so ist die Grundform unseres Wehrbaues die seltenste, nämlich eines vierseitigen Sternes.

Bekanntlich taucht die Sternform für Schanzen und zwar für Erdchanzen und mehr für die Feldbefestigung als für die permanente erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts und besonders im niederländischen Kriege auf, wird in dem dreissigjährigen Kriege sehr häufig zu jenem Zwecke vereinzelt, wohl auch für längere Dauer (daher selbst genauert) angetroffen, erscheint noch in späteren Kriegen, schleppt sich in Lehrbüchern der Feldbefestigung bis auf neuere Zeiten fort, wird aber in dieser Zeit der grossen, toden ausspringenden Winkel und des verhältnissmässig geringeren inneren Raumes wegen nur sehr vereinzelt angewendet.

Zu jener Zeit also, in welcher die Sauerbrunner Sternschanze entstand, war jene Form unbekannt, ihre Anwendung daher neu. Was dieselbe begründet, was den Erbauer bewogen habe, dem Gebäude die bizarre Form zu geben, — wer vermag dies jetzt zu ergründen! — Die Idee, welche die Erfindung der eigentlichen Bastion mit Facen und Flanken herbeiführte, nämlich der Wunsch nach consequenter, wechselseitiger Bestreichung der Mauern, kann hier nicht zu Grunde gelogen haben, denn die eingehenden Winkel sind hier zu stumpf, dass nicht einmal ein eigentliches kreuzendes Feuer durch sie erzielt wird.

Es mag nun die Beschreibung der seltsamen Schanze, dann die Erörterung der Frage über ihre Bestimmung folgen. Gerne hätten wir ihre Geschichte, wenn auch nur in vereinzelten Zügen gegeben, aber in dieser Richtung blieb bisher jede Forschung vergebens.

Wie bereits gesagt, erhebt sich die Schanze an Abhange des Strasse nach Pöls tragenden und dann noch höher ansteigenden Berges nahe am Schlosse Sauerbrunn auf unebenem Terrain und ist daher an der Bergseite von aussen weit niedriger als gegen das Muthal zu.

Ihre Grundfläche ist ein Stern mit vier eingehenden stumpfen Winkeln, ihre Seiten sind ungleich lang. 11 Klafter 4 Schuh die beiden breiteren, 10 Klafter 3 Schuh die zwei schmalen. Von aussen angesehen, zeigt sie an der Nordseite,

wo sie sich in die Bergelehne eingräbt, nur ein Erdgeschoss und ein höheres, ebenso gegen Osten; gegen Süden dagegen durch seine Fenster und Schusslöcher vier Stockwerke; ebenso gegen Westen, wo wir die Kellerthür halbrund überwölbt und im dritten Stockwerke eine ebenfalls rund überwölbt Thüre mit äusserer viereckiger Umrahmung und der Vorrichtung zu einer Aufzugsbrücke finden, die einst mit einer festen, sehr hohen, nun spurlos verschwundenen Brücke in Verbindung stand. Ausser diesen beiden Thüren erblicken wir an allen vier Seiten der Schanze eine Menge von Schusslöcher verschiedener Art, auf welche später zurückgekommen werden wird, jedoch keine eigentlichen Fenster. Erwähnenswerth ist noch der unter dem obersten Stockwerke auf allen vier Seiten unlaufende, stark an der Mauer hervortretende halbrunde Cordon von gehauenen Steinen.

Betreteten wir nun durch den heutigen, wahrscheinlich nicht ursprünglichen Eingang, die Kellerthür, das Innere mit seinen aus Bruchsteinen und Quadern äusserst fest erbauten Mauern, die überall über Klafter dick, in den ausspringenden Ecken aber mehr als doppelt so stark sind, so kommen wir zuerst über eine Steinstiege in den meist in Felsen gehauenen, mit schönen Kreuzgewölben überdeckten Keller, der ungefähr 10 Schuh hoch ist und in der Mitte einen mächtigen, auch in die zwei nächsten Geschosse verjüngt hinaufreichenden, länglich viereckigen Pfeiler hat, dessen zwei breitere Seiten je eine Klafter und die schmälern 4 Schuh messen. Das Erdgeschoss und das erste Stockwerk sind von gleicher Höhe mit dem Keller. Beide sind ebenfalls, jedoch mit Tonnengewölben überwölbt. Auf diese folgt ein zweites und ein drittes ohne Wölbung, sondern mit Balkendecken und hier ist auch der steinerne Pfeiler durch einen starken Balken ersetzt.

Das letzte Geschoss scheint nicht ausgebaut, aber ihm liegt ein ziemlich einfacher Dachstuhl und das schon schadhafte Dach.

Durch alle Stockwerke führt eine bequeme, gerade Steintreppe, überdies in einer Ecke eine schmale Wendeltreppe.

Spuren von Küchen, Brunnen oder Cisternen sind nicht sichtbar und dieser Umstand deutet um so sicherer darauf hin, dass das Gebäude nicht vollendet wurde. Abtritte sind aber in jedem Geschosse vorhanden. — Höchst interessant sind die zahlreichen Schusslöcher¹⁾, deren keines auf grösseres Geschütz als etwa Scharfentüdel und Falkonets, meistens aber auf Doppelhacken und kleineres Feuer-gewehr berechnet erscheint. Diese Löcher sind zum Theil im rechten Winkel, zum Theil schief auf der Richtung der Hauptmauer gesetzt, zum Theil sind ihre Backen durchbrochen, um mit mehreren Schüssen zugleich aus ein er

¹⁾ Man nennt diese Öffnungen gewöhnlich, aber nicht richtig, Schuss-scharten. Scharten sind oben angedeckte Schuss-spalten und bilden, wo sie in einer grösseren Zahl neben einander erscheinen, Zinnen.

Scharte feuern zu können und ein weiteres Gesichtsfeld zu erlangen; einige sind gegen aussen, andere gegen innen erweitert, einige in der Mitte enge, innen und aussen weit.

Was nun die Bestimmung dieses Gebäudes betrifft, so dürfte schon aus der Beschreibung hervorgegangen sein, dass sie als Schanze dienen sollte und in dieser Beziehung fällt es doppelt auf, sie so nahe am Schlosse Sauerbrunn angelegt und doch nicht mit demselben in Verbindung gebracht zu sehen, daher es als ein Auscuwerk desselben nicht gelten kann.

Denn, wenn auch das heutige Schlossgebäude Sauerbrunn später gebaut ist, als die Sternschanze, so stand an dessen Stelle jedenfalls schon viel früher ein älteres Schloss.

Der einzige denkbare Zweck der Schanze dürfte die Verteidigung der Strasse zwischen Judenburg und Pöls gewesen sein und wenn sie dazu scheinbar zu nieder liegt, so mag man bedenken, dass sie ersichtlich nicht ausgebaut ist, und noch höher hätte aufgeführt werden sollen. Vielleicht

war auch die Strasse selbst an diesem Punkte niedriger als der jetzige Zug geführt.

Jedenfalls ist einerseits dieses Gebäude ein eben so merkwürdiges, als der Abgang jeder Gesichtlichen Notiz über dasselbe ein höchst bedauerlicher.

Gegenwärtig ist die Sternschanze ein Eigenthum der Spitalherrschaft Sauerbrunn und des sehr brauchbaren Kellers wegen vermietet; leider um einen geringen Zins, der nicht so viel abwirft, um die Dachung zu erhalten, daher diese und alles im Gebäude befindliche Holzwerk der baldigen, das Übrige einer späteren, aber ebenfalls sicheren Zerstörung Preis gegeben erscheint.

Es wäre daher wenigstens höchst erwünscht, genaue Aufnahmen des Ganzen zu veranlassen, da die auf Einschreiten des Schreibers dieser Zeiten im Jahre 1857 geseheenen, leider nicht mit dem nöthigen Zeitaufwande und der erforderlichen Ruhe ausgeführt werden konnten, daher weder genau noch vollständig ausfielen und kein genügentes Bild des so interessanten Objectes geben.

Notiz.

(Stempel eines römischen Augenarztes.)¹⁾ Das Septemberheft der Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale (Wien 1857, 4^o) bringt S. 247 folgenden Passus:

„Zuletzt wünschen wir noch die Aufmerksamkeit der Archäologen und besonders der Epigraphiker auf den folgenden — — — — — aufzufallen. Im Jahre 1854 wurde bei den Fortifications-Arbeiten zu Karlsburg in Siebenbürgen eine kleine 2' lange und 1" 6" breite Steinplatte ausgegraben; an den vier Seiten hat sie folgende Handschrift, überall zwei Zeilen unter einander gestellt:

- I. Seite: 6^o AIDIT XIVIGITTAT
II — I AMIT 20923AHIMB
- II. Seite: HATATXIVGIT TAT
ITTENID AMVVI II
- III. Seite: IMAID. ITXIVKI. ITATI.
CIC SREETVGA . 2V2
- IV. Seite: AIGTXIVID. ITTAT
V o X3 e MIDAVNAIIBI.

Der Gegenstand kam in das Besitztum des Dr. Ötvös in Karlsburg (er ist bekannt als ein thätiger Paliograph und Entzifferer der von ihm herausgegebenen in Geheimzeichen zurückgebliebenen Schriften des Rákoczy). Bis jetzt sind alle Bemühungen, die Inschrift zu entziffern, ohne Erfolg geblieben; er theilte sie auch anderen, ihm befreundeten und bekannten Archäologen ohne Erfolg mit. Er richtet nun einen Aufruf an alle Fachmänner, und bietet demjenigen,

dem die Inschrift zu lösen gelingt, als Gegenlohn eine gut erhaltene Corvinische Goldmünze.

Ich erkannte auf den ersten Blick dass die Steinplatte nichts Anderes war, als ein behufs des Abdruckes mit umgekehrten Buchstaben beschriebenes Siegel eines römischen Augenarztes, wenn gleich mir anfangs nur die Lesung der dritten und vierten Seite des Steines gelang. Ich versuchte, ein genaueres Abbild der beiden ersten Seiten zu erhalten, wagte es aber mittlerweile etwas kühner zu conjecturiren und hatte gerade die nachfolgenden Zeilen niedergeschrieben, als ich von Herrn Dr. med. Ötvös einen Abdruck der sämtlichen vier Seiten und damit den entscheidenden Beweis erhielt, dass meine Lesung fast buchstäblich richtig war. Nach den Abdrücken stellt sich die Inschrift folgendermassen heraus:

- I. Seite: T. ATTI DIVIXTI DIA IQ
ZMYRNES POST IMP IIP
- II. Seite: T ATTI DIVXT NAR
DINUM AD IMP3 IIP
- III. Seite: T. ATL DIVIXTI DIAMI
SVS. AD. VETERES CIC
- VI. Seite: T. ATTI DIVIXTJ DIA
LIBANV AD IMP EX 6Va

Da nicht zu erwarten ist, dass die Literatur dieser besondern Art von Alterthümern allgemein bekannt sei, wird es nicht unangemessen erscheinen, wenn ich hier Einiges darüber beibringe, ehe ich an die Erklärung der Inschrift selbst gehe. Der Erste, der die einzelnen dessfallsigen Publicationen der Früheren, eines Smetius, Spon, Muratori, Maffei, Caylus, Wesseling zusammenstellte — es sind deren eilf — war Walech in einer 1763 zu Jena herausgegebenen Abhandlung: „Sigillum medici ocularii Romani nuper in agro

¹⁾ Wir benützen diese interessante Aufklärung aus einer kleinen Schrift, betitelt: „Epigraphisches von Dr. C. L. Grotefend“, welche uns so eben angekommen ist. D. Red.

Jenens repertum et observationibus illustratum; accedant reliqua sigilla et inscriptiones medicorum oculiariorum veterum.“ Eine vermehrte Aufzählung gab derselbe Gelehrte in seinen „Antiquitates medicae selectae“ (Jenae 1772, 8°), und bald darauf Saxius in seiner „Epistola ad Henricum van Wyn de veteris medicae ocularia gemma spragide, prope Trajectum ad Mosam nuper eruta. Alii simul duodeviginti eius generis Capilli, quotquot adhuc in notitiam hominum venerunt, recensentur et illustrantur“ (Trajecti ad Rhenum 1774, 8°). Tôchon d'Anneti gab alsdann in seiner „Dissertation sur l'inscription Grecque IACONOC AYKION, et sur les pierres antiques qui servaient de cachets aux medecins oculistes“ (Paris, Octobre 1816, 4°), dreissig solcher Siegel, und Dr. Siechel „Cinq cachets inédits de medecins-oculistes Romains“ (Paris 1845, 8°), vermehrte diese Zahl durch Hinzuzählung von ihr und Anderen edirten Siegel auf 47. Aber noch manche solcher Stempel mögen zerstreut existiren; ich erinnere hier nur an zwei von meinem verstorbenen Freunde Lersch in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande II. S. 87 und 108 veröffentlichten Steine, an zwei andere, welche Henzen in dem dritten Bande der Orelli'schen Inschriftensammlung Nr. 7248 und 7249 anführt, an die zu Riegel in Baden gefundene Inschrift (Schreiber in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark, VI. S. 80) und an mehrere in England gefundene, deren Alb. Way in seiner „Notice of a stamp used by a Roman oculist or empiric discovered in Ireland“ (vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande XX, S. 171 ff.) gedenkt, so dass die Zahl dieser eigenthümlichen Art von Antiquitäten sich wohl an 70 belaufen mag!).

Der Augenarzt, dessen Heilmittel auf unserem Steine angepriesen werden, heisst *T. Attius Divictus*. Der Name *Attius* kommt verschiedentlich in Verbindung mit dem Vornamen *Titus* auf Inschriften vor. So haben wir einen T. Attius Quintinus bei Gruter p. 759, 13; einen T. Attius Phlogon daselbst p. 858, 3; einen T. Attius Asiaticus bei Gadius 265, 9, Muratori 1206, 3; einen T. Attius Attianus bei Mommsen, Inscr. regni Neapol. lat. 6146; einen T. Attius Nepos qui Zeceus ehadus, n. 2671; endlich einen T. ATT. ANI. NA) bei Renier, Inscriptions Romaines de l'Algérie n. 264. Das Cognomen *Divictus* ist mir nur aus einer hinter der Münsterkirche zu Basel 1837 gefundenen und in der öffentlichen Bibliothek daselbst aufbewahrten Inschrift (Steiner, Cod. inser. Roman. Danubii et Rheini III, n. 2025 und Mommsen, Inscript. confederat. Helvet. lat. n. 289); D. M || BEL-LINVS || DIVIXT || FILCO, bekannt geworden; und wenn man den Namen Divixtus hiernach für einen gallischen erklären wollte, könnte man versucht werden, die Namen T. Attius auf den durch seine Kriegszüge in Gallien bekannten Labienus in so fern zurückzuführen, als durch dessen Einfluss leicht einer der Vorfahren unseres Augenarzes das römische Bürgerrecht und mit diesem die Namen T. Attius erlangt haben könnte; aber leider beruht die Annahme, dass Labienus zur gens Attia oder Atia gehört habe, nur auf einer ungezweiften Conjectur

1) Dabei darf ich nicht unerwähnt lassen, dass mir drei wichtige Abhandlungen über den vorliegenden Gegenstand nicht zugänglich gewesen sind, nämlich R. Gougl's „Observ. on certain stamps or seals used anciently by the oculists“ in der Archaeologia T. IX, Deubnini's „Observations sur les cachets de medecins-oculistes romains“ in den Mémoires des antiquaires de France T. XVIII (1846), p. 159 ff. und A. W. Zumpt's Aufsatz „über die Siegel der römischen Augenärzte“ in Gerhards' archäologischer Zeitung (1851), Nr. 48 und 29, S. 426 ff.

2) A. L. CREMONA, de Cremona zur Antiquität Irlands gehörte, eine andere Stadt auf NA, die zur Antiquität gehörte, aber nicht bekannt ist; vgl. meine Abhandlung über die geographische Brückung der Röm. Tribus in der Zeitschrift für die Alterthumswiss. 1836, S. 927, 945.

des Patin; s. Haakh in Pauly's Real-Encyclop. der classischen Alterthumsw. IV, S. 702.

Was die Zeit anbelangt, welcher unsere Inschrift entstammt, so bieten uns nur der Fundort, die Form der Schrift und die Orthographie einige Anhaltspunkte, und alle diese lassen schliessen, dass die Inschrift nicht viel jünger sei als die Eroberung Daciens durch die Römer.

Die erste Seite des Steines bietet uns ein DIAZMYRNES POST IMPETUM LIPITUDINIA. Das clyrium Diazmyrnes (ὄζιμαρνης; daher die Genitivform bei einem Nominativ, die auch unten noch zweimal wiederkehrt), dessen Hauptingredienz aus Myrrhen (μαρρηα, doriisch ζυρρηα) bestand, ist unaus Galen's Schriften (ed. Kühn, Vol. XII, p. 257, 491, XIII, p. 967) bekannt und ward von den römischen Augenärzten häufig angewandt. So finden wir es bei Tôchon a. a. O. n. 7 und 14, ferner

n. 5. M. IVL. CHARITONIS || DIASMYRN . . . D. E. 1)

n. 15. PHRONIMI. DIASMYRN || POST. IMPET. LIP. EX. OV.

n. 23. Q. IVN. TAVRI. DIASMYRN || POST. IMPET. LIPPIT. n. 28. IVNI. TAVRI. DIASMYRNES. POST. IMPETVM. LIPPITV.

bei Millin 1): REGINI. DIASMYRNES. POST. LIPP. EX. OV.

bei Bottin (Mél. d'Arch. p. 117): L. SEXTI. MARCIANI. DIASMYRN || NES. POST. IMPETVM. LIPP.

bei Siechel S. 18: L. TEREN. PATERNI || DIASMYRNEX. im Gentleman's Magazine 1778, p. 472: M. IVL. SATYRI. DIASMY || RNES. POST. IMPET. LIPPIT.

und bei Lersch a. a. O. S. 87 der zu Cöln gefundene einfache Stempel DIAZMYRN, der hier aus zweierlei Gründen besonders interessant ist, wegen der gleichen Schreibart (Z für S) und wegen der gleichen sonderbaren, fühlbar ähnlichen Gestaltung des Y.

Die angeführten Beispiele genügen zugleich zur Bestätigung der Lesung: „post impetum lipitudinia“. Ueber die Bedeutung des Wortes impetus siehe Marcellus Empiricus e. 8. Saxius a. a. O. S. 27. Tôchon a. a. O. S. 25. — Siechel S. 14 erklärt es durch „pour combattre la première attaque ou la première violence de l'ophthalmie, et sur-tout avant qu'il soit survenu de sécrétion inoussée“.

Auf der zweiten Seite unseres Steines finden wir NARDINVM AD IMPETVM LIPITUDINIA, wie bei Tôchon n. 3: C. CAP. SABINIANI. NARDINVM. AD. IMPETVM. Es war eine aus Nardenöl zubereitete Salbe.

Die dritte Seite preist uns ein DIAMISVS AD VETERES CICATRICES an, wie:

bei Tôchon n. 2. MARBI. VLPI. HERA || CLETIS. DIAMYSVS.

n. 40. C. IVL. DIONYSODORI || DIAMISVS. AD. VET. CI.

n. 22. TIB. IVL. CLARI || DIAMIS. AD. V. C.

n. 25. IVCI. TAVRI. CROCOD. DIA || MISVS. AD. DIATHESIS. ET. R. E.

n. 29. L. IVNI. PHILINI. DIAM || ISVS. AD. DIATH. TOL. bei Siechel p. 9. L. VAR. HELIODORI || DIAMISTOS. AD. ASPH.

bei Schreiber a. a. O.: L. LATINI. QVARTI || DIAMISVS AD. ASPRTVD.

bei Bottin a. a. O.: L. SEXTI. MARCIANI. DIAMYSVS. AD || VETERES. CICATRICES. COMPL.

1) Wesseling in den Acta societ. lat. Jenensis III, p. 50, liest DIAZMYRNESAD Epiphoras.

2) Magazin encyclopédique 1809, II, p. 103.

bei Way a. a. O.: M. IVVENT. TYTIANI. C. | DIAMYSVS.
AD. VET. CIC.

und T. IVNIAN. D. . . . VM. AD. VETERES. CICATRICES. VER-
firt die Salbe Diamius oder Diamisus, $\delta\acute{\iota}\alpha\ \mu\epsilon\tau\alpha\varsigma$. Ver-
fertigt aus $\mu\epsilon\tau\alpha$, einer nicht sicher zu bestimmenden metallischen
Substanz, wird von Dioskorides V. 116 und Mar-
cellus Empiricus e. 8 erwähnt, „quod facit ad aspidines
oculorum tollendas“. Hier und in einigen anderen Fällen soll
sie dienen „ad veteres cicatrices complendas“, „contre les
cicatrices de la corne transparente“ (Siehel S. 10). Wenn
Walch (Sigillum p. 32) die Siglen AD VET. CI. durch „ad
veterum cicatras“, Maffei (Museum Veronense p. 135) da-
gegen durch „ad vulnera et cicatrices“ und Töcher S. 26
die Buchstaben AD V. C. durch „ad veteres caligines“ erklären
wollten, so führen theils unsere Inschrift, theils die Beilimittel
IVNI. TAVRI. CRD. DIALEP. || AD. CICATRI. ET. SCABRIT.
bei Töcher n. 25 und: L. V. HELIODORI. DIAL. || EPID. AD.
CICATRI. bei Siehel S. 9, sowie die drei letzten oben ange-
führten Beispiele auf die richtige Lesung.

Die vierte Salbe ist DIALIBAN AD IMPETUM EX OVO.
Bei Töcher n. 21 finden wir gleichfalls: TIB. IVL. CLARI.
DI || ALIBANV. AD. IMP. und n. 24: Q. IVN. TAVRI. DIALI-

BAN || AD. SVPPVRAT. EX. OVO; bei Lersch in den Bonner
Jahrbüchern II, S. 108: TIB. CL. M. || DIAIBA || AD. OM. || NE.
VIT || O. EX || O. ||; im Gentleman's Magazine 1778, p. 482;
M. IVL. SATYRI. DIALI || BANV. AD. SVPPVRAT. und bei
Way in den Bonner Jahrbüchern XX, p. 184: MINERALIS.
DEALEB || ANVM. AD. IMP. LIPP. EX. OV. Die Salbe hatte
vom Weibrauch ($\delta\acute{\iota}\alpha\ \lambda\acute{\iota}\beta\acute{\alpha}\nu\tau\omega$) ihren Namen und wurde nach
Alexander von Tralles und Marcellus Empiricus
„ad suppuraciones oculorum“ angewandt. Sie heisst auch mit
lateinischen Namen Turinum, z. B. bei Siehel S. 13: [Phlu]
MENI. TYR || [im] a. D. SVPPVRA. und auf den zwei von
Saint Mémin zu Dijon 1841 bekannt gemachten Inschriften.
Ihre Bereitung lernen wir aus Celsus VI, 6, 13 kennen,
der sie nur mit ihrem griechischen Namen benennt. Der Zusatz
EX. OVO, welcher nach dem Obigen das Dialibana fast
stets begleitet, bezeichnet die Anwendung des Eiweiss neben
diesem Mittel, welche auch Marcellus Empiricus und Paulus
von Aegina in ähnlichen Fällen empfehlen; vgl. Siehel
a. a. O. S. 21.

1) Lersch und nach ihm Hensen a. 7250 lesen: „Dialipidus talocmarium
ad omne vitium oculorum et oro. Es muss aber augenscheinlich Diali-
ban gelesen werden.“

Correspondenzen.

Wien. Mit Vergnügen theilen wir mit, dass die Verhandlungen
zwischen der k. l. Central-Commission und dem hochwürdigsten Herrn
Prälaten v. Rein wegen der Restauration der schönen gotischen
Kirche zu Strassengel in Steiermark zu einem günstigen Erfolge
geführt, und der kunstsinige Herr Prälat sich entschlossen hat, mit
den Restaurationsarbeiten auch im kommenden Frühjahr zu begin-
nen. Die Anfertigung der Restaurationspläne, so wie die Leitung der
Bauarbeiten werden dem Architekten des Bischofs zu Raab Herrn J.
Lippert übertragen, und die Aufgabe, welche derselbe zu lösen
hat, ist eine zwar schwierige, aber auch eine sehr ehrenvolle, wenn
sie nach allen Richtungen hin vollkommen gelingt.

Wien. Das Benedictinerstift zu den Schotten in Wien hat aus
Anlass der bevorstehenden Jubelfeier seines 700jährigen Bestandes
eine Art besonderer Preist gebl. Wir entnehmen der „Wiener Zeit-
ung“ vom 17. Jänner hierüber Folgendes:

Nach dem Berichte des Wiener Chronikschreibers Joh. Rasth
vom Jahre 1384 bestand in diesem Jahre noch des frommen Stifters
Herzogs Heinrich Jasmirgott und dessen Gemahlin Theodo-
ra „in mitte der Schottkirchen herrlich begräbnus, wie dann
zu sehen.“ Bei dem späteren Umbau der Stiftskirche (die gegenwär-
tige ist die dritte) wurde auf jenes Grabmal keine Rücksicht genom-
men, und so kam es, dass im Laufe der Zeit die Ruhestätte des ersten
Herzogs von Oesterreich in Vergessenheit gerieth.

Als in den Seibziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Grund
zu dem gegenwärtigen Priors-Zinshause auf der Freung Nr. 137
(wegen seiner süsseren Form „Schubladkasten“ genannt) ausge-
hoben und der alte Pfarrkirchhof „am Vogelssing“ tief abgegraben
wurde, sties man auf ein niedriges Grabgewölbe, in dessen
engen Raume sich drei menschliche Skelette, ein männliches und
zwei weibliche, befanden.

Die Lage des Fundortes, die Beschaffenheit der Gebeine und
andere Umstände gaben der im Stifte seit unvordenklichen Zeiten
herrschenden Tradition über die Ruhestätte der seligen Stifter eine
der Gewissheit sehr nahe kommende Wahrscheinlichkeit, und es war-
den schon diese kostbaren Überreste vorläufig in einen einsehbaren
H.

zernen Sarg gelegt und in der Gruft unter dem Hochaltare der Stifts-
kirche beigesetzt.

Als nun die in diesem Jahre stattfindenden Secularfeierlichkeiten
zur Sprache kamen, wurde die Herstellung eines würdigen Grab-
monumentes der erlauchten Gründer des Stiftes an die Spitze
aller Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste zu stellen
beschlossen und dem Korzenburger Kupferschmelzwerk Grazia die
Francese hini alsbald die Anfertigung eines Sarges aus Zink nach
der von ihm entworfenen Zeichnung übertragen.

Dieser Sarg von sehr gefälliger Form trägt auf dem Deckel ein
Kreuz und zeigt auf einem Kissen die herzogliche Krone. Die vier
Füsse werden von Löwenklauen gebildet, welche, wie die Krone samt
Kissen und Kreuz nebst der Leistenverzierung, mit vergoldet sind.
Er ruht auf einem gemauerten, sarkophagähnlichen Unterbaue, an
dessen rechter, dem Beobachter zugewendeten Längenseite auf einer
schwarzen Metallplatte in vergoldeten Buchstaben folgende Inschrift
angebracht ist: *Henricus II. Austriae Dux. — Theodora Uxor, Agnes
Filia. —* und darunter die Worte St. Augustinus: *Civis latini, bene-
ficia potent.*

Dieses zwar einfache, aber in edlem Style ausgeführte Monu-
ment befindet sich in einen von der Gruft abgesonderten, durch
einen schmalen Gang mit jener in Verbindung stehenden Gewölbe
gerade unter dem Hochaltare, in dieselbe Abtheilung wurde gleich-
zeitig ein anderes durch seinen Inhalt für Wien, für Oesterreich und
das ganze Deutschland merkwürdiges Monument, nämlich der aus
Kupfer künstlich gearbeitete Sarg, in welchem die sterblichen Über-
reste des heldenmüthigen Vertheidigers der Stadt Wien gegen die
Türken 1683, Ernst Rüdiger Grafen von Starhemberg († 4 Juni
1701) ruhen, übergeben, so dass namentlich zwei Männer, im Leben
durch Jahrhunderte getrennt, durch unsterbliche Verdienste um
Wien zu Ansprüchen auf den Dank der Residenz gleichberechtigt,
neben einander der Auferstehung entgegenharren.

Gleichzeitig wurde auch die ganz große, welche sich unter der
Kirche in gleicher Ausdehnung abhinzieht, einer durchgreifenden
Restauration unterzogen. Die durch die Länge der Zeit in Unord-
nung gerathene, häufig beschädigten Stürze wurden in die verschie-

den Grabenpellen vertheilt und nach Thunlichkeit in guten Stand gesetzt, viele Gedächtnistafeln an schicklicheren Orte angebracht und überhaupt alle Vorkerkungen getroffen, um der Ruhestätte so vieler berühmter Geschlechter und Familien, wie z. B. der Dietrichsteine, Kherenbüller, Porcia, Rosenberg, Windischgrätz u. a. m., dann auch mehrerer Stiftsblö ein würdiges, erhabenes Ansehen zu geben. Mit aufopfernder Thätigkeit und beharrlicher Ausdauer haben mehrere Stiftsgeldliche sich diesem näheren Geschäft unterzogen.

Mit 1. Mai d. J. beginnt die Eingangs erwähnte Säcularfeier der aus den Stürmen der Zeit übrig gebliebenen einzigen Abtei in Wien.

Grosswardein. In Nyir Bátor, einem in dem Szabolcer Comitate gelegenen Markte, aus den niederen Häuserreihen ragen zwei Kirchen hervor, welche die Aufmerksamkeit des Fremden um so mehr auf sich ziehen, weil er in dieser sandigen Gegend grossartige Gebäude nur selten antreibt. Kommt er nun in die Nähe dieser Kirchen, so bemerkt er gleich, dass sie viel älter sein als der Marktfleck selbst.

Die Bauart beider Kirchen lässt es nicht bezweifeln, dass sie gegen das Ende des XV. Jahrhunderts erbaut worden sein, wie es die Überschriften bezeugen.

Die grössere, auf einer hügelartigen Erhöhung ausserhalb des Marktes gelegene Kirche gehört der reformirten Gemeinde an, ihre hohen Mauern, ihre hohen und schlanken Fenster, so wie die spitzenbogenförmige von Säulen nicht unterstüzte kühne Wölbung geben dem weiten inneren Raume ein imposantes Aussehen, sie sind in dieser Gegend beinahe die einzigen Überreste des mittelalterlichen Baustyles, und wäre diese Kirche nicht zur Reformationzeit von Hei- und Zierwerken glänzlich entkleidet worden, so könnte man unter diesen imposanten Wölbungen mit anderen Gefühlen verweilen, als es gegenwärtig geschehen kann, wo man sich über die Leere, Nothheit und Armseligkeit dieses grossen Gebäudes nur beklagen muss.

In den weiten Räumen dieser Kirche an beiden Wänden des einstigen Sanelariums sind noch die alten Chorstühle vorhanden, welche meistens die schönste Holzmassen-Arbeit waren, jetzt aber ganz verfallen dastehen.

Man hat nämlich die Glaubenssymbole und Heiligensbilder, welche an der Lehenseite jedes Sitzes, so wie am Vordergrunde der Stellen mit eingeleger Arbeit dargestellt waren, beinahe ganz vernichtet und dieses Kunstwerk auch sonst der Vernichtung preisgegeben. Es ist an diesen Chorstühlen noch lesbar, die ebenfalls mit eingeleigten Lettern verfertigte lateinische Inschrift: *„Hoc opus fecerunt viri Magnifici Domini Georgius de Bátor Agvatum Regalium Magister, et Stephanus de eadem Bátor Comes Temesciensis, et Partium inferiorum Capitaneus Generalis, nec non Andreas de Bátor Comes Comitatus Simegh, Szathmar, et Zaholek. Actis fuit Junio inter ceteros: opera tamen ejus hoc opus perfectum est Anno MCCCXXI.“*

Ausser diesen Chorstühlen ist noch beachtungswürth das Pastorium, oder jene kleine Wandkammer, deren man sich im Mittelalter statt des Tabernakels bedient hat, um das heiligste Götze aufzubewahren, es steht auf der Evangeliumseite, die Thüröffnung mit Rundverzierungen versehen. Das sind aber auch die einzigen noch vorhandenen Gegenstände, welche den wehnüthigen Beobachter an die ursprüngliche Bestimmung dieses Tempels erinnern. Die Saecelstei ist von der Nordseite, wo sie ehemals gestanden, weg-

geräumt worden. Es ist noch auffallend, dass diese Seite keine Fenster hat, was zur Vermuthung Anlass gibt, dass ehemals mit dieser Kirche ein Klostergebäude verbunden gewesen sein konnte. Das Innere der Kirche enthält noch zwei Grabmale des Stephan und Gabriel Bátory, Jener war Sohn eines zum Protestantismus übergetretenen Bátory's und selbst ein eifriger Beförderer der Reformation; da er kinderlos gewesen, so hat er seinen Neffen Gabriel Bátory de Somlyó unter der Bedingung adoptirt, wenn er seinen katholischen Glauben abschwört; was dieser um so williger gethan hat, da er dadurch als Erbe vieler Güter eher hoffen konnte seine Gelüste auf die Fürstenwürde Siebenbürgens befriedigen zu können. Dies ist ihm auch gelungen, aber seine unheilvolle, von Missgeschicken bereicherte Regierung endete mit seiner Ermordung.

Sein Andenken fand nur hier einen Ehrenplatz, wo sein auf einer Marmorplatte ausgehauenes Bild in einem versehlgartigen Kasten aufbewahrt worden. Beide Grabsteine verdienen nur in so fern eine Erwähnung, weil sie sich auf historische Namen beziehen.

Gabriel Bátory's Bild ist mit keiner Inschrift versehen. Auf dem Grabe des erstern steht folgendes Epitaphium: *„Magnifico Domino Comiti Stephano de Bátor Comitatum Simegh, Szathmar et Szabolch perpetuo Comiti Herui Mognasino, Messaram Mercanti Benignissimo, paterpropiam Nutritori Liberalissimo, Deo hominibusque Carissimo. Anno aetatis L, Aetate vero 1605 pie et sancte defuncto perpetuo gratitudinis erga Fratres de se optime merito Magnificus Dominus Gabriel Bátory maeus posuit.“*

Die andere in dem Markte selbst gelegene Kirche ist jetzt die Minoriten Kloster- und katholische Pfarrkirche, ihre hohen Fenster verkünden noch immer das Zeitalter ihrer Erbauung, aber die Anfangs vorigen Jahrhunderts zugekommene neue Wölbung zeigt an, welche Umgestaltung in der Nachreformationzeit die alte gothische Baukunst erlitten hat. Wie das Gewölbe, verüth auch das Innere dieser Kirche die Epoche des hier wieder auflebenden Katholicismus, welche mit der Vernichtung der Türkenherrschaft in Ungarn durch die siegreichen österröischen Heere zusammenfällt.

Diese Kirche sammt Kloster hatte der berühmte Wojwode Siebenbürgens Stephan Bátory erbauen lassen, und zwar zum Andenken an die im Jahre 1479, 13. October in dem Felde Kenyérmező über die Türken gewonnene Schlacht. Bátory, als frommer Feldherr, hatte den glänzenden Sieg über das viel stärkere türkische Kriegsheer durch die Fürsprache des seligen Jungfrau Maria erfochten. Dies veranlasste ihn aus der gewonnenen Kriegsbeute zu Ehren der Mutter Gottes eine Kirche auf dem Schlachtfelde selbst, dann diese in seiner Herrschaft Nyir Bátor erbauen zu lassen.

Nach der Inschrift fällt die Zeit der Erbauung auf das Jahr 1480. die der reformirten Kirche auf das Jahr 1484.

Die Stephan Bátory in hohen Staatsdiensten fungirte und unerreicht war, so hat er seine nächsten Verwandten als seine Erben ebenfalls veranlasst, in denselben Orte eine zweite Kirche zu Ehren der Mutter Gottes zu erbauen. Daher die Inschrift der reformirten Kirche: *„Ad honorem Magni Dei ejusque Matris Mariae Virginis intemeratae, ac divi Georgii Martyris Andrae Andrae de Bátor filius suis imperata a fundamentis constructa et pictata.“*

Aber über dem später zugebauten Porticus steht noch das von dem älteren Eingange hier versetzte Wappen des Stephan Bátory mit der Unterschrift: *„Stephani de Bátor Wojwoda Anno 1488.“*

Michael v. Fugaraay.

Literarische Anzeigen.

In rascher Folge ist nun auch das neunte und neuntes Heft der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. G. Heider, R. v. Eitelberger und Architekten J. Hlasek, erschienen, und damit der erste Band dieses für die Kunstgeschichte Österreichs gewichtigen Werkes abgeschlossen. Das Hauptinteresse dieses Doppellieferung concentriert sich auf die Darstellung der Barbarikirche in Kuttenberg, wozu Architekt Hlasek die Aufnahmen und Zeichnungen, Professor Wocel dagegen die Baugeschichte und Baubeschreibung geliefert haben. Der Bau der Barbarikirche in Kuttenberg fällt bekanntlich in jene grosse Kunstpoche Böhmens, welche durch Karl IV. begründet wurde und einen eigenthümlichen Charakter annahm, sie steht in unverkennbarer Zusammenhänge mit dem Prager Dome und der Kölner Domsanktikirche, und es kann aus einer Reihe von Details nicht gelugnet werden, dass ein Schüler des berühmten Baumeisters Peter von Gmünd bei Entwerfung des Planes thätig gewesen ist. Nächst dem Veitsdome in Prag — mit welchen das Werk aber leider dasselbe Schicksal theilte und unvollendet blieb — ist die Barbarikirche das bedeutendste Architekturwerk Böhmens aus der gotischen Periode, und eines der interessantesten der österreichischen Monarchie, weil es in der constructiven Anlage und der Durchbildung zahlreicher Details Motive enthält, die mit den Werken der deutschen Gotik nichts gemein haben. Zur Baugeschichte der Kirche hat Professor Wocel einen sehr anziehenden und heissig gearbeiteten Beitrag geliefert; ebenso verständlich ist die Baubeschreibung. Ganz vorzüglich sind die zu Kuttenberg beigegebenen Tafeln ausgeführt, welche — ausser den beiden Grundrissen im 6. und 7. Hefte — die Grundrisse der verschiedenen Pfeiler, einen Längens- und Querdurchschnitt, eine Seitenansicht, den Choraltars der Kirche und die prachtvollen Choraltäre darstellen. Dasselbe Heft bringt auch eine schöne Abbildung des gotischen Tabernakels in der Dreifaltigkeitskirche bei Kuttenberg, beschrieben von Professor F. Wocel, und eine Darstellung des berühmten römischen Leuchterfusses im Veitsdome zu Prag, erläutert von Karl Weiss. Endlich ist dem Hefte das Widmungsblatt, prachtvoll in Gold- und Farbenruck ausgeführt, und der von dem Domkaplan Franz Boek ausgearbeitete Text zu dem Taufbrunnen der erzbischöflichen Metropolitankirche zu Salzburg beigegeben. — Werfen wir nun einen Blick auf den Gesamtinhalt des ersten Bandes dieses Werkes, so ist es nur billig, anzuerkennen, dass die Herausgeber ihr im Programm gegebenes Versprechen mit beharrlichem Ernste, mit grösster Sachkenntnis und mit Entschiedenheit bis jetzt gelöst haben. Es ist ein Unternehmen, welches schon durch seine bisherigen Leistungen als epochemachend auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kunstgeschichte Österreichs anzusehen und zu den hervorragendsten Erscheinungen gezählt werden kann, die selbst im Auslande seit Jahren in dieser Richtung in die Öffentlichkeit getreten sind. Um nur von den Werken der Architektur zu sprechen, so liefern die bis jetzt veröffentlichten Momente den Beweis, dass es sich bei diesem Unternehmen darum handelt, die mittelalterliche Bauthätigkeit der Länder des heutigen Kaiserstaates in ihren interessantesten Beispielen darzustellen. So wie der Kreuzgang und das Langhaus der Kirche von Heiligenkreuz auf die Strenge und Einfachheit des romanischen Stils hinweist, welche im Erzbistum Österreich noch in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts herrschte, während in westlichen Deutschland schon derselbe Stil in reichem Formenwechsel übergegangen oder in Schwankungen zwischen der alten und einer neuen aus Frankreich herbeigekom-

menen Bauweise gerathen war, so wie ferner die Kirche zu Ják den Grundtypus für die Entwicklung des Romanismus in Ungarn bildet und für die in Ungarn bestandene Übung einer eleganten glänzenden Bautechnik Zeugnis gibt; ebenso ist der Dom von Triest ein ausgezeichnetes Beispiel für in Hand gegangenen Einflusses deutscher und italienischer Bauformen in der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, und der Dom von Parenzo mit seinem Atrium und Baptisterium das sehr seltene Bild einer altchristlichen Basilica und in seinen Details ein Beispiel der Einwirkung, welchen die Kunstthätigkeit Constantinopels auf die Monumente der istrischen Halbinsel genommen hat. Wer daher für das Studium der mittelalterlichen Kunst Österreichs Interesse besitzt, für den bleibt dieses Werk unentbehrlich, es ist insbesondere ein reicher Quell der unangenehmen Belehrung und muss jedem gebildeten Architekten, der den Fond von praktischer Thätigkeit unserer alten Baumeister — ohne Selbstüberschätzung — begreift, in mancher Beziehung willkommen sein. So wie nun der Inhalt dieses Werkes den günstigsten Eindruck macht, ebenso grosses Lob verdient die sorgfältige und verständige Ausführung der Kunstbeilagen und die wahrhaft glänzende Ausstattung von Seite des Verlegers. Wir erfüllen daher nur eine Pflicht, wenn wir die „Mittelalterlichen Kunstdenkmale“ wiederholt und auf das Wärmste allen Freunden der mittelalterlichen Kunst Österreichs empfehlen.

Von dem Wiener Alterthumsvereine wurden nun die zur Publication des Jahres 1856—1857 bestimmten vier Blätter des grossen Walmueth'schen Planes der Stadt Wien vom Jahre 1547 an dessen Mitglieder ausgegeben; die Veröffentlichung der übrigen fünf Blätter desselben steht im gegenwärtigen Vereinsjahre zu erwarten. Bekanntlich wird die Copie dieses in dem Besitze der Stadt Wien befindlichen Originalplanes in dem Masse abgelesen von dem Conservator in Wien, Herr A. v. Camersina angefertigt, und die bis jetzt veröffentlichten Blätter zeigen, wenn man damit das Original vergleicht, eine ausserordentlichen Fleiss und eine wirklich gewissenhafte Treue der Reproduktion. Sowie aus Herr von Camersina sich durch diese vorzügliche Leistung neuerdings den wärmsten Dank und die vollste Anerkennung aller Alterthumsfreunde erworben hat, ebenso verdient auch der Alterthumsverein, der die Herausgabe dieses Werkes unternommen, alles Lob. Zu bedauern ist allerdings, wie schon die „Wiener Zeitung“ richtig bemerkt hat, der Mangel eines diese Publication begleitenden Textes, da der Ausschuss dieses Vereins Männer wie Karajan, Feil und Camersina besitzt, welche sich seit Jahren speciell mit der Geschichte Wiens vertraut gemacht haben und von deren Zusammenwirken in dieser Richtung sich Vorgesandtes erwarten lässt. So viel uns bekannt ist, sind auch die Erwartungen vieler Mitglieder des Alterthumsvereines auf das Erscheinen eines derartigen Textes gerichtet. Wir kommen übrigens auf diese Publication ausführlicher zurück, wenn sie vollständig vorliegt.

Von dem vorzüglichen Prachtwerke: „Die Rüstungen und Waffen der 10. Ambraser-Sammlung“, in Original-Photographien von Andr. Groll und mit historischem und beschreibendem Text von Dr. Ed. Freih. von Sacken (Wien, bei W. Braumüller) ist die dritte Lieferung erschienen. Dieselbe enthält die Rüstungen des Erzhertogs Ferdinand Grafen v. Tirol († 1595), und zwar jene zum neuen wälschen Gesteck vom Jahre 1547, einen Harnisch zum Fuskampf, eine Panzerdrüstung, die Malländer Prunkrüstung, einen Harnisch zum Scharenrennen; ferner einen prachtvoll gearbeiteten Schild, welcher wahrscheinlich ebenfalls von Erzhertog

Ferdinand getragen wurde, einen blanken Feldharnisch des Kaisers Maximilian II. († 1576) und einen ähnlichen Harnisch des Erzherzogs Karl von Steiermark († 1200). Zugleich theilen wir bei diesem Anlasse die erfreuliche Thatsache mit, dass dieses Werk eine überraschend lebhaft Theilnahme findet, und dessen Erscheinen daher von dem günstigsten Erfolge begleitet ist.

Die Redacteure des „Kirchenmuseums“, Fr. Laib und Dr. Franz Joseph Schwarz, wurden von dem Rottenburger Diöcesanvereine für christliche Kunst mit dem Versuche betraut, die organische Entwicklungsgeschichte des christlichen Altars zu fundamentiren. Als Resultat dieser interessanten Arbeit haben sie „Studien über die Geschichte des christlichen Altars“ (12 Bogen in 4^{to} mit 16 lithographirten Bildertafeln und einem Farbendruck) veröffentlicht, die für die Geschichte des kirchlichen Mobiliars von grossem Werthe sein dürften. Im Gegensatz zu der bisherigen Behandlungsweise haben sie ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, einen Einblick in die fortschreitende Bildungsgeschichte des christlichen Altars zu gewinnen und die Perioden derselben festzustellen.

Nach der von ihnen gewonnenen Überzeugung schliesst die erste Periode, deren Ende bisher theils mit dem Erlöschen kirchlich disciplinärer Massregeln, theils mit bloss technischen Fortschritten der Kunst in Zusammenhang gebracht wurde, schon mit dem IX. Jahrhundert, mit dem Zeitpunkt nämlich, wo mit der eigenthümlichen Behandlung der heiligen Reliquien eine durch Leo IV. legalisirte Potenz sich geltend macht, welche die neue Altarbildung grundlegte. In dieser zweiten Periode ist zugleich der Ursprung jener Altarbauten zu suchen, die auch heute noch, wenn gleich excessiv und mit weniger Geist nachgeahmt werden. Weil die erste Würdigung der hohen Bestimmung des Altars mit der reichsten Entfaltung der Kunst in jener Periode sich am glücklichsten vereinigt findet, so können die Schöpfungen derselben als die nachhaltigstwertigsten Muster der Gegenwart gelten, weshalb die genaueste Kenntnis und Erforschung dieser Periode von besonderem Werth ist. Im XIV. Jahrhundert beginnen schon Gesetze zu wirken, welche der Ausräumung Bahn brechen, und diese ist auch mit dem Erlöschen der gotischen Schöpfungen schon zur äussersten Grenze des Schicklichen vorgeschritten. Nach diesen Grundätzen sind in den einzelnen Perioden behandelt: Stellung, Richtung, Zahl der Altäre, Material und Constructionen, die Confession, der Altartisch mit seinen Kleidern (*vestes altaris*), der Frontalis und Antependien, das Chorium, die Tetravale, Aufbewahrung der Eucharistie, Altarkreuz, die liturgische Ausstattung durch Mäzen, Leuchter und Lampen, Schmuck der Altäre durch Blumen, die Selentränke, Stufen, die Consecration, die Tragalträger; dabei bestreben sich die Verfasser, in den verschiedenen Perioden die Veränderung der einzelnen Bildungen fortwährend nachzuweisen und zu begründen.

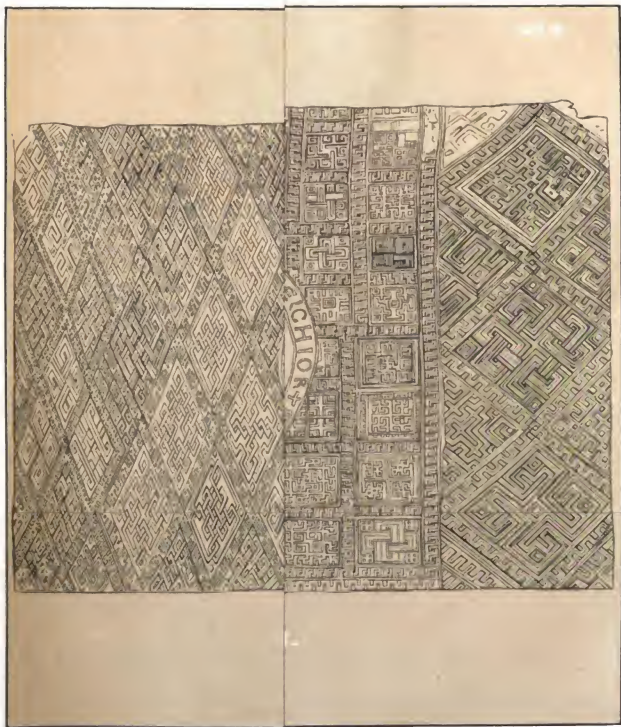
Von Wilhelm Lübke's trefflicher „Vorschule der Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters“ ist in kurzer Zeit die vierte Auflage (Verlag von Emil Grail in Leipzig, 1878) erschienen. Das kleine Werk ist wesentlich erweitert worden. Die einzelnen Partien, namentlich der Abschnitt über die Gotik wurde bedeutend umgearbeitet, und bei jeder Stylentwicklung hat der Verfasser die wichtigsten Bauwerke der verschiedenen Gebiete Deutschlands als Beispiele angeführt. Drei Abschnitte: die altchristliche Basilica, der byzantinische Styl und der deutsche Backsteinbau sind neu hinzugekommen und haben den Umfang der Schrift beinahe verdoppelt. Anstatt der am Schlusse beigegebenen Tafeln wurden zahlreiche Holzschneide dem Texte beigegeben. Dem Anfänger, der sich für erstere Studien über Architektur vorbereitet, der über die wichtigsten Grundbegriffe des christlichen Kirchenbaues klar werden und sich Belehrung über die Bestandtheile des Bauwerkes so wie über

die technischen Benennungen derselben verschaffen will, können wir dieses Werk nicht warm genug empfehlen. Es vertritt in Bezug auf Architectur erschöpfend die Stelle eines Handbuchs und wird den Freund der mittelalterlichen Baukunst mit Leichtigkeit über die ersten Schwierigkeiten hinwegführen. Als ein Beweis der Aufmerksamkeit des Auslandes auf unsere archiologischen Publicationen, sei bemerkt, dass bei den in den Illustrationen gegebenen Beispielen wiederholt auf österreichische Bauwerke Rücksicht genommen ist.

Nach längerer Unterbrechung hat der Verein für Nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung wieder die Herausgabe der mittelalterlichen Denkmale des Herzogthums Nassau fortgesetzt und in dem vor Kurzem erschienenen Hefte der Beschreibung und Abbildung der Cistercienser-Abtei Eberbach im Rheingau begonnen. Die Klosterstiftung fällt in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts. Abt Rüdhardt übernahm im Jahre 1131 mit zwölf Genossen von Clairvaux an diese Stelle. Aus dieser Periode soll der alte gegenwärtig zu einem Kelterhause benützte Klosterbau herrühren. Da sich jedoch das Kloster schnell an Ruf und Ansehen hob und zehn Jahre später von demselben bereits Colonien ausgesendet wurden, so zeigte sich bald die Nothwendigkeit zu einem Erweiterungsbau; 1216 wurde die imposante Kirche eingeweiht und in dieser Periode soll das alte Klosterhaus, welches ursprünglich Schlaf-, Speise- und Capitulsaal umfasste, in ein gemeinsames — der verheirateten Zahl von Mönchen entsprechendes — Refectorium umgewandelt worden sein. Über dieses Gebäude, das, wie bemerkt, in späterer Zeit ein Keller geworden, bringt nun das vorliegende Heft in sehr gelungenen Lithographien mehrere Tafeln mit dem Grundrisse, der Seitenansicht, den Durchschnitten, der inneren Ansicht und zahlreichen Details, die ein bedeutendes Interesse in Anspruch nehmen.

Die letzten drei Hefte (October, November und December) der in Paris erscheinenden „Revue de l'art chrétien“ von J. Corblet, welche den ersten Jahrgang abschliessen, enthalten an neuen Aufsätzen: über das Pfister in den Kirchen eines Theiles der Normandie, von Abbé J. E. Decordé; Eine Naehahmung des gotischen Styles zu Paris (Kirche St. Clotilde), von August Blanchot; Nachrichten über einen noch nicht veröffentlichten gravirten Stein in dem Cabinet der Inschriften und Medaillen, darstellend eine Parallele des alten und neuen Testaments, von L. J. Guénault; Die Abtei von Fontgombaud, von Abbé Auker; und zwei unedite Poesien des Mittelalters (von dem religiösen Dichter Ad. de Saint-Vieher). Unter den Notizen dieser Hefte bemerken wir jene über einen Grabstein des Bischofs Bertrand de Miramont, über christliche Inschriften des Museums zu Amiens, über Biri-Sarkophage des Museums zu Angers, über ein Gebetbuch Philipp des Schönen und über das Lüten während eines Gewitters.

Von dem gediegenen Werke Viollet le Duc: „Dictionnaire raisonné de l'architecture Française du XI au XVI Siècle“, welches für das gründliche Studium der mittelalterlichen Kunst nahezu unentbehrlich geworden, wurde vor Kurzem der dritte Band vollendet. Derselbe umfasst den Abschluss des Buchstaben C. Unter den ausführlichen Artikeln dieses Bandes haben wir hervor: jean über die Zimmerwerke und Holzarchitectur, über die Anlage der Schlösser und Burgen, über die Laufgänge und Traufrinnen an den Kirchen, über die Bedeutung der Chorbuten und die Schlusssteine an den Kirchen, über die Darstellung des Christus an Kunstwerken, über die Glockentürme des Mittelalters, die Kreuzgänge in den Klöstern, über Palliaden und die Chorsebranken in den Kirchen, ferner über Nagelkopferzierungen, die Construction und Ornamentation der Säulen und über die Aufsätze der Säulen.



Jedes Heft enthält 1 Bf. von 24 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefen (abest Register sowohl für Wien als für Kreuzdollar und das Ausland) 4 S. C. M., bei postfreiiger Zusendung in die Kreuzdollar der corr. Monarchie 4 S. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationspreis überaus billig- oder ganzjährig nicht k. Postamt der Monarchie, welche nach der postfreiigen Zusendung der einzelnen Hefen bezogen. — Im Wege der Buchhandeln sind alle Pränumerationsaufträge vor zu dem Preise von 4 S. an den k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weisä.

N^o 3.

III. Jahrgang.

Marz 1858.

Der gestickte Messornat der ehemaligen Nonnenabtei Göss in Steiermark.

Von Franz Bock, Conservator am erzbischöflichen Museum zu Cöln.

(Mit 1 Tafel.)

Liturgische Gewänder, dem Schlusse der romanischen Kunstperiode angehörend, sind heute zur grossen Seltenheit geworden; insbesondere aber dürften vollständige Capellen (*ornatus integer*) auf einer Unterlage von Lein in vielfarbiger Seide gestickt, nicht leicht mehr in der Grossartigkeit der Composition und Eigenthümlichkeit der technischen Ausführung angetroffen werden, wie das bei den noch ziemlich gut erhaltenen altkirchlichen Gewändern in der ehemaligen adeligen Stiftskirche zu Göss der Fall ist.

Die k. k. Central-Commission, die bei ihrer grossen Sorgfalt für Erforschung und archäologische Beschreibung der hervorragenden Denkmale des österreichischen Kaiserstaates auch nicht die bemerkenswerthesten Überreste der übrigen, im Mittelalter mit der Architectur verbundenen Zweige der Kunst ausser Acht lässt, gab uns den ehrenvollen Auftrag, die gedachten ausgezeichneten Messgewänder an Ort und Stelle näher zu untersuchen und darüber seiner Zeit Bericht zu erstatten.

Wenn wir nun im Nachfolgenden dieser Aufforderung nach Kräften nachzukommen uns bestreben, so glauben wir doch Eingangs die Erklärung abgeben zu sollen, dass das nachfolgende kurze Referat es nicht wagen dürfe, als detaillirte Beschreibung der merkwürdigen kirchlichen Stickereien zu Göss aufzutreten, sondern dass es nur als ein leitender Beitrag für eine spätere gründliche Monographie der Gösser Gewänder betrachtet sein will.

I.

Casula.

Wir beginnen die Berichterstattung mit Beschreibung jenes hervorragenden Ornates, womit der Celebrans bei einem solennen levitirten Amte bekleidet war, dem eigentlichen Messgewande (*casula, planeta*), und sei es gestattet

die Composition, die vielen figürlichen Darstellungen auf demselben vorerst des Näheren zu beleuchten.

Als Hauptdarstellung auf der Rückseite der Casel zeigt sich das so häufig im Mittelalter wiederkehrende Bild des Heilandes, die bekannte „*majestas Domini*“, sitzend in den Wolken des Himmels auf reich verzierter „*sella*“ und als Schemel seiner Füsse ist das Weltall dargestellt. Die Rechte hat der in Herrlichkeit wiederkehrende Richter segnend erhoben und zwar ertheilt er den Segen in lateinischer Weise; die Linke hält das verschlossene Evangelienbuch.

Den Heiland, wie er am Ende der Tage als Richter wiederkehrt, umgibt ein breites Band als Rundmedaillon, in welchem der Componist als leoninischen Vers eine Inschrift angebraeht hat, die zugleich die Deutung der übrigen auf der hintern Seite des Gewandes gestickten Darstellungen enthält. Sie lautet:

„*Amor et divina potestas
Hos locat in celis, quibus est majestas.*“

Offenbar bezieht sich diese Sentenz auf die Erschaffung und die Bestimmung der Engel und gibt also dieser Spruch, dessen Lesung wir, wie vorstehend, ergänzen haben, da vom letzten Worte nur die Buchstaben „*iestas*“ übrig geblieben sind, folgenden Gedanken: Die Liebe und die göttliche Macht, welche mit Majestät umgeben ist, hat diese (sc. Engel) in den Himmel gesetzt.

Diese von Gott für den Himmel erschaffenen Engeln gestalten, auf welche sich das „*hos*“ bezieht, folgen jetzt zu drei und drei in einer Reihe unter rundbogigen Nischen gestellt, und sind offenbar durch diese neun Figuren die neun Chöre der Engel zur Darstellung gebracht, die am Ende der Tage mit dem Herrn, als Bewohner des Himmels, in Herrlichkeit erscheinen werden.

Ausser den figuralen Darstellungen auf dem Hintertheile der Casel ist der übrige Raum, in seiner grössten

Breite 71 Centimètres messend, durch geometrisch gehaltene Dessins ausgefüllt, die mit den eben beschriebenen gestickten Bildwerken in keiner Verbindung stehen.

Auf dem vorderen, nicht nämlich einer Violine zugeschnittenen Caselltheile ist auf dem correspondirenden Medaillon in der Gegend der Brust abgebildet Christus am Kreuze, umgeben von der Passionsgruppe Johannes und Maria. Dieses Medaillon, im grössten Durchmesser von 45 Centimètres, umgibt in Weise eines Spruchbandes folgendes Legendarium in leoninischen Versen, das als für sich abgeschlossene Sentenz sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit feststellen lässt, da Mehreres durch Alter abgenutzt und durch die Schere abgeschnitten worden ist. Was sich noch eruiiren liess, ist im Folgenden zu ersehen: „*mortalis Christe datur hostia talis in cruce sum Christe cessa precare regi t . . .*“

Unterhalb der Kreuzigung des Heilandes sind zur Darstellung gebracht unter schwerfälligen Rundbogenstellungen die gestickten Bilder der 12 Apostel, und zwar befinden sich in den Bogen gestickt die Namen derselben, zu 4 und 4 in einer Reihe geordnet, wie folgt: Johannes, Petrus, Paulus, Jacobus, in zweiter Linie: Thomas, Philippus, Bartholomäus, Simonis Thaddäus.

Die heillosse Entstellung und Verkürzung, die das höchst merkwürdige Gewand im letzten Jahrhundert erlitten hat, trägt die Schuld daran, dass heute leider die letzte Reihe der Apostel, wodurch die Zahl 12 vervollständigt wird, fehlt. Was nun die Technik dieses interessanten Gewandes betrifft, wober sich in keiner Geschichte von Steiermark auch nur dürftige Notizen vorfinden, so sei hier bemerkt, dass diese Casel mit ihrer reichen figurativen und ornamentalen Darstellung vollständig auf feinem Stramin gestickt ist, und zwar ist die Stickerei dadurch erzielt worden, dass auf dem unterliegenden sehr feinen Kanefas zuerst sämtliche figurativen Zeichnungen in schwarzen Contouren scharf und sicher angedeutet und dieselben später bestickt worden sind. Dieser Kanefas selbst bildet ein sehr loses Gewebe in einem graulichen angeleglichten Leinen von ziemlich gleichen Fäden und regelmässigen quadratischen Öffnungen. Die Grundfarbe des Messgewandes ist vorherrschend roth, und zwar nicht nur am Messgewande, sondern auch an den übrigen interessanten Theilen, die zur „*capella*“ gehören. Es nimmt daher den Ansehen, als ob dieser Messornat, obgleich so ziemlich alle kirchlichen Farben gleichmässig darin vertreten sind, bei der vorherrschend rothen Farbe für den Gebrauch am Pfingstfeste und für die Feste der Apostel und Märtyrer zunächst angefertigt worden sei.

Hinsichtlich der Legendarien, die sich auf diesem Messgewande befinden, sei bemerkt, dass sie die Ausbildung der Charaktere der spät-romanischen Kunstepoche zeigen: sie sind nämlich alle als Majuskelsbuchstaben gestickt in einer violetten Purpurside auf weissem Grunde. Auch in

den Rundbogen über den Aposteln und an einigen anderen Stellen findet sich diese kostbare Purpurfarbe bei den obgedachten Stickereien in Anwendung gebracht. Mit Bezug auf das Material, das zu diesen eigentümlichen Stickereien verwendet worden ist, muss gesagt werden, dass sich trotz des hohen Alters die vielen Farben in Seide ausgezeichnet gut erhalten haben und Zeugnis ablegen, dass das angewendete Farbmateriale nicht hergenommen wurde aus vegetabilischen Farbstoffen, sondern aus mineralischen Substanzen.

Die zur Arbeit benutzte Stickseide besteht aus einer sehr lose gedrehten Flockseide, und jeder einzelne Faden ist wohl aus 10 bis 15 zarten Fädchen zusammengesetzt.

Die Seide selbst hat nicht nur hinsichtlich ihres zarten Gespinnstes, sondern mehr noch in Rücksicht ihrer dauerhaften Farbe den Ansehen als ob sie aus den bekannten moslimischen Seidenspinnereien des saracenischen Sicilien oder des maurischen Spanien zur Zeit des Interregnums in den Handel gebracht worden sei.

Da die Flockseide ziemlich dicht gehalten ist, und die Straminstickerei überhaupt für Anwendung von Bildwerken nicht geeignet erscheint, so ist es begreiflich, dass namentlich den bildlichen Darstellungen ein Anstrich von Derbheit und wenn man will, von byzantinirender Steifheit anklebt. Das jedoch sieht ohne Zweifel fest, dass der Maler, der in jener Frühzeit mit sicherer Hand die Umrisse zu diesen figurativen und ornamentalen Stickereien auf grauliner Unterlage hienzeichnete, seine Compositionen in einer grösseren Beweglichkeit und in einer naturgemässeren Haltung der körperlichen Formen ausführte, als es die ungefüge Technik der Formen Stickerin wiederzugeben vermochte.

In den mannigfachen Stickarten, in welchen das in Rede stehende Kunstwerk ausgeführt ist, findet eine ziemlich grosse Abwechslung Statt, und es kommen in den verschiedenen Gewändern, deren Beschreibung weiter folgen wird, so ziemlich alle Stickarten vor, die in Stramin ausführbar sind; hierhin kann vornehmlich gerechnet werden der Kettenstich, Sprangstich, Flecht- oder Zopfstich, Flammenstich etc.

Nach Analogie der alt-liturgischen Messgewänder, wie sich dieselben in Form der älteren „*casula*, *campanula*“ in dem Schatze der Domkirche zu Halberstadt und in den Saersteinen der Kirchen zu Stralsund, zu Danzig und in der Marktkirche zu Braunschweig erhalten haben, ist dieses Messgewand zugleich mit den dazu gehörigen Theilen, aller Wahrscheinlichkeit nach, in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts von frommen Klosterfrauen angefertigt worden, wie wir das bei Besprechung des Antependium später ausführlicher nachweisen werden. Zu bedauern ist nur, dass vielleicht im vorigen Jahrhundert, wie es uns scheinen will, die unberufene, geschmacklose Schere irgend eines Paramentenschneiders das in Rede stehende geschichtlich merkwürdige Messgewand, dessen äusserer Rand ehemals

über die Schultern bis zu dem Unterarme faltenreich herabfloss, auf ein Minimum von Form reducirt hat, wie das leider bei den meisten unserer heutigen so sehr entstellten Messgewänder der Fall ist.

Auf diese Weise ist der Begriff einer *camla* bei dem Messgewande von Göss ¹⁾ jetzt vollständig gehoben und präsentiren sich nach der Vorder- und Rückseite jetzt nur noch zwei rund ausgeschnittene Gewandtheile, die eben nobel auf den Schultern durch eine schmale Verbindung zusammengehalten werden.

Glücklicherweise hat der interessante figurative Theil des Messgewandes, wie oben angedeutet wurde, durch den eben gerügten entstellenden Zuschnitt nur in einem Theile gelitten. Der grössere Verlust ist hinsichtlich des Ornamentes an den Theilen des Gewandes zu beklagen, das Schulter und Arme ohne Einschnitt bedeckte. Möglich ist es immer, dass durch den häufigeren Gebrauch und die Länge der Zeit dieser faltenreich herunterfliessende Theil des Gewandes, der bei der Feier der heil. Messe in zierlichem Faltenbruch in der Mitte des Armes aufgerollt und zusammengefügt lag, nicht unbedeutend durch dieses Aufrollen hesehädigt worden war.

Indessen hätte eine einfache Restauration hingereicht, um auch bei dieser höchst merkwürdigen Stückerlei zugleich die traditionelle alterthümliche Form des Gewandes zu retten.

Das eben beschriebene Messgewand hat im Unterschied mit den vielen anderen, die, aus derselben Zeit stammend, uns bekannt geworden sind, noch das Eigenthümliche, dass sich an demselben kein gewebter Grundstoff in Seide oder Sammet vorfindet, sondern dasselbe ist durchaus auf einem feinen grauen Seidenstramin gestickt, wie oben schon bemerkt wurde; eine Eigenthümlichkeit, die uns auf unseren ausgedehnten Reisen an ähnlichen Ornaten selten vorgekommen ist. Nur auf ein einziges liturgisches Gewand können wir hier als Parallele aufmerksam machen, an dem sich ebenfalls in seiner weiten Form keine gewebten Seidenstoffe zu erkennen geben, sondern das ebenfalls mit figurativen Darstellungen in ihrer ganzen Ausdehnung reich bestickt ist.

Es ist dies ein prachtvoller Chormantel (*cappa*), herührend aus der Zeit Benedict VIII., als man ihm zum Papste erwählte (1294), der sich vorfindet im Schatze der hieschöflichen Kathedrale zu Anagni, einer kleinen Diöcese zwischen Rom und Neapel ²⁾.

Diese merkwürdige Pluviale unterscheidet sich in der Technik nur in soferne von der, die in der vorliegenden

„*capella*“ eingehalten ist, indem die *cappa* in Anagni in Form von fortgesetzten runden Medaillons im feinsten Plattstich gestickt ist, und in diesen Medaillons das ganze Leben des Heilandes in kleinen Scenerien zur Anschauung kommt. Die in Rede stehende „*camla*“ aus der Abtei Göss hingegen ist nicht in dieser Feinheit im Plattstich, sondern, wie schon im Vorhergehenden bemerkt, auf dünnem Seidenstramin gestickt, und bilden die Rundmedaillons auch nicht ein sich an einander schliessendes Motiv, ähnlich der „*pallia rotata*“ oder „*scutellata*“, sondern die Dessins sind mehr in polygonen geometrischen Figuren als Umrandung eingeschlossen. Auch ist in den Gewändern zu Göss mehr das Tierreich in symbolischer Auffassung abwechselnd mit geometrischen Ornamenten vertreten und die figurativen Darstellungen nehmen ausser an dem eben besprochenen Messgewande bei den übrigen Gewändern eine sehr untergeordnete Stellung ein.

II.

Die Dalmatica.

Dieses Gewand ist hinsichtlich seines Schnittes noch am besten von allen übrigen Gewändern erhalten. Es misst heute noch in seiner grössten Länge von oben nach unten 11 Decimètres, und seine grösste Breite bei ausgestreckten Ärmeln beträgt 16 Decimètres. Das Einsatztstück unter den Armen beträgt unten in seiner grössten Ausbreitung 4 Decimètres, 2 Centimètres, endiget nach oben in Form eines Dreieckes fast im spitzen Winkel aus und hat eine Höhe von 7 Decimètres, 8 Centimètres.

Die Dalmatica selbst misst in ihrer grössten Breite auf der Brust, wo sich die Ärmel auf beiden Seiten ansetzen, 7 Decimètres, 2 Centimètres.

Die Länge der Ärmel beträgt 4 Decimètres, 2 Centimètres, bei einer einfachen Weite von 2 Decimètres, 6 Centimètres. Der Einschnitt am Halse ist in Form eines Kreissegmentes 6 Centimètres tief.

Aus diesen Zahlen geht hervor, dass die Dalmatica noch immer ihren decenten Faltenreichtum und ein engeres Anschliessen an die Grösse und Ausdehnung der Dalmatiken des XII. und XIII. Jahrhunderts beibehalten habe.

Jedoch scheint bereits in früherer Zeit eine nicht unmerkliche Modification des Schnittes namentlich an den Ärmeln, sowie auch was die Längenausdehnung nach unten betrifft, erfolgt zu sein. Dass diese Dalmatica nach unten länger gewesen sein muss, bezeugen die vielen figurativen Darstellungen, von denen am unteren Saume heute noch die eine Hälfte zum Vorschein kommen. Auch hat eine weitere Modification oben am Halse zum Durchlass für den Kopf stattgefunden, und wird auch dieses bestätigt durch die heute gleichfalls in ihrer Hälfte zum Vorschein tretende Darstellung der Verkündigung. Diese „*annunciatio*“ befindet sich auf dem Rücktheile des besagten Gewandes und zwar in einem Medaillon von 22 Centimètres. Im Rande dieses

¹⁾ Das Diminutiv von *caes* (*causa*, kleine Hülle), ein Gewand, das nämlich den Körper vollständig nach allen Seiten in Form einer kleinen Hülle umschloss.

²⁾ Bekanntlich stammte Innocenz III. und Benedict VIII. aus dem adeligen Geschlechte der Cesi, deren Palast sich heute noch in Anagni befindet, und hatte Benedict VIII. zur Zeit, als er auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, den hieschöflichen Sitz seiner Vaterstadt inne.

Medaillons erblickt man heute noch das *Legendarium* des englischen Grusses, nämlich: . . . *nus (Dominus) tecum benedictatu in mul . . .* das übrige dieses Spruches, sowie den Obertheil der heil. Maria und des verkündenden Engels hat die rücksichtslose Schere fortgeschnitten. Zu beiden Seiten dieses Medaillons nach unten hin sind in quadratischen Einfassungen zur Anschauung gebracht die zwei Symbole der Evangelisten, der geflügelte Adler und der geflügelte Ochs, Spruchbänder haltend.

Die zwei übrigen dazu gehörigen Thiersymbole sind durch den leidigen Einschnitt nach oben ebenfalls verschwunden.

Die ganze quadratische Fläche der hinteren Seite der Dalmatik nehmen 12 Darstellungen von symbolischen Thiergestaltungen ein, wie sie in dem Physiolog der mittelalterlichen Thiersymboliker und Moralisten in reicher Abwechslung mit entsprechenden Nutzenwendungen zu sehen sind. Und zwar befinden sich diese Thiergestalten in quadratischen Einfassungen von 7 bis 8 Centimètres in Quadrat. Die inneren Quadratlflächen, auf welchen diese symbolischen Thierbildungen dargestellt sind, sind abwechselnd mit rother, grüner oder violetter Seide ausgefüllt.

Die Thiersymbole selbst sind auf diesen farbigen Flächen in entgegengesetzter Farbe gestickt, so dass das Ganze einen reichen, vielfarbigen, fast aus Bunte grenzenden Effect macht, der mehr der polychromatischen Ausstattung einer Wandfläche oder einem musivischen Fussboden als einer Gewandstickerei in Seide entspricht.

Die symbolischen Thiergestalten, die wir im Folgenden kurz andeuten werden, sind auf quadratischer Unterlage von viereckigen Bändern, die sich an einander schliessen, in der Breite von 6 Centimètres umzogen. Der Tiefgrund dieser Einfassungsänder ist mit dunkelrother Seide, deren Farbe erloschen ist, ausgefüllt. Das Dessin in denselben, meistens als Mäander und in verwandten gräcisirenden quadratischen Formen gehalten, ist in weisser Seide gestickt.

Es würde zu weit führen, jede einzelne der hier vorkommenden Thierbildungen hinsichtlich ihrer symbolischen Bedeutung kennzeichnen zu wollen, und muss dieses einer späteren detaillirten Beschreibung dieser merkwürdigen „capella“ überlassen bleiben, wobei erläuternde Abbildungen nicht fehlen dürften.

Vorliegende skizzierte Beschreibung der merkwürdigen Gewänder des ehemaligen Stiftes Göss, die wir bei Gelegenheit eines kurzen Besuches daselbst genauer besichtigten, kann nur dazu dienen, in allgemeinen Umrissen auf diesen wenig gewürdigten Schatz in diesen Blättern aufmerksam zu machen, und die Schritte der Archäologen bei einer Reise durch Steiermark darauf zu lenken.

Wie schon vorhin bemerkt, lassen sich an dem vorliegenden Theile der Dalmatica zwölf Darstellungen von Thierfiguren deutlich erkennen, und zwar sind dieselben in Reihen von 3 und 3 Quadraten, horizontal und parallel sich

neben einander fortsetzend, geordnet. In der ersten Reihe nach oben unmittelbar unter dem Medaillon mit der Darstellung der „*annunciatio*“ befindet sich in einem hellgrünen Quadrat die Abbildung des geflügelten Doppeladlers in derselben streng stylisirten Formung, wie derselbe in späteren Jahrhunderten auf Wappenschildern als das heraldische Abzeichen des deutschen römischen Reiches vorkommt.

Die eine Hälfte des Doppeladlers ist in gelber, die andere in dunkelrother Seide gestickt. Wir lassen es unentschieden, ob die Darstellung des Doppeladlers hier an hervorragender Stelle eine symbolisch-kirchliche Bedeutung oder eine heraldisch-politische habe; hinsichtlich der letzten Annahme bemerken wir nur, dass als heraldisches Abzeichen des deutschen römischen Reiches bekanntlich unter den Hohenstauffen der einfache Adler geführt und dass hin und wieder erst unter Kaiser Wenzel und Sigismund abwechselnd der Doppeladler angewendet wurde, und dass derselbe erst nach Karl V. als Abzeichen der kaiserlichen Majestät galt, nachdem die Kaiser-Krönung vollzogen worden war.

Vor der feierlichen Krönung bedienten sich die deutschen Kaiser blos des einfachen Adlers. Es würde also dieser Doppeladler hier keinesfalls eine Deutung auf das heilige deutsche römische Reich zulassen.

Zur Rechten dieses Doppeladlers befindet sich die Darstellung des königlichen Löwen auf einem gelben Felde in rother Seide gestickt. Ob der Löwe, der in der Thiersymbolik des Mittelalters eine grosse Rolle spielt, hier den Heiland bedeute nach dem Spruche „*ricu leo de tribu Juda*“, lassen wir hierorts dahingestellt sein. Nur machen wir darauf aufmerksam, dass, wie es scheint, von den kunstgeschichtlichen Religiösen diese Darstellung als die wichtigere und erste betrachtet worden ist, indem sie hier eine Inschrift angewandt haben, die auch, wie wir sehen werden, auf dem Antependium wiederholt ist. In dem weissen Bande nämlich, das als Spruchring den Löwen umgibt, befindet sich folgender Vers: „*Chunegundis Abbatisa hoc opus est operata.*“

Um diese Quadratur herum laufen noch 2 andere gestickte Inschriften, und zwar nach oben hin für sich getrennt eine kleinere und um die 4 Seiten der Quadratur eine längere. Wir müssen es bedauern, den Lesern dieser Blätter nicht eine detaillirte Entzifferung dieser Inschrift hierorts bieten zu können, indem unser Aufenthalt in Göss nur zu kurz und vorübergehend war, um eine gestickte und in wenigen Zügen nur noch erhaltene Inschrift, die durch den Zahn der Zeit fast aufgerieben war, mit Musse entziffern zu können.

Aus den noch vorfindlichen gestickten Majuskeln haben wir entnehmen zu können geglaubt, dass es einer späteren gründlicheren Forschung mit Herbeiziehung der nöthigen Vergrößerungsgläser wohl genügen dürfte, wenn auch nicht ohne Aufstellung gewagter Conjecturen, die Lesung der ganzen Inschrift feststellen zu können, bei welcher sich auch die bestimmte Jahreszahl ermitteln lassen dürfte, wann dieser „*ornatus integer*“ angefertigt worden ist.

Die Insechrift auf der 4. Seite des Quadrats ist, wie uns scheinen will, deutlich gehalten; denn auf einer dieser Seiten liest man nicht undeutlich, wie wir glauben: „Chunegunne gezieret hat mit Per Siden wat.“

Interessant wäre es, wenn sich mit Sicherheit constatiren liesse, dass unsere Lesung „Per“ richtig wäre.

Es wäre dann mit dem Andrucke „persischer Siden“ das Materiale bezeichnet, das zu dieser kunstreichen Arbeit angewandt worden ist. „Persich Siden“ würde dann so viel heissen als orientalische Seide. Da das gestickte „P“ etwas undeutlich geworden ist, so könnte man auch diesen Buchstaben für „V“ annehmen, und es würde dann heissen mit „ver Siden“ gleichlautend mit verschiedenen Seiden, d. h. vielfarbiger Seide.

An der andern Seite des Doppeldlers erblickt man auf violetter Felde einen gelb gestickten Hirschen mit starkem Geweih, über dessen symbolische Bedeutung der Physiologus aus dem Kloster Göttingen, herausgegeben von Dr. Heider, das Nähere angibt ¹⁾.

Unmittelbar unter dem Doppeldler in der zweiten Reihe zeigt sich auf dunkelvioletter Grunde in Gelb das Bild eines Zweifafers, der seiner ornamentalen Haltung und Stylisirung wegen nicht näher zu unterseiden ist.

Zu der einen Seite unter dem Löwen erblickt man auf grünem und gelbem Felde die Darstellung des Einhornes, bekanntlich im ganzen Mittelalter das beliebte mystische Symbol des Heilandes, den der Göttinger Physiologus als „*spiritualis unicornis*“ bezeichnet.

In dem „*hortus conclusus*“, den man im Mittelalter so häufig darstellte, figurirte auch zuweilen das „*Monoceros*“ als Repräsentant der allerheiligsten Jungfrau.

An der andern Seite des Doppeldlers ist im dunkelrothen Felde zur Darstellung gebracht das Bild des geflügelten Greifen. Der Körper ist in blauer Seide gestickt, die Flügel in Gelb.

Der sagenhafte „*gryfo*“ kommt in mittelalterlichen Thiersymbolen vor allen anderen Thierunholden am häufigsten vor und ist in der Regel mit ausgespannten Flügeln, ausgestreckten Klauen und geschwungenem Schweife auch als Ornament stylistisch schön ausgebildet und wurde deswegen von Ornamentalisten als Decoration immer mit Vorliebe angewandt.

In der dritten Reihe folgt als Mittelstück auf rothem Felde die Darstellung des einfachen Adlers mit gelbem Gefieder und blauen Flügeln. Dem Adler zur Linken erblickt man im gelben Felde einen rothen Drachen mit blauen Flügeln und zur andern Seite ein anderes Thier von eigenthümlicher grotesker Formbildung, dessen Deutung nicht so leicht zu ermitteln sein dürfte.

In vierter und letzter Reihe erblickt man noch eine merkwürdige Darstellung, nämlich zwei Leopardenkörper einander gegenüber gestellt, participirend an einem menschlichen Kopfe, der mit einer Krone geschmückt ist. Die Figuren zu beiden Seiten dieser obgedachten phantastischen Thiergestalt möchte wohl schwer zu deuten sein, indem sie zur grösseren Hälfte einer vandalischen Schere zum Opfer gefallen sind.

Auch auf der vorderen Brustseite der Damaltik kommen in ähnlicher Weise ebenfalls wieder reihenförmig, in Quadrate geordnet, 21 verschiedene, modernen Augen meist abenteuerlich scheinende Thierfiguren symbolischen Inhaltes vor, wie sie nicht in der Wirklichkeit existiren, sondern der reichen Phantasie mittelalterlicher Thierhistoriker ihre Existenz zu verdanken haben.

Ausser den Figuren des Hirsches, des Einhornes, des Adlers, befindet sich in diesen Quadraturen auch noch zur Anschauung gebracht das Bild des Elefantens, nach orientalischer Anschauungsweise als Repräsentant des Krieges einen mit Zinnen gekrönten Thurm tragend.

Ausser den obgedachten Vierfüsslern erblickt man hier noch mehrere ornamental behandelte Darstellungen von Bewohnern der Luft, meistens gedoppelt ausgeführt.

Eine andere höchst originelle Abbildung befindet sich an einem der beiden Seitentheile der Damaltik und scheint dieselbe das gedoppelte Bild des Bären in sitzender Stellung veranschaulichen zu wollen, der in seinen Tatzen nach beiden Seiten hin einen Stab mit der Ausmündung eines Schlangenkopfes zu halten scheint.

Nach den angedeuteten vielgestaltigen Thiersymbolen, die sich in Hülle und Fülle, jedoch in vielen Duplicationen wiederkehrend, auch auf den anderen Gewändern befinden, dürfte der in Rede stehende mittelalterliche Altarornat vom Stifte Göss der Symbolik des Mittelalters ein reiches Feld für spätere ergiebiger Forschungen darbieten, zumal das Capitel der mittelalterlichen Thierfabrik noch nicht allseitig erforscht und in letzten Zeiten von dichterisch begabten Köpfen zu willkürlich und genial, und daher von der Wahrheit zu weit abweichend behandelt worden ist. Dass alle diese oben angeführten Thierbildungen in der Vorzeit eine Allen verständliche Sprache führten, und zwar eine solche, die mehr zum Herzen, zum Gemüthe, als zum Kopfe, zum Verstande redete, braucht hier wohl nicht weiter bewiesen zu werden, um so weniger, da sich diese eigenthümlichen Bildungen sogar unmittelbar am Altare, an Messgewändern vorfinden.

Aber nicht nur waren durch solche Bildungen diese Gewänder, wenn wir so sagen dürfen, sprechend gemacht, sondern sie boten auch dem Ornamentalisten ein grossartiges weites Feld, woher er die zierlichsten und anmuthigsten Formen in Menge entlehnen konnte, da er es verstand, diese Thiergestalten dichterisch frei als Ornamente zu behandeln und ihnen ihren materiellen naturalistischen Ausdruck zu benehmen.

¹⁾ Vgl. über dieses wie die folgenden symbolischen „bestiaver“ den Physiologus, herausg. und erklärt von Dr. Heider, Wien 1851, und den zweiten herausgegeben mit Illustrationen vom Professor Karajan in dessen deutschen Sprachdenkmäler des XII. Jahrhunderts, Wien 1846, S. 70—100.

Obgleich das Thier an und für sich nichts Unheiliges ist als Geschöpf Gottes, worauf im Einzelnen wie in der Ganzheit der Spruch des Herrn nach dem Sechstageswerk zu beziehen ist: „und siehe es war alles gut“, so haben doch heute unsere meist geistesarmen „dessinateurs“ einen unüberwindlichen Abscheu gegen Darstellung von noch so unschuldigen Thiergestalten, da sie den Geschmack des Modepublicums in diesen Stücken kennen. Sie beuten deswegen meist auf eine trockene Weise blos die Bildungen der vegetabilischen Schöpfung aus und gehen zaghaft an den noch schöneren Bildungen der animalischen Welt vorüber, deren Deutung leider unserer Zeit im Allgemeinen entzogen worden ist. Der Reichtum der sogenannten Arakeske, nämlich der einheitlichen Anwendung und ornamentalen Durchbildung der Pflanzen- und Thierwelt, des Mittelalters, aus dem Oriente stammend, mit so vielem Glücke angewandt hat, ist leider der kalten modernen Kunst noch nicht zugänglich geworden.

III.

Tunicella.

Die vorherbeschriebene Dalmatik, als Gewand für den Diakon, ist hinsichtlich ihrer Grösse nur kaum eine Handbreite kürzer als die in Rede stehende Tunicell des Subdiakons, die im Mittelalter überhaupt, wie das auch heute noch bei der bischöflichen Tunicella der Fall, immer etwas länger als das Gewand des Diakons war.

Rücksichtlich ihres Reichthumes an bildlichen Darstellungen ist diese Tunicell jedoch viel einfacher als das reicher ornamentirte Gewand des Diskons, der, was seinen um eine Stufe höheren Würdegrad in der Hierarchie betrifft, auch in der mittelalterlichen Kirche durch das Gewand und die Decoration desselben sich unterschied; als untergeordnet dem Diakon. Die Technik an dieser Tunicell ist durchaus dieselbe, indem sie auch wie die vorhergehende in Seidenstramin gestickt ist. Der hintere Theil dieser Gewandstickerei ist ganz vollständig in geometrischen Ornamentationen in Zickzack- und Kreuzform geordnet ausgeführt, mit vielen unregelmässigen Variationen hinsichtlich der Technik. Von einer Einheit und Gleichförmigkeit des Ornamentes, so wie auch von einer Gleichartigkeit der Farbenwahl kann hier gar nicht die Rede sein. Vielmehr wechseln an diesem Hintertheile des Gewandes nicht nur die Dessins auf eine eigenthümliche Weise, sondern auch, was auffallend ist, die Farbentöne, so dass die hintere Seite dadurch sehr unruhig vielfarbig und fast aus Bunte grenzend sich herausstellt.

Auch am vorderen Theile der Tunicella sind deutlich drei Abtheilungen in Rücksicht des Ornamentes zu erkennen. Der untere grössere Theil ist mit zierlich gestalteten Ornamenten bestickt, die nach den vier Seiten vermittelt kleiner Kreisverbindungen sich als Bandverschlingungen in

Form der älteren „*pallia scutellata* oder *rotata*“ tellerförmig an einander schliessen.

In diesen rad- oder tellerförmigen Umrandungen erblickt man wieder, dem Gebrauche der damaligen Kunstrichtung gemäss, die auch im Ornamente belehrend wirken wollte, verschiedene Thierbildungen in derselben ornamentalen stylistischen Behandlung, wie an der eben beschriebenen Dalmatik dieselben decorativ zur Anschauung gebracht sind.

Die 2. Abtheilung des Ornamentes in einem schmalen Streifen gibt sich zu erkennen als eine durchflochtene Bandverzweigung in den bekannten und beliebten Mäanderformen, die sich vorzüglich für Strammstickereien eignet.

Die 3. Abtheilung endlich, worin der Ausschnitt für den Hals sich befindet, zeigt eine jener interessanten Verschlingung *genou* Quadraten, Kreuzen und Zickzackformen, polychromatisch in Formen von Rhomboiden geordnet, wie wir sie häufig an gestickten Stolen, Manipeln, Sudarien, Pulvinarien des Mittelalters gefunden haben.

Die beiden Ärmel des Gewandes scheinen durch eine spätere Hand zusammengefügt worden zu sein und bestehen dieselben ungleichartig auf der einen Seite aus quadratischen Eintheilungen, worin sich Darstellungen von symbolischen Thieren befinden, auf der anderen Seite sind dieselben aus einzelnen Bruchstücken zusammengesetzt von geometrischen Figuren, Kreuzen und Quadraten in den verschiedenartigsten Farben.

IV.

Pluviale.

Eines der besonders interessanten Gewänder in der ehemaligen adligen Stiftskirche zu Güss ist unstreitig der Chormantel, von einigen auch Rauchmantel genannt. Derselbe ist in der nämlichen Technik gestickt wie das eben beschriebene Messgewand und die beiden Leviten. Diese Chorkappe ist zusammengesetzt aus 2 grösseren Hälften und ist theils figurativ, theils ornamental gehalten. Nur muss bedauert werden, dass dieses interessante Gewandstück mehr als die übrigen durch stylwidrige und unasthatte Hinzufügungen und Hinwegnahme einzelner Theile in einer Weise entstellt worden ist, dass von seiner jetzigen formellen Gestaltung aus nur sehr gewagt ein Schluss auf seine primitive gefolgert werden darf.

Als Mittelstück zeigt sich an dem hintern Theile, die dem Beschauer zugekehrt ist, statt des halbrunden Schildes (*clipeus, caputium*), das an den meisten Chormanteln heute heweglich nach hinten befestigt ist, an der Güsser „*pluviale*“ ein grosses Rundmedallion in einem Durchmesser von fast 40 Centimètres, in welchem die grössere figurative Darstellung der „*Mater Dei*“ sitzend auf einem Faldistorium zu sehen ist.

Dieses Bildwerk bringt zur Anschauung die Nahrung Christi nach dem Spruche: „*ubere pleno virgo lactabat*

dem“. Zu beiden Seiten der allerseitigen Jungfrau erblickt man pflanzenartige Ornamente nach oben hin ausmündend in der bekannten *francica „fleur de lis“* (Muttergottes-Lilie), wie sie im XIII. Jahrhundert unter der Regierung Ludwig des Heiligen allgemeiner gestaltet war. In der bandförmigen Umringung, die in Weise eines Medaillons die Himmelskönigin umgibt, zeigt sich auf weiss gefülltem Grunde ein Legendarium in romanischen Majuskelnbuchstaben gestickt, das leider durch den langen Gebrauch und den zerstörenden Hauch der Jahrhunderte heute noch kaum zu entziffern ist.

Nach längerer Anschauung glauben wir folgenden Spruch gefunden zu haben, der in ausgeprägten romanischen Majuskeln des XIII. Jahrhunderts in violetter Purpurseide wahrscheinlich als leoninisches Distichon zu ersehen ist: „*celi matrona Chunegundis suscipe dona, casula cum cappa placeat tibi celtica (patrona?)*“.

Zu beiden Seiten der Himmelskönigin erblickt man in grösseren Umkreisungen, im Durchmesser von 27 Centimètres, die figuralen Bilder der vier ezechielischen Thiere auf einer weissen Grundlage, auf welcher in purpurfarbener Seide gestickt sind die Namen der Evangelisten.

Und zwar befindet sich zur Rechten der Madonna mit dem „Bambino“, dem sie die Nahrung reicht, in einem Rundmedaillon auf blau gesticktem Grunde die „*facies leonis*“ mit dem Texte in der Unkreisung: „*sanctus Marcus Evangelista*“; auf der entgegengesetzten Seite erblickt man auf gelbem Grunde in Purpurfarbe das geflügelte Bild des Rindes („*facies bovis*“) mit dem Spruche in der weissen Umrandung „*sanctus Lucas Evangelista*“. Wiederum ist durch eine frühere Überdeckung mit anderweitigen gestickten Ornamenten die „*facies hominis*“ des Evangelisten Matthäus unkenntlich.

Heute ersieht man nur noch die in einer Rundung auf violettem Purpur-Grunde gestickte Halbfigur des geflügelten Menschen, ein Spruchband haltend, die nur eben zur Hälfte noch zum Vorschein tritt.

Durch die eben erwähnte misslungene Restauration des vorigen Jahrhunderts ist auch das symbolische Bild des Evangelisten Johannes, der Adler, auf der anderen Seite der Madonna fast nur noch in kleinen Resten zu erkennen. So fehlt auch an der vorderen geradlinigen Öffnung der in Rede stehenden Pluviale der sonst immer vorkommende reicher ornamentirte Besatz „*aurifrisia, praetexta*“. Derselbe scheint bei der letzten Zusammensetzung vollständig mit dem hinteren Schilde beseitigt worden zu sein.

An derselben Stelle, wo an den älteren Pluvialen des XIII. Jahrhunderts die zusammenhaltenden Bruststücke (*fibula, ligatura*) in der Regel angesetzt sind, befinden sich jetzt, auf eine unzweckmässige Weise unkünstlerisch aufgenäht und gar nicht in Zusammenhang mit den übrigen daselbst befindlichen Ornamenten, auf jeder Seite je 2 Darstellungen der 12 Apostel, und zwar auf der rechten Seite das gestickte

Bild des Apostels Andreas und Matthias und auf der linken Seite gemäss der in dem Rundbogen befindlichen Inschrift das gestickte Standbild des Apostels Thaddäus und Matthäus. Offenbar hat man bei der vorgenommenen sogenannten Restauration dieser merkwürdigen Gewänder ohne weitere Rücksichten diese vier eben erwähnten Apostelbilder hierorts an einer Stelle, die vielleicht schadhaft geworden war, hinzugefügt, nachdem man sie an dem vorderen Theile des Messgewandes, wo sie hingehören (vergl. d. obige Beschreibung desselben), nach unten hin abgeschnitten hat.

Noch fügen wir hinzu, dass unmittelbar unter dem grossen mittleren Medaillon mit der Darstellung der allerseitigen Jungfrau in sitzender Stellung zu ersehen ist: kniend unter einem Kleeblattbogen die bildliche Darstellung der Äbtissin Chunegundis, unter deren Anführung im II. Viertel des XIII. Jahrhunderts vorliegender höchst merkwürdiger Messornat verfertigt worden ist.

Auch diese kniende Figur der Verfertigerin oder Geschenkgeberin (*donatrix*) ist von der oben gedachten unsauberen Hand in früherer Zeit einer anderen Stelle von dem Messornate entzogen und auf eine höchst unglückliche Weise an die jetzige Stelle, die vielleicht schadhaft sein mochte, versetzt worden.

Dass die kniende Figur in einem purpurnen Gewande mit blauem Oberkleid und weissem Kopfschleier, die die Hände gleichsam wie zur Darreichung und Weihe der Gewänder bittend zu der Himmelskönigin erhoben hat, dieselbe Vorsteherin ist, auf deren Anordnung dieser kunstreiche Messornat angefertigt worden ist, wie sie auch in ähnlicher Weise auf dem folgenden Vorhange im grösseren Massstabe kniend zu ersehen, bezweigt die im darüber befindlichen Kleeblattbogen deutlich erhaltene Inschrift, die da sagt: „*Chunegundis abb. . . .*“.

Durch die vorhin gerügte Zerschneidung des Kleeblattbogens scheint heute der Anfang und die Fortsetzung der Inschrift verloren gegangen zu sein, bei welcher sich aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Angabe vorgefunden haben mochte, wodurch die Jahreszahl bestimmt angegeben werde, wann und durch wen die Arbeit vollendet worden sei. Die übrigen Gewandtheile der den ganzen Körper verhüllenden Pluviale, die in Form eines Halbkreises geschnitten ist, dessen Halbmesser in der heutigen Verkürzung des Gewandes nur noch etwas mehr als $13\frac{1}{2}$ Decimètres beträgt, bei einem Durchmesser von $27\frac{1}{2}$ Decimètres, sind auf der rechten Seite in ornamentalen geometrischen Figuren bestickt, wie sie in der folgenden Abbildung des Altarvorhanges und

¹⁾ Eine „*serica abbatissiarum*“ der Abtei Glös, wovon uns durch die entgegenkommende Freundlichkeit des Herrn Pfarrers Jan sa von Glös Einsicht gegeben wurde, führt zwei Äbtissinen ss, die den Namen Chunegundis tragen, die eine regierte gleich bei Gründung des Klosters, wenn wir nicht irre im XI. Jahrh., die zweite, auf deren Geissen offenbar diese reich gestickte „*capella*“ angefertigt wurde, verwaltete ihre Amt als Vorsteherin ungefähr in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrh.

zwar an den beiden äusseren Seitentheilen desselben wieder gegeben sind (vgl. Taf. III).

Nach unten hin auf der linken Seite des Chormantels, sowie der ganze hintere Theil desselben ist mit figurativen Darstellungen in einer Weise ornamentirt, wie das auch an der Dalmatik vorkommt und gehörigen Orts beschrieben worden ist.

Es befinden sich ebenfalls wieder in kleineren quadratischen Medaillons, von gleichen Einfassungen umrandet, zur Darstellung gebracht mit häufigen Wiederholungen zumeist folgende symbolische Thiergestalten: des Hirschen, Löwen, Adlers, des Elephanten, der Taube, des Greifen, des Einhornes u. s. w.

Auf der rechten Seite erblickt man auch auf einem rothen und grünen Felde die Bilder der Sirenen einander gegenübergestellt, nach unten hin, wie bekannt, in Form

von Vierfüsslern ausgebildet, der Oberkörper ist einer weiblichen Figur ähnlich, die eine Krone trägt.

Das heute in der Pluviale vorfindliche Unterfutter „*subductura*“ ist nicht primitiv, sondern dieser schwarze leinene Unterstoff „*doubture*“ rührt offenbar von der letzten oben berührten Entstellung der Gewänder her. Desgleichen auch das ähnliche schwarze Futterzeug in der jetzt verkürzten oben beschriebenen Casula.

In den Dalmatiken hingegen hat sich die primitive blane Futterung erhalten, wie wir sie an vielen anderen älteren Gewändern aus derselben Zeit als grobes leinenes Zeug in blauer Farbe angefundnen haben. — Es erübrigt, noch etwas Näheres anzugeben über den zu der Capella gehörigen, mit grossen figurativen und ornamentalen Darstellungen bestickten Vorhang oder die Bekleidung des Altariaches. (Schluss folgt.)

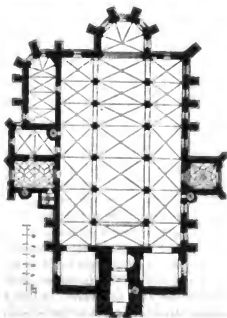
Die katholische Pfarrkirche St. Jakob zu Leutschau in Ober-Ungarn.

Aufgenommen und beschrieben von Wenzel Merklas in Leutschau.

II.

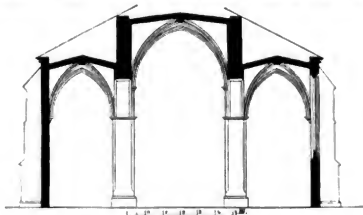
Die ursprüngliche Anlage der Kirche ist die einer geräumigen dreischiffigen Basilica ohne Kreuzvorlagen, welcher sich im Osten eine aus fünf Seiten des Achteckes

Das Mittelschiff wird von sechs Paar viereckigen, aus mächtigen Werkstücken aufgebauten Pfeilern von 30' Höhe getragen, die in ungleichen, jedoch für jedes Paar



(Fig. 1.)

gebildete Apsis anschliesst (Fig. 1). Die Länge der Kirche beträgt 173¹/₂, die Gesamtbreite der drei Schiffe 84¹/₄“).



(Fig. 2.)

correspondirenden Abständen vertheilt sind¹⁾. Sie ruhen auf einfachen, fast quadratischen Unterlagen (5' 10" — 5' 6") von ungleicher Höhe (ungefähr 3') und sind über dem aus umgekehrtem Karnies bestehenden Fusse mit etwa 9' hreiten Flächen abgeschragt²⁾. Der obere Abschluss der Pfeiler besteht aus einer einfachen Platte und Schmiege. Das Mittelschiff erhebt sich 60' 6", die beiden Seitenschiffe 47' 6" über den Fussboden der Kirche (Fig. 2); die Arcadenbögen

1) Länge des Hauptschiffes und der Nebenschiffe bis an die westliche jetzt bestehende Schlussmauer	120 Fuss
der westlichen, wieder hergestellten Nebenschiffe	25 "
Tiefe der Apsis	16 "
2) Breite des Hauptschiffes von Ase zu Ase der Pfeiler	36 "
Breite des nördlichen Seitenschiffes (mit der halben Pfeilerstärke	3 Fuss 9 Zoll) 24 Fuss 9 Zoll.

Breite des südlichen Seitenschiffes (mit der halben Pfeilerstärke	2 Fuss 9 Zoll) 23 Fuss 7 Zoll.
1) Abstände der Pfeiler von Ost nach West: 12 Fuss 8 Zoll — 9 Fuss 9 Zoll — 9 Fuss 5 Zoll — 16 Fuss — 15 Fuss 10 Zoll — 16 Fuss — 12 Fuss 3 Zoll.	
2) Breite der Pfeilerflächen oberhalb des Sockels 4 Fuss 10 Zoll, neben der Abschragt 3 Fuss 9 ¹ / ₂ Zoll.	

des Mittelschiffes 12' über die Deckplatten der Pfeiler. Die sämtlichen Mauern sind 3' — 3' 6" stark und aus rohen Bruchsteinen aufgeführt; nur die decorativen Bestandtheile bestehen aus Werkstücken, als Halbsäulen, Capitäle, Gurten, Wandungen und Masswerk der Fenster, so wie am Äusseren der Kirche die Stirnseiten und Grundfesten der Strebe Pfeiler.

Übrigens ist zu bemerken, dass die angegebenen, für die inneren Räume im Lichten genommenen Masse, wie bei allen mittelalterlichen Bauten, nur als durchschnittlich gelten können. Die nicht genau winkelrechte Anlage der Grundmauern, Sorglosigkeit im Abmessen und Zusammenfügen der Hausteine, der ungleiche Mörtelüberzug bewirken bei allen Dimensionen ein Schwanken um mehrere Zolle über und unter dem wahrscheinlich beabsichtigten Masse, und geben bei jeder wiederholten Messung abweichende Resultate.

Aus den angeführten räumlichen Massen ist zu sehen, dass schon im Grundrisse der Kirche die romanische Disposition aufgegeben wurde, und auch bei der übrigen Anordnung kein bestimmtes Schema zum Grunde lag. Die Höhe des Mittelschiffes beträgt genau das Doppelte seiner lichten Breite, jene der Nebenschiffe fast das Doppelte der Breite bis zur Axe der Pfeiler, die Gesamtlänge der Kirche etwa das Dreifache ihrer Breite zwischen den äussern Mauern der Seitenschiffe; dies sind jedoch vereinzelte Daten, die auf ein absichtliches Ordnen der Dimensionen nach Verhältnisszahlen schwerlich schliessen lassen.

Unbezweifelt sehen wir in den unteren Partien des Mittelschiffes die ältesten noch roheren Theile des ganzen Gebäudes aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts (Tafel II, A). Die stämmigen viereckigen Pfeiler, deren wuchtige Masse nur durch einfache Abschragung der Ecken gemildert wurde, haben an der Basis und Deckplatte noch die einfachste romanische Gliederung und kehren ihre Breitseiten gegen die Schifftränne, was bekanntlich in der Regel bei romanischen Bauten vorkommt. Schwer sind auch die roh abgeschragten, gleich hohen, aber in der Spannung sehr verschönten, spitzbögigen Areadenbögen, bei denen man sich theilweise mit Überhöhung der Bogenhaken helfen musste (Tafel II, B); lastend die oberen fensterlosen Mauern des Mittelschiffes mit offenbar ungünstigen Verhältnissen, indem sie für eine Hallenkirche zu hoch, für Fenster-Öffnungen zu niedrig sind; auch die gegenwärtige Höhe der Pfeiler lag wahrscheinlich nicht in der ursprünglichen Anordnung, da an einem von ihnen etwa drei Fuss unter dem Deckgesimse sich noch deutliche Spuren eines weggemeisselten hohen Karnisses vorfinden. Nebstbei stehen die Pfeiler, was schwer zu erklären ist, in ungleichen Zwischenräumen, waren also, wenn überhaupt die Überwölbung der Kirche gleich

anfangs beabsichtigt war, schon in der Anlage für spitzbögige Gewölbe berechnet, endlich ist es unklar, wie der Übergang von den, mit den oberen Schiffmauern in keiner organischen Verbindung stehenden Pfeilern zu den Gewölben vermittelt werden sollte (vergleiche das Travée auf Tafel II, B). Der spätere Meister half sich jedoch ohne langes Bedenken. Er setzte, so weit es der freie Raum über die Pfeiler erlaubte, auf ihre Deckplatten kräftig profilirte Halbsäulenbündel als Gewölbeträger des Mittelschiffes, verwandelte sie oberhalb ihrer Capitäle in stärkere Wandsäulen, aus welchen sich die eng zusammengedrückten Quer- und Kreuzgurten des Gewölbes entwickelten; aber für die Gurte der Schildbögen ward dennoch kein Raum gewonnen, sie begannen neben den Wandsäulen nur mit schwachen Leisten, und lösen sich erst in der Höhe von der Mauer deutlicher ab. Auch diese Gurten deuten auf ein Schwanken bei der Anlage der Gewölbe; einige ihrer unteren Segmente sind augenscheinlich für niedrigere Spitzbögen construiert. Die Halbsäulenansätze für die Gewölbe der Nebenschiffe ragen sogar über die Deckplatten der Pfeiler, und schweben, roh abgeschritten, theilweise in der Luft, die Stirnbogengurten sind auch hier ohne organischen Zusammenhang mit den übrigen Ansätzen der Gewölbe. Beim ersten Anblicke gewinnt es sogar den Anschein, dass die ursprünglichen Pfeiler viel schwächer, und nach der Weise der aufgesetzten Pfeilerbündel gegliedert waren, dass sie aber erst nachträglich aus Besorgniss für das schwere Gewölbe verstärkt wurden. Allein einer solchen Annahme widerstreitet ihre alte, augenscheinlich ursprüngliche Form, die Größe und Bindung der zum Aufbau verwendeten Werkstücke, so wie der Umstand, dass bei einer späteren Ummauerung auch die rohen Halbsäulenstücke der Nebenschiffe in die neu verstärkten Pfeiler ohne Zweifel einbezogen worden wären, und dass man die aufgesetzten Halbsäulenbündel übermässig schwach bildete, und hierzu offenbar nur durch die Stärke der bereits vorhandenen Pfeiler bemühtig war.

Einen bedeutenden Fortschritt zeigen die breitgespannten, schön construirten Spitzgewölbe der Schiffe mit ihren starken, feingeförmten gotischen Gurten; Kreuz- und Querrippen haben dieselbe Profilirung aus Schräge, tiefer Kehle und dem birnförmigen, mit einem ziemlich breiten Plättchen versehenen Ansatz (Tafel II, II). Bei der grossen Breite der Schiffe und den ziemlich niedrig gehaltenen Bögen erscheinen die breiteren Gewölbfelder fast als blosse im Halbkreisbogen gehaltene Kreuzgewölbe, unter deren Last die schwächtigen Pfeilerbündel brechen zu müssen scheinen. An den Wänden der Nebenschiffe ruhen die Gewölberippen mit ihren kurzen Wandsäulenansätzen auf Consolen, die theils aus rohen Platten und Schmiegen bestehen,

theils unter zierlichen Gesimsen kleine Spitzbögen haben, ähnlich den französischen Capitälen im Augustinerkloster zu Raudnitz. Eine der Consolen wird seltener Weise aus dem im Viertelkreisbogen umgebrochenen Gewölberippen gebildet.

Die Ausstattung der Capitäle an den Pfeilerbündeln des Mittelschiffes hält noch ungefähr die Mitte zwischen romanischer und gothischer Weise; die letztere zeigt sich namentlich in dem, theils der Natur nachgebildeten, theils noch conventionell strengen Laubwerke (Fig. 3 und 4). Die



(Fig. 3.)



(Fig. 4.)

übrigen Ornamente bestehen aus phantastischen Masken und Thiergestalten, zu je dreien gruppirt und wahrscheinlich symbolischen Inhalts; zwei Capitäle mit bärtigen Mannsköpfen verrathen einen überraschenden Sinn für edlere Naturformen und eine gediegene Ausführung. Wir geben hier eines der Capitäle (Fig. 5). Merkwürdig ist eine der Thiergestalten mit menschlichem Kopfe, der mit seinem kahl geschornen Schädel und einem über ihn angebrachten in Windeln gewickelten Skelette das noch frische Andenken an die orientalischen Unholde zu verrathen scheint (Fig. 6). Übrigens ist der plastische Schmuck der Capitäle kräftig gehalten und tief unterarbeitet, dagegen haben sie keine Deckplatten, sondern nur roh zugehauene, eckige, jetzt meistentheils verstümmelte Aufsätze, und scheinen daher nie vollendet gewesen zu sein.

Eine zweite Periode des Baues begriff den Chor und die Fensterreihe des Südschiffes. Die Verbindung des Chors

mit den Arcadenbögen des Mittelschiffes wird blos durch mächtige, in die ästliche Schlussmauer des Laubhauses eingefügte, vielfach gegliederte Tragsteine vermittelt, auf welchen die letzten Schenkel der Arcadenbögen ruhen, ohne anderweitige Stütze, wie sie das Ehenmass mit den Pfeilern des Schiffes oder den Halbsäulen des Chores wohl verlangt hätte. Der Chor, bei dem noch die spät-romanische Disposition einer polygonen Apsis zu bemerken ist, hat mit dem Mittelschiffe gleiche Breite und Gewölbehöhe und einen um zwei Stufen erhöhten Fussboden; er zeigt den gothischen Styl in



(Fig. 5.)



(Fig. 6.)

seiner reinen und strengen Entfaltung, wobei man sich den im Mittelschiffe gegebenen Motiven einigermaßen anzubekommen strebte. Der Chorbau bildet den edelsten Theil der Kirche, und entwickelt die gothische Architecturweise in den anziehenden Formen ihrer ersten Blüthe, wo das decorative Element sich bei allen Reichtum den constructiven Zwecken bescheiden unterordnet und diese nirgends überwehert; es ist hier nichts Schwerfälliges oder Willkürliches und die gelungenen Verhältnisse in Anlage und Ausführung bieten durch ihren schönen Rhythmus einen wohlthuenden Gegensatz zu den düsteren Mauermassen der Schiffe. Dabei hlicken ausser dem, die romanische Übergangszeit bezeichnenden Grundrisse noch manche romanische Anklänge durch, wiewohl gar nicht störend, sondern an Stellen, wo deren Gebrauch durch Rücksichten auf bauliches Ehenmass gleichsam geboten war. Wir rechnen dahin die pilasterartigen Vorsprünge am Eingange des Chores

mit ihren starken Halbsäulen, welche letztere analog den Schlußpfeilern in derselben Höhe abbrechen, ferner die Säulenbündel über den Wandsäulen zwischen den Fenstern, sichtlich nachgebildet den in gleicher Höhe belegenen Gewölbeträgern des Mittelschiffes (Taf. II, C). Nur jene grossen Halbsäulen haben noch ein etwas schweres Ansehen; aber schon die auf ihnen ruhenden Pfeilerbündel sind im Profile leicht und kräftig gehalten, und setzen sich auch in den breiten Spitzbogen fort, welcher das Mittelschiff vom Chore trennt (Taf. II, G), mit dem einzigen Unterschiede, dass die Hohlkehlen des mittleren Stabes in Bogen die Birnform annehmen. Die anderen Rundsäulen lehnen nur leicht in den Winkeln der Chorwände, und gliedern sich über den Capitälern in drei kräftige Halbsäulen, welche die tief hinabreichenden Gurten der Gewölbekappen tragen (Fig. 7). Der Übergang in die Gurten der Schildbögen wird von eigenen leichten Halbsäulchen mit Capitälern vermittelt. Auch der ornamentale Schmuck des Chores, wiewohl aus einfachen Motiven bestehend, trägt den Charakter sorgsamster Vollendung und Zierlichkeit. Die Capitälre, zum Theil schon der Kelchform sich nähernd, tragen unter den mannigfaltig profilirten Deckplatten mancherlei sorgfältig, aber noch etwas typisch streng gearbeitetes Laubwerk (Fig. 8), das, wie an den grossen Halbsäulen in Reihen geordnet, nach der älteren Weise dem Schafte flach aufliegt, oder in Strässchen stark vereinigt und tief unterhöhlt mit starker Ausladung sich fast gänzlich vom Säulenkörper löst. Noch ist zu bemerken, dass an den Pfeilerbündeln des grossen Scheidebogens das Blattwerk und die unteren Säumre der Capitälre nach frühgothischer Art der Profilierung rund herum folgen. Die Basen der kleineren Säulen sind mit feinen Ringen und Kehlen in grosser Abwechslung ausgestattet und ruhen auf halben Sechsecken



(Fig. 7.)



(Fig. 8.)

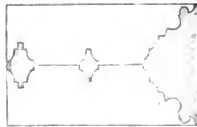
(Taf. II, E und F), die Füsse der grösseren Halbsäulen haben dagegen schwerere noch übergangsartige Formen. Eine kräftige Schmiege und Hohlkehle an der Fensterbank, die sich auch um die Säulen schmiegt, bildet den Abschluss der schmucklosen Unterwand. Die Fenster des Chores, mehr als 40 Fuss hoch und verhältniss-



(Fig. 9.)

mässig breit, sind jetzt theilweise vermauert. Ihre Wandungen sind nach innen und aussen mit tiefen Kehlen versehen (Fig. 9), das mittlere nebst einer reicheren Profilierung noch mit Halbsäulchen ohne Capitälre eingefasst.

Letzteres wird von drei Pfosten untergetheilt (Fig. 10) und hat eine, von allen übrigen abweichende, besonders in



(Fig. 10.)

den unteren Bögen elegante Bildung des Masswerkes; dessen inneres Bogen sich deutlich zur Ellipse neigt. Die anderen Fenster sind mit zwei Pfosten versehen, die im Lichten zwar sehr schwach, in der Tiefe aber fast neun Zoll stark aus Plättchen und scharfen Kehlen bestehen. Das rein und scharf gearbeitete Masswerk ist in einem gleichseitigen Bogendreieck eingeschlossen und aus Dreipässen und Dreihältern zusammengesetzt. Eine ähnliche Ausstattung haben auch die übrigen grossen Fenster der Kirche, nur dass die inneren Wandungen ohne Gliederung bis einfach abgeschragt sind (Fig. 11).



(Fig. 11.)

Das Masswerk bei mehreren ebenfalls in ein Bogendreieck gefasst, ist aus verschiedenen combinirten geometrischen Figuren zusammengesetzt; besonders bemerkenswerth und vielleicht einem anderen Meister angehörend ist in einigen Fenstern die Combination von Dreipässen, welche eine zierliche Kreuzform als inneren Einschluss gibt (Fig. 12 u. 13); die bekannte Fischblase kommt nur in dem Fenster des nördlichen Seitenschiffes vor, auch da noch in edler Bildung. Dagegen hat das letzte westliche Fenster bei einer späteren Wiederherstellung im Inneren einen Rundbogen zum Abschluss, und ein sehr nüchternes Masswerk erhalten, dessen Dürftigkeit durch Weglassung



(Fig. 12.)



(Fig. 13.)

den unteren Bögen elegante Bildung des Masswerkes; dessen inneres Bogen sich deutlich zur Ellipse neigt. Die anderen Fenster sind mit zwei Pfosten versehen, die im Lichten zwar sehr schwach, in der Tiefe aber fast neun Zoll stark aus Plättchen und scharfen Kehlen bestehen. Das rein und scharf gearbeitete Masswerk ist in einem gleichseitigen Bogendreieck eingeschlossen und aus Dreipässen und Dreihältern zusammengesetzt. Eine ähnliche Ausstattung haben auch die übrigen grossen Fenster der Kirche, nur dass die inneren Wandungen ohne Gliederung bis einfach abgeschragt sind (Fig. 11). Das Masswerk bei mehreren ebenfalls in ein Bogendreieck gefasst, ist aus verschiedenen combinirten geometrischen Figuren zusammengesetzt; besonders bemerkenswerth und vielleicht einem anderen Meister angehörend ist in einigen Fenstern die Combination von Dreipässen, welche eine zierliche Kreuzform als inneren Einschluss gibt (Fig. 12 u. 13); die bekannte Fischblase kommt nur in dem Fenster des nördlichen Seitenschiffes vor, auch da noch in edler Bildung. Dagegen hat das letzte westliche Fenster bei einer späteren Wiederherstellung im Inneren einen Rundbogen zum Abschluss, und ein sehr nüchternes Masswerk erhalten, dessen Dürftigkeit durch Weglassung

der Nasen und magere Profilirung noch vermehrt wird. Übrigens herrscht in den Dimensionen und Bogenlinien der Fenster keine durchgängige Gleichförmigkeit; die meisten haben aus dem gleichseitigen Dreiecke hergeleitet ziemlich steile, andere wieder niedrige Spitzbögen, obwohl auch diese regelmässig aus der Kämpferlinie beschrieben sind; endlich ist zu bemerken, dass fast alle Fenster mit den Seitenwänden und dem Pfostenwerke tiefer als die Öffnungen herabgehen, und scheinbar vermauert zum Vortheile des Äusseren grösser erscheinen, als sie wirklich sind.

Bei der hohen Vollendung und Klarheit der eben beschriebenen Bautheile lässt sich ihre Entstehung, wie bereits erwähnt worden, mit Recht in die Zeit der vollständigen Ausbildung des gothischen Stils verlegen; immerhin bleibt das Verhältniss derselben zu den ursprünglichen Partien schwierig zu erklären. Der Bau der älteren Kirchen, welcher meist eine längere Zeit in Anspruch nahm, begann gewöhnlich mit dem Altarraume, als dem geheiligten Mittelpunkte des katholischen Cultus, und wo die Stylverschiedenheit eine spätere Errichtung desselben verräth, kann sicher angenommen werden, dass ein späterer Umbau des früher bestandenen stattgefunden habe. Es ist daher möglich, dass an der Stelle des gegenwärtigen Chores zur schleunigen Herstellung des nöthigen Raumes für den Gottesdienst ein Nothbau in schlechter Ausführung, dem untern Langhause ähnlich, errichtet worden, der später bei günstigeren Umständen der Commune eine der Bedeutung des Heiligthums und der vorgeschrittenen Zeit angemessene Umgestaltung erfuhr. Doch erfolgte dieser Umbau nicht viel später, und dürfte an das Ende des dreizehnten oder den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts zu versetzen sein, indem neben der Strenge des Stiles noch mehrfache Anzeichen auf ein vielleicht ununterbrochenes Vorsehen des Baues hindeuten. Die sorgsame Beibehaltung der sicher älteren Dimensionen im Chor, ungesehet seiner auffallenden räumlichen Beschränktheit, die Beachtung mancher früheren Anordnung zeugen von noch nicht erschoener Vererbung hergebrachter Bantraditionen, da dieser Theil in einer späteren Zeit, welche bekanntlich oft genug das Ältere niederriss, um mit technischer Meisterhaft zu prunken, dem gothischen Principe mehr entsprechend ohne Zweifel erweitert worden wäre. Ferner haben die Gurtbögen des Chores eine durchaus gleiche Profilirung mit jenen der Schiffe und dieselbe Schlussform, eine einfache Kreuzplatte mit unhergeführtem Gurtgesims, einiges Laubwerk der älteren Gewölbeträger kehrt in derselben Haltung auch am Chore wieder, ja die Masken der Chorekapitäl verrathen bis in die feinsten Züge dieselbe ausführende Hand mit einem der Köpfe im Mittelschiffe. Wir können daher bei der ungemeynen Beweglichkeit der gothischen Formen und dem grossen Einflusse individueller Geschmacksbildung auf dieselben mit Grund annehmen, dass beim endlichen Ausbau der Kirche mit den Gewölbten des Langhauses begonnen, und bald darauf, so lange derselbe Meister oder seine von ihm

gebildeten Jünger lebten, zum Bau oder zur Umgestaltung des Chores geschritten wurde.

Eine mehr verschiedene Geschmacksrichtung und vielleicht dreifache Decorationsweise scheidt sich im Masswerke der beschriebenen Fenster zu verrathen. Der Meister des Chors gebrauchte, mit Ausnahme des absichtlich reicher gestalteten Mittelfensters, nur einfache Wiederholungen derselben Grundfiguren; dagegen haben die nächsten drei Fenster des südlichen Seitenschiffes eine theils wohlgerathene, theils sichtlich gezwungene Zusammenstellung mehrerer Formen, und nur in den untern Bögen etwas Gemeinsames; die übrigen vier Fenster verrathen einen ganz abweichenden, leicht und graziös zeichnenden Formensinn, dem bereits auch später gangbare Combinationen geläufig waren und es ist möglich, dass die Füllungen dieser Fenster in der Reihe der eben besprochenen Bauperiode den spätesten Platz einnehmen.

Die ursprüngliche Anordnung des westlichen Theiles der Kirche ist nicht mehr zu ermitteln; der alte, nach einer vorhandenen Abbildung viereckige sehr hohe Thurm, welcher wahrscheinlich die ganze Breite des Mittelschiffes einnahm und in Folge wiederholter Brände vielfach überbaut sein mochte, musste wegen Baufälligkeit vor etwa siebenzig Jahren sammt den zu beiden Seiten anliegenden Theilen der Kirche abgetragen werden, wobei die Nebenschiffe mit Interimsmauern abgeschlossen wurden. Es lässt sich daher nicht mehr angeben, ob der Thurm den Haupteingang in die Kirche enthielt, und auf welcher Seite er sich gegen dieselbe öffnete; denn die westliche Schlussmauer des Mittelschiffes trägt keine Spuren einer ehemaligen Öffnung; sie war, eine Stiegeuthüre auf dem Orgelchore abgerechnet, wohl seit mehr als dreihundert Jahren gänzlich geschlossen, wie die unter dem letzteren aufgestellten alten Kirchenstühle beweisen. Bei dem bereits vorhandenen Neubau des Thurmes ist jedoch auf ein Hauptportal angetragen, das mittelst einer langen Halle an der Stelle der Kirchenstühle in die Kirche führen wird. Beständ sich aus der Disposition dieses Baues auf das chedem Bestandene schliessen, so trat der Thurm über die Westfront der Kirche fast mit der Hälfte seines Grundmasses hervor, und hing mit dem Mittelschiffe nur durch Quermauern zusammen, in welchen sich wahrscheinlich Eingänge in die uebenanliegenden Nebenhallen, die heil. Grab- und Taufcapelle, öffneten. Diese bildeten keine unmittelbare Fortsetzung der Nebenschiffe, sondern waren von diesen durch niedrigere, stark vortretende, einfach abgegränzte Scheidebögen getrennt.

Eben so Weniges kann über die Fenster des nördlichen Seitenschiffes gesagt werden; mit Ausnahme jenes in der östlichen Stirnmauer waren solche wahrscheinlich nie vorhanden, da die nebenliegenden Capellen bereits im vierzehnten Jahrhunderte errichtet wurden, und weder von innen noch von aussen selbst an der einzigen freien Stelle neben der Vorhalle Spuren von Fensteröffnungen sichtbar sind. Auch das nördliche Fenster des Chores wurde schon

frühzeitig geschlossen, wie das allem Anseheine nach alte Mauerwerk der Ausfüllung beweiset.

Einer dritten Bauzeit gehören die beiden, dem nördlichen Seitenschiffe angebauten Capellen des h. Georg und der Aussätzigen an, welche letztere gegenwärtig als Sacristei benützt wird. Sie diene, wie schon der Name zeigt, ursprünglich nicht diesem Zwecke; die Tradition verlegt die Sacristei auf die städtische Seite, wo in der östlichen Schlussmauer des Seitenschiffes eine jetzt geschlossene alte Thüre noch vorhanden ist, und ein niedriger Anbau erst in späterer Zeit abgetragen wurde, um desswillen mehr als die Hälfte des hier befindlichen grossen Fensters vermanert wurde. Die Nachricht über die Widmung der Aussätzigen-Capelle gründet sich auf ein daselbst noch aufbewahrtes Ciborium mit der Aufschrift: „*capella leprosorum*“, und erscheint auch durch die Verhältnisse jener Zeit beglaubigt. In Folge des lebhaften Verkehrs mit dem Morgenlande während der Kreuzzüge hatte sich auch der dort heimische Aussatz nach Europa verbreitet, und machte an sehr vielen Orten eigene Anstalten zur Absonderung der von der schrecklichen Krankheit Ergriffenen notwendig, die sich auf den Gottesdienst erstrecken mussten. Die eben erwähnte Capelle ist daher ihrem Zwecke gemäss schon in der Anlage als selbständiges Kirchlein behandelt, zur Abhaltung eines abgesonderten Gottesdienstes mit den nöthigen baulichen Einrichtungen versehen, und steht bloss mittelst einer kleinen Thüre mit der Kirche in Verbindung; möglich, dass vor der Errichtung der Georgcapelle noch ein abgesonderter Eingang vorhanden war und jener in die Kirche erst später geöffnet wurde. Die Capelle ist ohne eigene Mauer der Kirche angefügt und sehr einfach gehalten. Die Kreuzgewölbe haben nur mässig vortretende Gurten, welche auf zierlich geklebten eckigen Consolen ruhen; unter diesen laufen an den Langwänden noch kräftige gothische Gesimse hin. Nur das dreiseitige Chörlein, dessen eine Seite in der sich dem Nebensehiffe der grossen Kirche anschliessenden Mauer verborgen ist, wurde sorglicher ausgestattet; die Rippen ruhen auf Halbsäulen mit runden Platten und Capitälen, deren Laub sich mit schwachem Relief nur wenig über den Säulekörper erhebt. Der runde Schlussstein enthält ein Relief mit dem



(Fig. 14.)

Brustbilde des Heilandes, dessen auffallend weiche Formen und muschelartig geriefter Heiligenschein noch an ältere Weise zu erinnern scheinen (Fig. 14). Es ist noch zu erwähnen, dass die Gewölbe der Capelle ursprünglich nicht die gegenwärtige Höhe und Steilheit der Bögen erhalten

sullen; stehen gebliebene Ansätze von Bögen sind auf ein wenigstens um den vierten Theil niedrigeres Gewölbe berechnet.

Besehenswerth ist das in der nördlichen Mauer angebrachte Waschbeken (*piscina*); der Styl der Composition

und Ornamentik geben dem kleinen 11 Fuss hohen Steinwerke die Bedeutung eines in sich abgeschlossenen, der Kirche ganz fremdartigen Denkmals. Es ragt boeh-reliefartig mit seiner halben Dicke aus der Wandfläche hervor; die einzelnen architektonischen Theile, scheinbar einander fremd, auf barocke Weise behandelt und zusammengestellt, dienen fast nur zur Folie eines reichen Pflanzenschemkes, der in eigenthümlicher, mitunter gestreichter Auffassung der Formen, Giebel, Kanten und Spitzen überwuchert. Bei dieser absichtlich zur Schau getragenen Ungedenkenheit des Styls, dem Widersprache schwerer architektonischer Formen und leichten Ornamentes ist es schwer, das Alter des interessanten Werkes näher zu bestimmen. Das äussere Ansehen, die starke Besehdigung und Verwitterung sprechen für ein hohes Alter, der Styl der grossen Bossen am mittleren Giebel und den Kreuzblumen ist sogar dem Laube an einem der Mittelschiffsepitale verwandt oder nachgebildet; doch dürfte nach den ausgeschweiften Linien der Knäufe und dem Missverhältnisse der einzelnen Theile die Errichtung oder wenigstens starke Ergänzung in eine spätere Zeit fallen, wo die reine Strenge gothischer Formen bereits einer willkürlichen Behandlung gewichen war. Der an der Epistelseite angebrachte Wandsehrauk, mit einem schweren, hohen Baldachin bedeckt, zeigt in seinen ausgeschweiften Bögen und dem knorrigen Laubwerk die gothische Spätzeit.

Das Alter der Capelle, von welcher man nicht einmal mehr den Namen des hl. Patrons kennt, reicht bestimmt in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts; sie ist jedenfalls älter als die nebenstehende Capelle, aber später als das nördliche Seitenschiff. Die im Ganzen rohe, hoehalterthümliche Behandlung, die spärliche Beleuchtung, das Licht nur durch 2 schmale, im Abhussende befindliche Fenster mit wölbeförmigen gothischen Füllungen einfällt, lassen sich durch den besonderen Zweck der Capelle erklären, der keinen grösseren Aufwand erforderte. Wie lange selbst dem abgesonderten Gottesdienste gewidmet gewesen, ist bei dem Mangel aller Nachrichten kaum mehr zu bestimmen; das erwähnte heilige Gefäss mit seiner im Innern angebrachten Inschrift stammt, der Form nach zu urtheilen, aus dem vierzehnten Jahrhunderte; am westlichen Ende der Capelle steht noch eine alte hölzerne Tribune, welche ohne Zweifel für die Orgel oder den Sängerböhr eingerichtet wurde, vielleicht hörte der gottesdienstliche Gebrauch der Capelle erst mit der Einführung des Protestantismus vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts auf.

Ein zuverlässiges Datum für die Entstehungszeit der St. Georgs-Capelle bietet ein in derselben liegender Grabstein mit der Umschrift: „*anno dni mil. ccccxx in octava corporis xpi obiit georgius plebanus fundator hujus capelle orate pro eo*“. Es ist daher anzunehmen, dass diese Capelle ungefähr im dritten oder letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts errichtet wurde, und zwar zu einer Zeit, wo bereits das nördliche Seitenschiff und die

anastossende Saeristei bestanden. Denn die erstgenannte Capelle hat im Süden und Osten keine eigenen Mauern, sondern ist an jene der beiden anderen Bauten angelehnt; ferner ist das östliche bis in den äussersten Winkel gerückt, wo es der Vorsprung der Capellenmauer allein erlaube, und das alte Treppenhürchen, welches auf das Kirchendach ehemals führte, ist offenbar älter als die Capelle, da es mit seinen Gesimsen und Fenstern offenbar für den Aussenbau bestimmt ist und das Capellengewölbe sowie den späteren Oberbau durchbricht. Die Capelle ist ein äusserst schlechter, düsterer Bau, und bietet nichts Bemerkenswerthes; die roh gekehlten noch wenig vorspringenden Rippen der hohen Kreuzgewölbe ruhen auf eben so einfachen halbrunden Consolen. Eine kräftig gegliederte Spitzbogentür mit aus der sehr ägrienen Linie beschriebenen kreisrunden Kehlen und Halbsäulen führt in die nördliche Vorhalle.

Diese Vorhalle enthält das nördliche Portal der Kirche und ist ein Aggregat der verschiedenartigsten Bauformen, so dass deren dunkles Verhältniss unter sich und zu dem benachbarten Capellenbau bei dem gänzlichen Mangel urkundlicher Daten kaum mehr zu entwirren ist. Das innere Portal mit seiner strengen Bildung ist ohne Zweifel mit den älteren Theilen der Kirche gleichzeitig. Die Gliederung der Wände und des nassig hohen Spitzbogens ist aus kräftigen Rundstäben mit und ohne Plättchen, zwischen welchen ziemlich tiefe Kehlen liegen; die Profilirung ist noch ohne die später mehr ausgezogene Form und nähert sich reinen Halbkreisen. Die Glieder nehmen nach innen, die perspectivische Verjüngung nachahmend, an Stärke ab, und sitzen ohne Basen auf rechtwinkligen, in vier Abstufungen zurücktretenden Untersätzen. Die feinen scharfen Bändchen, welche den Körper der Stäbe von den Capitalen trennen, sind auf allen Kehlen durchgeführt; das noch ziemlich steife Blätterwerk der Capitale hat ein sehr mässiges Relief ist aber tief unterhöhlt und gibt ihnen eine so starke Ausladung, dass die einzelnen Blättergruppen und die fein gegliederten Deckplatten dicht an einander stossen. Das Ganze wird von einem rechtwinkligen Giebel mit einfachen Gesimse abgeschlossen und lehnt mit kleinen Halbgiebeln an die Hinterwand. Das Bogenfeld oberhalb der mit geradem Sturz abgeschlossenen Thür enthält Spuren alter Malerei. Das Portal macht bei seinen eilten Verhältnissen den Eindruck schlechter Ruhe, und erinnert lebhaft an die Übergangsformen der Portale zu Arnstadt in Sachsen.

Das äussere Portal der Vorhalle selbst, von gleicher Grösse und Anordnung mit dem eben beschriebenen, zeigt theilweise in den Profilen seiner Glieder und den sehr nüchternen Capitalornamenten fast noch strengere Formen; ausserdem unterscheidet es sich durch die runden Sockel und fein gegliederten zierlichen Basen der Rundstäbe, es scheint daher mit dem inneren ein gleiches Alter zu haben. Beide Portale sind, um für die breiten Wandungen einen grösseren Raum zu gewinnen, bedeutend vor die Hinterwand

gerückt; das innere Thor steht, einen kleinen Massfehler abgerechnet, genau in der Mitte der Vorhalle und fast gerade gegenüber dem äusseren, dass an der Aussenwand dicht neben dem Eckpfeiler der Georgs-Capelle gerückt ist.

Das zierliche Netzgewölbe der Vorhalle gehört der spät-gothischen Periode an. Die feinen gekehlten Rippen schneiden sich beim Zusammentreffen und ruhen auf zierlich profilirten Consolen mit gekreuzten Stäben. Wahrscheinlich trat dieses Gewölbe an die Stelle eines älteren, oder einer Holzdecke, und gehört zu den jüngsten Bautheilen der Kirche, vielleicht derselben Zeit, als die südliche Vorhalle errichtet wurde¹⁾.

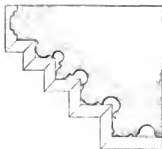
Dass die Vorhalle im Ganzen ein alter, vielleicht der ursprünglichen Kirchenanlage angehöriger Bau sei, bezeugt das hohe Alter der beiden Portale. Überdies war für das Cultus-Bedürfniss, namentlich bei der hl. Taufhandlung, für Pfarrkirchen eine besondere Vorhalle unentbehrlich, und musste daher wohl gleichzeitig mit der Kirche hergestellt werden, was bei der eben besprochenen der Fall gewesen sein mag. Die Zwischenwand der Georgs-Capelle und der Vorhalle ist gemeinschaftlich, und es ist wahrscheinlich, dass eben der mässige Raum zwischen der letzteren und der Saeristei zur Errichtung der Capelle die nächste Veranlassung gegeben habe. Die Ecken derselben wurden mit diagonal gestellten Strebepfeilern verstärkt, und da für jenen an der Vorhalle kein Raum war, so wurde er in die Mauer derselben eingelassen, daher er nur zum Theil sichtbar hervortritt. Wiewohl nun beim ersten flüchtigen Ansehen des stark verwitterten Pfeilers es fast zweifelhaft ist, ob er in die Mauer der Vorhalle verbaut wurde, oder diese ihn vielmehr beim späteren Bau in sich aufnahm, so ist doch der letzteren Annahme der Umstand entgegen, dass das innere unbestreitbar ältere Portal genau in der Mitte der Vorhalle liegt, beide Seitenmauern daher mit Rücksicht auf dasselbe angeordnet wurden, ferner das augenscheinlich gleiche Alter beider Portale, indem nicht angenommen werden kann, dass man sich im späteren Mittelalter, vom Geiste der Zeit abweichend, mit einer slavischen Nachahmung älterer Formen befasst hätte.

Das letzte Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts fügte wahrscheinlich zu unserer Kirche den letzten Anbau, und gab ihr in der Herstellung der bedeutsamen Grundgestalt des h. Kreuzes wenigstens im Aeussern die letzte Vollendung; möglich dass eine solche unmittelbar beabsichtigt, und demnach die Stelle der nördlichen Vorhalle gegenüber mit Vorbedacht gewählt wurde; denn das ältere Südportal befand sich weiter östlich und wurde nach Eröffnung des gegenwärtigen als überflüssig vernommen.

¹⁾ Das Wappen auf einem der Schlusssteine gehört der im XV. Jahrhundert erbauten Familie der Turzo, von welcher die Kirche mit vielen Wohlthaten bedacht worden sein soll.

Die südliche Vorhalle trägt im Innern und Äussern die deutlichsten Spuren ihrer späten Entstehung. Die Sterngewölbe der quadratischen unteren Halle und der oberen Empore übergehen fast in ein geripptes Kuppelgewölbe, auch die gekahlten Rippen deuten besonders bei der letzteren durch stärkeres Hervortreten auf eine viel spätere Zeit; der zierliche Schlussstein der Empore ist rein decorativ gehalten. Die durchbrochene Brustwehr derselben enthält eine nicht unschöne, kräftig profilierte Combination von Fischblasen, hingegen ist die Zusammensetzung des tragenden Gesimses wegen Mangel schattengehender Kehlen sehr matt; sie besteht nur aus Viertelstäben und wenig ausladenden Platten. Auch die schrägen Wände des in die Kirche geöffneten Spitzbogens entbehren, nur einfach angekehlt, jeder bewegten Gliederung.

Das südliche Portal besitzt eine überraschend reiche Entfaltung des spät-gothischen Styls (Fig. 15). Der Wechsel von Rundstäben und Kehlen und das rechteckige Basament des nördlichen Portals ist zwar beibehalten, allein die Profilinie ist schon fast übermässig geschwungen und ausgezogen. Die weitausladenden Capitüle zeigen das äppigste Formenspiel in dem theilweise ideal gezeichneten und mit grosser technischer Virtuosität



(Fig. 15.)

ausgeführten Laubwerke; besonders interessant ist der Vergleich zwischen den Capitulen der rechten Reihe und jenen der älteren Portale. Während bei diesen der Blumenschmuck bei schlechter Zeichnung auch in der plastischen Ausführung auf das unangenehmlich Nothwendige beschränkt ist, scheinen bei jenen dieselben Motive die Natur selbst an Rundung und Schärfe übertreffen zu wollen, wobei jedoch überall das so häufig Knorrige und Dürre der spät-gothischen Ornamente glücklich vermieden ist. Nur die flachgewebten Masken in den Kehlen vertragen eine monströse Verwirrung des Geschmacks und stören den sonstigen Eindruck weicher Eleganz. Die feingegliederten Decksimse folgen den Profilen der Säulen und Kehlen, die innerste Kehle des Spitzbogens ist mit zartem Laubwerk ausgefüllt, das reich gegliederte leichte Masswerk des grossen Bogenfeldes besteht noch aus den einfachen Kreisformen der älteren Zeit. Das Portal ist ungeachtet des gänzlichen Mangels an dem sonst üblichen Figuren- und Baldachinschmuck ein wahres Prachtwerk, bei dem ältere Formen zur möglichsten, noch die Grenze der Mässigung einhaltenden Opulenz durchgebildet wurden.

Der oben beschriebene Vorhallenbau ist der westlichen Empore im mittleren Kirchenschiffe so nahe verwandt, dass beide mit allem Grunde derselben Zeit, ja demselben Meister zugeschrieben werden müssen.



(Fig. 16.)

Die Empore lehnt sich mit ihrer Fronte an die beiden letzten Pfeiler und ruht auf achteckigen, nur etwa 14" starken Pfeilern (Fig. 16), die an den Kanten mit dünnen Halbsäulchen besetzt sind und sehr zierliche Soekel haben. An der Vorderkante der zwei mittleren Pfeiler sitzen auf den abgeschnittenen Säulchen nach vertiefte Nischen mit zart behandelten, die Holzsculptur umschlingenden Consolen und hohen, etwas schweren Verdachungen. Die mehrfach ausgekehlten Bögen (Fig. 17)



(Fig. 17.)



(Fig. 18.)

entwickeln sich ohne Vermittlung von Capitulen aus den Pfeilern und Bundstäben, die leichten Gewölbe haben schwache Rippen (Fig. 18) und ein zierliches Sternnetz. Das Ganze wird von einem kräftigen, wohlgegliederten Gesimse und einem Bogenfries gekrönt, jenem an der Aussenseite der südlichen Vorhalle gleich; auch die Brustwehr stimmt in Anordnung und Ausführung mit jener der südlichen Empore vollkommen überein. Neben den mehrfach angebrachten Wappenschilten Ungarns und der Stadt

Leutsehan ist auf dem mittleren zierlichen Vorsprunge auch das Wappen der Jagelloniden, K. Wladislaw's II. und Ludwig's II. Wenn nicht der ganze Bau, so dürfte wenigstens die Vollendung in die Regierungszeit K. Wladislaw's (1490 — 1516) und zwar in die letzten Jahre des fünfzehnten Jahrhunderts fallen, weil später, namentlich unter K. Ludwig II. die Renaissance sich immer mehr geltend machte, von welcher jedoch auf der Empore noch keine Spur vorhanden ist. Der Bau der südlichen Vorhalle oder wenigstens des Portals wäre jedoch mit mehr Wahrscheinlichkeit in die Zeit K. Matthias (1458 — 1490) hinaufzurückeln, da der mit seinem Wappen und jenem seiner Gemahlin Beatrix versehene Altar an der Stelle des vermauerten Eingangsthores steht und einen gemauerten, augenscheinlich gleichzeitigen Altartisch hat. Überdies berichtet die Überlieferung, dass Wladislaw II. bei seiner Anwesenheit in Leutsehan den Gottesdienst in der südlichen Empore für sich einrichten liess, von dem noch daselbst ein zierlicher Altartisch übrig geblieben ist. Diese Empore muss also damals bereits bestanden haben; es kann aber bei dem geringen Unterschiede der Jahre und der auffallenden Stylerwandtschaft unbedenklich angenommen werden, dass selbe und der Orgelchor von einem und demselben Werkmeister aufgeführt wurden.

Das Äussere der Kirche, wovon auf Taf. II die Südseite abgebildet ist, bietet gleich dem Innern den Eindruck gemessener, nur auf die streng constructiven Elemente beschränkter Einfachheit und Solidität. So weit es der abshüssige Boden erlaubte, etwa bis in die Mitte des Langhauses, ist der östliche Theil mit einem starken Fussgesimse in der Form des umgekehrten Karnisses eingefasst; das Dachgesims besteht aus dickem Wulst und einfacher hoher Platte. Die kahlen Wände werden von starken Strebepfeilern, die in drei oder vier Absätzen bis nahe an das Dach emporsteigen, unterbrochen; sie endigen theils in Wasserschrägen, theils mit schmucklosen Giebeln. Manche der ersteren haben eingebogene Formen, wahrscheinlich bei späteren Ausbesserungen, erhalten, da die Steine ihrer Deckung noch ein weniger verwittertes Aussehen haben, als jene der anderen Strebepfeiler. Die Fenster imposiren durch ihre Grösse und die schon von aussen auffallenden kräftigen Füllungen, ja sie erscheinen fast übermässig hoch, besonders jene des Chorschlusses, von welchen die Wände fast vom Dache bis tief hinab durchbrochen werden. Dieses weniger günstige Verhältniss scheint hauptsächlich von dem Mangel einer Bekrönung der Mauern und Strebepfeiler mit Gallerien, Spitzthürmchen u. s. w. herzurühren, und wird bei der gegenwärtigen unpassenden Bedachung noch mehr auffallend.

Eine reichere Ausstattung hat man den Aussenbau der südlichen Vorhalle zugeordnet, die aber bei dem grossen Abstände von dem Decorationssysteme der übrigen Kirchentheile den Bau zugleich als eine fremdartige, spätere Zuthat charakterisirt. Die schrägen Wände des äusseren sehr grossen Portales sind verhältnissmässig schmal und schwächlich gegliedert, die flankirenden Fialen unbedeutend, der Spitzbogenfries unter dem Fenstergesimse tritt gar wenig aus der Wand hervor, wie das Leistenwerk und die gekreuzten Bögen an den schlanken Eckpfeilern, so dass das sämmtliche Ornament schon in geringer Entfernung unwirksam verschwindet. Auch bemerken wir, dass das Masswerk der oberen breiten Fenster ohne Zweifel erst bei einer späteren Restauration eingesetzt wurde, trockene, sich schneidende Kreislinien, mit flachem Profil, beidene manjed überflüssige Bewegung mittelst Pässen u. s. w. vermied.

Mittelalterliche Baudenkmale in Trient und einigen lombardischen Städten.

Von Alois Messmer.

(Schluss.)

Der Dom ist in seinen älteren Theilern ein interessantes Denkmal der italienisch- oder näher lombardisch-gothischen Bauweise, in seiner neuern Vollendung ein Muster anmuthiger Renaissance. Der Bau wurde 1396 von Lorenzo de Spazi begonnen und erhielt fast ein Jahrhundert später seine Fassade; Tommaso Rodari fügte (laut der aussen am Chor angebrachten Inschrift) nach 1513 die neuen Theile hinzu. Die Anlage ist dreischiffig, Kreuz und Chor im halben Zahn-eck geschlossen, über der Vierung eine schlauke Kuppel,

Das sehr niedrige Dach wurde nach dem grossen Brande im Jahre 1849 aufgesetzt, soll aber dem Vernehmen nach bald durch ein neues, stylgemässes ersetzt werden.

Die Consolen dieser Fialen sind jenen in der nördlichen Vorhalle ganz gleich, daher wahracheinlich gleichzeitig.

Ingeachtet dieser Mängel macht der Bau mit seiner originellen, in leichte Verhältnisse gehaltenen Anordnung eine gute Wirkung, und lässt nur zu wünschen übrig, dass die passend gewählte Decoration mit der gehörigen Energie ausgeführt worden wäre.

Die Nordseite der Kirche ist mit neueren Zuthaten grösstentheils verbaut. Über der Georgs-Capelle und der Vorhalle wurde im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert ein neues Stockwerk errichtet, welches das Archiwgewölbe und das Balgenhaus der grossen Orgel enthält. Der Bau ist ganz schmucklos, nur mit viereckigen gekuppelten Fenstern versehen; dagegen wurde demselben an der Ostseite ein sonderbar combinirter Giebel mit mehreren Reihen flacher Spitzbogennischen, durchbrochenen Schlussgalerien und dreieckigen Pilastern aufgesetzt; der westliche Giebel hat bloss einfache spitzbogige Fialenrisen.

Von sonstigen störenden Anbauten ist das Äussere der Kirche verschont geblieben, und stellt sich namentlich auf der Südseite als ein in sich ziemlich imposanter Bau dar, der nur auf der Westseite eines würdigen Abschlusses bedarf. Auch das Innere hat sich mit Ausnahme weniger Zwischenbauten in seiner unversehrten Gestalt erhalten. Nach der Einführung des evangelischen Gottesdienstes wurden nämlich, dessen Bedürfnisse gemäss, zwischen die letzten Pfeiler des nördlichen Seitenschiffes, gegenüber der Kanzel, Emporen hineingebaut, dieser Theil des Seitenschiffes überwölbt, und ungefähr im Jahre 1626 in den dritten Schwibbogen die grosse Orgel versetzt. Dieses überreich mit harocken, doch geschmackvollen Holzschneitzereien bedeckte kolossale Werk reicht fast an die Wölbung des Mittelschiffes und beeinträchtigt dadurch den Überblick des nördlichen Kirchentheiles, so dass nur die Südseite den ersten, fast melancholischen Eindruck des in düsteres Zwielicht gehüllten Langhauses geniessen lässt.

die erst im vorigen Jahrhundert von Juvara hinzugefügt wurde. Im Innern gehört nur das Schiff dem ältern Baue an. Je vier freistehende Pfeiler, wozu noch der an der Eingangswand und die der Vierung kommen, scheiden die Schiffe und schliessen die Spitzbogen ein. Beinahe nur diese Spitzbogen erinnern gelinde an das Grundgesetz der gothischen Architectur, im Übrigen ist alles gut italienisch: die Bildung der Pfeiler, die geringe Überhöhung des Mittelschiffes, das die Seiten nur ungefähr ein Viertel übersteigt, endlich die

Weiträumigkeit. Merkwürdiger Weise sind die heiden Pfeiler am Eingange enger an einander gerückt (15—16 Schritt) und daher auch die Bogen steiler. Aber das sagte dem einheimischen Geschmacks nicht zu, daher wurden die übrigen Pfeiler fast um ein Drittel (22 Schritt) weiter gestellt. Die Verhältnisse der Breite (18 Schritt im Neben-33 im Mittelschiff) zu diesem Pfeilerabstand geben dem Ganzen etwas behaglich Breites. Die Bildung der Hauptpfeiler ist eigentlich ganz romanisch: ein viereckiger Kern, dem vier Halbsäulen vorgelegt sind, die Basis steil attisch ohne Eckblatt, die Capitale gleichfalls romanisierend mit reichem Schmuck an Laubwerk und Figuren, der sich in drei Kränzen herumlegt, auch die Pfeilerrecken bedeckend. Nur die Bildung des Laubwerks erinnert einigermaßen an die gotischen Knollen. Über dem Kämpfer auf dem Capital setzt sich die Vorderseite des Pfeilers fort und trägt über ihrem Capital und Kämpfer die Gurten des Hauptgewölbes. Die Pilaster in den Nebenschiffen sind genau die Hälfte der Hauptpfeiler. Die Fenster der Seiten sind beim Umbau modernisirt und die Oberlichter des Mittelschiffs durch Erhöhung der Seiten gehlendet worden. Kreuz und Chor gehören dem Bau des Rodavi an und sind ungemein gross und glücklich gedacht. Eine doppelte Säulenordnung umzieht die Wände und schliesst eine doppelte Reihe Fenster ein, von denen besonders die oberen dreitheiligen Rundbogenfenster von glücklichen Verhältnissen ganz etwas anderes sind, als die belichteten Oelssaugen, die manche neuern Architekten nicht vermeiden zu können glauben. Die Wände haben einfache Zier-Rosetten von Stein und die Wölbung Cassetten. Die innere Ausstattung hat mit wenigen Ausnahmen, z. B. zweier Löwen, die die Weihbrunnbecken tragen, meistens den Charakter der Frührenaissance; namentlich sind viele Sculpturen (Grahmonumente, ein prachtvoll aus Holz geschnitzter Altar u. s. w.) aus jener Periode erhalten. Man merkt im Innern kaum ein Missverhältnis zwischen den ältern und neuern Bestandtheilen; weil das Alte so wenig gothisch ist, verträgt es sich ohne viel Umstände mit dem Neuen. — Am Äussern ist noch die Façade im mittelalterlichen Style erhalten. Ihre Einschübung entspricht im Allgemeinen wohl den Schiffen, mit bedeutend erhöhtem Mitteltheil, reicht aber ein gutes Stück über die Kirche hinauf. Die Schiffe sind von wenig vortretenden Pfeilern flankirt, die oben hinauf zu lauter muschelförmig geschlossenen Nischen für Heiligenstatuen ausgehöhlt sind und in Spitzthürmchen ausgehen. Auf dem Mittelgiebel ist ein Rundthürmchen aus kreisförmig gestellten Säulen von reichster Renaissancegotik aufgebaut, das wie eine Prachtkrone aussieht. In die Seitenschiffe führen eingetieft Portale mit gewundenen Säulen und schön gemisselten Bogen, darüber je ein Fenster. Das Mittelportal ist ein besonderes Prachtstück im Rundbogenstyl. Ausser den äusseren Flankensäulen und dem Thürhand innen stehen in der Laibung noch drei Säulen von gewundener Gestalt und

die darzwischen vortretenden Wändecken mit den entsprechenden Bogen. Auf dem Sims der Archivolte steht noch ein zweiter Bau, fünf Nischen mit den Bildern der Stadtpatrone, dreieckig geschlossen, und dazwischen Fialen mit kleineren Statuen, alles von einem Rundbogen mit Bossen eingefasst. Diesen Oberbau begleiten zwei Fenster, darüber befindet sich eine herrliche, reich eingefasste Rose von zwei concentrischen Ringen, von kleineren Nischen mit Heiligenstatuen umgeben. Die ganze Façade besteht aus weissem Marmor. Merkwürdig für die Sinnesweise der Stadt sind die Denkmale der heiden Plinius, deren Vaterstadt zu sein sich Como rühmt; die zwei Statuen in sitzender Stellung befinden sich in prächtig verzierten Renaissanceischen neben dem Hauptportal, gleichsam als die vornehmsten Patrone der Stadt und der Kirche. Diese, wie die zahlreichen übrigen Sculpturen tragen meistens sehr auffallend den Charakter der Frührenaissance, eine etwas magere, unbeholfen schüchterne, dabei aber naive Bildung. Auch über die Aussenseite der Schiffe hat sich die heitere Fülle der Frührenaissance verbreitet, die Fenster mit ihrem Schmuck umzogen und die Thürmchen auf den Pfeilern auf ihre Weise umgearbeitet. Am Kreuz und Chor ist nichts mehr von mittelalterlichen Reminiscenzen zu bemerken. Wie entschlossen die Renaissance hier zu Werke ging, sieht man unter andern an den sogenannten Wasserspeiern, die in nackte Gestalten mit Urnen verwandelt sind.

Nördlich am Dom steht das alte Stadthaus, der *Broletto*, nach einer Inschrift 1215 vollendet. Die Vorderseite zeigt im untern Stockwerke eine offene Halle von drei stumpfen Spitzbogen auf schweren achteckigen Säulen, durch einen Spitzbogenfries gekrönt. Darüber sind eben so viele Rundbogenfenster von je zwei Säulchen und runden Wulsten eingefasst, jedes durch Säulchen wieder in drei kleinere getheilt. Vor dem mittlern befindet sich der Balcon, die *parlèra*. Ein Fries darüber schliesst den alten Bau. Der Aufsatz über demselben ist eine moderne Misshandlung. Dieser Bau besteht aus Schichten weissen und schwarzen Marmors mit einer Lage rothen dazwischen. Nördlich schliesst sich der Thurm mit der Uhr an. Die Hinterseite zeigt statt des Thurmes einen Bogen und ein Fenster mehr. Das Ganze sieht jedenfalls malerisch und poetisch aus. Der Vortheil springt besonders in die Augen, wenn man die bodenlos nüchternen Säulenhallen mit Häuserkaten darauf ansieht, die sie in der Nähe zur Verschönerung der Stadt gebaut haben. — In der Umgebung des Sees sieht man hier und da einen mittelalterlichen Kirchturm, jenen von S. Carpoforo und Abondio ähnlich, von der Höhe herabsehend.

VI. Pavia.

Das alte Trierum war bekanntlich die begünstigste Hauptstadt der longobardischen Könige, behauptete den ersten Rang unter den lombardischen Städten auch noch

unter den nächsten karolingischen und einheimischen Königen, die hier gekrönt wurden, und selbst zur Zeit der Ottone wird man kaum eine Stadt finden, die für sich und ihre Gotteshäuser so viele kaiserliche Privilegien aufzuweisen hätte, wie Pavia. Wie ungern sie diesen Rang an Mailand abgab, beweist der tödtliche Hass, der durch das ganze Mittelalter zwischen beiden Städten bestand und der namentlich bei der Zerstörung Mailands durch Barbarossa die Pavesen zu den eifrigsten Werkzeugen der Zerstörung machte. — Weil die Geschichte nur namhafte longobardische Bauten in dieser Stadt erwähnt und Kirchen mit denselben Namen und von sehr alterthümlichem Aussehen auch heute noch in der Stadt existiren, so nahm man nach Agincourt's Vorgang diese Kirchen ohne weiters als longobardische Erbschaft, bildete sich darnach einen Typus des longobardischen Baustyls und reichte nun eine Menge anderer Kirchen von ähnlichem Charakter in diese Classe ein. Der Ausgangspunkt war die berühmte Kirche *S. Michele*, die man bis ins höchste Alterthum hinaufrückte. In der That bestand eine Kirche dieses Namens bereits im sieben-ten Jahrhunderte unter König Grimwald und wird im achten unter König Luitprand wieder genannt. Ihre nächstfolgende Erwähnung — nun *S. Michael major* — fällt ins Jahr 950, wo König Berengar und sein Sohn Adalbert in dieser Kirche die Krone von Italien erhielten¹⁾. Gleichfalls war sie die Krönungsstätte Kaiser Heinrich's II. 1004 und dann 1155 Friedrich's I. (*Murat. Annali. ad. b. s.*). Aber mit Recht wirft Cordero di S. Quintino²⁾ den Zweifel auf, ob die Michaelskirche des X. Jahrhunderts und noch mehr jene des XII. identisch mit jener des VII. Jahrhunderts sei? Pavia wurde 924 von den Ungarn total eingeäschert, wobei 43 Kirchen zu Grunde gingen. Noch einmal bei Gelegenheit jenes Aufrubs, von dem Kaiser Heinrich seinen hinkenden Fuss davontrug (*s. Murat. Ann.*), verbrannte der, der Kirche hensehbare königliche Palast sammt der Stadt, und es ist keineswegs wahrscheinlich, dass die Kirche beidemal der Zerstörung entging. Andererseits macht der bekannte Um- und Aufschwung des Kirchenbaues nach dem Beginn des zehnten Jahrhunderts und die Ähnlichkeit des Styls mit solchen Kirchen, die mit Sicherheit aus dem XI. und XII. Jahrhundert stammen, einen Umbau in dieser Zeit mehr als wahrscheinlich, wenn die Bauzeit auch nicht genau zu bestimmen ist. Nach diesen Andeutungen mögen nun einige charakteristische Merkmale des Baustyls dieser Kirche folgen. Sie ist dreischiffig, kreuzförmig, mit achteckiger Kuppel über dem Kreuz und erböttem Chor über der Krypta; ihre Länge beträgt nach Gally Knight 189 Fuss, ihre Breite 81. Auch die Krypta bildet einen Mittel- und Nebenräume, welche durch Säulen von jenem getrennt sind und

um ihn herumgehen. Die Schiffe scheiden vier Pfeiler in Halbsäulen, die Kreuzgewölbe tragen; über den Seitenschiffen sind Emporen, etwas schlanker und leichter als jene in S. Ambrogio in Mailand. Die Kreuzarme sind mit Tonnengewölben gedeckt und geradlinig geschlossen; ihre Wände haben blinde Rundbogen. Die Zwickel der Vierung, auf denen die Kuppel ruht, sind ausgerundet. Das Presbyterium umfasst eine Travée und die halbrunde Tribune. Die Fassade ist durch Pfeiler mit Halbsäulen in drei Theile getheilt; an dem flach ansteigenden Giebel läuft eine Säulengallerie treppenförmig empor. Drei Rundbogenportale, das mittlere grösser und alle ungemein reich geschmückt, führen in die Schiffe. Darüber an den Seitenschiffen je ein, im Mittelschiff drei getheilte Rundbogenfenster, die eine Art äusseres Triforium bilden. Die übrigen alten Fenster sind vermauert. An den Wänden sieht man Schichten figurirter Steine mit allerlei rohen Thier- und Menschengestalten aus einer wild-nordischen Phantasie, die dem Ganzen ein eigen phantastisches Ansehen geben. Die Seiten zeigen nichts Besonderes; die Fenster der Nebenschiffe sind meist vermauert, die des Mittelschiffes rundbogig, von Säulen flankirt. Die südliche Front des Kreuzes hat Halbsäulen, die bis zum Fries aufsteigen; die nördliche sieht viel alterthümlicher und willkürlicher aus; seltsam nimmt sich besonders ein über dem Portal gezogener Sims aus, auf dem zwei Halbsäulen mit einem Rundbogen stehen. Die Kuppel ist von einem Säulengang umzogen, der auch die Stirne der Apsis gelegigt ist. — Dieser Kirche am nächsten an Alterthum und Berühmtheit steht *S. Pietro in ecclo d'oro*, welche ehemals das Grabmal des Bruthius, des Königs Luitprand und vor deren Übertragung in den Dom auch die Reliquien des h. Augustin enthielt. Ihre Anlage befolgt im Allgemeinen die Motive von *S. Michele*, ist aber in manchen Stücken leichter und freier, auch wohl alterthümlicher, leider aber nur mehr als Ruine vorhanden. Sie ist dreischiffig, die Schiffe getheilt durch fünf Pfeilerpaare mit Halbsäulen, deren Capitale Laubwerk und Figuren zeigen. Die Verhältnisse sind schön, die Seitenschiffe haben ungefähr die halbe Breite (9 — 18 Schritt) und Höhe des Mittelschiffes und keine Gallerie (Emporen). Über der Vierung ist auch hier eine (niedrige) achteckige Kuppel; die Apsiden der Nebenschiffe an der Ostseite des Querschiffes, zwischen ihnen die tiefere und weitere Hauptapsis. Das südliche Seitenschiff liegt in Trümmern. Die sehr alterthümliche Fassade ist durch zwei Pfeiler, von denen der südliche eine Stüege enthält, dreitheilig gestaltet; das Mittelportal roh figurirt mit einem Viereck, darin ein seltsames Christus- oder Engelbild mit zwei Flehenden (*S. Michael*? Man sieht an dessen Kirche ein ähnliches). Darüber befindet sich ähnlich wie an *S. Michele* ein Triforium und höher noch eine zweite Fensterreihe und die blinde Säulengallerie unter dem Giebelsims. Die Kuppel hat gleichfalls eine Zwergbogenstellung. — *S. Teodoro* zeigt am Äusseren

¹⁾ *Muratorii Annali d'Ital. ad. A. u. Auch Antiqui. Ital. dissertat. 3.*

²⁾ *A. u. O. I. Cap.*

gleichfalls drei vortretende Apsiden und die Kuppel von Säulen umkränzt. Das Querschiff ist modernisirt.

Die genannten Gebäude repräsentiren die romanische Architectur in Pavia; daran schliesst sich eine flüchtige Bemerkung über ein paar gothische Kirchen, an denen der eigenthümliche lombardische Backsteinbau mit Meisterschaft gehandhabt ist. S. *Francesco* hat eine interessante Fassade von drei den Schiffen entsprechenden Feldern, das mittlere einen reich gemusterten Spitzbogen bildend, mit einem unpassenden Fenster darin. Über den (modernern) Portalen eine blinde Fensterreihe. Am Giebel ist der Mitteltheil etwas überhöht; die Pfeiler und die Spitzen krönen fünf Thürmchen. Das Querschiff ist grösstentheils modernisirt; wo das nicht der Fall ist, zeigt es die Mailänder Gothik. — Die schönste gothische Kirche von Pavia ist *S. Maria del Carmine*, im XIV. Jahrhundert erbaut. Die Fassade ist fünftheilig; die Pfeiler und die Giebelspitze krönen sieben Thürmchen über einem reichen Fries. Die äussersten Felder haben nur ein spitzbogiges Fenster; an den nächsten beiden inneren ist ein Portal und ein Fenster darüber, das doppelt getheilt ist; das Mittelfeld hat über dem Portal zwei solche Fenster, und über einem Band, das die ganze Fassade quer durchscheidet, noch ein prächtiges Radfenster. Die gothischen Fenster der Seiten sind vermauert und verneuert. Das dreischiffige Innere mit seinen Nebenkapellen ist in Eintheilung und Verhältnissen sehr gut. Die Pfeiler und Halbsäulen sind aus Backstein, alles höher und freier, als man es sonst in diesen Gegenden zu sehen gewohnt ist. Auch der viereckige Thurm mit seinem runden Helm ist hoch und von stattlichem Ansehen. Man muss überhaupt gestehen, dass der mittelalterliche Kirchenbau in Pavia fast besser und in sich klarer entwickelt ist als in Mailand. Die Kirchen romanischen Stils haben ausserdem, besonders in ihren Säulenkränzen und Kuppel und Apsis eine so auffallende Ähnlichkeit mit den älteren Kirchen von Cöln, dass hier ein Zusammenhang vorliegt, der historisch noch nicht genügend aufgeklärt ist.

An der Seite einer ältern Basilica, deren verwitterte Spuren man wahrnimmt, wurde 1488 der Grundstein des neuen Domes gelegt. Er ist von grossartiger Anlage im Renaissancestyl, besonders von imposanter Höhe, aber nie fertig geworden. Hier befindet sich eines der herrlichsten Denkmäler italienisch-gothischer Sculptur, das Grabmal des heil. Augustin, von 1363. Es ist aus der Schule der Pisaner, ähnlich dem des heil. Petrus Mart. in Mailand, aber noch reicher. Auf einem Sockel steht der Sarg mit der Gestalt des entschlafenen Heiligen, darüber wölbt sich ein reiches Tabernakel mit gothischem Thurm- und Nischenwerk. Allegorien der Tugenden und Wissenschaften, Heiligengestalten und historische Reliefs von guter Erfindung und Ausführung sind reichlich angebracht.

Von mittelalterlichen Profanbauten ist das Galeazzo Visconti 1460 begonnene Castell äusserst interessant, oh-

wohl theils in Trümmern, theils verhaüt. Das Äussere zeigt Eckthürme, ehemals von gabelförmigen Zinken gekrönt (die nun vermauert sind), mit Spitzbogenfenstern, die eine Marmorsäule theilt. Auch die Mittelwände haben diese Spitzbogenfenster und darüber auf Consolen einen vortretenden Oberstock, der aber nur an einer Seite erhalten ist. Das Innere des grossen Viereckshofes, den das Gebäude einachliesst, ist noch viel reicher. Hier ruht der ganze Bau auf einem Porticus marmorner Spitzbogen auf Säulen, die nun vermauert sind. Auf diesem steht an der Hauptwand eine sehr schöne obere Halle, je vier Kleeblattbogen durch Säulen getrennt von einem Rundbogen eingefasst. Die übrigen Seiten zeigen Spitzbogenfenster von zierlichem Backsteinwerk, aber gleichfalls verkleistert. Das oberste Stockwerk ist nur mehr eine Caserne und die vierte Seite liegt in Trümmern. Das Gebäude muss im guten baulichen Zustande einen überaus stolzen Anblick geboten haben, in dem sich Trotz und Anmuth zu einem seltenen Ganzen verbanden. Die Masse des Baumaterials ist rother Backstein.

Über die weltberühmte *Certosa* nur so viel, um sie haulich den übrigen Denkmälern anzureihen; denn hier wo das decorative Detail so sehr überwiegt, könnte nur eine sehr ausführliche Beschreibung mit Abbildungen eine genügende Vorstellung geben. Der Grundstein wurde 1396 von Gian Galeazzo Visconti, dem ersten Herzog von Mailand, gelegt. Der Name des Baumeisters ist nicht unbestritten, indem man den Meister des Mailänder Domes, Heinrich Arler von Gmünd, oder den Erbauer der Fassade des Domes von Monza, Marco di Campione nennt. Nichts ist jedoch gewisser, als dass die ganze Anlage ein völlig italienischer Gedanke und von der nordischen Gothik, wie sie theilweise im Dom von Mailand zum Vorschein kommt, völlig verschieden ist. Der Riss zeigt drei Schiffe mit Seitencapellen, Kreuz, Kuppel und verlängertem Chor, die Pfeiler mit Halbsäulen und schönen Laubcapitälern schliessen weitgespannte Spitzbogen ein, die Decke sind Kreuzgewölbe, vier Quadrate im Schiff, je zwei in den Kreuzarmen, zwei im Chor, dazwischen das der Vierung. Die Quadrate im Schiff haben durch eine über den Scheitel des Arcadenbogens aufsteigende Rippe eine Unterabtheilung, die erst in den Capellen ihre rechte Erklärung erhält, indem je zwei Capellen in einen Arcadenbogen sich öffnen. Kreuz und Chor schliessen mit drei halbrunden, im Dreieck gestellten Nischen. Alles ist frei und weit und die Vertheilung der Räume sehr schön, so dass es in dieser Beziehung eine der schönstangelegten gothischen Kirchen in Italien ist. Die Ausstattung, besonders an Sculpturen und Ornamenten bedeutsam, gebört der Renaissance an und bildet ein unvergleichliches Museum, von den prachtvollen Gittern, die Kreuz und Chor vom Schiff abschliessen, bis zu den Feinarbeiten in eingeleigtem Holz und pietra dura. Fast bis zur Unruhe und Überladung steigert sich die Pracht um und an dem Hochaltar. — Am Äusseren der Kirche liegt der schöne Backstein bloss, aus

dem die Masse des Baues ausgeführt ist und trägt durch seine warme Färbung nicht wenig zum Eindruck des Ganzen bei. Die Fronten des Kreuzes sind mit Thürmchen gekrönt, unter dem Sims der Schiffe wie der Ap siden zieben Säulengalerien um den ganzen Bau, an dem steckigen Kuppelthurn, der in dreifacher Verjüngung aufsteigt, sind drei über einander. — Die Façade der Kirche, 1473 von Ambrogio Borgognone begonnen, muss man vom Körper des Baues gesondert betrachten. Sie entspricht demselben wohl im Allgemeinen durch ihre Eintheilung, ist aber nicht organisch aus ihm gewachsen, sondern ein unvergleichliches Decorationsstück für sich, ein glänzendes Product der Frührenaissance, die, ohnehin zu überreichem Schmucke geneigt, hier in der Fälle des Stoffes und der Form ein heiteres Spiel treiben durfte. Der Aufriß ist einfach und nicht unglücklich. Sie bildet zwei Stockwerke, das untere von fünf, das obere von drei Feldern. Die Flanken sind von zwei Thürmchen eingeschlossen, die mittlern Abtheilungen bilden Pfeiler mit Nischen für Statuen, den obern Schluss beidmal eine Bogengallerie. Störend ist nur das grosse Rundfenster über dem Hauptportale und der jähe horizontale Abschluss des obern Stockwerkes, wo der Bau nicht organisch vollendet ist. Der Hauptnachdruck liegt jedoch überall auf der Decoration, die bereits am Sockel mit Medaillons beginnt, sich über Pfeiler und Wände mit unendlichem

Detail vertheilt und besonders um den Fenstern am Portal daneben mit ihren Reliefs, Candelabern, Engeln und Festons einen übermäßigen Triumph feiert. Wenn man diese Dinge nur in unmittelbarer Nähe genießen kann, so ist der Eindruck nicht minder reich in einiger Ferne, wo die vielen vor- und rücktretenden Glieder, die tiefen Bogen der Gallerien und Fenster, endlich die mit Umsicht in den weissen Marmor eingelassenen farbigen Steine ein wirksames Spiel des Lichtes hervorbringen. Die Künstler haben das im vollen Masse erreicht, was sie erreichen wollten, einen festlich heiteren Eindruck. Den Anblick der Façade hat man von einem offenen Viereckshof, in den man durch eine mit Fresken geschmückte Vorhalle eintritt und dessen südliche Seite durch ein würdiges Aussengebäude geschlossen ist. Im Innern des Klosters sind vorzüglich die weiten Kreuzgänge und Rundbogenhallen aus Backstein im zierlichen Cinque-cento-Styl still und schön; besonders da man von hier aus den Seitenanblick des schön ansteigenden Kirchengebäudes mit seinen Gallerien am besten genießt. Das Kloster wurde zur Zeit der französischen Occupation aufgehoben; 1843 hat es seine alten Bewohner wieder erhalten. Es ist zu verwundern, dass in der langen Zeit der Vernachlässigung der Bau nicht mehr verfallen oder in verhältnissmäßig kurzer Zeit und mit geringen Mitteln wieder so hergestellt ist, dass man im Wesentlichen nirgends eine Störung bemerkt.

Die Burgstelle und die Kirchen zu Tetín).

I.

Geschichtliches von Dr. ERASMUS WOEL, Conservator in Prag.

Die Burg zu Tetín, deren Spuren Prof. Grueher genau vermessen und gezeichnet, stand auf dem über der Beraun steil sich erhebenden Felsenplateau. Der westliche, ohne Zweifel ältere Theil Tetíns, in welchen sich die Pfarrkirche der heil. Ludmila und die St. Katharinas-Capelle befindet, und an dessen nördlichem Vorsprunge die St. Michaels-Kirche sich erhebt, überragt bedeutend den östlichen Theil, der, durch eine Schlucht von dem ersteren getrennt, sich schroff nach dem Flusse und in das östliche Felsenthal herabsenkt. Die grössere westliche Burganlage war durch einen hohen und breiten Erdwall von der übrigen Hochebene, auf welcher jetzt der grössere Theil des Dorfes Tetín steht, geschieden. Dieser Wall war von Erde aufgeschüttet, die grösstentheils aus einer heidnischen Begräbnisstätte oder einer Ustrine hergenommen war; denn fast überall, wo man hingrät, findet man Reste von Urnen und Thongefässen,

wie auch Kohlen und Knochen. Die Ornamente einiger Urnenscherben, die ich daselbst gesammelt, sind denjenigen ähnlich, die man auf spät-heidnischen (slawischen) Urnen im böhmischen Museum findet. Etwa die Hälfte dieses der Quere nach das Hochplateau durchschneidenden Walles war noch bei unserem Besuche erhalten, wird aber nächstens verschwinden, da man den Baum vor der St. Katharinas-Capelle und der daranstossenden Pfarrkirche zu ebene beabsichtigt. Ich machte den Vorschlag, dass man wenigstens ein etwa anderthalb Klafter langes Stück dieses merkwürdigen Walles erhalten, mit Rasen umgeben und oben ein Kreuz oder die Kanzel, weil dieser Platz zum Abhalten von Missions-Predigten bestimmt ist, anbringen möge. Der Tetiner Herr Pfarrer und der interrenirende k. k. Bezirks-Commissär Dubský gingen auf meinen Vorschlag ein. Rings um diesen durch den Erdwall begrenzten Theil der Hochebene gewahrt man Reste von Wällen und Gräben, auch sind, zumal an der Ostseite, einige Spuren von Grundmauern sichtbar.

Ausserst kühn und malerisch mag sich die zweite Burg, an der östlichen Felsenhöhe, dargestellt haben. Die natürliche Schutzwehr dieser östlichen Burg

1) Prof. Dr. Woel und Prof. Bernhard Grueher erhielten von der k. k. Central-Commission den Auftrag, die interessante Burgstelle zu Tetín zu untersuchen. Beide theilten sich in die Arbeit dergestalt, dass ersterer den historischen, letzterer den örtlich-technischen Theil behandelte.

hildeten die schroffen Felsenabgründe und der Fluss Beraun, der tief unten an der Nordseite den Fuss des Berges bespült. Von dieser Burg haben sich viel bedeutendere Spuren als von der westlichen Anlage erhalten, so dass man aus denselben die Configuration und den Grundriss des Baues ziemlich genau entnehmen kann. Im Nordwesten sind noch die Überreste einer mächtigen Burgwarte sichtbar, die ein ziemlich regelmässiges Viereck, dessen jede Seite etwa 30 Fuss lang ist, bilden. Reste von Kragsteinen an der über dem Flusse emporragehenden Mauer und die ganze Structur des Mauerwerks verrathen, dass diese Warte nicht mit dem Bau der Katharinen-Capelle gleichzeitig, sondern bedeutend später ist. Da hart an diesem Mauerwerke vorbei die projectirte Eisenbahn, wie die ausgesteckten Signale derselben andeuten, geführt werden soll, so wäre es allerdings wünschenswerth, dass diese Mauerreste nicht als Material zum Baue der Eisenbahn verwendet, sondern unberührt erhalten werden mögen.

Die älteste Erwähnung Tetins reicht in die slawische Mythenperiode Böhmens. Kosmas berichtet nämlich (I. 1, p. 10), dass die zweite Tochter Krok's, Tekta, eine nach ihr genannte Burg an einem von Natur überaus festen Orte am Gipfel eines sehr steilen Felsens am Flusse Mže (d. i. Beraun) erbaut habe¹⁾. Möge man auch die Richtigkeit dieser Angabe immerhin in Zweifel ziehen, so steht jedenfalls fest, dass die Burg Tetin bereits in der heidnischen Periode Böhmens erbaut war, weil die erste christliche Fürstin Böhmens, die heilige Ludmila als Besitzerin und keineswegs als Erbauerin genannt wird. Die älteste Legende vom Leben der heil. Ludmila, welche Dobrowský mit hyperkritischer Schärfe geprüft und Palacký als historische Quelle anerkannt hatte, berichtet, dass Ludmila, um sich den Nachstellungen ihrer Schwiegertochter Drahomira zu entziehen, sich auf ihre Burg Tetin zurückzog²⁾, dort aber von den ihr nachgeschickten Mördern erwürgt ward (am 15. Sept. 927). Von einer Belagerung oder Erstürmung der Burg durch die Schaaeren Drahomira's erwähnt die Legende nichts, sondern berichtet, dass die Anführer der Söldner beim Anbruche der Nacht gewaltsam in das Haus der Herzogin-Witwe eingedrungen und dieselbe ermordet hatten³⁾. Dieselbe Legende berichtet, dass, nachdem Wunderzeichen über dem Grabe der heil. Ludmila geschehen waren, Drahomira über dem Wohnhause und der Grabstätte Ludmila's eine Kirche des Erzengels Michael habe bauen lassen, damit das Volk

glaube, die Wunder, welche an diesem Orte geschehen würden, seien durch die Macht des Erzengels bewirkt worden⁴⁾. Mögen auch gegen die Angabe der Legende, dass Drahomira, die Erzfeindin des Christenthums, die St. Michaels-Kirche habe erbauen lassen, sehr bedenkliche Zweifel sich erheben und sich vielmehr aus anderen Gründen und Nachrichten als wahrscheinlich darstellen, dass die Kirche des heil. Michaels zu Tetin schon Ludmila oder ihr Gemahl habe bauen lassen, so viel ist jedenfalls sicher gestellt, dass die am nördlichen Vorsprunge des westlichen Plateaus ausgeführte, in späterer Zeit allerdings durchaus umgebaut St. Michaels-Kirche den Ort bezeichnet, wo die Wohnstätte der heil. Ludmila ebenfalls sich befand⁵⁾. Die oben angeführten Stellen der alten Legende bekräftigen die Ansicht, dass Tetin ein befestigter, d. i. mit Wällen umgebener Ort (*castrum*) gewesen, in welchem neben den hölzernen Wohnstätten der übrigen Bewohner das herzogliche Wohnhaus (*domus*) gleichfalls von Holz sich erhob. Die Art der Aufschüttung des mächtigen Walles auf der Westseite und die geringen Spuren der Grundreste, die man innerhalb des Umfangs dieser Wälle findet, beweisen augenscheinlich, dass dieses östliche Bergplateau die Stelle war, wo das alte Tetin stand.

Man nimmt gewöhnlich an, dass die Kirche des heil. Michaels von den Hussiten zerstört worden; authentische Beweise für dieses Factum hat man aber nicht. Gewiss ist es aber, dass dieses Gotteshaus Jahrhunderte lang in Trümmern lag, bis im Jahre 1704 der damalige Lehen-Gutsbesitzer von Tetin, Falg v. Ostritz, eine neue Kirche erbauen liess, welche späterhin von der Kaiserin Maria Theresia zur Pfarrkirche erhoben, im Jahre 1780 aber aufgehoben ward. Das gänzlich verfallene Kirchengebäude brachte der gegenwärtige Lehen-Gutsbesitzer Johann Wojáček durch Kauf an sich, liess dasselbe neu aufbauen und im Jahre 1836 zur Ehre des heil. Johann von Nepomuk einweihen.

Über die Gründung der St. Katharinen-Capelle, die hart an dem westlichen Walle sich erhebt, liegen keine bestimmten Angaben vor. Gewöhnlich wird angenommen, dieselbe sei von der heil. Ludmila im Jahre 911 gegründet worden. Diese Capelle ist ein ziemlich roher, in seinen Hauptbestandtheilen wohlbehaltener romanischer Bau, dessen

¹⁾ Tekta . . . ex suo nomine castrum natura loci firmissimum, praeruptae rupis in cunctis juxta fluvium Mze edificavit. Cosm. L. 1, p. 10.

²⁾ S. Ludmila . . . discessit a civitate Praga et venit in quoddam castrum, quod Tetyn nominatur. Vita S. Ludm.

³⁾ Vespere autem advenit supradicti tyranni currus ad domum ejus dirumpunt portas et occurrentes ad osium domus, in qua erat Dei famula, effragant janam, et intrant. Vita S. Ludm.

⁴⁾ Haec audire natus ejus iniqua, captusque timore nimis, mandavit, ut super tumulum venerabilis corporis domus, in qua deus viveret, matrona Christi habitabat, in modum basilicae leicaretur, quasi sub honore at. Michaelis, ut si quae deinceps miranda sibi fierent, non beatae Ludmilae, sed sancto Michaeli ascriberentur. Legenda de S. Ludm.

⁵⁾ In geringer südlicher Entfernung von der Kirche gewahrt man noch die Spuren ehemaliger Grundmauern und verschütteter Keller, möglich ist es, dass es die Reste der Substructionen des obenstigen herzoglichen Wohnhauses sind, während auf dem benachbarten Felsenvorsprunge die Begräbnisstätte der heil. Ludmila war, auf welcher man später die andeutliche Stelle der Legende besah, in welcher tumulum venerabilis corporis domus in qua domus viveret matrona Christi habitabat in modum basilicae leicaretur. Hast allerdings diese Deutung an.

Entstehung wohl einer früheren Periode des Mittelalters angehört. Die in bedeutender Höhe angebrachte, in die Empore führende Thüröffnung deutet darauf hin, dass dieses Kirchlein durch einen Gang mit einem nahe daran liegenden Herrenhause in Verbindung gestanden. Reste von einem Gewölbe, welches den Verbindungsgang getragen hatte, sind noch jetzt sichtbar.

Bloss wenige Schritte von der St. Katharinen-Capelle entfernt steht die St. Ludmila-Kirche, welche bereits im Jahre 1378 in den Errichtungsbüchern als Pfarrkirche vorkommt¹⁾. Die Einkünfte dieser Kirche wurden aber im Jahre 1387 auf Anordnung Königs Wenzel IV. der Karlsteiner Collegiatkirche zugewiesen und die Kirche selbst dem Dechant und dem Capitel zu Karlstein untergeordnet; ob dieselbe von den Hussiten zerstört worden sei, kann nicht urkundlich nachgewiesen werden. Im XVII. Jahrh. wurde sie von dem damaligen Lebens-Gutbesitzer Zumsanda überbaut und im Jahre 1787 statt der St. Michaels-Kirche zur Pfarrkirche erhoben. Diese in neuester Zeit durchaus modernisirte St. Ludmila-Kirche ist gegenwärtig die Pfarrkirche des Ortes.

Die Wohnstätte der heil. Ludmila, mochten sich deren Substructionen von Stein gewesen sein, war ohne Zweifel ein einfacher Holzbau, wie denn zu die Aufführung fester Burgen von Stein, deren Anlage in Böhmen grösstentheils um die Mitte des XIII. Jahrhunderts beginnt, in jener frühen Periode nicht gedacht werden kann.

Doch war zu jener Zeit Tetín der Hauptort der Tetliner Zupa (*provincia Tetinensis*). Unter Přemysl Otakar II. hatte dieser Gau aber seinen Namen bereits verloren und wird in einer Urkunde vom J. 1275 *provincia Podbrdige* genannt. Schon dieser Umstand lässt vermuthen, dass Tetín zu jener Zeit in Privatbesitz gelangt war, daher der Gau oder Kreis von nun an nicht mehr nach dem ehemals landesfürstlichen Schlosse zu Tetín, sondern nach dem Gebirge Brdy, „*podbrdský kraj*“ genannt wird²⁾. Wahr-

scheinlich ist es, dass im XIII. Jahrhunderte eine feste Burg an dem östlichen, durch eine tiefe Schlucht von dem westlichen Plateau, auf dem das ältere Tetín stand, getrennten Felsen angelegt wurde. Diese Burg war, wie die Spuren der Grundmauern zeigen, von mässigem Umfange, und die oben geschilderten Überreste der vorspringenden Burgwarte deuten auf die Bauweise dieser spätern Periode hin.

Im J. 1322 kommt der Oberst-Landeschreiber Stephan von Tetín, ein Neffe des Wyssehradler Dompropstes Johann, urkundlich vor und wird als Besitzer der Burg zu Tetín genannt. Der Dompropst Johann war aber ein natürlicher Sohn König Ottakar's II. Es liegt die Vermuthung nahe, dass Ottakar der Mutter des damaligen Dompropstes, oder vielmehr dem Gatten derselben, Tetín verliehen habe, und dass der Enkel jener Besitzerin von Tetín der erwähnte Stephan, Neffe des Wyssehradler Dompropstes, war. In dem Verzeichnisse der königl. Burgen, welches die Majestas Carolina enthält, kommt Tetín nicht vor, ein Zeichen, dass die Burg Tetín damals bereits dem Verfall preisgegeben war, während die zu derselben gehörigen Ortschaften und Gründe abermals in den Besitz der Krone übergegangen und als solche von Karl IV. dem jedesmaligen Burggrafen von Karlstein zum Nutzenusse angewiesen waren.

Über die ferneren Schicksale und Zerstörung der Burg Tetín geben unsere historischen Quellen keine Auskunft, und man nimmt an, dass dieselbe sowie die Gotteshäuser des heil. Michaels und der heil. Ludmila von den Hussiten zerstört wurde. Spätere Geschichtschreiber und die neuen Topographen berichten, dass diese Zerstörung im J. 1422 zu jener Zeit, als die Prager die Burg Karlstein belagerten, stattgefunden habe.

Dieses ist aber eine hlos vage Vermuthung, denn die alten Quellen, welche doch die Belagerung von Karlstein ziemlich ausführlich schildern, erwähnen nichts von einer Zerstörung Tetíns.

¹⁾ Libri erect. T. II, fol. 62.

²⁾ Lib. erect. T. I, p. v. 7.

¹⁾ Wyssehradler Stiftungsbrief vom J. 1068. Erben Regesten p. 78.

²⁾ Palacký, *Dějiny nář české* II, 2, p. 208.

Notizen.

(Entzifferung der römischen Ziegel-Inschriften zu Enns.) Es dürfte die Leser dieser Blätter, vorzüglich die Freunde der römischen Archäologie und Epigraphik ein in dem ungarischen Blatte „*Magyar Szójs*“ vor längerer Zeit von dem ausgezeichneten Epigraphiker Dr. Paár in Pest veröffentlichter Aufsatz interessieren, in welchem die von Herrn J. Arnebt in dem Aufsätze „*Hypocaustum zu Enns*“ (herausgegeben in dem Jahrbuch der Central-Commission f. E. u. E. der Baudenkmale von 1856, S. 51, Taf. IV) — veröffentlichten und zum Theile unerklärt gebliebenen, höchst schwierigen römischen Cursiv-Ziegel-Inschriften entziffert werden. Wir

wollen hier die, wie uns dünkt, ganz richtige Lösung in der Übersetzung im Wesentlichen mittheilen.

„Als ich,“ sagt Herr Paár, „in der k. Akademie der Wissenschaften die in Steinamanger (Sabaria der Römer) gefundenen römischen Ziegel mit Cursivschrift vorgelegt und deren Entzifferung versucht habe (s. Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe XIV. Bd., S. 133), hatte ich zugleich die Muthmassung ausgesprochen, dass die im ungarischen National-Museum zu Pest aufbewahrten Massmannischen Tabulae Ceratae (s. Libellus Aurarius etc. G. T. Massmann) wahrscheinlich noch lange als ein Unicum ihrer Art betrachtet werden müssen. Zum Glück

hat sich dieser Spruch nicht bewährt. Es sind seitdem binnen kurzen zwei Jahren aus den Gruben Siebenbürgens derartige epigraphische Seltenheiten in solcher Anzahl zum Vorschein gelangt, dass nun das ungarische National-Museum an Reichthum dieser Gegenstände selbst als ein Unicum dasticht, mit welchem sich keine derartige Anstalt messen kann!). Doch bewährt sich meine Ansicht darin, dass, wie die Papyrusrollen wegen ihrer Gebrechlichkeit nur eine geringe oder gar keine Ausbeute gewähren, die Terracotta-Gegenstände noch immerhin die reichsten Fundgruben der römischen Cursivschrift bieten.

In der neuesten Zeit ist wieder Enns — das ehemalige Laureacum — mit seinen beträchtlichen Funden und dem ausgegrabenen Hypocaustum in den Vordergrund getreten. Der Bericht des Herrn Arneht darüber (Jahrb. d. Central-Comm. 1856, S. 31) trägt, wie jede Arbeit dieses gelehrten Archäologen, den Stempel der Vollkommenheit an sich, dessen Verdienst die beigegebenen Tafeln und Zeichnungen nur noch erhöhen. Die Tafel IV bringt unter andern auch die Copie von sechs römischen Cursiv-Ziegel-Inschriften. Durch die gelungene Zeichnung werde ich ermutert, auch ferne von dem Fundorte stehend, ohne die Einsicht des Originalen, die Entzifferung der durch den gelehrten Verfasser unerklärt gelassenen Inschriften nach Kräften zu versuchen. Der lebenswürdige Veteran wird, wie ich versichert bin, meine Bemühung als ein neues Zeichen der ihm schuldigen Verehrung genehmigen.

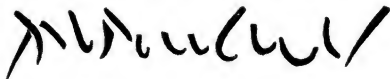
I. Die auf der Tafel IV, Nr. 2 ungelesen gebliebene erste Inschrift bezieht sich auf die letzte Zeile:



Zusammengezählt die Züge dieser Inschrift sind ihrer im Ganzen 18, wobei in Betracht kommt, dass bisweilen zwei

schen aus vier Zügen, die sich wie Balken unter einem Winkel an einander lehnen. Diese ersten gleichgestellten vier Züge der vorliegenden Inschrift würden also ein *M* ergeben. Die Hälfte dessen, nämlich die folgenden zwei Züge, nur umgekehrt gestellt, geben ein *V*. Nach diesen sechs Zügen folgen der perpendiculäre und der darüber gestellte horizontale (freilich hier etwas schräg gezogen), woraus sich ein *T* ergibt. Wir hätten hiermit schon in den acht ersten Zügen die Sylbe *Mut*. So geduldig fortschreitend ergibt sich aus der ganzen Reihe der Name *Mutianus*. Somit ergänzt sich die vollständige Inschrift der Ziegel mit den zwei ersten Namen, welche bereits Arneht richtig entziffert hat: *Nonus* (nicht Nonis, wie es im Jahrbuch wahrscheinlich aus Versehen oder als Druckfehler vorkommt), *Sept.* (*Septimius Mutianus*). Wir bemerken nur noch, selbstverständlich nicht für die Fachgelehrten, sondern zum Verständnis der Laien, in Betracht derer wir uns auch die vorgehende Erörterung erlauben haben, wie jeder freie Römer drei Namen hatte, so kommt auch hier *Nonus* als das Praenomen vor, *Septimius* als Nomen gentile, welches stets mit *ius* endet, und *Mutianus* als das eigentliche Cognomen, welches zur bestimmteren Beziehung der Person gedient hat; wonach wir hier unter diesen Namen auf einen, wenn auch nicht stummen, doch wahrscheinlich auf einen schweigsamen Menschen schliessen könnten. Gleiche Namen kommen häufig auch bei Gruter vor, so: *Mutus CCCL. I. Mutius. Mutia* und auch *Mucianus*. Wir machen nur noch darauf aufmerksam, dass, wie erstlich, die Inschrift mit einer Schnelligkeit und besonders feinen, scharfespitzen Stiele angebracht wurde, wodurch sie sich von den übrigen folgenden unterscheidet.

II. Auf der angegebenen IV. Tafel folgt der Reihe nach die als unentziffert gebliebene Inschrift Nr. 4:



Züge in einander fortgesetzt übergehen, wie das schon der Begriff der Cursivschrift mit sich bringt. Zur Probe wollen wir die ersten acht Züge erklären. Bekanntlich besteht der Buchstabe *M* sowohl in der Uncialschrift wie auch im Gothi-

Sie unterscheidet sich augenscheinlich von der erstern dadurch, dass die Schriftzüge etwas regelmässiger, unserer Schrift so zu sagen ähnlicher, mit ruhiger Hand und stumpferen Stiele angebracht sind. Herr Arneht sagt darüber „noch ungelessene Cursivschrift aus zu Enns gefundenen Ziegeln im Museum zu Linz.“ Was andere darunter gesucht haben mögen,

1) Dr. Kráý. *De Tabalis Cerevis in Transsivania reperta*. Pest 1856.

ist mir völlig unbekannt geblieben. Meines Theils finde ich darin keine Schwierigkeit, und lese es ohne allen Zweifel: *Minucius*. Dass wir hier wieder ein Nomen gentile vor uns haben, lässt sich mit Bestimmtheit aus der Endung *ius* folgern. Die Namen *Klein* und *Gross* kommen in einer jeden Sprache häufig vor und bei den Römern sogar in allen Stufen des Comparativa. Die bezügliche Beispiele dafür finden wir bei *Gruter*: *Parvula MLL, 7. Minor CDXXIX, 4*, wie auch die verlängerten Formen: *Minucius* und *Minucia* mit *c*, und *Minutius* und *Minutia* mit *t*; auch *Minutianus MXXVII, 5*, und deren Gegenätze *Magnus, Maximus* etc.

III. Mit der neueren und richtigeren Ausgabe der Ziegel-Inschrift Tafel IV, Nr. 6 hatte endlich *Arneht* einen wahren Dienst der Wissenschaft erwiesen, indem die Inschrift bereits seit 36 Jahren die berühmtesten Archäologen, wie *Steinbüchel* und *Massmann*, beschäftigt hat, ohne dass ihre Ent-

fer der Erste zur Entzifferung der römischen Cursivschrift die Bahn gebrochen, — auch nach jener im Vorliegenden unrichtigen Abbildung die drei ersten Buchstaben mit seinem gewolnten Scharfinsine richtig erkannt hat; von dem weiteren sagt er, doch unbestimmt: „*Post quae fortasse legendum Legio XX, ut in alius eiusdem lateris fragmento, quod Steinbüchelius etiam descripsit, apertissime apparet LLC. III. Post istas literas denique habe dignoseitar H.*“ Wenn ich mich auch genüthigt sehe darauf zu erwidern: *Nihil horum, so sage ich es fest überzeugt, dass, wenn es Jedem gelingen könnte, die Inschrift zu entziffern, so wäre es sicher Massmann gewesen, wenn ihm statt der Steinbüchel'schen unrichtigen Abbildungen die von Arneht herausgegebene richtigere zur Hand gewesen wäre. Übrigens gehört das Allen nammehr blos der Literaturgeschichte der Inschrift an, deren Entzifferung, ich also versuche:*



zifferung, die auch *Arneht* diesmal gar nicht versucht, gelungen wäre. Schon *Kurz* (Beiträge zur Gesch. des Landes Österr. ob d. Enns III, XV) gedenkt ihrer. *Steinbüchel* veröffentlichte bereits davon eine Abbildung (*Wiener Jahrb. d. Literat. 1830, XII. Anz. Blatt 16—17*). Auf diese stützt sich nun auch *Massmann's* (*Lithellus Anarius 54—55*) ungenügende Erklärung. Denn während der hochgelehrte Mann, den als den Meister der Kunst jedes Zeitalter hochverehret wird, indem

Meiner Meinung nach wäre darin nämlich weder die Zahl noch das Wort *Legion* vorhanden, sondern der Name *Rogatianus*. Wie bekannt eine Abstammung von *Rogatias*, das bei *Gruter* *LI, 6. DLXV, 6. DCCCLXVIII, 1. und MLXXVI, 3. Rogata DLXXXVI, 2* vorkommt.

Am wahrscheinlichsten dürften sich alle diese Namen auf die Verfertiger der Ziegeln, die Fabrikanten oder gemeine Arbeiter der Figlinen beziehen.“

(Zwei mittelalterliche Grabdenkmale an der Kathedrale zu Laibach.) Der gelehrte *Custos* des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes Herr *Joseph Bergmann* legte im Juni-Hefte der „Mittheilungen“ für 1857 mit grosser Saeh- und Faehkenntniss aneinander, welche Wichtigkeit Grabdenkmale und Grabdenksteine für die Geschichte sowohl, als für die Kunst und Technik haben, und gibt im Juli-Hefte historische Notizen über fünf Familien, deren Grabsteine im *Franciscaner-Kloster zu Neustadt* in *Unterkrain* sich vorfinden; zugleich sind die Abbildungen der schönen Grabsteine des *Letzten v. Villanders* und des *Hanns Lenkovitch* beigegeben. Diesen können zwei mittelalterliche Grabsteine zur Seite gesetzt werden, die an der äusseren Nord- oder Rückseite der Dom- oder Kathedrale in *Laibach* eingemauert sind. Sie lagen einst im Inneren der Kirche am Boden auf den betreffenden Gräben und wurden im Jahre 1701 bei Abtragung der alten und beim Baue der dormaligen neuen Kirche an ihre gegenwärtige Stelle gebracht. Der *kraïnische Chronist* und *Akademiker* der ehemals bestandenen *Operen-Gesellschaft* in *Krain*, *Johann Georg Thalmitacher* von *Thalberg*, zählte in einer im Manuscripte hinterlassenen „*Historia Cathedralis ecclesiae Laibacensis*“ von 1701 die Denkmale dieses Tempels auf und sagt: „*Sunt praetera illustrissimorum herum tumuli,*

Erasmii a Schayern equitis, cum integra ejus statura marmoris insculpta“, und „*equitis, Georgii a Lamberg, cum integras staturae in marmore sculpta, diem et annum, extritam tempore, vetustas incidit.*“

So wie diese Denksteine schon an ihrer vormaligen Stelle am Boden wenig oder gar nicht gesehnt wurden, so sind sie seit ihrer Einmauerung in die Aussenwand der Kirche vollends der Verwüstung ausgesetzt, sie sind aber gleichwohl einer sorgfältigen Conservirung würdig. Der eine Grabstein ist zwar schon durch das Wappen als der Familie *Lamberg* angehörig bezeichnet; da aber die Zeit und das Alter die Umsehrift am Denksteine ganz verwischt haben, so verdanken wir nur dem unermüdeten Forscher von *Thalberg* die Kenntniss, dass jener Grabstein einem *Ritter Georg von Lamberg* gesetzt wurde.

Prof. Richter sagt, dass die *Lamberge* ¹⁾ in den Zeiten *Friedrich's III., Maximilian's I.* und ihrer Nachfolger, besonders durch das *XVI. Jahrhundert* in *Krain* das waren, was die *Rosenberge* in *Böhmen* oder die *Zierotie* in *Mähren*. Wir finden

¹⁾ Die *Lamberge* kamen im *XIV. Jahrhunderte* nach *Krain* und zwar mit *Wilhelm II. dem Jüngeren*, welcher nach *Laxius*, de *Nigr. Gest. I. 6. pag. 209* im Jahre 1297 das *Schloss Waldenberg* davorth besass.

hier zu Lande im XV. und XVI. Jahrhunderte drei Lamberge mit dem Taufnamen Georg, und zwar den älteren und jüngeren im fünften und den dritten im sechszehnten Jahrhunderte; jene beiden waren Landesverweser, dieser war nichts weiter als Verordneter in Krain; von oben erwähnten jüngeren Georg Ritter von Lamberge aber sagt Joseph Mayer in seinem, 1709 in Wien gedruckten Werke: „Vortrefflich-Hoch-Adeliches-Controfee, das ist: Vollkommener Adel des Hochfürstl. und Hochgräflich-Uralten Hauses von Lamberge“, Seite 348 wörtlich Folgendes: „Es ist Georgius erstergebener Sohn Balthasar ein Herr von solchen Qualitäten und Denkwürdigkeiten gewesen, dass ihm in vorgestellter Standes-Ordnung sowohl in der Staat- als Kriegs-Deduction ein principal Orth gebührt hätte, zumalen er ein kluger Cavalier, dessen heilsamen Rath sich Fridericus IV. der Kayser unangewendet bediente. Um das Jahr 1460 war er Castellan zu Lauck, nachgehends leistete er dem Kayser erspriessliche Dienste in dem Krieg, so dieser Monarch 1462 wider seinen Brudern Era-Herzog Albert führte, welcher Ihme sogar mit Hülff deren Wiennern in der Kayserlichen Burg daselbst belagert bielten, bei welcher Gelegenheit biss zu endlichem Austrag der Sach Georgius seine vorhin schon gelobte Meriten dergestalt vermehret, dass der Kayser bewogen, Ihme zu einiger dankbaren Ergötlichkeit das Schloss Orteneq in Herzogthum Krain, welches nach Abgang der Grafen von Zily an das Hans Österreich gefallen, mit allen Regalien und Gerechtigkeiten freigebig zu schenken. Er erreichte ein ungemein hohes Alter, und hatte sein Leben biss auf 99 Jahr gebracht, als Er dieses Zeiliche gesegnet, eine grosse Pasterität hinterlassend. Seine erste Gemahlin war Elisabeth von Zobelberg, eine Schwester Andreß seines Herrn Brudern Gemahlin, nach deren ihen Absterben sich im 80sten Jahr seines Alters mit Magdalena, einer Tochter Phoebi Grafen von Thuru vermählet, und mit ihr noch 10 Söhne und 4 Töchter erzeuget.“ (Spec. Honor. Aug. Dom. austr. l. C. e. 16. p. 1308 Joann. Jacob. Weingarten Monarch, Dom. Austr. P. I. p. 88. Collect. General. Hist. C. 15. p. 32).

Das das Bildnis auf dem Lambergsien Denksteine an der Wand der Domkirche zu Laibach einen greisen Ritter vorstellt, und das daselbst ersichtliche Wappen so einfach ist, wie es eben von Kaiser Friedrich IV. dem Hause Lamberge verliehen, oder veräußert wurde, so ist anzunehmen, dass das besprochene Denkmal dem eben erwähnten Ritter Georg von Lamberge, als einem historisch merkwürdigen Manne, gesetzt worden sei.

Dieser Georg von Lamberge war der Stammvater der noch jetzt blühenden Orteneq- und Ottensteinischen Linie des Hauses Lamberge.

Die Umschrift des zweiten Steines lässt keinen Zweifel übrig, weasen Grab er einst deckte; sie lautet buchstäblich: „Hie ligt begraven der Edl Gestreng. Ritter Herr Eras. m. Schairer Bo.“ Khn. M. T. Hauptmann zu Zeng, dem Gott genad. Gestorwen am 18. Tag, Februarj im 1547 Jar.“

Im historisch-geographischen allgemeinen Lexikon (Basel 1744) lesen wir Seite 243: „Scheyer eine adelige Familie in dem Herzogthum Krain, welche vornahms sich Erzjägermeister (allem Ansehen nach von Krain) genannt. Anno 1386 befanden sich unterschiedliche derselben in der Schlaecht bei Sem-pach. Caspar von Scheyer war ein Grossvater Erasmi, der im Jahre 1547 als Hauptmann von Zeng verstarb; dessen Sohn Franz starb im Jahre 1589 als innerösterreichischer Regierungsrath, und hinterließ Erasmus Rittermeister der krainischen Ritterschaft.“

Es ist zwar problematisch, aber nicht unwahrscheinlich, dass die Ritter von Scheyer oder Scheyern in Krain Stammes-

verwandte der Pfalgrafen und Fürsten von Scheyern in Baiern waren, von denen die Wittelsbacher abstammten. Aventinus gedenkt eines Volkes, welches sich die Scheyer nannte und zu Kaiser August' Zeiten an der Donau gewohnt und seinen eigenen König gehabt haben soll. Der Name Scheyer, Scheyern, Scheuener oder Scheyer ist unzweifelhaft deutsch, und so wie die deutschen Dynasten von Spandheim, Scharfenberg, Gallenberg, Auersberg, Sarrau, Dietrichstein, Eggenstein und Andere in Krain einwanderten, so können allerdings auch die Scheyer oder Scheyer aus Baiern nach Krain gekommen sein, denn Karl der Grosse belehnte seine Getreuen, die für ihn das Land erobert hatten, in den Gauen und Marken an der Drave, Save und Kulpa. Krain wurde im X. und XI. Jahrhundert von fränkischen und deutschen Fürsten und Statthaltern regiert; Kaiser Otto I. setzte (972) den Markgrafen Konrad ein, welchem Konrad II., dann dessen Sohn Konrad III. folgte, der zugleich Herzog von Baiern war. 1209 war Ludwig von Baiern Markgraf von Krain. Das sind hinreichende Momente, um die Verwandtschaft der Scheyer oder Scheyer in Baiern und Krain als möglich zu denken, die Gewissheit aber muss sie endlich in Archiven und Genealogien finden; dem Schreiber dieser Zeilen fehlen jedoch die Mittel und Wege dazu. Es ist ferner sehr wahrscheinlich, dass die Landesfürsten von Krain ihren Hofadel und ihre Würdenträger hatten, und somit konnten die Scheyer allerdings Erzjägermeister in Krain sein, jedoch erst dann, als Krain unter das Erzbischofthum Österreich kam und ein Herzogthum wurde.

Die Herrschaft Siebenegg in Krain wurde 1293 vom Grafen Ulrich von Haynburg an Herzog Albrecht von Österreich um 12,000 Mark Silber verkauft (Laz. et Meyis p. 694), wodurch sie an das Haus Österreich gelangte, und sie wurde, so lange sie landesfürstlich war, durch einen landesfürstlichen Pfleger oder Burggrafen verwaltet; im Jahre 1403 war Jörg Scheyer landesfürstlicher Burggraf zu Siebenegg. Im XIV. Jahrhunderte kam die Ritterburg Ainoß in Unterkrain nach Ableben der Herren von Ainoß an die Herren von Schayr, welche das neue Schloss erbauten, nachdem die alte Burg vom Grafen Hermann von Cilli 1458 erobert und zerstört wurde. Die Scheyer waren noch im XVII. Jahrhunderte Herren von Ainoß. Sie besaßen auch das Schloss Stegberg, dann (1573) Paul von Schayr Schloss und Herrschaft Wildeneck und 1621 Franz von Schayr den Edelmannssitz Fischern in Krain.

Valvasor, welcher gegen das Ende des XVII. Jahrhunderts seine „Ehre des Herzogthums Krain“ schrieb, führt das Wappen der von Schayr im IX. Buche S. 115 unter den „Ritter-Standesfamilien an, welche in andern Ländern jetzo sess- und wohnhaft.“ Schmutz sagt in seinem „historisch-topographischen Lexikon von Steiermark“ 3. Theil. S. 477: „Scheuer, die Ritter von.“ Aus diesem Geschlechte besuchte noch im Jahre 1694 einer den steierischen Landtag; sie besaßen Eckenstein, Sallcho, Einönd und Scheuer im Gillier Kreise. Jörg 1573. Jörg und Caspar Scheuer waren 1446 bei dem Aufgebote gegen die Ungarn. Aus diesem Geschlechte hatten mehrere wichtige Kriegsdienste gegen die Türken.“ Von Erasmus von Scheyer, dessen Denkmal wir oben erwähnt haben, sagt Valvasor im XII. Buche S. 91: „Anno 1532 belagerte Herr Erasmus von Scheyer, Oberhauptmann zu Zeng, mit hundert und siebenzig der Sciuggen, das türkische Schloss Sunden, und bezwang selbiges auf einem einzigen Tag, mit Sturm; worin er die völlige, in hundert und zwanzig Janschtern bestandene Besatzung niedergelassen, zwanzig Stück Geschützes auf Laveten, hundert Doppellucken, zwey hundert und sechzig Hand-Röhre, sammt einem guten Vorrath an Speise und Kriegs-Nothwendigkeiten erobert hat.“ Von welchen Belange die

Wärde eines Hauptmannes von Zeng war, besagt folgende Stelle bei Valvasor Bd. XII, S. 84: „Diese Zengerische Grafschaft ist, von den Zeiten dess Ungarischen Königs Bela her, alle Mal durch ihre eigene Grafen regiert worden, biss auf Mathiam. Welcher das Königliche Schloss wiederum verneuern lassen, so allbereit etliche hundert Jahre gestanden. Nach den Königen kam die Ober-Herrschaft an den Ban oder Oberhauptmann. Wiewol bisaweiln zween Banen zugleich

waren: führte doch Einer sowol, als der Andere den Titel eines Hauptmanns zu Zeng.“

Es ergibt sich also aus dem Gesagten, dass die besprochenen beiden mittelalterlichen Denkmale von grossem historischen Werthe und der Erhaltung und angemessenen Renovierung, sofort der sorgfältigen Übertragung an einen geeigneteren Ort würdig sind.

Dr. H. Costa.

Correspondenz.

Hameradorf (nicht Hermannstadt in Siebenbürgen). Neuerlich bekamen wir zufällig Nachricht von einem ungewöhnlich grossen, rüchthaften Medaillon, welches der Apotheker in Birkhällm nebst einer kleinen Sammlung in der dortigen Umgegend gefundener, vorzüglich altrömischer Münzen, besitzt. Durch die Beschreibung der auffälligen Embleme und unbekannt hieroglyphenartigen Schriftzüge wurden Alterthumsfreunde und Numismatiker natürlich sehr aufgeregt und begierig dasselbe zu sehen und, wo möglich, zu dechiffriren. Durch Gefälligkeit des Besitzers erhielten wir sehr bald zum Anschauen und Copiren das bezügliche Münzstück; aber bis jetzt ist dessen Dechiffrierung hier nicht gelungen; vielleicht gelingt es in Wien, wo reichere Hilfsmittel und umfassendere Kenntnisse zur Hand sind.

Indem wir versuchen, eine Beschreibung dieses Schaustückes zu entwerfen, bemerken wir, dass auf der einen, in zwei Felder abgetheilten Seite im obern Feld eine im Lebensstahl oder Thronessel sitzende gehelmte männliche Figur, in der rechten Hand mit einem Scepter, in der Linken mit dem Bogen und aufgelegten Pfeile, dargestellt ist. Dem Sitzenden hält ein gebogener Arm einen Dolch in der Hand entgegen. Unter diesem Arm erheben wir einen Stierkopf mit spitzen, aufgerichteten Hörnern und oben zwischen den Waffen einen Stern und eine kleine, herunter hangende Glocke. Die Figuren erscheinen beiderseits von Palmstämmen und oben von einem fliegenden Bunde umschlossen. Die dreieckige, horizontal gehaltene, aus 14 Chiffren bestehende Legende nimmt das untere Feld ein.

Die andere Seite des Schaustückes stellt eine Landschaft vor, in welcher hinter dem mit einem Baumstamme heftigten Hügel eine männliche Gestalt im Sagum oder in mantelartiger Bekleidung, mit der phrygischen Mütze bedeckt und in ruhig stehender Stellung, die Beine übereinander geschlagen, sich zeigt. Ihr gegenüber steht ein Zagstier und zwischen diesen gegenüberstehenden gekehrten Figuren, ein Ackergeräth, einen Pflug vorstellend. Oben sehen wir das Zeichen der Sonne und des Mondes abgebildet, und einen Blitzstrahl, der sich zwischen die Figuren herabschlingelt. Die aus 13 problematischen Charakteren bestehende einseitige Legende ist in der Rundung über den Figuren angebracht, und das Ganze, Embleme und Schriftzeichen, grösstentheils rings dem äussern Rande mit einem theilweise stark verzierten Perlenkranz umgeben. Das Medaillon wiegt 20 Loth, besteht aus 80 Theilen Zinn und 20 Theilen Blei.

Ich halte die Ehre, Sr. Durchlaucht dem Herrn Landes-Gouverneur Karl Fürsten zu Schwarzenberg, dem Freunde und Unterstützer wissenschaftlicher Forschungen in Siebenbürgen, dieses voran beschriebene Schaustück nebst noch einigen andern mit Bleistift entworfenen Abbildungen antiker Geschirre und Monumente von Grossprobstdorf und Kleinschellen, zu zeigen. Se. Durchlaucht faulen in den Schriftzügen ansehnliche Ähnlichkeit mit einigen sächsischen oder illyrischen Buchstaben und bei den figurlichen Darstellungen das siebenbürgische Sekler-Wappen, Sonne, Mond und Sterne dargestellt. Dazu gewissermassen aufzufordern und ermuntern, verspreche ich eine möglichst treue Zeichnung oder einen Gypsabdruck

oder Abklatschung von dieser grossen Münze anfertigen zu lassen und mit Angabe des Fundortes, des Finders und der ortsigen näheren Umstände bei dem Finden an die Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Denkmale nach Wien zu übersenden. Nach später eingezogener Nachricht erfuhr ich, dass der gegenwärtige Besitzer, Johann Jekeli, vor beiläufig 30 Jahren das in der Mediascher Umgegend gefundene Selbstaustück aus der Hinterlassenschaft des Johann Schuster erhalten, eine getreue Abbildung sei an Herrn v. Steinbüchel zur Besichtigung nach Wien geschickt, aber kein Urtheil bis jetzt darüber, wengleich versprochen, erfolgt.

Kurz bevor ich von dem voran beschriebenen Medaillon Kunde empfing, erkannte mich Sr. Excellenz, unser hochverehrt Vorstand des Vereines für siebenbürgische Landeskunde, Joseph Frhr. Bedeus von Scharberg, mit einer ähnelnden, aus einem neuen ungarisch geschriebenen Werke entnommenen Nachricht von einer silbernen Münze, und hatten die Gewogenheit aus diesem Werk die bezügliche Stelle übersetzt, aus der ungarischen in die deutsche Sprache, mit göttig mitzutheilen. Das Buch führt den Titel: „Erdélyi Régiségi Irta Kövéri Laszlo.“ Pesten 1852. S. 46. Die Uebersetzung lautet wie folgt:

„In unsern Thaler ist in der Gegend von Karlsburg (dem alten Apuleum) eine thalerartige Münz von 12 Loth aus 16-löthigem Silber gefunden worden. Diese bringt eine den Selbstmord des Decabalus betreffende wichtige Angabe. Den Thaler hat ich auch (Kovári) selbst gesehen. Er ist so gut erhalten, dass ich seine Echtheit beinahe bezweifeln möchte.“

Auf der einen Seite dieser Münze führt Trajan auf einem Triumphwagen über eine steinerne Brücke. Darunter stehen vier Buchstaben, von welchen U-T kennbar sind.

Auf der andern Seite besteht die Abbildung aus mehreren Theilen. Im obersten Theil befindet sich links ein Füllhorn, rechts eine Burg, darunter stürzt sich Decabalus in sein Schwert. Er ist in der Stellung abgebildet worden, wie er sich gerade neigt und die Krone ihm vom Haupte fallen will. Darunter stehen die Worte: „Occupata Dacia.“

Bei dieserfülligen Correspondenz-Gelegenheit dürfte es vielleicht nicht überflüssig sein, hier noch von einigen ähnlichen Medaillen Erwähnung zu thun, deren eine im I. Bande I. Hefte des Archivs für siebenbürgische Landeskunde 1843 (neue Folge), dann die andere in einem ungarischen Werke: „Mehadia Vagy si Hercules Furdök, Lugosi Fodor Andras, Kolosvart 1844“ bereits beschrieben und abgebildet erscheinen, und endlich zu Ende des Jahres 1844 in einer Kronstädter Zeitschrift „Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denkwürdigkeiten Siebenbürgens“ — durch den edlen Grafen Joseph Kemény, einer kritischen Beurtheilung unterzogen worden sind. Der gelehrte Graf hat die Echtheit dieser beiden letzteren wenig von einander variirenden, jedoch in verschiedenen Stämpfen geprägten oder in Formen gegossenen Münzen beifig bestritten und deren Unechtheit mit einem Ueberfluss von Gelehrsamkeit und von angeführten Gründen, weit mehr in heifiger Laune als erster Beurtheilung, zu beweisen gesucht.

Da bei der Beschreibung dieser in dem oben angeführten Archive enthaltenen römisch-deutschen Münzen nicht die Originale, sondern von der ersten bloß ein undeutlicher Schwefel- und Bleibguss und von der zweiten gar nur eine schwache Handzeichnung zu Gebote standen, so ersuchte ich es für nöthig, zumal da von der ersten das Original in natura vorliegt, hier eine verbesserte Beschreibung samt Abklatschung an versuchen.

Die erste Seite stellt Trajans weltberühmte Donaubrücke vor, über welche der, wie es scheint, mit der Strahlenkrone geschmückte Imperator auf schwirrenderm Wagen, die Zügel in der Hand, ein Pferdgespann lenkt. Eine geheimniß mähnliche Figur schreitet neben der biga einher.

Die Avers vergangenwärtig den verhängnisvollen Augenblick, wo Dacchulus, der von den Römern überwundene, von allen Seiten geschlagene König der Daer, unter dem Abhang einer hohen Bergfestung in sein eigenes Schwert sich stürzt und die Krone ihm vom Haupte fällt, während hinter dieser Scene ein gehelmter, in eine Art Waffenrock gekleideter Krieger mit einem Speer bewaffnet zwei nur theilweis sichtbare Pferde führend, mit der rechten Hand auf den hinsinkenden König zeigend. Ein von unten hinauf gebogenes Fallhorn arglistig seinen korn genau zu bestimmenden Inhalt gegen die Festung. Über dem Eingange des hochgewölbten Portalbogens der Festung ragt eine gesenkte Fahne oder Standarte mit unbestimmbarern Emblemen und über der Ringmauer auf beiden Seiten des Thores mehrere aufgerichtete Lanzen empor. Unten am Rande stehen die Worte: OCVPATA DACIA. Das Scheustück hat 2½ Zoll im Durchmesser, ist fast ¼ Zoll dick, wiegt 14 Loth und besteht aus röhlich, stark mit Kupfer legirtem Metalle.

Die Reverso gleiche, an beiden Stromrufen mit Bastien befestigte Donaubrücke Trajans, über welche der heldenmüthigen Kaiser auf einem schwirrenderm Triumphwagen ein Pferdgespann lenkt, unterscheidet sich jedoch dadurch von der vorigen, dass der Imperator gehelmt und auf dem rechten Brückenthurm oder Pfeiler — der Thurm ist nicht sichtbar — eine vertical eingevrirte Inschrift: ISTER ... PERAT. erscheint. Auf der Kehrseite sehen wir hinter dem stehend niedersinkenden Könige zwei mit Lanzen — nicht Hellebarden — bewaffnete Männer und zwei Pferde und noch eine dritte geharnischte Figur heranschreitend; in der Festung zwei Feldzeichen mit Adlern. Das Castell erscheint in beiden Mäzen auf hohem Felsen mit doppelter Ummauerung und geöffneten Thoren.

Als Fundorte der zuletzt bezeichneten beiden obigen Medaillons werden Devis im Westen Siebenbürgens, im jetzigen Karlsburger Kreis, Szolymooser Bezirks, und auch Gyalokuta im Osten, im jetzigen Maros-Vásárhelyer Kreis and Bezirk, angegeben.

Beide Orte liegen an oder nicht weit entfernt von der grossen Trajen-Strasse, welche sich von Karlsburg (Aplum) gegen Westen nach Várhely (Grediate), Sarmitgethusa und gegen Osten nach Napoca und Parolissum (Nyáradio and Vets im Maros-Vásárhelyer Kreise) durch das schöne, herrliche Marosthal erstreckt, an vielen Orten, wo dertselbst noch die Spuren von bedeutenden altrömischen Städten und Niederlassungen bemerkbar sind.

Die Besitzer dieser Scheustücke waren von dem einen Dr. Andras Fodor in Devis, Physicus im dortigen Kreise, und von dem andern die Witwe des gewissen Gubernialrathes von Melom in Gyalokutt. In Hinsicht der gewöhnlichen Einzelheiten, von der genaueren Bestimmung der Zeit, von der Entdeckung dieser Fundlinge, von dem Namen des Entdeckers und von den etwaigen andern Umständen auf den Fundstätten, konnte bisher noch nichts Sachdienliches in Erfahrung gebracht werden.

Als Grund der Unechtheit dieser römisch-deutschen Medaillons führt, ausser vielen Andern, der verewigte Graf Joseph Kemezy († 12. September 1853) Folgendes an:

Die Donaubrücke habe nach Angabe des Zeitgenossen Dio Cassius zwanzig Pfeiler und an beiden Enden Citadellen oder Brückenköpfe, die bezüglich Münze nur sechs Pfeiler; aber die sechs Pfeiler sind symbolisch zu nehmen, so dass hier, wie oft zwei Bogen jede andere, auch die grösste Brücke bedeutet, und die Pyramiden sind nur Thurmruinenreste. Die serkassische Bemerkung über das Ochsengepann am Triumphwagen Trajans, so wie es in der That im zweideutigen Abdruck erscheint, fällt jetzt weg, indem das Original, welches vorliegt, wirklich ein Pferdgespann darstellt. Ebenso zeigt die Münze im Archetypus auf der Standarte etwas Unbestimmtes, jedoch keinen Adler. Der gerügte Verstoß gegen die orthographische Schreibart des „ocupata“ mit einem einfachen e dürfte wohl lediglich der Unachtsamkeit des Graveurs zur Last fallen, dergleichen fehlerhafte Auslassungen bei den alten Inschriftensteinen, wie bekannt, gar nicht selten vorkommen, und das „Ister Superatus“ verräth, denk ich, einen griechischen, schwachen Sculpteur. Die bessern Künstler mögen schwerlich des luxuriös, gemassrichte Rom mit der fernem, gefahrbedrohlichen Grenze des Weltrheines vertraut haben. Auch führten je ausser den Hellenen, die unter Theile des Denubius bei mehreren römischen Schriftstellern den Nemeus later, welche Benennung gleichfalls von Grafen beanstandet wird. Das getadelte gerade Schwert, statt eines krummen, sichtbarigen, und den Daerern eigenthümlichen, erscheint auf dem Original-Medaillon als eine dolchartige Waffe, mit welcher sich Dacchulus entleitet u. s. w.

Die ähnliche, an beiden Ufern mit Bastien befestigte Donaubrücke Trajans, über welche der heldenmüthige Kaiser ein Pferdgespann lenkt, unterscheidet sich jedoch dadurch, dass der Imperator gehelmt ist, und auf dem rechthfugigen Brückenthurm oder Pfeiler desselben — der Thurm ist nicht sichtbar — die voren bereits angeführte, vertical angebrachte Inschrift: ISTER ... PERAT lesbar erscheint. Auch auf der Kehrseite sehen wir hinter dem sinkenden Könige zwei mit Lanzen bewaffnete Männer und zwei Pferde und noch ein geharnischte halb sichtbare Figur heranschreitend, in der Festung zwei Feldzeichen mit Adlern.

Ubrigens geschieht gegenwärtig die Erwerbung dieser Scheumünzen nicht etwa, weil ich von ihrer Echtheit überzeugt, vielmehr hege ich darüber selbst noch manchen Zweifel, sondern, wo möglich, zu einem competentern Urtheile darüber Veranlassung zu geben und von bewährtern Alterthumsforschern und Numismatikern zu erfahren, ob dieselben für echt oder unecht erkannt und erklärt werden sollen, um sie sodann entweder sie ergänzenden Theil echter römisch-deutscher Münzen oder als Beispiel der Verfälschung zur Warnung in einem Anhangs manchem schon früher geschilderten und herausgegebenen Aufsatz „Die antiken Münzen, eine Quelle der ältern Geschichte Siebenbürgens“ beizufügen. Diesen Aufsatz, dessen Herausgabe bereits vor 17 Jahren begann und in dem I. Bande 1. und 2. Heft des Archivs für die Kenntnis von Siebenbürgens Vortritt und Gegenwart und im I. Bande 2. Heft des Archivs des Vereins für siebenbürgische Landeskunde zertheilt erschienen ist, beschäufliche ich in einer nöthig gewordenen neuen Auflage verbessert, mit Zusätzen und Nachträgen vermehrt und auch unter einem geeigneterem Titel: „Devis in den antiken Münzen“ — der Presse zu übergeben.

A. K. n. r.

Literarische Anzeigen.

* Die Schriftkunde, der erste Schlüssel zum Verständnis der handschriftlichen Schätze des Kaiserstaates, war bisher ein Gut, dessen Besitz sich eine verhältnismässig nur geringe Anzahl wissenschaftlich Gebildeter erkaufte, daher auch die handschriftlichen Schätze des Kaiserstaates, wiewohl sie die Fundgruben für alle andern Wissenschaften bilden, noch immer nicht in dem Masse verwertet wurden, als es notwendig erscheint, um die historischen Denkmale nach ihrer vollen Bedeutung zu würdigen. Damit nun die Kenntnisse der alten Schriftzeichen allgemeiner gestellt werden, hat Seine Excellenz der Herr Minister für Unterricht und Cultus, Graf Leo Thun angeordnet, dass in Zukunft an den Universitäten Vorlesungen über Paläographie und in Special-Lehranstalten besondere Übungen derselben gehalten werden sollen. Zur Unterstützung dieses Zweiges der Wissenschaft wurde sogleich angeordnet, dass der hiesig notwendige Lehrapparat durch eine Sammlung von Abbildungen der Schriftdenkmale des Mittelalters für die betreffenden Lehranstalten beigebracht werde und der Gegenstand desselben ist die Herausgabe der *„Monumenta graphica medii aevi es archiva et bibliothecis Imperii Austriacae collecta“*, von denen kürzlich die ersten zwei Lieferungen veröffentlicht wurden. Die Redaction dieses kostbaren Werkes hat der Herr Unterrichts-Minister dem ausgezeichneten Gelehrten und Professor der Paläographie an der Wiesner Universität Dr. Th. Sickel übertragen, von welchem auch die Grundzüge für das gesammte Werk entworfen worden. Zur Ausführung der Schrifttafeln wurde zum ersten Male in grösserer Masse ein neues Verfahren in Anwendung gebracht — nämlich die photographische Reproduction, welche den überwiegenden Vortheil gewährt, dass sie eine absolute Gewähr für die Treue der Schriftzüge, welche dem Paläographen das Wesentlichste sind, gibt, während die Lithographie, wenn sie auch reiner und gefälliger Facsimile liefert, doch der manuellen Reproduktion bedürfen und daher leicht, wenn auch unabweisbar, verändert werden können. Bis jetzt sind 40 Tafeln in den beiden Lieferungen erschienen, deren ältestes Document ein Papyrusfragment aus dem VI. Jahrhundert bildet. Zu bemerken ist noch, dass von den Schriftdocumenten nur solche gewählt werden, welche österreichischen Sammlungen angehören. — Bis jetzt wurden nur fünfzig Exemplare angefertigt, deren Verfügung sich das k. k. Unterrichts-Ministerium vorbehalten hat, und von denen auch der k. k. Central-Commission durch die besondere Güte Sr. Excellenz des Herrn Unterrichts-Ministers ein Exemplar angekommen ist; die lateinische Vorrede verspricht aber, dass auf Bestellungen auch eine weitere Anzahl von Exemplaren hergestellt und an diesem Behufe binnen Kurzem ein Prospectus erlassen werden wird.

* Die antiquarische Gesellschaft in Zürich hat den glücklichen Gedanken gefasst, ihre Thätigkeit den „Denkmälern des Hauses Habsburg in der Schweiz“ anzuwenden. Se. k. k. apostol. Majestät haben die Bedeutung des Unternehmens gewürdigt und durch eine Unterstützung den Anfang dieses Unternehmens möglich gemacht. Das erste Heft beginnt mit der Veste Habsburg im Aargau, dessen Beschreibung dem hiesigen General-Major a. D., G. H. Krieg v. Hochstätten an verdanken ist. Der Beschreibung derselben geht ein Überblick der Befestigungsweisen und der Bau-Technik des XII. Jahrhunderts voraus. Darauf folgt die Darstellung des Terrains der Habsburg und die Anordnung ihrer Werke im Allgemeinen, worauf die einzelnen Bauwerke ihrer ursprünglichen Anlage gemäss beschrieben werden.

* Das neueste Heft (Jahrgang 1858 I a. II) der „Zeitschrift für Bauwesen“, herausgegeben unter Mitwirkung der königl. technischen Bau-Deputation und des Architecten-Vereines zu Berlin und redigirt von G. Erbkm (Berlin 1858), bietet den Fremden der mittelalterlichen Baukunst zwei interessante Aufsätze. Der eine derselben enthält eine Darstellung „der Klosterkirche auf dem Petersberg bei Halle und ihrer Restauration in den Jahren 1853 bis 1857“ von Ritter (mit 3 Tafeln, einem Situationsplane und mehreren Holzschnitten); der zweite unter dem Titel: „Architektonische Studien in Spanien“ (mit 1 Tafel und mehreren Holzschnitten) von E. Guhl, enthält den Beginn einer Charakteristik der Baudenkmale von Burgos und darin insbesondere eine eingehende Beschreibung der berühmten Kathedrale dieser alten Königsstadt.

* Von dem neuen (VIII.) Jahrgange des in Cöln erscheinenden „Organs für christliche Kunst“ liegen uns gegenwärtig vier Nummern vor. Derselben enthalten an grösseren Aufsätzen unter dem Titel: „Aus Krakau“ zwei Aufsätze von A. Essenwein über die dortige Domkirche, dann die Frankeire und heilige Kreuzkirche; zwei Aufsätze von Braun über „die Lage der Kathedralkirchen“ und über „Steinbilder an gotischen Baudenkmalen“; ferner zwei Aufsätze, gleichfalls von A. Essenwein, von denen der eine die Fortschritte beim Bane der Vatikankirche und die Restauration der Stephanskirche in Wien behandelt; den Anfang eines Aufsatzes über die „Wertberg“ und eines zweiten über die mittelalterlichen Bauten in die „Upsala“; von C. Smeddick einige Nachrichten über den Cölnen Dom-Glockengießer Cloit und seine Arbeiten; einen zweiten Nachtrag zu der Abhandlung des früheren Jahrganges über „die Glocken“, und Besprechungen des Cölnen Dombildes, der Restauration des ehemaligen kurfürstlichen Schlosses zu Keagen am Niederrhein, der Compositionen Steinle's für die Fresken des Cölnen Museums n. s. w.

* Ein neapolitanischer Mönch aus dem Benedictiner-Kloster Monte Cassino hat die Veröffentlichung eines bedeutenden Kunstunternehmens mit vielem Glück begonnen. Er photographirt die berühmten Fresken aus dem Dome von Monreale bei Palermo und gibt dieselben, begleitet von dem entsprechenden erklärenden Texte, heraus. Das Unternehmen erfreut sich der sehr bedeutenden Unterstützung von 30.000 Ducenti von Seiten des Königs von Neapel.

* Für das Studium und die Kenntniss der mittelalterlichen Kleinkünste ist vor nicht langer Zeit ein Werk erschienen, das wir der eindringlichsten Beachtung empfehlen. Abbé Texier — den Lesern der „Annales archeologiques“ durch seine Arbeiten über Goldschmiedekunst, über die Goldschmiede des Mittelalters, über die Schmelze und Werkstätten zu Montpellier und Limoges wohl bekannt — hat einen *„Dictionnaire d'orfèvrerie, de gravure et de ciselure chrètiennes“* herausgegeben, welcher in 1500 Artikeln die Beschreibung und die Symbolik aller kirchlichen Geräthe enthält; man findet Erklärungen über Ringe, Altäre, Kelche, Reliquienreihen, Ciborien, Glocken, Leuchter, Lampen, Monstranzen, Patenen, Grabsteine n. s. w. Ebenso finden die weltlichen Werke der Goldschmiedekunst Platz in diesem Werke. Es bietet mithin reichen Stoff zur Belehrung in der Technick eines Zweiges der mittelalterlichen Kunst, von dem sich unsere Zeit nicht rühmen kann, dass sie dieselbe übertraffen hat.

Jeden Monat erscheint 1 Bogen von 24 Druckzeilen mit Abbildungen.

Das Pränumerationspreiss ist für einen Jahrgang oder zwölf Bogen, welcher auch die pränumerative Zusammenstellung der einzelnen Heftes bezieht. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar auch zu dem Preise von 4 K. zu den k. k. Hofbuchhändlern W. Neumann'schen Buchhandlung in Wien zu beziehen.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehme bei den k. k. Hofbuchhändlern W. Neumann'schen Buchhandlung in Wien zu beziehen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar auch zu dem Preise von 4 K. zu den k. k. Hofbuchhändlern W. Neumann'schen Buchhandlung in Wien zu beziehen.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czerning.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 4.

III. Jahrgang.

April 1858.

Über einige Holzkirchen in Mähren, Schlesien und Galizien.

Von Adolf Leopold Ritter v. Wolfekron.

Eben so zahlreiche als glaubwürdige Überlieferungen gehen Zeugniß von der weiten Verbreitung und höheren Ausbildung des Holzbaues im früheren Mittelalter, namentlich ist es von den Römern weniger oder gar nicht berührte Norden Europa's, welcher, unbekannt mit dem monumentalen Steinbaue jener Zwingherren, in seinen dichtbewaldeten Gauen stattliche Burgen, ja selbst Königssitze, am häufigsten aber Kirchen in ganz eigenthümlicher Holzconstruction entstehen sah, und in einzelnen ursprünglichen Resten, mehr noch in stylgemässen Renovationen, bis auf die Gegenwart erhalten hat. Schweden und Norwegen war an solchen Holzgebäuden besonders reich, und aus ältester Zeit gibt uns die herrliche Frithjof-Sage Kunde von „riesigen Trinksaal! . . . gezimmert aus Föhren“ ¹⁾ (3. Gesang). — Der Dänen-König Harnn Blauzahn (936—986) förderte den Bau von 3 hölzernen Kirchen in Jütland, und liegt auch in der durch ihn erbauten hölzernen Dreifaltigkeitskirche zu Rösskilde begraben ²⁾.

Noch im Jahre 1086 war die Kirche der Königsburg zu Odensee von Holz, und im Jahre 1128 fanden Missionäre aus Bamberg, Städte und Burgen in Dänemark durch hölzerne Umfriedungen statt der Mauern geschützt. Von Islands Holzkirchen berichtet der bekannte Reisende

Barrow; Russland und Posen aber baut noch heut zu Tage Kirchen aus Holz, wie es vor Jahrhunderten gethan.

Auch im alten England war der Holzbau von grosser Bedeutung, gewaltige Thürme wurden dort aus Holz aufgeführt, und hatten sich die Vasallen des Königs zum Bau seines Palastes nach dem Gesetze mit Äxten einzufinden (Leges Walliae). Von dem Bischöfe zu Lindisfarne Finan wissen wir, dass er um's Jahr 562 eine Holzkirche erbaut habe, und König Edgard spricht in einer Urkunde v. J. 974 von der Wiederherstellung vieler Kirchen, deren Schindeln und Bohlen durch Wurmfraß gelitten hatten. Kanut der Däne (1016—1042) endlich zeichnet zu Glästoung ein Diplom „in lignea basilica“ ³⁾.

Letzterer Ausdruck deutet sogar die Stylform an, und lässt auf eine mehrschiffige Kirche, mit Säulenstellungen, schliessen.

Das einzige noch erhaltene Denkmal jener Holzconstruction zu Greenstead in Essex weicht jedoch von dem sonst allgemeinen Blockbaue ab. Die Eichenposten, aus denen es gezimmert ist, stehen nämlich aufrecht, wogegen die Holzgebäude anderer Länder aus horizontal über einander gefügten Balken bestehen, deren Enden durch Überschneidung verbunden sind ⁴⁾.

Von gleicher Beschaffenheit mag wohl auch die Kirche gewesen sein, welche der Irländer Columban (geb. 560, gestorben 615), der berühmte Apostel im fränkischen Reiche, in seinem Vaterlande erbaute und auch jenes Kloster zu Bankor, welches Malachias, Erzbischof zu Armagh († 1148), aus Holz wieder herstellen und erweitern liess ⁵⁾.

Insbesondere waren es die schottischen Benedictiner, welche sich im Holzbaue eine Berühmtheit erworben

¹⁾ In der altnordischen Poesie habe ich bisher umsonst Rundschaun und Nachträge geoffnen nach Stellen, welche Kunde gäben von Holzbauten, es ist wohl natürlich; das Allgmeine, Gewöhnliche wurde nicht besungen, wohl aber das Ausserordentliche, die ent und palas von stein, wurdelsteia, u. dergl. Der Brand des Saales in den Nibelungen und die dort stehenden Balken lassen nur auf Dach und Dache des Hauses schliessen, denn es soll nur von oben des Feuer auf die Burgender, und um sich vor dem herabfallenden Balken zu schützen, treten sie an die Wand, welche stehen blieben und aus Stein sein musste. „In sprach von Tronez Brugene soll aus des mires wänt. — Ist nicht die brande vallen lit vier beinlant“. Lachm. Ausgabe 2036.

²⁾ Laagehski Script. rer. Dan. III. 365. Vgl. Beckmann, Kunstgeschichte, IV. 428 ff.

³⁾ Wil. Malm. 2. Gesta reg. Angl.

⁴⁾ Vgl. Schwanke u. O. 381.

⁵⁾ St. Patric. Fleming Collect. pag. 242 „opus scoticum, politerum, etc.“

und das sogenannte „Opus scoticum“ zugleich mit der Glaubenslehre verbreiteten¹⁾.

Die vielen Klöster und Kirchen, welche Winfrid, bekannter unter dem Heiligenamen Bonifacius, im achten Jahrhunderte als Bekhrer in Deutschland errichtete, waren wohl zumeist aus Holz²⁾, wie dieses schon aus der Schnelligkeit ihrer Entstehung und den uns bekannt gewordenen vielen Bränden derselben hervorgeht, und als Beweis dienen mag, wo urkundliche Daten fehlen. Blicken wir, durch Bonifacius geführt, weiter auf Deutschland, so finden wir dort den Erzbischof Willigis von Mainz, welcher im Jahre 990 eine Holzkirche, St. Stephan, daselbst erbaut³⁾, ja noch zwei bis drei Jahrhunderte später treffen wir auf hölzerne Kirchen, selbst an bedeutenden Orten. So stellten der Erzbischof von Hamburg und Herzog Bernard von Sachsen die durch die Slaven verwüstete Marienkirche im Jahre 1024 wieder in Holz her⁴⁾, die Lobler Kirche ferner bestand bis zum Jahre 1172 als Holzbau⁵⁾, der Dom zu Würzburg endlich wird gar erst im Jahre 1186 unter Bischof Bertold aus Holz in Stein umgewandelt. Ja noch viele andere urkundlich nachweisbare Umstellungen von Kirchen liefern den Beweis, dass sich die Holzconstruction an solchen Bauwerken bis in das XI., ausnahmsweise sogar bis ins XII. Jahrhundert erhalten habe und dem Steinhau erst von dort an gewichen sei. Aus obigen Nachrichten ergibt es sich ferner, dass die ersten Holzkirchen im Norden Europa's nur Nothbauten waren, welche schnell errichtet wurden, sobald sich eine Gemeinde gebildet hatte.

Natürlicher Weise benützte man dabei eben jenes Material, welches am bequemsten und reichlichsten zur Hand lag, und in dessen Bearbeitung die Bewohner jener wälderreichen Gegenden am geübtesten und erfahrensten waren. Steine dagegen, waren solche auch vorhanden, wurden dort nicht leicht zum Bae verwendet, da es meist an geschickten Werkleuten liezu, eben so häufig auch an Geld und der Zeit gebrach, um diesen Baustoff benützen zu können. Und so erklärt es sich auch, dass jene volkstümlichen Holzconstruktionen, im Dienste der Kirche veredelt, sich endlich über den ärmlischen Nothbau erhoben, und also festere, theilweise selbst prunkvollere Bauwerke aus Holz entstanden, welche sich selbst noch zu einer Zeit und unter Umständen behauptet haben, wo Steinhauten, zumal für Kirchen, möglich gewesen wären.

Eine kindliche Anhänglichkeit und Ehrfucht für das Althergebrachte, von den Crvätern Überkommene, eine from-

me Überzeugung, dass man den Herrn inniger gesammelter verehren, zaversichtlicher in allen Nöthen um Hilfe anrufen werde, so lange man ihn in den gewohnten, anheimelnden Holzkirchen finden werde, haben diese wahrhaft poetischen Ueberreste längst entschwendener Urwürdigkeit und tieferen Gemüthlebens, wenn auch nur in einzelnen zerstreuten Denkmälern — wenige spätere Zuthaten abgerechnet — beinahe unverändert erhalten. Die ausführlichsten Nachrichten über solche Denkmäler haben wir über jene zu Borgund, Hitterdal, Urues und Tind aus Schweden, sie wurden von J. C. Dahl durch eine besondere Schrift, mit den nöthigen Zeichnungen versehen, schon vor zwanzig Jahren ausführlich beschrieben⁶⁾ und gingen von F. Kugler gewürdigt⁷⁾ in die Werke noch anderer Kunsthistoriker über⁸⁾.

Nach einer Runen-Insehrift, welche auf der Kirche zu Tind entdeckt wurde, soll diese durch den Bischof Reiner zu Hammer zwischen 1180 und 1190 geweiht worden sein, und auch die übrigen oben genannten Holzkirchen dürften kaum aus einer früheren Periode als jener König Olaf's III. des Friedfertigen (regierte 1067—1093) herkommen. Schnaase, auf dessen gründliche Behandlung dieses Gegenstandes ein für allemal hingewiesen werden muss, führt noch eine Kirche an, welche früher zu Wang bei Mösö in Walders bestand, und im Jahre 1841 in das schlesische Riesengebiet bei Brückeberg versetzt wurde. Auch zu Syrin, Lubom und Bosatz, in der Gegend von Ratibor, wurden ähnliche Kirchen wie jene in Norwegen entdeckt, von denen bei den ersten auch die Entstehungszeit (1204, 1205) ermittelt ist⁹⁾.

Von Österreichisch-Schlesien wo drei Denkmäler gleichfalls reich vertreten sind, fehlen uns leider hinlängliche Beschreibungen¹⁰⁾; über Böhmen's Holzbau dagegen hat Professor B. Grueber in diesen Mittheilungen (Jahrg. 1856, Heft 10, 12) wohl nur in flüchtigen aber treffenden Umrissen Bericht erstattet, und hervorgehoben, wie diese bei allen Slaven so beliebten Holzconstruktionen, welche jedoch von jener der Alpenländer wesentlich abweichen, sich neben dem Steinhau der Nachbarschaft selbst bis zur Gegenwart in Übung erhalten haben.

Somit wären wir an die Grenze der Markgrafschaft Mähren, jenes Gebietes gelangt, auf welchem sich unsere Untersuchungen hier zunächst ergehen sollen. In den nordöstlichen, von den Karpathen durchzogenen Gegenden dieses schönen, auch an Kunstdenkmälern der höchsten Blüthe

¹⁾ „ecclesiam quam tamca more Scotorum non de lapide sed de robore octo tota composuit, atque arundine texit“ Monasticon. Anglica. pag. 29.

²⁾ v. d. Ord. d. Benedictiner, geboren 680 zu Devonshire, § 755.

³⁾ „signum aratorum constructum“ Vita Bonifacii in Cantic. Ant. Sect. Tom. IV, p. 267. — „exiguis constructum coena quae ex arborum corticibus tegunt“, Mobilis Anecd. T. II, p. 93 — Kreuzer's Kirchenbau I, 224, 236, 266, dessen Dombriefe 292 f.

⁴⁾ Weller: Geschichte des Domus an Mainz, S. 9.

⁵⁾ Idem B. r. m. hist. not. II, 104: „clavatum ecclesiam et dirciorum omnia constructum lignis.“

⁶⁾ Nacliar et Durand. Theaur. Tom. III, pag. 1423 ad an. 1172.

⁷⁾ Denkmäler einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus der frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens, von J. C. Dahl, mit lithogr. Abbildungen, Dresden 1827.

⁸⁾ Museum 1837, Nr. 39. Kugler's kl. Schriften I, 517—521.

⁹⁾ Schnaase, v. a. O. 443 ff. — Lübke's Gesch. d. Archit. 277, Fig. 134. bringt eine Seitenansicht und den Grundriss von Hitterdal; die Denkmäler der Kunst von Gahl und Caspar, II, 46, Fig. 9, zeigen das Innere der Kirche an Urues.

¹⁰⁾ Schnaase, v. a. O. Seite 447.

¹¹⁾ Die Nachrichten, welche wir nach gefälliger Mittheilungen später bringen, liegen für eine gründliche Untersuchung um so weniger zu, als sie durch keine Zeichnungen illustriert wurden.

reichen Landes ¹⁾, an jenen Stätten, welche durch den thatkräftigen Einfluss des ritterlichen und staatsklugen Olmützer Bischofs Bruno (Grafen Schaumburg-Holstein 1245, † 1281) aus düsterm Waldesdunkel an das Licht der Cultur und aus Göttertrüben hervortraten. — dort finden sich auch noch einige Holzkirchen, deren Entstehungszeit zwar nicht bei allen mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, welche aber selbst in ihren unvermeidlichen Renovationen den Urtypus ihrer Wiegenzeit, des XIII. Jahrhunderts, beibehalten haben, wie ihre Uebereinstimmung unter einander und mit den analogen Bauwerken Norwegens aus eben jener Periode beweiset.

a) Die ältesten Daten ²⁾ haben wir über die St. Wenzels-Kirche zu Wietkowitz, auf einem bewaldeten Hügel am linken Ufer der Lubins in der Nähe von Freiberg gelegen, wohin sie als Filiale gehört. Der früher übliche Name des Dorfes war Detrichowice, villa Theodorici, Dietrichsdorf, wohl zu Ehren des Olmützer Bischofs

Dietrich von Neuhaus, eines Witkowiec (1280 — 1302) so geheissen. Obwohl schon im J. 1250 durch das Stift Wellehrad gegründet, reichen die Urkunden darüber doch nur bis 1292 — 1302 zurück. Eine noch im Gebrauche stehende






(Fig. 1. Wietkowitz.)

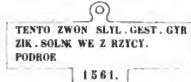
hende Glocke ist vom Jahr 1529 datirt. Eine weitere Urkunde vom J. 1637 berichtet endlich, dass ein späterer Bau dieser Kirche durch die Gemeinde geführt wurde. Seither dürfte sich mit Ausnahme des Thurmdaches wenig daran geändert haben. Sie hat, die Vorhalle mitgemessen, eine Länge von 12 und eine Breite von 5 Klaftern und zeichnet sich im Innern durch eine Empore aus, welche sich vom Westende hufeisenförmig auch an den Seitenwänden des Schiffes hinzieht (Fig. 1).

b) In demselben Freiburger Decanate treffen wir, ungefähr eine Meile von Frankstädt entfernt, die dahin gehörige Filiale St. Nikolaus zu Tychau (mähr. Tichá). Sie liegt auf einer mässigen Anhöhe, vom Kirchhofe ungeschlossen, mitten im Dorfe. Das älteste Diplom, welches über diese Kirche bisher aufgefunden wurde, ist ein Stiftbrief des Olmützer Bischofs Stanislaus I. vom Jahre 1520. Die grössere Glocke daselbst wurde 1561 zu Walschisch-Meseritsch gegossen; die vollständige Legende, welche die Glocke in zwei Kreislinien umschreibt, lautet:

TENTO. ZWON  SLIT. GEST. ZAMIKVCLASSE. FOGTA 
ASTARSSTCH  G. M. B.  1561.

Diese Glocke ist gegossen unter Nikolaus dem Vogte und den Ältesten (des Ortes) Kasp. Mich. Balth.

YAN. CHARWATIN. GIRA. ONDRVSSV. ONDRA. PAWLW 
YAKVB. TIEHAN  I. N. V. R. M. I. 
(Folgen die Namen der Ältesten und: Jes. Naz. Rex. Jud.)



Diese Glocke ist gegossen von Georg Solnik zu MEZ. RZYCY. POD. RÖE. (Aufgelöst: Mezerizky pod Roznovem) 1561 ³⁾.

Eine zweite kleinere Glocke hat durch ihre angeblich unleserliche Inschrift eine Art Berühmtheit erlangt. Denkt man sich aber die auf den Kopf gestellte Mönchsschrift aufrechtstehend, so liest man ohne Anstand den allerdings etwas uncorreceten und schlecht interpunctirten Spruch:
O. REX. GLORIE. YENI. NOBIS. CUM. PACE. AMEN.
+WOW ⁴⁾ VDDVJ WADSIH ⁵⁾ ON ⁶⁾ IW ⁷⁾ MADROT ⁸⁾ XW ⁹⁾ +O

Durch diese Lösung ist zugleich das ungefähre Alter der Glocke gefunden; sie ist ohne Zweifel zwischen dem XV. und XVI. Jahrhundert gegossen, da die vielen mit jener Inschrift vorkommenden Glocken in Mähren, so weit sie datirt sind, alle in jene Zeit fallen; die beiden Thürpfosten am Eingange in das Schiff der Kirche geben mit ihren Inschriften endlich noch Aufschluss über den Baumeister Paul Sedrm (?).

Der Name des Bürgermeisters, unter welchem die Kirche erbaut wurde, ist nunmehr leider verlöschet. Stavit Mistr Pawel Sedrm (rechts) — an. . . czasu . . . Pugmistr . . . (links). Ein drittes bemaltes Pfostenstück, welches sich sonst am Altare befunden haben soll, weist in ganz gleichen Charakteren auf das XVI. Jahrh. hin: (let) a panie M. CCCC. . .

¹⁾ Wir nennen nur das Bism. und die St. Jakobskirche zu Brünn, das Rathhausportal daselbst, die Altköniger Kirche, die Kirchen zu Treblich, Otmütz, Tschakowitz (Vorklöster) und Zasin, letztere mit dem herrlichen Sacramentskranzen, und jene zu Podoly; die zahlreichen Taufsteine in den Sammlungen zu Brünn und Reigers, endlich die prachtvolle Miniaturen in den Stadtsarchive und Bibliotheken, woraus sich auch viele Sculpturen und mittelalterliche Metallarbeiten schliessen.

²⁾ Die hier folgenden historischen Angaben verdanken wir der Gülligkeit des hochgeachteten Topographen Dr. Wajng, welcher die Resultate seiner neuesten Forschungen eigenmächtig für diese Abhandlung aus ankommen Hess. Die unter d — f angeführten Kirchen wurden erst durch eben dieses Gelehrten bekannt.

³⁾ Die Mithelung dieser Inschrift verdanke ich der Gülligkeit des hochh. Herrn Localpater dieser Kirche. W.

⁴⁾ Unter dieser Inschrift befinden sich drei kleine Schilde, wovon einer den böhmischen Löwen, das zweite Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes, das dritte aber den englischen Gross in halb erhabener Arbeit zeigt.

Westlich von diesen beiden Kirchen hat das Neutitscheuer Decanat noch drei gleiche Holzbaue aufzuweisen u. z.

c) Nesselzdorf, Seitendorf und Hotzdendorf. Die erste (mährisch Koprivonice), eine Filiale von Stramberg, ist dem heiligen Bartholomäus geweiht, nur 8° lang und 4° breit, und enthält in ihrem Thurme eine Glocke mit der Jahreszahl 1567; ein weiteres Datum über das Alter dieser Kirche, welches ohne Zweifel viel weiter zurückreicht, haben wir leider keines. Vor ungefähr 30 Jahren war noch über dem Zugange vom Schiff ins Chor (Triumphpforte) ein Balken gespannt, auf welchem sich ein grosses Crucifix und zu den Seiten desselben die Standbilder der Hll. Maria und Johannes befanden. Unter den Paramenten dieser Kirche zeichnet sich eine vergoldete Monstranze im gothischen Style aus; sie wiederholt die bekannte, im XV. Jahrhunderte viel verbreitete thürmähliche Form des reich gegliederten drehbaren Mittelstückes, woran sich heiderseits mehrere in die Reihe gestellte, durch Strebhölzen verbundene Fialen, zwischen denen kleine heilige Figuren angebracht sind, darat anschliessen, dass die gesammte Zusammenstellung die Gestalt eines Flügelaltars (Triptychon) gewinnt¹⁾.

d) Zu Seitendorf (mähr. Ziwotice), $\frac{1}{4}$ Meilen östlich von Neutitschein entfernt, befindet sich die Pfarrkirche St. Johann Bapt. (8° 3' lang, 4° breit, 3 $\frac{1}{4}$ ° hoch). Auf einem Balken (am frühern südlichen Haupteingange) liest man die Inschrift *ao. D. 1488. ecclesia ista conservata est* und an der gefalteten Bunt bemalten Decke lässt sich die unvollkommene aber gleichfalls auf das XV. Jahrhundert hinweisende Jahreszahl l. e. erkennen. Noch ist ein alter im Gebrauche stehender Taufstein, und eine gut geschnitzte Statue der Hl. Katharina, so wie die Empore dieser Kirche bemerkenswerth.

e) Eine Filialkirche zu Hotzdendorf (Hodslawice), dem Geburtsorte des Geschichtschreibers Palacky, dem heiligen Andreas gewidmet, ist vermuthlich auch im XV. Jahrhunderte erbaut worden, die beiden Glocken im Dachreiter aber tragen die Jahreszahlen 1614 und 1615, der Altar dagegen wurde 1658 errichtet²⁾.

Über östere Schlesien können wir nur nach fremden Angaben von zwei Holzkirchen Bericht erstatten, die eine,

im Wagstadter Decanate St. Bartholomäus zu Stauding, hart an der Grenze Mährens, im Troppauer Kreise (9° lang, 4° breit), ist bereits sehr häufig und wurde deshalb auch der Thurm derselben etwas verkürzt, die Glocken enthalten folgende Sprüche und Jahreszahlen. „*O rex glorie veni cum pace 1517*“³⁾ und „*Jesus Nazaren. rex Jud. 1519.*“ An der Kanzel ist die Jahreszahl 1613 ersichtlich, und sind zwei Wappen angebracht, von denen das eine zwei Hirschgeweihe, das andere ein Rad enthalten soll, vielleicht den uralten schlesischen Familien Techaner (Schambor, Zainbor) und Weichsner angehörig. Das erste Geschlecht war schon 1240 im Warthenbergischen ansässig, nur führte dasselbe ein weisses Horn und ein rothes Hirschgeweihe, gegen einander gestellt, im roth und weiss getheilten Schilde. Ein weisses Mühlrad dagegen im rothen Felde hatten die Weichsner⁴⁾. Noch muss der Taufbrunnen jener Kirche berührt werden, welcher gleichfalls aus Holz gefertigt ist.

g) Mit der Form und Eintheilung der eben beschriebenen Kirche im Allgemeinen übereinkommend, ist auch jene zu Traunowitz, südlich von Teschen gelegen.

Weitere Nachrichten und Abbildungen von Holzkirchen aus unserm Schlesien sind wohl von der Thätigkeit der dortigen Alterthumsforscher zu erwarten.

Stellen wir nun, um eine Ausdehnung des Urbildes der mährischen Holzkirchen zu erzielen, jene zu Wietkowitz, Tychau und Nesselzdorf (vergl. Fig. 1, 2, 3 und 4) in Bild und Beschreibung neben einander, so ergibt sich eine völlige Übereinstimmung sowohl in ihren Grundformen, als in der äusseren Gliederung und den Zubauten. Eine geschlossene, oft sehr geräumige Vorhalle (12—13 □ Klaft.) durch den Unterbau des Thurmes gebildet, dessen Gebälke (Riegelwerk) nur von aussen mit Brettern verschalt ist, enthält auch die Stiege zu den oberen Räumen, und führt durch eine niedere Thüre, die im Spitzbogen, oft auch geradlinig — mit dem bekannten Erk-Console⁵⁾ — geschlossen ist, in das Schiff der Kirche, wie es der Grundriss von Tychau zeigt (Fig. 2, a Thurmhalle, b Schiff, der Kirche, c Chor, d Sacristei, e Laungang). Dieses bildet ein Viereck von ungefähr 5 Klaft Länge und um wenig geringerer Breite, dessen westliches Ende eine Empore (mit der Orgel)



(Fig. 2. Grundriss von Tychau.)

enthält, die sich zuweilen auch an den beiden Langseiten hinzieht, und dort durch Balken (Säulen) unterstützt wird, wo die Spannung zu beträchtlich wäre. Das Presbyterium,

¹⁾ Man vergleiche die Monstranze zu Pressburg in diesen Mittheilungen, Taf. XI. — jene zu Soltau, in den mittelalt. Kunstdenkmälern des österreichischen Kaiserthums II. Heft, Tom. VII. — Ähnliche will herne Monstranze aus dem XV. Jahrh. befinden sich in Mähren zu Tschauwitz, Praxow, Gross-Bittsch, letztere wohl 21° Fass hoch, trägt die Jahreszahl 1472. Weniger kostbar (aus Kupfer gearbeitet) aber nicht minder merkwürdig ist eine der Nesselzdorfer ganz ähnliche, nur um ein Drittheil grössere Monstranze im Beerd-Sitte zu Raigera, welche durch die Mühseligkeit des dortigen Herrn Prösten fürchter Katiwoda völlig hergestellt, wieder im Gebrauche steht. Es kann hier nicht übergangen werden, wie in jenen durch hohe Intelligenz und Gelübts-enthalt seiner Conventualen ausgezeichneten Sitze das schon bei Besuchen vorkam, alle Paramente zu sammeln und in Dienste der Kirche wieder zu Fäden zu bringen.

²⁾ Eine Holzkirche zu Löbich (Lychow) wurde schon im Jahre 1776 durch einen Steinbau ersetzt.

³⁾ Man vergl. jene von Tychau.

⁴⁾ Spennert, *Op. herald. pr. gene.* Mehreres hieher in dem heraldischen Theile meiner Hildwagende.

⁵⁾ „dreiflüchtig gerade überdeckt.“ Vgl. R. 10 xam, mittelalt. Kirchenbaukunst in England, S. 31, Taf. II, 6.

dessen Breite sich zum Schiffe heilsüßig wie 5:8 verhält, wird heinsbe durchgängig von drei Seiten eines Achtecks geschlossen. An allen mir bekannten mährischen Holzkirchen schließt sich aber die Sacristei als ein fester überwölbter Stelnhau zur Nordseite des Chores an. Die Decke des letzteren sowohl als auch jene des Schiffes ist flach, doch erhält sie durch geklebte Latten, welche kreuzweise auf die Bretter festgenagelt sind, das Ansehen einer cassettenartigen Täfelung, welche durch eine bunte Bemalung (roth und grün oder blau) noch an Abwechslung und Lebendigkeit gewinnt. In gleicher Weise sind auch die Emporen und ihre Säulen überhöcht.

Ganz styllos, und wie aus der gemeinsten Wohnstuhlergenommen, sind die niederen vierreihigen Fenster, welche an den Seiten des Schiffes hoch oben angebracht sind.



(Fig. 3, Seitenansicht von Tychau.)

(Fig. 3, Seitenansicht von Tychau.) Charakteristisch dagegen und anziehender ist die Aussen- seite dieser Kirchen. Der ganze Bau, mit Ausnahme der Vorhalle, wird nämlich von einem niederen Laufgange umschlossen, wel-

cher das Vortreten des Schiffes so wie das Zurückweichen des Chores genau nachahmt. Das Pultdach des Umganges lehnt sich an die Wände des Hauptgebüdes, und wird von einer Balkenreihe (Säulen) getragen, an denen unten am Boden eine 3 Fuss hohe Brüstung hinläuft, so dass der klarer befindliche, nach vorne offene Raum, durch jene Stützhalben symmetrisch getheilt, an Arcaden gemahnt, wenn dieser Ausdruck und Vergleich hier gestattet sein will, wo die Bogenverbindung gänzlich fehlt. Durch die vorspringende Eingangshalle mit ihrem Giebel und jenen eigenthümlichen Umgängen, über deren Dächer wieder die Fenster des Hauptgebüdes erscheinen, entwickelt der ganze Bau eine höchst malerische Linienbewegung, welcher Eindruck durch die eben so originale Anlage und Gliederung des Thurmes noch erhöht wird. Wie die beigefügten Holzschnitte zeigen, weichen die Thürme zwar theilweise von einander ab, lassen aber doch, durch die pyramidale Anlage der, aus den, mit einem schmalen Dache umsäumten Unterbau (der Halle) empor strebenden Wendungen, ein gemeinsames Princip erkennen. Der Thurm zu Nesselndorf (vergl. Fig. 4) erhebt sich ohne Unterbrechung bis zum flachen Zelt-dache, welches zur Abhaltung des Traufenschlages mit seinem breiten Saume über die schrägen Wandflächen hinausragt und dort von roh

gezimmerten Kämpfern unterstützt wird, die beiden andern Thürme zu Wietkowitz und Tychau (vgl. Fig. 1 u. 3) dagegen nehmen in halber Höhe einen Kubus (die Glockenstube) auf, dessen breitere Basis jener des untern noch nicht abgeschragten Theiles des Thurmes ungefähr gleich



(Fig. 4, Nesselndorf.)

kommt, und in solcher Weise einem Taubenschlage nicht unähnlich wird. Die Bretterverschalungen, deren Enden zierlich ausgeschnitten sind, hängen senkrecht über die schrägen Wände frei herunter, und

bilden so einen durchbrochenen Kranz. Leider haben die Däber (Helme) dieser Thürme durch stylwidrige Renovationen ihre ursprüngliche Gestalt eingebüßt, und machen in ihrer gegenwärtigen Zwiebelform einen sehr ungünstigen Eindruck, da die ganze Anlage nothwendig ein Zelt-dach hedingt. Das Schiff unserer Kirchen ist überall durch ein Satteldach, der Chor durch eine Walme gedeckt, welche stets einen kleinen Dachreiter trägt, dessen Urbild gleichfalls der Geschmacklosigkeit des Zapfstyles weichen musste. Die Wände des Hauptgebüdes lassen aus dem Theile den Blockverband erkennen, theils sind sie aber gleich den Dächern mit langen Schindeln überkleidet; die Giebelfelder und die Wände der Thürme dagegen bestehen aus aufrecht an einander gefügten Bohlen.

Der gesammte Typus unserer Holzkirchen stimmt sonach mit jenem in Norwegen wesentlich überein, und da wir noch eine weitere Parallele zwischen letzteren und polnischen (galzischen) Kirchen ziehen wollen, so scheint es angezeigt auf jene complicirteren und mehr durchgebildeten scandinavischen Holzconstruktionen genauer einzugehen, um ihre merkwürdige Verwandtschaft mit unseren slavischen Bauwerken klar zu machen.

Die norwegischen Reiskerk-Kirchen¹⁾ sind nach Art der romanischen Basilica construiert. An das Mittelschiff, welches jedoch nicht wie bei jenen flach, sondern durch ein Tonnengewölbe aus Brettern gedeckt ist, schliessen sich die niedern und schmalen Seitenschiffe an; sie sind vom Mittelraume durch Säulenstellungen getrennt und haben flache Decken, welche gleich den darüber befindlichen Pultdächern schräg ablaufen. Der Chor schließt bei der Mehrzahl jener Kirchen im Halbkreise, der zu Urnes²⁾ aber

¹⁾ Reiskerk = Laubholz, auch = Eiche, gleichviel ob 1 oder 100jährig, Aich. Reisk, isländ. heis. Schmeißler, heis. Worterbuch.

²⁾ Dahl, H. Hft. 2, und Gohl a. a. O.

geradlinig; vom Schiffe ist er durch eine Wand getrennt, über welcher eine Gallerie hinläuft, eine breite Thüre gestattet die Aussicht nach dem Altare. Diese an die Eintheilung der griechischen Kirchen erinnernde Scheidung der beiden Haupträume ist allen norwegischen Kirchen gemeinsam. An die Wände der Seitenschiffe und des Chors stösst, wie bei den mährischen und schlesischen Holzkirchen, der Laufgang (*lop* genannt) mit einer auf Säulen ruhenden Bogenreihe, aus welcher wieder mehrere kleine Eintrittshallen mit verzierten Frontwänden und Giebfeldern hervorspringen.

Diese eben so staltliche als wechselvolle Anlage entstand jedoch nicht etwa aus dem Bestreben eine Sonderbarkeit zu schaffen; im Gegentheile ist sie eine streng organische und wurde durch das Raumbedürfnis, das Materiale und die klimatischen Verhältnisse bestimmt. Für eine grössere Volksmenge hätte zwar eben so eine einschiffige Hallenkirche entprochen, doch erlaubte die Technik der Vorzeit noch keine weiten Dachspannungen, und hätte auch kleinere Landkirchen in dieser Hinsicht keine Schwierigkeit geboten, so wären die Dachungen selbst dieser nicht geeignet gewesen, dem schwerbelastenden Drucke der Schneemassen des rauhen Nordens zu trotzen. Man löste daher den bestimmten Raum in Theile auf, und erhielt in den Seitenschiffen und den Laufgängen ein System von fünf Dachflächen ¹⁾, welches ganz geeignet war um der aufzunehmenden Scharnelast gehörig Stand zu halten, wozu insbesondere der beiderseitige Gegendruck der Pultdächer nach Art der Strebebögen behilflich war.

Jene Wandflächen, welche der bergende Mantel des Laufganges nicht schützen konnte, waren mit Brettern, Schindeln, ja selbst mit grossen Schieferplatten bedeckt. — Alle jene Verhältnisse und Rücksichten, welche für die norwegischen Holzkirchen massgebend waren, haben auch für ihre einfacheren und minder prunkvollen Seitenstücke in Mähren und Schlesien gleiche Geltung. Geringere Raumbedürfnisse machten hier die Absideu entbehrlich, und genügt das eine Schiff um so mehr, als die meist grösseren Vorhallen, — sie sind, wie wir gesehen haben, wenig kleiner als jenes selbst — eine beträchtliche Anzahl Besucher aufzunehmen geeignet sind, wozu auch noch weiter die räumlichen Emporen dienen. Das Mitteldach unserer Kirchen ist übrigens nie durch einen Thurm belastet; dieser befindet sich stets am Westende und gibt dem Ganzen durch seine grösseren Verhältnisse und derbe Gliederung ein ernstes, imponirendes Aussehen, während die mehreren und kleineren Thürmchen in Norwege der Ruhe des Gesamtbaues — einer wesentlichen Eigenschaft eines Gotteshauses — vielen Eintrag thun. Schliesslich haben wir nun die schon im Eingange allgemein aufgeführten Holzconstruktionen in Polen zu untersuchen.

¹⁾ Eigentlich 6 Flächen, wenn man die beiden Seiten des Mitteldaches in Anschlag bringt.

Was die österreichischen Antheile, nämlich Galizien, anbelangt, so waren dort noch um die Mitte des XV. Jahrhunderts selbst bedeutende Herrensitze und forificatorische Bauten aus Holz errichtet, in letzter Beziehung führen wir eines der hervorragendsten Beispiele, den Ostrag, die berühmte Löwenburg auf dem Sandberge ober Lemberg an. Sie wurde angeblich im Jahre 1269 durch den Fürsten von Halicz Leo Danielowicz erbaut und als Residenz bezogen, und erst unter Kasimir dem Grossen im Jahre 1342 zugleich mit einem hölzernen Schlosse an der Stelle der alten Universität verbrannt und erstens durch einen Steinhau ersetzt, von welchem auch nur wenige Trümmer übrig geblieben sind. An hölzernen Kirchen aus alter Zeit, so wie an Nachahmungen derselben aus unseren Tagen, ist wohl kein Land unseres Kaiserstaates reicher als eben Galizien und die angrenzende Bukowina. Da diese Kirchen heinahe durchgehends dem griechischen Ritus angehören, so hat sich an ihnen der ursprüngliche Styl beinahe ganz unverändert und in jener strengen Consequenz erhalten, welche alle rituellen Gebräuche der Griechen (hier Ruthenen) und die mit ihnen in Verbindung stehenden Werke der Kunst kennzeichnet. Wie dieses Festhalten an den althergebrachten Typen bei der Zeitstellung griechischer Kunstdenkmale leicht zu grossen Irrthümern Anlass gibt, wird Jeder erfahren haben, der Gelegenheit hatte, die schablonenartige Weise kennen zu lernen, in welcher die dem griechischen Ritus angehörigen Bilder, Paramente und Gebäude, zum grossen Nachtheile ihres künstlerischen Werthes, seit Jahrhunderten erzeugt wurden. Anderseits vereinfacht dieser Umstand wieder die Aufgabe des Archäologen um Vieles und genügt nicht selten die genaue Darstellung eines Denkmals statt vieler. Dass man jedoch hierin nicht zu weit gehen dürfe, versteht sich von selbst, und sonach bringen wir, zu unseren Holzkirchen wieder einlenkend, nur vorläufig die Abbildung eines solchen Denkmals (vom Jahre 1602) aus der unmittelbaren Nähe Lembergs, bis es uns möglich sein wird, bedeutendere Bauwerke der Art, wie etwa die Basilianer-Kirche zu Krasnopuszta, eine Stiftung des Königs Sobieski, und jene zu Szezerze und Nadworna vorzuführen, welche letztere die der ältesten und grössten im Lande



(Fig. 5. Ansicht von Zniszcze.)

sein soll. Der beigefügte Holzschnitt (Fig. 5) bringt die Ansicht der Heiliggeistes-Kirche von Zniszcze, einem

Dorfe am Fusse der nordöstlichen Abdachung des Sandberges, noch zum Weichbilde der Stadt Lemberg gehörig. Sie besteht,



(Fig. 6. Grundriss von Zaleszow.)

wie dieses der Grundriss (Fig. 6) noch deutlicher macht, aus drei Haupttheilen, welche hier, als einer griechisch. Kirche, durch die ritualen Bedürfnisse bedingt sind. Durch eine kleine Vorhalle (4) an der Südseite gelangt man in das sogenannte Prätur (17' 6" lang, 16' 9" breit), jene Abtheilung nämlich, welche — wie einst das *Matroneum* im nördlichen Schiffe der romanischen Basilica — den Frauen vorbehalten war (3); volkstümlich wird dieser Theil *babina* von den alten Frauen geheissen, welche den untern Theil desselben einzunehmen haben, während die jüngeren Weiber vor diesen, dann die Mädchen, und endlich die Kinder ihre Stelle haben. Eine Thüre, welche sich mitten am Westende dieses Raumes befindet, gegenwärtig aber nicht mehr benützt wird, mag ehemals als Haupteingang gedient haben. Ober ihr ist eine ganz schmale Empore für die Chorsänger angebracht, hinter dieser führt eine steile Treppe zur Glockenstube, welche sich über der flachen Decke der Frauenhalle befindet, da ein eigenthümlicher Thurm fehlt. Die östliche Wand der letzteren gewährt in der Mitte einen 8' 5" breiten Durchgang zu dem daranstossenden, den Männern bestimmten Raum (14' 6" lang, 16' 9" breit); er entspricht wieder dem alten *Senatorium* (2), auch hier sind die Betenden nach Alter und Stand geschieden. Vor dem Presbyterium mit dem Hochaltare erhebt sich die Bilderwand, Ikonostasis, von zwei Thüren durchbrochen, von denen die zur Rechten nur vom Priester und dem Könige benützt werden darf, daher sie auch *porta regia* (a) genannt wird, während zur Linken (b) den Diakonen der Eintritt gestattet ist. Das Presbyterium hat eine sehr geringe Ausdehnung, und bildet ein regelmässiges Viereck von 10' 6" Länge und Breite (1). Da der Altar in der Mitte des Sacraments steht, und nicht wie in der lateinischen Kirche an die Schlusswand gerückt ist, so fehlt auch die bei der letzteren gewöhnliche Concha oder Apsis. Ein kleinerer Wandschrank eben dort dient zur Aufbewahrung der Kirchengewänder und Messgeräte, da eine eigentliche Sacristei fehlt. Zu Seiten und zwischen den beiden Thüren der Ikonostasis befinden sich kleinere Altäre mit guten Ölgemälden verziert, von denen aber nur die Köpfe und Extremitäten zu sehen sind, da sie nach der Weise des Orients durch versilberte und vergoldete reich damascirte Platten verdeckt sind, welche die prächtigen Gewänder ersetzen, mit denen die Heiligenbilder der Lateiner geschmückt zu werden pflegen.

Beachtenswerth sind auch die Malereien an den Thüren zum Altarraume. An der *porta regia*, welche durch ein ver-

goldetes Gitter verschlossen ist, sind an den Seitenwandungen die Heiligen Chrysostomus und Basilus, in der Bogenwölbung aber ein Christus mit ausgebreiteten Armen zu sehen. Der Thürstock zur Linken dagegen zeigt die Heiligen Diakonen Stephan und Laurentz und am Thürflügel selbst einen lebensgrossen Erzeengel Michael von besonderer Schönheit und trefflicher Ausführung. Der Maler ist leider nicht bekannt, ob er dem Lande angehört oder nicht, kaum zu entscheiden; Vortrag und Colorit gemessen an die bedeutenderen Werke der oberitalienischen Schule.

Die Altäre, welche sich im Prätur und vor der Ikonostasis befinden, werden selten, in der Regel jeder nur dann benützt, wenn das Fest des Heiligen angefeiert wird, dem er geweiht ist. Die orientalische (nicht unirte) Kirche hat nur Einen Altar, an welchem auch nur eine Messe im Tage celebrirt werden darf.

Ein Staffell vor dem Altare an der *porta regia* dient dem Prediger als *Ambo* (c) (von dem Griechischen *ἀναβιβασμα*, lat. *lectorium*). Eine Einrichtung, welche, wie der Name, auf die ältesten christlichen Kirchen zurückweist, in denen die Bühnen zur Lesung des Evangelium und der Epistel immer am Gitter oder der Schraube angebracht waren, wodurch der Chor vom Schiffe getrennt wurde.

Von der übrigen Einrichtung der Kirche ist noch zu erwähnen, dass die Wände bemalt sind, jedoch leider nicht mehr jene Bilder sehen lassen, mit denen sie ursprünglich geschmückt waren; die gegenwärtigen Gemälde sind wahrlich keine Zierden, und ist höchstens des Gegenstandes wegen das eine zu erwähnen, welches Sobieski's Sieg über die Tataren darstellt, welcher eben in jener Gegend erfochten worden sein soll, wo sich die Kirche befindet.

Die Decken zeigen weder Malereien noch Tafelungen, doch nähert sich jene vor dem Presbyterium der Kuppelgestalt, was durch ein hohes Kreuzgewölbe bewerkstelligt wurde, in dessen Mitte eine viereckige Fläche (Spiegel) eingespannt ist.

Die Aussenseite der Kirche kennzeichnet in ihrer Gliederung genau die innere Eintheilung. Auf einer Steinunterlage, welche sich als Sockel über den Boden erhebt, ruht der massive Blockbau, der sich ohne Bretter- oder Schindelverschalung bis dahin erhebt, wo er durch ein breites Flugdach geschützt wird, welches auf staffelförmigen Kämpfern ruht und das ganze Gebäude ebenso wie die Laufgänge umzieht, während das Westende noch durch eine zweite Wand geborgen wird, die sich über die Ecke biegend, an die Vorhalle der Südseite stösst, und einen praktikablen Zwischenraum bietet, welcher jedoch nicht zur Aufnahme des Volkes bestimmt und geeignet ist¹⁾. Über den Schutzdächern sind die Wände des Gebäudes mit Schindeln bekleidet, steigen in ungefähr gleicher Höhe des untern Blockbaues empor und

1) Man vergleiche den Grundriss.

werden dort abermals, jedoch von zwei getrennten zurückweichenden Saumdächern umgeben, setzen dort ab, und bilden nun zwei niedere Geschosse, die endlich durch je ein flaches Zeldach gedeckt sind, auf dem ein Knopf aus Blech angebracht ist, der in eine Spitze auslaufend das griechische Kreuz trägt.

Andere Kirchen, besonders jene in der Bukowina zeichnen sich durch Kuppeldächer aus, deren zwei das Schiff und ein drittes das Presbyterium überwölben, wodurch der Charakter der orientalischen Bauart völlig hervortritt, der an unserem Denkmale und vielen ähnlichen Kirchen durch jene eigenthümlichen Giebelhäuschen nur angestrebt, am Presbyterium aber gänzlich ausser Acht gelassen wird, über welches sich ein gewöhnliches Walmdach ausbreitet.

Zum Schlusse unserer Besprechung gelangt, empfehlen wir den Freunden des Alterthumes die weitere Durchforschung ähnlicher Bauwerke um so dringender, als ihre Untersuchung, bei den wenigen Materialien und unzulänglichen Vorarbeiten — zumal was unser Vaterland betrifft, durch das hier Gebotene noch lange nicht erschöpft, sondern eben nur angebahnt werden konnte, und andererseits gerade die ältesten und deshalb lehrreichsten Überreste der Holzconstruction am allerschnellsten dem gänzlichen Verfall entgegen eilen, daher nicht gezögert werden darf, um jene Denkmale mindestens durch Bild und Schrift für die Kunstgeschichte zu erhalten, da sie selbst den Wandlungen der Zeit und ihrem allumstaltenden Umschwunge verfallen sind.

Der gestickte Messornat der ehemaligen Nonnenabtei Göss in Steiermark.

Von Franz Hoek, Conservator am erzbischöflichen Museum zu Cöln.
(Schluss.)

V.

Antependium.

Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass dieses interessante „antependium“ durch fromme Klosterfrauen seine Entstehung im Kloster Göss zu derselben Zeit gefunden hat, als auch von denselben kunstreichen Händen die Anfertigung der eben beschriebenen Messgewänder hervorgegangen ist. Als Beweis dafür lässt sich anführen nicht nur die gleichartige Technik, sondern auch die analoge Farbenwahl, das gleiche dazu angewandte Material, mehr aber noch als alles andere die verwandte Behandlung und Composition der figurativen Darstellungen in denselben Systeme der Ornamentation, wie es übereinstimmend an der eben beschriebenen Capelle auf den ersten Anblick sich geltend macht. Zu allen diesen stofflichen Beweisgründen für die gleichzeitige Anfertigung kommt auch noch der Umstand, dass als Geschenkgeberin dieselbe Äbtissin Chruengunde durch eine deutlich erhaltene Inschrift, sowie auch durch eine bildliche Darstellung als „donatrix“ dieses Vorhanges ausdrücklich bezeichnet ist, die sowohl auf der vorher beschriebenen Kasel wie auf den Dalmatiken nominell und figurativ als Anfertigerin und Geschenkgeberin hinlänglich gekennzeichnet ist.

Was nun den Gegenstand betrifft, der auf diesem höchst merkwürdigen Antependium zur bildlichen Darstellung kommt, so muss auch hier wieder zugegeben werden, dass er kein neu erfundener, sondern derselbe ist, der in verwandter Analogie auch auf den übrigen Theilen des Messornates sich vorfindet, nämlich: grössere biblische Episoden aus dem Leben der allerseligsten Jungfrau. Es sind nämlich auf der in Rede stehenden „palla altaria“ in grösseren Rundmedaillons durch kleinere Kreise, in zierlichen Verschlingungen zusammen verflochten, dargestellt und zwar in

dem mittleren Medaillon: Maria als Himmelskönigin, in sitzender Haltung, den segnenden Jesusknaben auf dem Schoosse; ferner in dem Medaillon zur Rechten der Madonna: der englische Gruss, und endlich in dem linken Medaillon: die Anbetung der drei Könige.

Wie bereits angedeutet, umschliesst die mittlere Umkreisung ein Medaillon im Durchmesser von beinahe 5 Decimètres mit der feierlich ernsten Darstellung der Himmelskönigin. Dieses Bildwerk ist vielfarbig gestickt auf einem hellbläulichen Grunde. Die Madonna ist als Gottesgebärerin mit der Krone zur Darstellung gebracht, sitzend auf einem Throne (*faldistorium, sella*) in architektonischer Fassung; auf den beiden Eckseiten des Thrones erblickt man auf Kugeln sitzend zwei Tauben, das Symbol der Reinheit und der Milde. Das göttliche Kind hat die Rechte segnend erhoben und zwar segnet es, wohl zu bemerken, in lateinischer Weise. Die ganze Darstellung ist gehalten nach dem bekannten Spruche des alten „Salve Regina:“ *„et filium tuum nobis ostende.“* In der Umrandung, die kreisförmig als Spreuband diese Darstellung umgibt, liest man auf weissem Grunde, in violetter Purpurseide gestickt, folgenden schönen Votivvers in romanisirenden Majuskelschreibstaben:

*Sis clemens Christi Mater
Domini precor isti
Intum Christi gregem
Rege per placitum ⁊ legem.*

Zu beiden Seiten der Himmelskönigin knien ausserhalb des durch diese Spruchstreifen eingefassten Medaillons an der einen Seite die Stifterin des Klosters Adala, und es will den Ansehen nehmen, dass sie durch die erste Hälfte des oben bezeichneten Spruches zur Muttergottes ihre Zuflucht nimmt (vgl. Taf. III), indem sie das Haus, das sie gestiftet hat, ihrem mächtigen Schutze empfiehlt. Dass sie als Stif-

terin des Klosters zu betrachten ist und nicht als Geschenkgeberin der vorliegenden Stickerie bezeugt deutlich die mit zwei Thürmen geschmückte bei ihr befindliche Kirche und sagt das auch genugsam die über ihrem Haupte befindlichen „*schedula*“, worin die Worte sich befinden: „*Adala fundatrix*“. Der Adala als Stifterin des Klosters gegenüber knieet zur Rechten der Himmelskönigin die Geschenkgeberin und Verfertigerin des ganzen Messornates und des vorliegenden Antependiums, mit erhobenen Händen ihre Kunstwerke dem Heiland darbringend, indem sie bittend an ihn den zweiten Theil des oben angegebenen Spruches richtet: jene Heerde, der sie vorstehe, möge er regieren durch das milde Gesetz des Kreuzes. Die Heerde selbst, die untergebenen Klosterfrauen nämlich, sind bildlich dargestellt durch Repräsentanten des Thierreiches. Diese edlen Thiere, Hirsch, Reh etc., lässt die Stickerie aufgeschreckt und verfolgt werden durch einen Raubjäger, der mit seinem Hunde auf die friedlich weidende Heerde losrennt, wodurch ohne Zweifel das Böse, der Unfriede und ungerechte Verfolgungen sollen versinnbildet werden, die auf Bitten der Geschenkgeberin vom Hause fern bleiben mögen. Die frommen Stickerinnen, die mit eben so viel Geschemack als mit Kunstfertigkeit das in Rede stehende Meisterwerk zu Gottes Ehren angefertigt haben, wollten nicht den regelrechten Schluss des letzten Theiles ihres Verses entstellen und haben desswegen wiseheu *placitam* und *legem* nicht das Wort *crucis*, sondern dafür das Kreuzzeichen selbst „+“ gestickt eingesetzt.

Um auch den leisesten Zweifel über die der Stickerin gegenüberknieende Figur zu heben, befindet sich im Hintergrunde derselben eine Inschrift, die sie vollends als Verfertigerin der vorliegenden gestickten Votivarbeiten bezeichnet. Man liest hier deutlich die Worte: „*Chnequadia Abbatisa me fecit*.“

Über diesen beiden knieenden Gestalten erblickt man oben in den gegenüberstehenden engeren Zwischenräumen zwei Darstellungen von geflügelten Engeln in adorirender Stellung gegen den Heiland gewandt, in der einen Hand ein Rauchfass haltend. Dieselben sind auf rötlichem Grunde in völlig ausgebildeten körperlichen Formen dargestellt.

Zur Rechten der Himmelskönigin im mittleren Medaillon befindet sich eine zweite Rundung von derselben Grösse, worin abgebildet ist der Engel Gabriel wie er der allerseeligsten Jungfrau die Botschaft überbringt.

Darauf bezieht sich auch das auf weissem Grunde in purpurviolethen Majuskeln gestickte Legendarium, das lautet: „*ave Maria gratia plena Dominus tecum benedicta tu*“. Nach machen wir darauf aufmerksam, dass in demselben Medaillon zwischen dem verkündigenden Engel und der Gebenedeiten unter den Weibern auf blauem Grund gestickt ist das Einhorn mit dem Kopfe gegen Maria gewandt, und wird dadurch die symbolische Bedeutung des Einhornes ausser allen Zweifel gestellt.

Auf der linken Seite der oben bezeichneten mittleren Darstellung befindet sich ebenfalls in einem gleich grossen Medaillon durch Spruchbänder gebildet die Anbetung der drei Könige.

In der figurativen Darstellung der drei Weisen hat die Stifterin sich bestrebt, obschon die Technik des Stickens noch sehr unvollkommen ist, die drei Lebensalter des Menschen darzustellen. Durch den ersten König, der knieend mit langem weissen Barte in der Opfersehale Gold darbringt, wird das Greisenalter versinnbildet. Durch den zweiten König mit dunklem Kinnbart, der in der Sehale Weihrauch darbringt, wird das Mannesalter repräsentirt. Der dritte der Weisen, der in der Opfersehale Myrrhen darreicht, soll das Jünglingsalter veranschaulichen und ist desswegen mit jugendlichen Gesichtszügen bartlos dargestellt.

Die Umrandung zeigt die Namen der drei Könige, nämlich: Kaspar, Balthasar und Melchior. Zu beiden Seiten dieser 3 Medaillons, die die mittlere Füllung des „*vestimentum altaris*“ einnehmen, erblickt man vielfarbige gestickte Ornamente, und zwar sind dieselben auf der einen Seite von Quadraturen eingeschlossen, auf der anderen Seite von rhomboidenförmigen Linien umgeben.

Diese stumpfen und rechtwinkligen Ornamente, meistens complicirte, geometrische Figuren bildend, wozu die Technik der Seidenstramstickerei sich vorzüglich eignet, da sie für Rundungen und Kreislängen sehr unbeholfen erscheint, kommen auch in ähnlicher Zusammensetzung und Farbengebung vollkommen übereinstimmend vor sowohl an der Pluviale wie an der Dalmatika.

Diese polygon geordneten Ornamente lassen sich hinsichtlich ihres Ursprunges und Herkommens bis auf die classischen Zeiten verfolgen, indem sogar auf etruskischen, römischen und griechischen Vasen aus gelatrimtem Thon ähnliche verwandte Formbildungen mit einigen Modificationen zu erkennen sind.

Diese quadratischen Darstellungen, mit der Form des Mänders verwandt, haben sich das ganze Mittelalter hindurch bis in die Spätzeit des XVI. Jahrhunderts erhalten als fortlaufende Reminiscenz an ältere traditionelle Formbildungen und werden dieselben bei der Stramstickerei fast durchgehends angewandt.

Hinsichtlich des liturgischen Gebrauches des vorliegenden interessanten Antependiums, das, in einiger Entfernung betrachtet, vollkommen den Eindruck einer polychromatischen Wandmalerei macht, lässt es sich jetzt schwer behaupten, ob es in der früheren Zeit als eine Bedeckung des Altars „*palludamentum altaris, cortina*“ in Weise eines Vesperaltuches benutzt worden ist, wie es namentlich an Festtagen über die Altarmensa zur besseren Conservirung der weissen Altartücher ausgebreitet zu werden pflegte, oder ob es als „*frontale, palliottu*“ zur Verzierung der Langseite an der Vorderseite des Altarischen bei Festtagen in Anwendung kam. Wenn auch unsere Ansicht dahin geht, dass das in

Rede stehende figurenreiche „opus acu pietile“ als Altardecke gedient habe nach Analogie vieler ähnlicher Stickerien, die uns auf längeren Reisen zu Gesichte gekommen sind, so wollen wir doch nicht durch diese Hypothese die Ansicht derjenigen perhorresciren, die glauben, dass das in Rede stehende Kunstwerk seit seiner Entstehung als Antependium in heutig kirchlicher Form in Gebrauch gewesen sei. Nur geben wir hiebei zu bedenken, dass es uns scheinen will, als ob die in Rede stehende Stickerei als Bekleidung der vorderen Altarmensa nicht nur verhältnissmässig viel zu lang, sondern auch zu hoch gewesen sein dürfte; jedenfalls aber muss in Abrede gestellt werden, dass dieses „opus phrygium“, auch bei älteren Schriftstellern „opus brambavicariorum“ genannt, in Weise unseres heutigen Vorlages steif und ohne Faltenwurf vor der Altarmensa aufgespannt war, sondern wenn es als Antependium und nicht als „stragulum altaris“, um das Weisszeug des Altars nach dem Morgegottesdienste vor Staub zu schützen, ehemals benutzt wurde, hing es jedenfalls, wie es auch schon die Bezeichnung besagt (*ante pendere*), an der weissen Bedeckung des Altartisches frei herunter, wie wir dieses an älteren Antependien im Dome zu Halberstadt und in der Marienkirche zu Danzig noch häufig angetroffen haben.

Ein glücklicher Zufall hat es gewollt, dass das in Zeichnung beigefügte Antependium in dem jetzigen Zustande noch seine primitive Form zeigt und der barbarischen Schere eines profanen Paramentenschneiders, wie die vorherbeschriebenen Gewänder, nicht verfallen ist.

Wie wir durch die Freundlichkeit des Herrn Pfarrers Janser von Göss vernahm, der, in Anerkennung des grossen Kunstwerthes der besagten alt-liturgischen Stickerien, denselben seither eine grosse Sorgfalt in Hinsicht der Aufbewahrung zugewandt hat, wurde das gefürteste weibliche Benedictinerstift Göss zur Zeit Joseph's II. aufgelöst und bald darauf Leoben zu einer Diocese erhoben, mit der Bestimmung, dass als bischöfliche Kathedrale fortan die Stiftskirche zu Göss in Gebrauch genommen werden sollte.

Es lässt sich nicht füglich annehmen, dass bei der bekannten Vorliebe weiblicher religiöser Orden für die Kunststickereien ihrer eigenen Vorfahren, respective bei der naturgemässen Pietät derselben vor älteren Kunstwerken dieser Art, eine so entstellende Verunstaltung, Verkürzung und unzweckmässige Zusammensetzung von den ehemaligen Ordensmitgliedern selbst vorgenommen werden konnte, wie das bei den sämmtlichen oben beschriebenen Theilen eines vollständigen Messornates der Fall ist. Es liegt daher der Schluss sehr nahe, dass die formelle degradirende Entstellung der altchristlichen Messgewänder des ehemaligen Stiftes Göss in jener erleuchteten Zeit des XVIII. Jahrhunderts ausgeführt worden sein dürfte, als das neue Bisthum, das sich kaum einige Jahre erhalten hat, in Göss errichtet wurde. Vielleicht ist in der bezeichneten Periode durch den Ungegeschmack irgend eines allzu dienstfeigen Küsters für die neu

ereirte Capitelgestlichkeit der im Vorbergehenden beschriebene gestickte Messornat in seinen jetzigen traurigen Zustand versetzt worden.

Zu dem oben beschriebenen Messornate haben sich auch noch einige Stolen (*stola, oraria*) erhalten, die ebenfalls in compositorischer und technischer Beziehung für das Studium der älteren liturgischen Gewänder nicht ohne Interesse sein dürften. Gestickte Corporalfächchen (*buras*), Kelchbedeckung (*palla*) und das entsprechend ornamentirte Kelchtuch (*velum calicis*) finden sich heute bei dem gedachten Gösser Messornate nicht mehr vor. Dergleichen auch nicht mehr die Alben mit den gleichfalls gestickten und aufgenähten Ornamenten (*parura, plaga*), die mit dem entsprechenden, künstlerisch verzierten Schultertuch (*humerale*) im Mittelalter wesentlich zu dem vollständigen Apparate eines „ornatus integer“ gehörten.

Nur noch eine kostbar und reichgestickte Albe findet sich heute in der Sacristei (vestiarium) der ehemaligen Stiftskirche zu Göss unversehrt vor, die ihrer Seltenheit und Eigenthümlichkeit wegen eine genaue Abridgeichnung beanspruchen dürfte. Dieselbe gehört jedoch nicht als integrierender Theil zu der eben beschriebenen Capelle und durfte erst im XVI. Jahrhundert angefertigt worden sein. Es scheint somit von der Frühzeit des Mittelalters bis zum Ausgange desselben die kirchliche Stickkunst in den stillen Mauern des begüterten Stiftes Göss, gelegen in einem anmuthigen Thale des schönen Steierlandes, von kunstgeschickten Klosterfrauen eine vorzügliche Pflege gefunden zu haben. Davon legt auch glänzend Zeugnis ab, was das Vorfinden der eben gedachten kunstreichen Albe, die, als angeordnet, dem Ausgange des Mittelalters angehört. Dieselbe hat an dem untern Bande keine gazeartige flitterhafte Tüllspitze, in Weise eines leichten Spinnengewebes, ähnlich unseren heutigen modernen Albenbesätzen, die den altherwürdigen kirchlichen Gewänder seinen Ernst behaupten und ihm einen leichten modernen Anstrich bewahren, sondern unten ist dieses Prachtgewand verbrämt mit einem breiten Saume (*periclysis, gyra*), der seiner Bestimmung gemäss schwer nach unten herunterfällt und durch seine solide Stickerei der Randausmündung des Gewandes die nöthige Stärke und Schutz verleiht, und denselben, wie das heute meistens bei Festtag-Alben der Fall ist, nicht ohne Noth schwächt. Die Stickerei an dieser breiten kunstreichen Umrandung ist in vielfarbiger Seide im Kreuz- und Plattstick ausgeführt, und ist das Ganze mit reicher Goldstickerei durchwirkt, so dass mit diesem schönen Gewände bekleidet auf den Priester angewendet werden können die Worte „in fimbriis deauratis“. Möglich ist es, dass dieser kunstreich gestickte Goldrand an der in Rede stehenden Albe, wie wir denselben in eben bezeichneter Art auf weiten Reisen sonst nirgends mehr angetroffen haben, nach dem bekannten Spruche der Schrift, den Durandus ebenfalls, die Stickereien der Albe deutend, anführt, wo es

heißt: *astitit regina a dextris in ventis deaurato, circumdata varietate* ¹⁾).

Die in Rede stehende Albe mit ihrer kunstreichen und soliden Randeinfassung könnte heute ein Muster abgeben, wie die Albe, die leider seit dem XVII. Jahrhundert bei Einführung der „brabanter Spitzen“ (*guipures, dentelles*) gänzlich ihren kirchlich-ersten Charakter verloren hat, an der untern Umrandung im Geiste und in den Formen der mittelalterlichen Kunst gediegen und würdig wieder einzurichten sei. Gewiss wäre es zu wünschen, dass von derselben nächstens eine getreue Zeichnung in diesen Blättern veröffentlicht würde. Ferner besitzt die ehemalige Stiftskirche zu Göss heute noch einige interessante gewebte Teppichwerke aus den XVI. Jahrhundert, die als „*tapisserie de Smyrne*“, ihrer orientalischen Dessins wegen, betrachtet werden können. Auf älteren Tempera-Malereien des XV. Jahrhunderts findet man häufig, namentlich bei der Verkündigung, den Boden belegt mit ähnlich gemusterten vielfarbigem Teppichen, die in kirchlichen Schatzverzeichnissen des Mittelalters meistens den Namen „*tapetia orientalia, cortina persica*“ führen.

Beim Schlusse der Beschreibung jener merkwürdigen Messgewänder in der ehemaligen Abtei Göss, die nicht leicht in ihrer Art von ähnlichen Ornaten des XIII. Jahrhunderts im österreichischen Kaiserstaate übertroffen werden mögen, dürfen wir es nicht unterlassen, hiermit dem hochwürdigen Herrn Pfarrer J a n s e r von Göss unsern ver-

bündlichsten Dank abzustatten für die wissenschaftliche Beihilfe, verbunden mit einer gastfreundlichen Aufnahme, die er uns bei Abfassung vorliegender Arbeit mit grösster Zuverlässigkeit hat angedeihen lassen. Nicht weniger sind wir verpflichtet unsere Anerkennung und schuldigen Dank zu zollen dem Landesarchäologen von Steiermark, Herrn H a a s, für die verpflichtende Zuverlässigkeit, mit welcher derselbe uns seine trefflichen Original-Pausen sämtlicher eben beschriebener Gewänder auf längere Zeit übersandt hat.

Möge der historische Verein für Steiermark zu Gratz, der uns ohne unser Verdienst jüngst mit einer Ernennung als Mitglied beehrte, in vorliegender Arbeit vorläufig den guten Willen erkennen, seinen regen historisch-wissenschaftlichen Zwecken nach Kräften förderlich zu werden. Sicherlich würde der Vorstand des eben gedachten Vereines der christlichen Kunstarchäologie einen grossen Dienst erweisen, wenn durch seine Vermittlung eine geübtere Feder aus seiner Mitte es unternähme, die sowohl in kunsthistorischer als auch symbolischer Beziehung merkwürdigen stilhistorischen Ornate der ehemaligen Abtei Göss in einer besonders ausführlichen Monographie mit Beigabe der nöthigen erläuternden Zeichnungen zu veröffentlichen.

Wir erklären uns hiermit gerne bereit dieser umfangreicheren, bald zu erhoffenden Arbeit jene einschlagenden Materialien zu Gebote stellen zu wollen, die uns auf längeren Reisen zugänglich geworden sind.

Göln im November 1857.

Die gotische Kirche zu Strassengel in Steiermark.

Beschrieben von Karl Weiss.

(Aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert.)

I.

Geschichtliches ¹⁾.

Die ältesten urkundlichen Nachrichten über den Bestand des Ortes und einer Kirche in Strassengel reichen bis in das IX. Jahrhundert, wenn wir den Angaben älterer und neuerer Schriftsteller glauben dürfen, dass Strazzinolm als gleichbedeutend mit dem heutigen Strassengel anzusehen

ist. Die Urkunde, welche hierauf Bezug hat, ist ein Majestätsbrief vom 20. November 861, womit Kaiser Ludwig II. dem Erzbischofe Adalvin in Salzburg und seiner Metropolitan-Kirche nebst anderen Besitzungen die Kirche zu Strazzinolm zum Geschenke machte ¹⁾; dieselbe hätte daher Anspruch zu den ältesten in Steiermark begründeten Gotheshäusern gerechnet zu werden.

Erwähnen wir nun noch, dass am 18. Mai 982 sich Erzbischof Friedrich in Salzburg vom Kaiser Otto II. nebst

¹⁾ *Vestes variae* waren bei den Römern in der spätern Latinität das, was die Griechen *ραυτις* nannten, nämlich reiche Gewänder, die durch die Kunst des Webers oder Stickers mit verschiedenen farbigen Besseln geschmückt waren, daher nach *vestes variae* gleichbedeutend mit *vestes variis coloris*. Das obige *circumdatus varietate*, wird also ein reiches Gewand bezeichnen, das mit einer vielfarbig gewirkten oder gestickten Randeinfassung, Saum, geschmückt war.

²⁾ Über die Wallfahrtskirche zu Strassengel sind zwar schon wiederholt Schriften erschienen oder in andern Werken Nachrichten veröffentlicht worden: sie bieten jedoch nur wenig verlässliche Daten und enthalten selbst in diesen manche Widersprüche. Nebst den vorzüglichsten Werken: Julius César, Staats- und Kirchengeschichte von Steiermark; Muchar, Geschichte von Steiermark und Fröhenich, *Diplomataria sacra ducatus Styriae* haben wir daher nur das von Alanus Lech, *Conventus des Stiftes Rein* († 12. Jänner 1772), aus Originalen des Stiftsarchives gearbeitete Manuscript betitelt: „*Syllabus seu Diplomatarium Ruzense omnium Privilegiorum antiquitatum et Actuum quae a principis et canonum proprio celebrantur in Monasterio Ruzensi sac. et exemp. Ord.*

(*Sterc. in Styria antiquissimo gata fere*“ bewahrt. Das Original-Manuscript ist in Wien aufbewahrt und eine Abschrift derselben im Besitze des Johannes zu Gratz. Nach der Letzteren haben wir uns mit Unterstützung des Herrn Pichler in Gratz die wichtigsten aus Strassengel Bezug habenden Daten und Urkunden verschafft. Einzelne Urkunden über diese Wallfahrtskirche sind zwar noch im Stiftsarchive vorhanden, aber für unsere Zwecke von keinem Belange und gehören meist dem vorigen Jahrhunderte an. Die dürftige Ausbeute des Diplomatarius Ruzense in Bezug auf haugeschichtliche Daten können wir uns übrigens nur durch den Umstand erklären, dass der grösste Theil von Urkunden, Rechnungen und sonstigen Aufzeichnungen über Strassengel sich in der Propstei dieselbst befindet und bei Aufhebung derselben — unbekannt wohin — verschleppt worden ist. Alanus scheint aber nur jene Urkunden über Strassengel berücksichtigt zu haben, die in Stiftsarchive vorhanden waren.

³⁾ Muchar, Geschichte von Steiermark, III, 119.

anderen Gütern auch Strazzinolm als Eigenthum bestätigen ließt¹⁾, so sind die ältesten urkundlichen Belege erschöpft und die nächsten bisher bekannten Naehrträge gehören bereits der Mitte des XII. Jahrhunderts an.

Ungeachtet dieser dürftigen Ausbeute ist damit doch eine Thatsache von grossem Interesse festgestellt, dass nämlich die älteste Capelle zu Strassengel in frühester Zeit ein Eigenthum der Mutterkirche von Salzburg war. Wie diese Kirche beschaffen, wo sie gestanden und wem zu Ehren dieselbe geweiht war, bleibt zwar eine ungelöste Frage, aber da der Denkmalbau in jenen Ländern, wo nicht römische Cultur directen Einfluss besass und römische Bauten zur Umgestaltung für den christlichen Cultus vorhanden waren, nicht vor dem Beginn des zweiten Jahrtausends begonnen hatte, so dürfte auch die Capelle in Strassengel, welche schon im IX. Jahrhundert bestanden haben soll, nur ein einfacher Holzbau gewesen sein, zudem nicht bekannt ist, dass dieser Ort im Mittelalter eine besondere Bedeutung besass.

In die letzten Zeiten der Traungauer fällt die nächste Urkunde, welche Bezug auf Strassengel nimmt; es geschieht jedoch hier nicht der Kirche, sondern nur des Hofes (villa) Erwähnung, und auffallend ist es, dass die Bezeichnung, Strazzinolm bereits aufgegeben und dafür jene von Strazind angenommen wurde. Die Urkunde datirt vom 8. Juni 1147 und Markgraf Ottokar VII. bestätigt dem Stifte Rein die drei Höfe Raetze, Strazind und Judendorf²⁾. Kloster Rein wurde von den Markgrafen Ottokar und Luitpold von Steier im Jahre 1121 gegründet und von dem letzteren Fürsten im Jahre 1128 mit Mönchen des Cistercienserstiftes Ebraich besetzt. Strassengel gehörte daher zu den Fundationsgütern des Stiftes und war eines jener zahlreichen Geschenke, womit Markgraf Ottokar und dessen Gemahlin Sophia die ihnen lieb gewordene fromme Schöpfung auszustatten bemüht waren. Ob das Erzbisthum Salzburg zu dieser Zeit noch im Besitze einer Kirche oder Capelle in Strassengel war, — darüber fehlen alle urkundlichen Belege; aber es scheint aus dem Grunde nicht wahrscheinlich, weil in den Bestätigungsbriefen der Besitzungen des Erzbisthums Salzburg in Steiermark weder im XI. noch XII. Jahrhundert irgend eine Erwähnung in Bezug auf Strassengel geschieht und aus einem Streite der Pfarre von Gradwein mit dem Stifte Rein im XII. Jahrhundert wir nicht entnehmen können, dass die Bewohner von Strassengel neben der Pfarre von Gradwein, wohin sie mit allen kirchlichen Bedürfnissen angewiesen waren, eine besondere Capelle besaßen.

Wenige Jahre später sollen jedoch die Bewohner des Dorfes Strassengel in den Besitz einer Capelle gelangen.

Als Markgraf Ottokar VII. sich dem Kreuzzuge anschloss, den Kaiser Konrad III. gegen die Ungläubigen unternahm,

um das heilige Land wieder zu erobern, soll er im Tempel Salomon's das Originalbild der Jungfrau Maria, von dem Apostel Lucas gemalt, erblickt haben, das später nach Mailand in die königliche Basilica übertragen wurde. Er liess hievon eine Copie durch einen griechischen Künstler anfertigen, nahm es mit sich und machte dasselbe bei seiner Rückkehr durch Steiermark dem Stifte Rein mit dem Bedenken zum Geschenke, dass dasselbe zur öffentlichen Verehrung ausgestellt werden sollte. Als dann im Jahre 1157 die Abtei von dem Markgrafen Ottokar den „Fraukogel“ d. i. den Waldhügel, worauf gegenwärtig die Kirche steht, zum Geschenke erhielt, bauten die Conventsbrüder auf demselben eine hölzerne Capelle, worin sie das Bild durch ein volles Jahrhundert zur öffentlichen Verehrung ausstellten³⁾.

Das Stif Rein betrachtet auch das Jahr 1158 als den Zeitpunkt der Gründung einer Kirche auf dem Waldhügel bei Strassengel zu Ehren der heiligen Maria und feiert aus diesem Grunde im laufenden Jahre das siebenhundertjährige Jubiläum der Stiftung.

Diese hölzerne Capelle wurde anfangs nur zur Aufstellung des genannten Wunderbildes benutzt. Als aber im Jahre 1208 der Salzburger Erzbischof Eberhard II. dem Stifte Rein das Eigenthum der Höfe Strazille, Raetze und Judendorf neuerdings bestätigte⁴⁾, so benützte die Abtei diese Gelegenheit, um von dem Metropolitnen die Erlaubnis zu erwirken in dieser Capelle für die Bewohner von Strassengel und Judendorf gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, und sie erhielt auch in dieser Zeit von dem Erzbischofe die gewünschte Bewilligung⁵⁾.

Den Pfarrern in Gradwein scheint aber die Gründung der Mariencapelle und deren unmittelbare Beziehung zu Rein nicht gleichgültig gewesen, und gleich anfangs darüber ein Conflict entstanden zu sein. Durch die Aufstellung des Marienbildes fühlten sich ohne Zweifel viele Gläubige aus Nah und Ferne angezogen, um dort ihre Andacht zu verrichten; zahlreiche Opfergaben flossen aus diesem Anlasse ein, und die von Rein bei den Wallfahrern eingeleiteten Sammlungen waren von sehr glücklichem Erfolge. Weil nun Strassengel in den Pfarreizirk von Gradwein gehörte, so

¹⁾ Dipl. Bun. I. 263—268. — Auf einem alten Gemälde zu Rein, welches zugleich auf den Ursprung des Wunderbildes hinweist, befindet sich auch folgende Inschrift: *Ottokar Ludovici fortis filius, Styriae Marchio cum Joannibus expeditioni Interfectus B. Virginis Effigiem et St. Lucae protypum depictam hanc eodem anno et eodem conventu Abati de Bana publice consecravit via anglorum expugnatum S. 1127 tradidit. Dr. Schreiber, Graz. 1843, S. 496. Pusch Sigismund beschreibt in seiner *Chronologia sacra duobus Styriae das Wunderbild Maria's mit folgenden Worten: Tabella est, quae Delphica in arce traxerit, quae in capilla compositaque ante portus munitus, veluti precantem exhibet; talem alicui quavis trivula Romanis adhae publicae creditur. Curiosos eidem tantis, quam vero tentis specie variat, arumque pariter circumspicere adstrigit.**

²⁾ Markgraf Ottokar VII. hat hingegen Stif kundend dem Convente Rein das Eigenthum vorzuzulassen und erst im Jahre 1189 zurückgestellt. Dipl. Bun. I. 341.

³⁾ Reiner Stadlbeck: *Capella cedat in usum perpetuum et in ibidem conventus suis divinis facient.* Mucker V. 52.

¹⁾ Mucker a. d. O. III. 197.

²⁾ Dipl. Bun. I. 237.

glaubten auch dessen Pfarrer sich dadurch in ihren Einkünften geschmälert und Ansprüche auf den Besitz der Capelle und die dort einflussenden Opfergaben und Sammlungen erheben zu müssen. Als daher das Stift Rein im Jahre 1208 von dem Salzburger Erzbischofe die Erlaubnis erwirkte, in der Capelle für die Bewohner von Strassengel und Judendorf gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, geschah dies vielleicht schon in der Absicht, um mit der Zeit aus Strassengel ein Filiale von Rein zu gestalten, welches für diesen Ort die Pfarre von Gradwein entliehlich machen sollte. Dadurch aufgestachelt richtete daher im Jahre darauf (1209) der Pfarrer Gregor Hammer in Gradwein eine Klageschrift an Papst Innocenz III., worin er den Besitz der Capelle für sich in Anspruch nahm. Zur Beilegung dieses Streites stellte der Papst ein Schiedsgericht auf und dieses legte denselben in der Weise bei, dass dem Pfarrer Gregor der Genuss der durch die Capelle einflussenden Opfer und Jahreszinsen lebenslänglich verbleiben, dagegen nach seinem Tode die Marienkapelle vom Pfarrrecht zu Gradwein für immer befreit bleiben sollte¹⁾. Erzbischof Eberhard II. von Salzburg, dem die Schlichtung des Streites übertragen war, bestätigte auch im Jahre 1211 diesen Ausgleich, das Stift nahm gleichfalls diese Bedingungen an und, da der Pfarrer Gregor im Jahre 1224 starb, so gelangte auch in dieser Zeit die Marienkapelle in den ungeschmälerten Besitz von Rein²⁾.

Hatte schon der Ruf der Capelle durch das Marienbild eine grosse Ausdehnung erreicht, so scheint ein in der Mitte des 13. Jahrhunderts vorgefallenes Ereigniss das Vertrauen

der Gläubigen noch mehr gesteigert zu haben. Die Tradition erzählt, dass im Jahre 1255 Hirten auf einem Tannenbaume vor der Kirche ein wunderthätiges aus dem Stamme einer Eiche herausgewachsenes Crucifix erblickt haben. Sie machten hierüber dem Stifte die Anzeige, und nachdem man sich von der Wahrheit dieses Ereignisses überzeugt hatte, wurde eine besondere Fier veranstaltet. Abt Rudolf v. Lande lieferte eine in Gegenwart des Erzbischofes von Salzburg und des Bischofes von Seckau das Kreuz vom Baume und übertrug es in die Kirche.

In wie weit dieser Tradition Glauben beizumessen ist, können wir nicht entscheiden; gewiss ist es aber, dass seit dieser Zeit in Strassengel die Zahl der Wunder sich häufte, Stiftungen das Vermögen der Capelle vermehrten und mehrere Bischöfe dieselbe reich mit Ablassbriefen ausstatteten. Solcher Indulgenzen wird Erwähnung gethan aus den Jahren 1266, 1296, 1299, 1317, 1318, 1319 und 1322³⁾; von den Stiftungen bemerken wir jene eines Wiener, Niklas der Ploder genannt, welcher am 28. October 1300 dem Kloster und Convente von Rein auf Anrathen seines Bruders, der Mitglied des Stiftes war, sein in Wien gelegenes Haus „auf dem Steig“, dann seinen Weingarten „in dem Gewässers Graben hinter der Griech“ und Weingarten hinter dem Dorfe zu Grünzing zu einer ewigen Messe vermachte, „daz mein Bruder, aller unser vorderu und nachkommen selen zu Reu und zu Strassindel hintz Gott ewig kleich gedacht werde“⁴⁾.

Wie diese Capelle beschaffen und ob es dieselbe aus Holz erbaute war, welche zur Zeit der Widmung des Marienbildes errichtet wurde, darüber fehlt es an jedem sicheren Anhaltspunkte. Der Bestand einer hölzernen Capelle durch eine dreihundert Jahre wäre allerdings nicht unmöglich, da sich bis auf unsere Tage Holzhäuser erhalten haben, welche auf ein noch höheres Alter hinweisen, und die Cistercienser des zwölften Jahrhunderts im Holzbau vielleicht eine noch grössere und solidere Technik besaßen als die Baumeister späterer Epochen; aber es scheint uns aus anderen Gründen nicht wahrscheinlich, dass die alte Capelle bis in die Mitte des XIV. Jahrhunderts, wo erst ein Neubau aufgeführt wurde, forstehanden habe. Als die Capelle aus Holz erbaut wurde, hatte dieselbe ohne Zweifel nur den Zweck, zur Aufstellung und Verehrung des Marienbildes zu dienen; sie war daher wahrscheinlich ganz klein und für die Bedürfnisse eines täglichen Gottesdienstes wenig geeignet. Nachdem sodann Stiftungen das Vermögen der Capelle vergrösserten, das Stift Rein von dem Salzburger Erzbischofe Eberhard im J. 1208

1) Mucker V. 57.

2) Zu einer quellenmässigen Erforschung des Streites zwischen dem Stifte Rein und den Pfarrern von Gradwein um den Besitz von Strassengel fehlen die erforderlichen Daten, und sie scheinen auch nicht vorhanden zu sein, weil selbst Mucker darüber nichts auszuweisen im Stande ist. Das „Diplomatarium Inusense“ reicht dazu nicht aus. Die Urkunde Bd. I, 282 handelt zwar äusserlich ausführlich von dem Streite, aber derselben sollte eigentlich die Bestreitungsschrift des Pfarrers von Gradwein vorausgehen; diese ist aber nicht vorhanden, daher auch für alle Nachfolgende die Rechtsgründe, worauf sich zuletzt doch die Gradweiner stützen mussten, nur aus den Repetika der Reiner ersehen werden können. — Mit dem Spruche des Erzbischofes Eberhard vom Jahre 1208 war übrigens der Streit keineswegs für immer geschlichtet; im Gegentheil entbrannte er wiederholt sehr heftig und gelangte erst zu Ende des XV. Jahrhunderts zum vollständigen Abschlusse. Im ganzen Verlaufe des Processes bildet aber immer für die Reiner die Entscheidung des Erzbischofes Eberhard II. vom Jahre 1208 die Grundlage, worauf sie ihre Ansprüche auf den ungeschmälerten Besitz von Strassengel stützen. Am stückten war der Streit zur Zeit des Gradweiner Pfarrers Andreas von Stein am Ende des XV. Jahrhunderts, in einem der Processartikel bestrittener erster Erzbischof dem Abte zu Rein, dass dieser nicht das Recht habe, an Sonn- und Feiertagen das Volk in der Capelle zu segnen, worauf dieser sich auf das Privilegium des Basler Concils und jenes vom Papst Eugen IV. berief, worauf sich dieses Recht auf Capellen, *ubi non plura iura subiecta*, beziehe. — Am 3. März 1483 gelangte endlich der ganze Streit zum Abschlusse. Die Reiner verbleiben im Besitz von Strassengel; sie setz, wie es in der bezüglichen Concordanzurkunde heisst, vermöge päpstlicher Freiheit erant; jedoch ist das Reiner untertag, Vormittags daz zu predigen, die Heiligenmesse und das Martyrologium, die St. Stephansweihe, Beichte und Todtenfeier, sowie an Sonn- und Feiertagen die grosse Messe später als um 7 Uhr früh (mit Ausnahme an den Tagen starken Zudrangs) zu lesen.

3) Dipl. Rom. I. 2, 1201, 1222, 1224, 1240, 1250.

4) Diese Urkunde wird von Schmitz in seiner Topographie des Herzogthums Steiermark in das Jahr 1249 gesetzt und von ihm und anderen Schriftstellern Niklas v. Ploder als einer jener Männer bezeichnet, welche vorzugsweise im Jahre 1300 begünstigten Neubau der Kirche beförderten haben. Nach der in der Abschrift vorliegenden Urkunde geschah aber die Stiftung bereits im Jahre 1309, und sollte mit dem Neubau nichts an thun.

die Bewilligung erhielt, in der Capelle für die Bewohner der Höhe von Strassengel und Judendorf Gottesdienst zu halten, und der Glaube des Volkes an die Kraft des Gnadenortes durch mehrere wunderbare Ereignisse immer mehr gestärkt wurde, so können wir nicht glauben, dass die im XII. Jahrhunderte erbaute hölzerne Capelle den gesteigerten religiösen Bedürfnissen genügt habe.

Es befinden sich in der jetzigen Kirche aber auch die Überreste alter Glasgemälde, von denen einige nach ihrem Kunstcharakter in eine frühere Zeit als das Gründungsjahr der jetzigen Kirche fallen dürften. Falls daher dieselben wirklich vor der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts angefertigt wurden und — was allerdings nicht unmöglich ist — aus keinem anderen dem Stifte Rein gehörigen Gotteshaus nach Strassengel übertragen wurden, so spricht auch dieser Umstand für einen Umbau der im XI. Jahrhundert erbauten hölzernen Capelle, welcher sodann im XIV. Jahrhundert vielleicht aus keinem anderen Grunde einem dritten Neubau weichen musste, als weil der fort und fort wachsende Andrang der Gläubigen an den Wunderort Strassengel eine bedeutende Vergrößerung der Capelle dringend notwendig machte und das Stift Rein vielleicht schon damals die Errichtung einer Propstei in Strassengel beabsichtigte.

Auch an den noch vorhandenen zwei romanischen Säulen, einer Mensa aus Stein, suchten Manche einen Beleg für einen schon früher bestandenen Steinbau. Wir legen jedoch eben darauf kein grosses Gewicht, weil steinerne Altäre, der liturgischen Regel genügend, auch in hölzernen Capellen nicht fehlen dürften.

Mag nun was immer für eine Capelle auf dem Waldhügel zu Strassengel bis gegen die Mitte des XIV. Jahrhunderts bestanden haben, in dieser Epoche entsprach dieselbe nicht mehr dem Bedürfnisse des Gottesdienstes. Berücksichtigen wir nun noch, dass die Abtei Rein in jenem Zeitraume zu den blühendsten und angesehensten Klöstern des Landes gehörte und an ihrer Spitze einer ihrer vorzüglichsten Männer stand, der nicht nur die geistlichen und weltlichen Rechte und Befugnisse des Stiftes zu erweitern bemüht war, sondern auch durch regen Unternehmungsgeist und grosse Haulust ausgezeichnet war¹⁾, so fehlte es auch nicht an den äusseren Umständen zur Führung eines Baues, welcher nicht nur dem

grossen Ansehen der Marienstiftung angemessen war, sondern auch durch seine kunstvolle Ausstattung weit über die Anforderungen eines gewöhnlichen Gotteshauses hinausreichen sollte. Und auf jenem günstig gelegenen Waldhügel erhob sich auch ein Bauwerk, das eine der gelungensten Schöpfungen des gothischen Styles in Oesterreich bildet. Schlank und zierlich in seinen Verhältnissen, reich und gediegen in seinem ornamentalen Schmuck, kühn und edel, vorzugsweise in dem Aufbau des Thurmes und begünstigt durch eine herrliche malerische Lage, kann dieses Werk heute noch — seine späteren Zubauten abgerechnet — als ein Muster für den Bau kleinerer gothischer Kirchen angesehen werden.

Was aber zu dem Neubau der Kirche nicht wenig beigetragen haben mochte, war der Eintritt zweier Brüder, Namens Zeyriaker, aus Wien in das Kloster Rein. Diese hatten dem Stifte reiche Gaben mitgebracht und scheinen einen Theil derselben ausdrücklich zu dem Umbau der Kirche in Strassengel bestimmt zu haben. Denn, wie Alanus²⁾ bei Erzählung der Grundsteinlegung bemerkt, wurde die alte Capelle — *angusta quidem sed angusta — consilio fratrum conventualium et adminiculo duorum carnalium fratrum Zeyriaciorum de Vienna* neu gebaut; die Grundsteinlegung erfolgte durch den Abt Hartwig von Emerberg an Feste Maria Empfängnis des Jahres 1346 in feierlicher Weise.

Über den Act der Grundsteinlegung selbst, wie über die Banführung und den Baumeister der Kirche haben sich keine Details erhalten. Wir wissen nur, dass bereits im Jahre 1348 Abt Hartwig starb und das begonnene Werk seinem Nachfolger sterbend auf das wärmste empfahl; dass drei Jahre später unter Abt Seifried der Bau der Kirche noch nicht über die Fenster hinaus gerichtet habe und die Höhe der Geschekksummen, welche zu dem Bau eingeflossen waren, sich auf 5000 Pfund Pfennige belief³⁾. Es ist ferner bekannt, dass Abt Seifried den Bau vollendete, Bischof Ulrich III. von Ssekau die Kirche (im Jahre 1353) einweihte und hierbei die *prodigiosa imagines S. Crucis et Beatae Mariae Virginis* in dieselbe übertragen wurden⁴⁾. Ob jedoch in dem verhältnissmässig kurzen Zeitraume von acht Jahren auch der Bau des kunstreichen Thurmes vollendet war, möchten wir bezweifeln, zudein Einweihungen von Kirchen öfter vor sich gegangen, ohne dass die Thürme ausgebaut waren, und Abt Seifried erst im Jahre 1367 starb, mithin auch mehrere Jahre später unter seinem Schutze der Bau zum Abschluss gelangt sein konnte.

¹⁾ Hartwig v. Emerberg, ein Sprössling jenes alten steiermärkischen Geschlechtes, welches urkundlich bereits im XII. Jahrhunderte vorkommt. (Vgl. die Truchesse v. Emerberg, von Jos. Bergmann, Mittheilungen II, 39.) Er bekleidete die Würde eines Abtes vom Jahre 1331 — 1348. Angezogen und einflussreich nicht nur im Lande, war er es auch bei dem Papste und den Landesfürsten. Von Ersterem wurde er als Legat an die Herzoge von Baiern abgesandt; von letzterem — den Herzogen Otto und Albrecht — erhielt er am 4. März 1338 die Privilegien des Stiftes, insbesondere die weltliche Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Stiftes bestätigt, und bekam mehrere neue Freiheitsbriefe. Im Jahre 1443 erwarb er von Kaiser Friedrich auch die hofel für Rein. Hartwig vermehrte aber auch durch eine kluge Ökonomie und seinen Einfluss die Besitzungen, und soll das Stift 2000 umgeben haben. Letzteres scheint aber nur von einzelnen Theilen der Abtei richtig zu sein.

²⁾ Dipl. Ron. I, 2, 1561.

³⁾ Nach Hermann's Sociis Abbtum C. pag. 69 u. 51, welche in Stiftsarchive als Manuscript vorhanden ist, wobei es auch heisst, dass für Kirche 30 Mark Silber bestimmt wurden.

⁴⁾ Wir werden auch später sehen, dass unter allen Darstellungen der Bilder der Kirche Momente der Kreuzigung Christi und aus dem Leben Maria am häufigsten angebracht sind.

Auch die weiteren urkundlichen Belege über Strassengel, welche der erwähnte Chronist des Stiftes seit der Mitte des XIV. Jahrhunderts anführt, bieten für die Baugeschichte wenig interessante und wichtige Anhaltspunkte.

Noch während des Baues — am 9. August 1349 — empfing Abt Seifried und der Convent von Wilhelm von Razstadt und seinem Eidam Thomas, Bürger zu Sladnitz, eine Stiftung mit 400 fl. zu einem ewigen Lichte auf dem allerheiligsten Altare „in vnsrer Fraven Kapelle“ zu Strassindl *).

Am 9. März 1455 stiftete Herzog Rudolf IV. von Steiermark eine tägliche Messe in der Kirche auf dem Altare, der in derselben Capelle in Mitten gelegen ist, und „in Ere des heiligen und kostperen Gottes Leichnam vnseres herren Jesu Christi, sand Barbara der heiligen Jungfrowen und sand Morandes der vnsers geschlechts gewesen ist“, geweiht wurde. In dem Stiftungsbriefe befiehlt zugleich Herzog Rudolf, dass diese ewige Messe (täglich von) einem der Conventbrüder gesprochen werde und der Abt dem Priester, der die Messe spricht auf dem Altar, die Pfründe aufbessern soll; derselbe Priester hat auch ein besonderes Gebet in der Messe mit ganzer Andacht um sein und seiner Vorfahren Heil zu sprechen, und ein ewiges Licht soll Tag und Nacht auf dem Altare unterhalten werden, wofür er dem Kloster vier Waldhuben im Werthe von zehn Pfund Geld aus dem Urbar seines Huhames in Steiermark zum Geschenke macht †). Wir erfahren aus diesem Briefe zwei wichtige Thatsachen, die eine, wem zu Ehren bei dem Neubau der mittlere Altar geweiht wurde, und dann dass neuerdings täglich eine Messe in der Kirche gelesen werden musste, mithin in Strassengel die tägliche Anwesenheit mehr als eines Conventualen von Rein nothwendig war, so dass schon um diese Zeit daran gedacht werden musste, ein Nebengebäude für jene Stiftsbrüder zu errichten, welche den Gottesdienst in Strassengel besorgen mussten.

Für ein tägliches *salve Regina* vor und ein *Concedo nos famulos* nach der Messe in Strassengel stiftete, im J. 1383, Rudolf von Planckenwart, Burggraf des Grafen v. Cilli in Hoheneck, sieben Huben und eine Mühle, welche Stiftung der Abt des Cistercienser-Klosters Ebrach im Jahre 1387, als er in Rein eine Visitation abhielt, bestätigte †).

Im Jahre 1389 scheute der Landeshauptmann in Steier, Hartnoid von Liechtenstein dem Stifte Rein für eine *missa quotidia* in Strassengel *in altari S. Antonii sub Basilica* mehrere Güter †).

An besonderen Festtagen scheint der Raum der Kirche für die grosse Zahl der herbeigeströmten Andächtigen nicht ausreichend gewesen zu sein, weil im Jahre 1437 von Basel aus der Cardinallegat von Deutschland Julianus dem Abte Johann das Recht erteilte, bei der Kirche zu

Strassengel — *licet lata et speciosa aetia existat* — an vier Jahrestagen die Messe im Freien zu halten, und es wurde auch zu diesem Zwecke im Jahre 1453 neben der Kirche eine Capelle aus Holz gebaut †).

Ein Jahrhundert nach Vollendung der Kirche unternahm Abt Hermann mehrere Nouerungen in Strassengel. Er baute im Jahre 1455 eine Capelle an, welche späterhin zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes genannt und worin das heilige Grab aufgerichtet wurde. Über dieser Capelle errichtete er sodann eine Sacristei und setzte einen zweiten Thurm auf, zu welchem Zwecke er auch zwei grössere Glocken giessen liess †).

Im Jahre 1480 ertheilte Papst Sixtus IV. der Kirche zu Strassengel einen Ablass von 100 Tagen mit dem ausdrücklichen Bemerken, dass das Gebäude gut erhalten und die Bücher, Kelehe, Lampen und andere kirchliche Schmuckgegenstände ordentlich in Stand bleiben sollen †).

Ans dem Jahre 1586 wird eines Vertrages erwähnt zwischen dem Abte Rein und dem Klagenfurter Orgelbauer Georg Oberburger wegen Herstellung der alten Orgel in Strassengel. Er sollte dieselbe vom St. Georgenstag 1586 ab für 120 fl. nebst Wohnung und Kost besorgen. Von der alten Orgel zu Strassengel sagte der alte Klagenfurter Meister, sie habe folgende Register gehabt: „erstlich das Principal im Pedal; dass andere das Principal im Manual, das dritte ist gewesen eine hülsenze Flauten, die Gress zwei Spannen lang, das viert ist gewest die klein Flauten, das fünfte die Zimbl im Manual, das sechte die Zimbl im Pedal. Darauf hat es drel Register unter dem Clavier gehabt. Das siebente Register ein Octavl. Das achte Copel mit spizen in Manual. Die gresse zu Spann lang, aber gar weit in der Mensur, das neunte die Mixtur in Manual und Pedal in einen Register. Die gresse in Manual ist nur ein Span lang gewest.“ Oberburger stimmte das Werk um eine Quart tiefer, gab sieben neue Register dazu und änderte noch manches Andere an der Orgel.“

In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts — unter Abt Placidus — wurde endlich ein neuer Zubau geführt und an der Südseite der Kirche die St. Annacapelle sammt der daranstossenden Sacristei errichtet.

Diess sind die wesentlichsten Nachrichten, welche auf den baulichen Zustand und die innere Einrichtung der Kirche Bezug haben. Was noch an älteren verlässlichen Nachrichten über die Kirche zu Strassengel vorhanden ist, hat entweder auf Stiftungen und Indulgenzen Bezug, oder es betrifft die Aufzählung und Geschichte der Wunder, welche durch das Gnadenbild und Kreuz in der Kirche an Kranken, ja selbst an Todten verübt wurden.

*) Dipl. Ros. I, 2, 1622—1624

*) Dipl. Ros. I, 2, 1812—1818.

*) Dipl. Ros. I, 2, 1399 u. 2002.

*) Dipl. Ros. I, 2, 2012.

†) Auch diese Capelle — dem h. Ulrich geweiht — war sodann Gegenstand eines Streites zwischen den Pfarrern von Gradwein und dem Stifte Rein.

*) Dipl. Ros. II, I, 904.

*) Dipl. Ros. II, 2, 1227.

Darauf näher einzugehen liegt ausser dem Bereich dieser Darstellung, zu dem wir jene Stiftungen und Indulgenzen, die einigen Aufschluss über die Kirche geben, bereits speciell angeführt haben, und noch diejenigen anführen werden, welche auf die nebenliegenden Gebäude zu Strassengel Bezug haben.

Es wurde auch erwähnt, dass bald nach dem Neubau der Kirche die Nothwendigkeit bestanden haben mochte, für die Unterbringung von Conventualen, welche den Gottesdienst versahen, Sorge zu tragen. Wir wissen zwar nicht mit Genauigkeit anzugeben, wann die Abtei Rein einen oder mehrere ihrer Mitglieder bleibend in Strassengel exponirte, sondern es ist nur bekannt, dass im Jahre 1462 Kaiser Friedrich an Abt Hermann und den Convent des Gottesdienstes wegen das Holzfallrecht in seinem Gestinger Wald zum Nutzen des Klosters und dessen Tafelne zu Strassindul verließ¹⁾ und Abt Hermann im Jahre 1494 ein Präpositurgebäude daselbst vollendete. Es dürfte daher die Annahme nicht unwahrscheinlich sein, dass schon bei der Gründung der neuen Kirche auch auf ein Gebäude für die Conventualen von Rein Bedacht genommen und Ende des XV. Jahrhunderts in Strassengel der Grund zur Propstei gelegt wurde, welche daselbst bis in die Josephinische Zeit, ziemlich reich ausgestattet, bestanden hat.

Das alte Präpositurgebäude scheint in nordöstlicher Richtung von der Kirche gelegen gewesen und in seinem Hauptbau noch gegenwärtig vorhanden zu sein. An der Ecke des Gebäudes, welches dort steht, ist noch die Insehrift zu lesen: *Per Wolfgangum Abbatem MLXXXVIII.*

Denselben gegenüber stand ein zu eites Gebäude, welches im Jahre 1582 durch Abt Georg erbaut wurde. Dasselbe hat zur Unterkunft der Conventualen und auch zur Beherbergung von Gästen gedient. Ein Theil der Gemächer erhielt später wirklich die Bezeichnung „Kaiser Leopold's Zimmer“.

Unter demselben Abte wurde noch ein zweites Gebäude im Jahre 1576 zu Strassengel gebaut, das zur Zeit des Stiftshistoriographen Alanns die Bezeichnung „Prechthaus“ oder „Flachsheusel“ führte.

Das neuere Propsteigebäude befindet sich westlich von der Kirche gelegen und verdankt seine Entstehung dem XVII. Jahrhundert.

Die Propstei selbst bestand bis in die zweite Hälfte des vorverflorenen Jahrhunderts fort, sie wurde sodann aufgelassen und an deren Stelle wollten die Gemeinden zur Zeit Kaiser Joseph's II. eine Localecaplanei besitzen.

Die Auffassung einer Reihe von Klöstern, Kirchen und Capellen zur Zeit der Regierung Kaiser Joseph's II. bedrohte aber gänzlich den Bestand der Kirche zu Strassengel — ja noch mehr, man ging nicht nur davon ab, eine Localecaplanei zu errichten, sondern beabsichtigte das Gebäude niederzureissen, das Baumaterialie zu verkaufen

und aus dem Ertragnisse desselben ein Schulhaus zu erbauen. Diese bisher wenig bekannten Thatsachen entnehmen wir einer Verhandlung, welche in dieser Angelegenheit im Jahre 1788 zwischen dem Gubernium von Steiermark und der geistlichen Hofcommission in Wien geführt wurde²⁾, und worauf wir wegen der verschiedenen Nebenumstände, unter denen diese Frage aufgefasst worden ist, näher eingehen wollen.

Von Seite der vereinigten k. k. Hofkanzlei erging im Jahre 1787 die Verordnung, dass das angeblich sehr unförmliche Kreuz zu Strassengel³⁾ ohne Anstand beseitigt und so weit diese Kirche überflüssig sei, die Altäre in die Pfarrkirche zu Gradwein übersetzt werden sollen, weil die Altäre der letzteren sich nicht im brauchbaren Zustand befänden. Zugleich wurde das Gubernium in Gratz angefordert, sich auch zu äussern, ob es — so wie der Fürstbischof von Seekau beantragt hätte — rathlich sei, auf die beantragte Localecaplanei zu Strassengel nicht einzugehen und die Kirche zu sperren, dann ob die dahin gehörigen Gemeinden wirklich so nahe der Pfarre von Gradwein liegen, als angeben wurde.

Das Gubernium in Gratz forderte zur Prüfung dieser Angelegenheit das Grätzer Kreisamt auf, mit dem Dechante in Strassengel, dem Stifte Rein und einigen Deputirten der zu Strassengel gehörigen Gemeinden ins Einvernehmen zu treten und sich hierüber selbst zu äussern. Als Resultat der ganzen Verhandlung wurde erhoben, dass die Kirche zu Strassengel auf einem „steilen Berg“ sich befinde und auf solchen ausser der Caplanwohnung und dem Hause des Stifts kein anderes Haus sich befinde, dass die dieser Caplanei zunächst liegenden Häuser auch nur $\frac{1}{4}$ Stunde von der Pfarre zu Gradwein entfernt stehen, dass ferner nur 30 Kinder die Schule daselbst besuchten, „für welche zu ihrer Erleichterung durch Anwendung des Materials von der abzubrechenden Kirche, dann des Kaufschillings für die zu verkaufende Caplanwohnung ohnehin eine Normalschule zu errichten angetragen würde, und die Gemeinden, welche zur Locale von Strassengel gehören, nur 539 Seelen ausmachen“. Um sich jeder Verantwortung zu entziehen, legte das Gubernium diese Verhandlung noch dem Fürstbischöfe von Seekau vor und erst, als auch dieser sich am 21. August 1788 dahin äusserte, dass die von ihm angetragene Aufhebung der Locale und die Zuthellung der vier Gemeinden zur Pfarre von Gradwein keinem Anstande unterliege, wurde von dem Gubernium die Auffassung dieser Locale und die Sperrung der ganz euthelichen Kirche angeordnet.

Gegen diese Verfügung richteten nun die vier Gemeinden eine Beschwerdeschrift an den Kaiser. Dieselbe liegt

¹⁾ Sie sind in geistlichen Archive des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht aufbewahrt, woraus es uns gestattet wurde, die nachfolgende Herstellung zu benutzen.

²⁾ Vielleicht war es jenes Kreuz, von welchem die Tradition behauptet, dass es von Hirten auf einem Baume gefunden und im Jahre 1255 in die Kirche feierlich übertragen wurde.

¹⁾ Dipl. Res. II. 2, 954—955.

uns zwar nicht vor, aber aus dem Berichte des steiermärkischen Guberniums, welchem auch diese Beschwerdeschrift zur Äusserung zukam, können wir entnehmen, dass die Gemeinden für die Beibehaltung der Localie in Strassengel folgende Motive geltend machten. Sie führten an, dass diese Kirche schon einige Jahrhundert fortbesteht, dass die Gemeinde den „steilen Berg“ in 6 Minuten besteigen, dass sie ferners von dem Thurm der Kirche mittelst Anschlagung der Glocken von einer entstehenden Feuersbrunst, sowie durch Läutung der Glocken von der anrückenden Früh-, Mittags- und Abendstunde verständigt werden, die schulfähigen Kinder wegen des Unterrichts nach dem entfernten liegenden Gradwein dadurch zu gehen genöthigt würden, dass zur Winterszeit das Weibervolk wegen starker Schneeverwehungen nicht zu ihrer Pfarre kommen können und die schwangern und gebärenden Mütter, dann alle Presshaften und die Jugend durch Abhaltung der Christenlehre in der Strassengler Kirche eine grössere Bequemlichkeit geniessen. Aber auch diese Gründe bestimmten nicht das Gubernium von seiner Verordnung abzugehen und dasselbe hat den Kaiser um die Abweisung der Beschwerdeführer um so mehr, als auf eine Verminderung der Ausgaben für den Religionsfond fürzudenken sei, dieser durch die Sperrung der Kirche das ganze Kirchenvermögen von etlichen Tausend Gulden erhalte, und die Erhaltung des ganzen Kirchengebäudes (durch das Niedereissen nämlich) erspart werde.

Die geistliche Hofcommission empfahl dagegen dem Kaiser in dieser Angelegenheit einen Mittelweg einzuschla-

gen. Wegen der geringen Anzahl Seelen sollte es zwar von der ehemals angetragenen Localcaplanei abkommen; dagegen hätte auch die Sperrung und Demolirung der Kirche in Strassengel zu unterbleiben und dieselbe als eine Filiale zum Wechsel des Gottesdienstes von der Pfarre Gradwein weiters fortzubestehen, welchen Antrag der Kaiser Anfangs Jänner 1789 genehmigte.

Seit dieser Zeit fand keine weitere Änderung in Bezug auf die kirchliche Einrichtung in Strassengel Statt. Das Prosteigebäude blieb verlassen, es wurde bis vor wenigen Jahren mit den übrigen Nebengebäuden dem Einflusse der Zeit preisgegeben und nur jeden Sonntag ein Gottesdienst in der Kirche abgehalten. Dessenungeachtet hat sich die Erinnerung an den einstigen Glanz dieses Gotteshauses in den Herzen frommer Gläubigen noch forterhalten und am ersten Sonntage nach Ostern, selbst wenn noch dichter Schnee Thal und Berge bedeckt, besteigen zahlreiche Processionen den Waldhügel, um dort dem feierlichen Stiftungsfeite beizuwohnen.

Aber auch für die fernere Erhaltung der prachtvollen Kirche ist gegenwärtig ein günstiger Zeitpunkt gekommen; denn mit grösster Bereitwilligkeit hat der ausgezeichnete Prälat des Stiftes Rein, der Aurgug der k. k. Central-Commission so wie des Conservators für Steiermark Herrn Joseph Seheiger folgend, den edlen Entschluss gefasst, mit bedeutenden Opfern eine durchgreifende Restauration der Kirche durch den Architekten Joseph Löffler in diesem Jahre in Angriff nehmen zu lassen.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

Die Beschreibung der Baudenkmale des von des k. k. Central-Commission meinem Wirkungskreise angewiesenen Gebietes fange ich von dessen äusserster Grenze an, mit dem Verzeichnisse der Baudenkmale der Insel Schütt, die ihrer Lage nach auch als ein für sich abgeschlossenes Gebiet betrachtet werden können.

Ich will vor allen eine kurze Beschreibung der Gegend selbst veranlassen, wodurch sich manches Charakteristische für unseren Gegenstand ergibt.

Die Schütt, im Königreiche Ungarn gelegen, ist zugleich die grösste Donauinsel. Sie wird von der grossen Donau und von einem Donauarm, die Érsekújvári-Donau genannt, gebildet; fängt unter Pressburg an und endigt bei Komorn; ist $1\frac{1}{4}$ Meile lang, 2—4 Meilen breit. Der obere grössere Theil gehört zum Pressburger Comit, der untere zum Komorner. Sie enthält 146 Ortschaften und 75 Puszten oder Weiler; darunter sind 13 kleinere Städtchen. (Der einzige bedeutendere, aber bereits am Schlusse abseits liegende Ort ist Komorn, dessen Baudenkmale ich desswegen jetzt hier unberücksichtigt lasse.) Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 84.671, darunter Kath. 59.398, Evan. 2062,

Reform. 17684, Griech. 70, Jud. 5457. Ausgenommen etwa 6 Ortschaften in der Nähe von Pressburg, wo grösstentheils gemischt Deutsche und Ungarn zusammenwohnen, ist die Bevölkerung im Übrigen rein ungarisch; und sie scheint der Sprache und dem Aussehen nach ein von den anderen etwas abweichender Volkstamm zu sein; obgleich ihm nichts besonders hervorstechendes charakterisirt.

Die Bodenverhältnisse hieten uns selbstverständlich alle Merkmale eines von grossen Strömen umgebenen Eilandes. Daher ein mit vielen Wasserarmen und Morästen durchgeschittenes Flachland, ohne Gebirg, ja fast ohne bedeutendere Hügel und Gestein. Der obere westliche Theil, als etwas erhöht liegend, ist mehr troeken und sandig, ziemlich gut cultivirt, und mit vielen kleinen, an einander reichenden Dörfern durchgängig dicht bevölkert. Der untere östliche Theil, grösstentheils den Überschwemmungen der sie umgebenden Flüsse: Fag, Dudvág, Donau ausgesetzt, ist mehr ein tiefes, morastiges Weichland, und hat theilweise den Charakter der weiten Ebenen Nieder-Ungarns mit ihren weit aus einander gelegenen grösseren Ortschaften und öden Puszten, mit ausgedehntem Wiesengrund und Weideland.

Was die Geschichte und selbst die Urgeschichte dieser Gegend betrifft — indem uns auch Denkmale, wenn auch spärlich, aus der vorchristlichen Zeit selbst begegnen — kann ich füglich hier nicht in die, erst eine kritische Forschung erheischenden, dunklen Partien dieses Gebietes tiefer eingehen. Und daher lasse ich es dabei bewenden: ob wegen des lateinischen Namens der Schütt: *Insula Cituorum*, hier die *Cituen* des Plotenius zu suchen seien, wie Larius meinte ¹⁾, oder ob etwa auch hier die Skythen gewohnt haben, wie Aventinus haben will; dem wieder der deutsche Name der Schütt anstatt des Beweises dienen soll ²⁾. Cluver glaubt auch hier die Sitze der Quaden suchen zu müssen ³⁾; was Běl ⁴⁾ ebenso bestreitet, als auch die Meinung, dass etwa hier je die Römer gewohnt hätten; und sucht den deutschen Namen der Schütt einfach von den aufgeschütteten Dämmen gegen die Donau-Ferschwemmungen herzuweisen. Bouffius ⁵⁾ rückt mit seiner Meinung in die nähere Zeit vor, indem er hieher den Schauplatz der letzten Avarenkriege Karls des Grossen verlegt, und die Schütt für jene Donaugegend hält, wo die aufs Haupt geschlagenen Awaren die letzte Zuflucht gesucht haben. Dem Běl (a. a. O.) scheinen dies die vielen löwenartigen Hügel und Erdaufwürfe der Schütt zu bekräftigen, die wir, so ihrem Ort angefühl, betrachten werden; indem sie das Volk bis heutigen Tages *Tatárülés* (d. h. Tartarsitze oder Niederlassungen) nennt, hält er sie für Avarenringe. Eben so kommen aber auch Heidengräber anderer Formationen vor, wie auch Spuren römischer Bauüberreste, die wir am betreffenden Ort anführen werden, und die etwa die eine oder die andere Hypothese, die Urgeschichte der Schütt betreffend, mehr oder weniger unterstützen mögen ⁶⁾.

¹⁾ De republ. Rom. lib. XII, p. 1131.

²⁾ Annal. Bot. lib. I. 36.

³⁾ Germania antiqua, lib. III, 112.

⁴⁾ Notitia Hungariae II, 318.

⁵⁾ Hist. Ung. decd. I, lib. 9.

⁶⁾ Tiefer, selbst in das mythische Zeitalter führt uns die, mit dem ungarischen Namen der Schütt: *Csütököz* verbundene ungarische Volkssage, welche hier auch zur Charakteristik der vorgeschichtlichen Bundesdenkmale der Schütt in Betracht genommen werden möge. Als ältere sagenhafte Benennung der Schütt im Ungarischen gilt nämlich der Name: *Araonyak*, d. i. goldener Garten, und wird in der Volkssage damit gedeutet, dass hier einst in goldener Vorzeit die Feen mit ihrer Königliche oder Höflich auf der noch so benannten kleinen Insel: *Ilkó Sziget* gewohnt haben; da standen ihre Paläste an der Donau, und von dort kamen sie täglich über die Kleinfloßfahrt *Moskare* (d. h. Katzenfähre) auf die *Mogyorósi* Wiese (Inselwiese; beide Orte werden noch heute so genannt): hier deckten sie ihren Tisch mit alten Gläsern, es konnte ein jeder Mensch das reiche und sich nach Belieben sättigen; es herrschte bei den Einwohnern der Schütt ein allgemeiner Wohlstand und Friede, es gab damals keine Arme und Bettler u. s. w. Als sich aber eines Tages ein Unbekannter genötigt, gegen die Wohlthat der Feen verständig hatte (die Sünde bestand aus einer sehr unethischen Handlung), verschwand die Feen. Der Fährmann an der Katzenfähre fand nach ihnen, als er sie das letztmal hinübergeführt, ein goldenes Häflein in seinem Boot, damit war er ausgezeichnet. Seit der Zeit kamen sie nicht mehr zurück; und die Insel, die früher ein goldener Garten (Araonyak) war, wurde nun an *Csütököz* (so heisst jetzt ungarisch die Schütt, was ungefähr die betrügerische Insel bedeutet. Siehe

Aus der bekannteren historischen Zeit kann man füglich annehmen, dass die Schütt selbst Pressburg einer jener Theile Ungarns war, die von Anfang her mit der Ankunft der Ungarn von ihnen bevölkert und in Besitz genommen worden sind, wofür die Urkunden, welche ich unten speciell bei einer jeden Ortschaft anführen, genügende Anhaltspunkte bieten. Die heilige Sage dieser Gegend, die selbst für ihre Baudenkmale sehr bezeichnend ist, und die ich deswegen noch weiter unten mittheilen will, bezeichnet sie schon als eine derjenigen, wo sich die apostolische Thätigkeit des heiligen ersten Königs Stephan mit der Verbreitung des Christenthums in den von ihm herrührenden sagenhaften Kirchenbauten besonders kundgethan hat. Der ungarische *Codex Diplomaticus*, in den auch hier grösstentheils angezogenen Urkunden, bietet in Fülle Beweise dafür, dass die Einwohner der oberen Schütt hörige Wehrmänner des Pressburger Schlosses (sogenannte *Servientes regis, milites* und *jobbaggynos* *Castris Posoniensis*) waren, wie jene der unteren Gegend in gleichem Verbands zu dem Komorner Schlosse standen. Dies kietet ihnen in den vielen Westkriegen vom Anfange her, wo die genannten zwei festen Plätze gewöhnlich belagert gewesen sind; die Gelegenheit sich durch ihre tapferen Dienste auszuzeichnen; in Folge dessen die meisten Familien von dem Verbands der Burgen befreit, die Rechte der freien Adelligen erlangen. Daher hat kaum eine Gegend Ungarns so viele adeligen Geschlechter aufzuweisen wie die Schütt. Oft bestehen ganze Gemeinden aus lauter adeligen Insassen; obwohl schon der grösste Theil — wenn auch ihres einstmaligen Vorrechtes sich bewusst — zu schlichten Landbauern herabgekommen ist. Durch diesen Umstand wurde aber die Schütt selbst zur Wiege der hervorragenden Geschlechter Ungarns, wie der Fürsten und Grafen: *Eszterházy*, *Palffy*, *Illyésházy*, *Amadé* u. s. w., welche aber emporgehoben, ihre eigentliche Heimath bald verlassen haben und in den andern Gegenden des Reiches ihre Hausmacht begründeten, indem die Schütt schon damals stark bevölkert, und, meist dem freien adeligen Besitz angehörend, keiner grösseren Besitzausdehnung der Dynastie und Herrschaften Gelegenheit bot.

Es beschränken sich deswegen auch die Schenkungen an grössere geistliche Würden und Corporationen (wie dem Erzbischof von Gran, das Pressburger Capitel und etwelche Klöster), welche unter diesen Verhältnissen hierorts noch stattfinden konnten, nur auf kleinere Flächen. Auf der ganzen Insel entstand auch deswegen keine grössere geistliche

auch des Marall *Danubius Pannonico-Nystrici* I, 28, grösstentheils, leider sehr unkritisches Werk, über die Donauström, — der diese Bestimmung dem deutschen Namen Schütt sucht). Wahrscheinlich hat aber der ungarische Name *Csütököz*, nach einer richtigere philologischen Untersuchung, mit der untergeschobenen gleichlautenden Deutung nichts gemein, sondern wird von dem Flussnamen *Cselle*, *Cselle* u. s. w. herrühren, und lässt sich eben auch so mythisch an, als der Name einer Art Wassernymphe oder eines Wasserverwunders in Ungarischen. (S. *Ipolyi's* *Magr. Mytholog.* 65 und 95.)

Corporation: weder ein Bischofsitz, noch ein Domsitz oder ein hervorragendes Kloster; wie sonst die letzteren besonders auch in Ungarn auf den Inseln beliebt wurden. Wir haben hiermit nichts von dieser Seite hervorzuheben, was in dieser Hinsicht zu dem geistigen Mittelpunkt gedient hätte, wie es sonst in Ungarn überall der Fall gewesen, dessen Betrachtung auch von der grössten Wichtigkeit für die Culturverhältnisse und somit auch für die Baudenkmale und Bauthätigkeit einer jeden Gegend ist. Es ist dagegen zu bemerken, dass sie sich in der Hinsicht ganz an Pressburg, dessen Domstift und Kirchenbauten angelehnt zu haben scheint und dessen Ausläufer wir also hier zu suchen berechtigt sind.

Übrigens hat die Schütt, wie dies bei dem Auftauchen ihres Namens aus der Gesammtheit des Landes zu ersehen, mehr oder weniger die Schicksale des Letzteren getheilt; zunächst aber jene Pressburgs, Komorns und Raabs, zwischen welchen bedeutenderen Plätzen sie wie eingeklammert liegt. Somit haben sich über sie sowohl die Westkriege der ersten Jahrhunderte ergossen, wie auch die späteren stets hinauf sich drängenden östlichen Einfälle der Tataren, Türken und inneren Kriege. Die anliegende Donau bildete eben so gut die Hauptstrasse für die westlichen, wie für die östlichen Züge. Doch kann die Annahme gelten, dass die abseits liegende, von Flüssen abgeschlossene Insel weniger den Haupttheeren ausgesetzt und als Schlaechtfeld benützt, und vielmehr blos von den Streifzügen in Anspruch genommen war; wie sich dies auch geschichtlich herausstellt, und als Ursache der Erhaltung vieler ihrer Baudenkmale gelten kann.

Eine eigene Epoche ihrer Blüthe und zunächst auch ihrer Bauthätigkeit dürfte in die Zeit des Königs und später Kaisers Sigmund und Matthias Corvinus fallen; wo auch Pressburg in dieser Beziehung thätig geworden war, durch den Aufenthalt des Ersteren und besonders durch die Bauart des Letzteren begünstigt. Es sollen nämlich beide dieser Herrscher die Schütt bevorzugt haben, indem sie hier ihre Weiler, und in den Donaunauen wilde Thiergärten und Jagdreviere hatten. An heiden sind sowohl historische Zeugnisse, wie auch reiche, bis heutigen Tages im Volke lebende Sagezüge vorhanden, die wir bei den bezüglichen Orten andeuten werden (s. Nagy-Magyar, Alistál, Mád). So viel ist unser Zweifel, dass die meisten anoch bestehenden Baudenkmale der Schütt der Periode des XV. Jahrhunderts anheimfallen, dessen erste Zeit noch der langen und vielbewegten Regierung Sigmund's, die zweite Hälfte aber der thatkräftigen Wirksamkeit des Königs Matthias angehört¹⁾.

Nach dieser Glanzepoche der Schütt — aus welcher, wie gesagt, auch die meisten unserer Baudenkmale herrühren, wäre nur der Antheil an dem allgemeinen Leiden zu verzeichnen, der sie auch durch die Verheerungen der Türken und der inneren Kriege getroffen hat. Wie stark die Schütt unter diesen und anderen Elementarumständen gelitten hat, mag auch das beweisen, dass sie noch in dem XVI. Jahrhundert (nach der Aufzeichnung des Geschichtschreibers Istvánffy, der hier seine berühmte Geschichte verfasst hat) 257 bevölkerte Ortschaften hatte, während sie jetzt kaum mehr 150 zählt.

Besonders beachtenswerth greifen aber auch für unseren Gegenstand die auch hier, in Folge der neuen Religionslehren entstandenen Wirren ein, denen die Schütt gänzlich, fast ohne alle Ausnahme anbeimgelassen war. Überall werden wir von dieser Zeit zu hören und zu sehen bekommen, wie die bestandenen älteren Kirchengebäude im Anfange zwischen den alten und neuen Religionsbekennern förmlich getheilt wurden. Durch die Ausführung einer Zwischenmauer sollte überall wenigstens eines der Kirchenschiffe für die Bekenner der neuen Lehre absondert werden. Später kommen fast alle Kirchen in den ausschliesslichen Besitz der letzteren; und wurden theilweise umgebaut, modernisirt, oder wenigstens durch Abschaffung der ihnen unnötigen oder anstössig gewordenen inneren Einrichtung und Gegenstände verzieht. An vielen Orten erhoben sich an dem Platz der gestärkten älteren Kirchen nüchterne Oratorien oder Bedürfnissbauten in der stylosten Art jener Zeiten. Als die darauf folgende Reaction im XVII. Jahrhundert stattfand, wurden auch hier, besonders durch den Glaubenseifer des Fürsten Primas und Erzbischofs Szlepecsényi die früher katholischen Kirchen wieder zurückgestellt. Manche mussten aber zugleich gänzlich hergestellt werden; andere sind umgebaut und gänzlich modernisirt; an dem Standorte der gestürzten und aus ihrem Material erhoben sich neuere Gebäude, in dem nüchternen und noch mehr in dem barocken Zopfstyl der Renaissance. Aus dieser Zeit des wiedererwachten Glaubenseifers datiren sich auch die meisten neuere Kirchen, so wie auch die vielen Bedürfnissbauten der Andersgläubigen, die jetzt für ihre Zwecke meistens kleine unansehnliche Oratorien gebaut haben, womit sich noch der kleinere, der neuen Lehre treu gebliebene Theil begnügen musste, indem der grössere mit der alten Kirche selbst zum Katholicismus zurückkehrte. In der unteren Schütt, die grösstentheils auch ferner an der helvetischen Confession fehielt, wurden meist erst wieder zu Ende des vorigen Jahrhunderts neue katholische Kirchen

1) Es dürfte sich etwa auf diese historische Zeit das blühende, gartenartige Aussehen der Schütt, mit dem an Mythen streifenden Namen eines goldenen Gartens zurückführen lassen; von welchem Zustande sie aber seitdem weit herabgekommen ist und keine königlichen Thier- und Fruchtgärten mehr aufzuweisen hat; welche letzteren noch in den Aufzeichnungen des XVI. Jahrhunderts, wie bei Istvánffy, gerühmt werden. An dem Herab-

kommen scheinen die Bodenverhältnisse Schuld gewesen zu sein, indem die wohl überschwemmten aber auch befruchteten Donaunauen, besonders an oberen Theil, immer mehr versiegen und austrocknen. Wo früher wasserreiche und befruchtete Gärten waren, breiten sich jetzt verschwemmte Sandflächen aus.

und Pfarren errichtet, theilweise styllose Bedürfnissbauten, daher sie auch bedeutend weniger Baudenkmale aufzuweisen hat; indem wahrscheinlich auch die älteren ursprünglichen katholischen Kirchen nach der Wegnahme gestürzt oder gänzlich umgebaut wurden, wie noch davon einige Spuren zu sehen sind. Die entsprechenden Zeugnisse für diese im Allgemeinen hier vorangeschickte Darstellung werden bei einem jeden Gegenstand angeführt.

Nach diesen allgemeinen statistischen und historischen Notizen soll hier noch eine allgemeine Charakteristik der Baudenkmale der Schütt folgen. Vor Allem muss bemerkt werden, dass die Baudenkmale der Schütt fast ausschliesslich dem gothischen Styl angehören; ich konnte nur hier und da leise Spuren und vereinzelte Merkmale des Romanismus und des Übergangsstyls auffinden, wiewohl zwar überall die volle Berücksichtigung verdienenden Angaben auf die Spuren früherer, romanischer Bauten führen.

Bei dieser Seltenheit der übrigen Style sind aber die gothischen Kirchenbauten so häufig, dass etwa die Hälfte der jetzt bestehenden katholischen Kirchen der Gothik angehört. Wenn aber eine solche Fülle sich an einander reihender gothischer Bauten überall Aufmerksamkeit verdient, — so ist dies hier um so mehr bemerkenswerth, als Ungarn im Allgemeinen an Baudenkmalen für arm gilt, und die grosse Banthätigkeit der Schütt daher zu einer Folgerung für jene von Ungarn im XV. Jahrhundert überhaupt berechtigt.

Freilich sind die meisten dieser Kirchen nur theilweise in ihrer ursprünglichen Form mehr oder weniger erhalten; viele sind wohl ihres schönsten Theiles, des spitzbogigen Gewölbes, des Fenstermasswerks u. s. w. verlustig geworden. Andere haben nur noch den Chor behalten, wozu neuere Schiffbauten gekommen sind; oder es sind doch die Letzteren ganz modernisirt worden, wodurch das Spitzbogengewölbe mit seinen Diensten und Gurträger abhanden gekommen, und nüchtere neue Gewölbsformen, oder sogar flache Stucceur-, Holzbalken- und Dielendecken — meistens als Nothbauten — angebracht worden sind. Doch sind auch noch an den Letzteren genügende Merkmale zurückgeblieben, um sie noch dem geübteren Auge erkenntlich zu machen. Ein grosser Theil hat aber so wenig gelitten, dass die ursprüngliche Gestalt ohne Mühe auf den ersten Blick zu erkennen ist.

Übrigens gehören auch diese Baudenkmale grösstentheils schon der Verfallperiode der Spätgotik an, wo die Baulust auch anderwärts allgemein, und auf der Schütt, wie gesagt, diese Thätigkeit von den Königen Siegmund und in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von Matthias besonders beeinflusst war, dessen Theilnahme an Baunternehmungen, angefangen von dem Pressburger Dom (ja selbst theilweise etwa auch von dem Wiener St. Stephans-Dom) durch das ganze Reich entlang,

bis zu der herrlichen Kasehauer Kirche urkundlich bekannt ist.

Als besonders auffallend muss noch die Gleichartigkeit der meisten dieser Baudenkmale hervorgehoben werden, welche sich nicht nur in dem allgemeinen spätgothischen Stylcharakter ausspricht, sondern auch in der Ähnlichkeit der Anlage und der Ausführung des decorativen Details, in Folge dessen die meisten dieser Kirchen, sowohl die kleineren capellenartigen unter sich, wie auch die grösseren mehrschiffligen wieder unter einander eine so grosse Ähnlichkeit dartheten, als wenn sie von der Hand eines und desselben Meisters gebaut wären. Bezeichnend ist auch dafür die heilige Sage der Schütt, welche an diesen Umstand anknüpfend erzählt: dass die zwölf ältesten Kirchen der Schütt vom heiligen Stephan zur Ehre der 12 Aposteln zu der Zeit erbaut wurden, als er hier seiner apostolischen Thätigkeit oblag. Er selbst soll in dem jetzigen Städtchen Vajka gewohnt haben, welches daher auch von ihm den Namen hat. (Vajk soll nach der Geschichte der heidnische Name des hl. Stephan vor der Taufe gewesen sein. Vielleicht hat es Bezug auf den gleichen Namen des heiligen Adalbert: Voyk oder Vojtech, dessen Täufling er bekanntlich war; und der Name Stephanos Coronatus mag nach seiner Krönung der vorherrschende gewesen sein.) Die Volkssage bezeichnet hier noch etliche Diestelbäume, seltener Grösse und Dicke, als die Pflanzung des heiligen Königs. Die Namen der zwölf Kirchen werden mit verschiedenen Varianten angegeben; indem mehrere hiesige Kirchen früher den Aposteln geweiht, später die Namen anderer Schutzheiligen angenommen haben. In der weiteren Beschreibung werden noch einige dieser Kirchen genannt, bei welchen sich die berühmte Sage auch in handschriftlichen Aufzeichnungen aus den zwei letzten Jahrhunderten erhalten hat. Die Bedeutung dieser ungarischen Sagen von den ältesten Bauten des heiligen Stephan hat bereits Professor von Eitelberger in seinem Bericht über einen archäologischen Ausflug in Ungarn (Jahrbuch der k. k. Central-Commission I, 1856, 93) geziemend hervorgehoben, und sowohl ihren nationalen Zug gewürdigt, als auch die Unstatthaftigkeit ihrer geschichtlichen und besonders kunstgeschichtlichen Berechtigung dargethan. Ich habe es daher hier nur mit einem Beispiele mehr constatiren wollen, und zunächst damit auf das charakteristische und etwa auch geschichtliche Moment der Baudenkmale der Schütt hingedeutet: wie nämlich ein Theil dieser Kirchen wahrscheinlich nicht nur derselben Periode angehört, sondern etwa auch demselben Gründer und Erbauer zugeschrieben sei. Die berühmten Persönlichkeiten der Geschichte sind in der Sage oft im wechselseitigen Bezug, und es dürfte sein, dass die sagenhafte Tradition von den Kirchenbauten des selbst volkmässigen Königs Matthias sich der Legende des heiligen Stephans, von dessen apostolischer Thätigkeit die Kirchenstiftungen und Kirchenbauten Zeugnis geben, zugesellt hat.

Nebst dem aber, dass wir hier also grösstentheils gleichartige Denkmale derjenigen spätgothischen Bauzeit vor uns haben, wo sich dieser Styl bereits immer mehr desorganisirt und zur nüchternen Aeusserlichkeit übergeht, haben wir es noch auch meistentheils nur mit kleinen, schlechten Dorfkirchen zu thun. Und wenn die Gothik selbst auch für kleinere Werke aller Art geeignet war, so braucht es doch kaum bemerkt zu werden, dass eben dieser Styl durch einfachere Behandlung, durch Beschränkung der Anlage und der Ausstattung viel von seinem eigentlichen Kunstwerthe und seiner Schönheit eingebüsst hat. Demgemäss finden wir auch hier kleinere, meist einschiffige Kirchen, die ohne Kreuzform und Kreuzvorlage meist nur aus zwei gleich hohen Räumen: aus dem Chor und Schiffe bestehen. Auch die wenigen grösseren mehrschiffigen Kirchen sind meistens unorganisch, mit in der Mitte stehenden Pfeilern abgetheilt, und bieten die späteren Formen der Hallekirche. Die noch meistens nur im Chor vorhandenen Spitzgewölbe bestehen aus einfachen Kreuz- und Scheidebögen; ein Netzwerk, trotz des spätgothischen Styles, kommt selten, kaum zweimal vor; was wohl der schlechtesten Einfachheit dieser Bauten zuzuschreiben ist. Die Gärten ruhen meistens auf einfachen Kragsteinen, oder treten ohne Vermittlung aus den Pfeilern und Umfangmauern hervor; welche letzteren hiermit gewöhnlich flach und leer geblieben sind. Die Fenster, bei gleich flacher und schräger Wendung meist sehr schmal, haben kaum Raum geboten für die Entwicklung des Masswerks, welches, wo es nicht bereits von dem Zahn der Zeit abgenagt und ausgebrochen, oder sogar durch die sogenannten Restaurationen gänzlich entfernt worden ist, mehr aus den ursprünglich einfachen Kleeblatt- und Dreipass-Formen (Fischblase kommt selten vor) besteht. An den Thüren ist nebst dem einfachen Spitzbogen der gestürzte Kleeblattbogen vorherrschend. Seltener ist der um diese Zeit im Schwung gewesene geschweifte Spitzbogen. Eben so schwerfällig und massenhaft zeigt sich die Anlage an Aeussern: ohne einen Strebebogen, ja selbst fast ohne alle Dach- und Fenstergiebel. Auch die Strebepfeiler sind meistens plump gestaltet, zwei-, höchstens dreimal gegliedert, mit einfacher schräger Abdachung, und ermangeln durchgängig einer künstlerischen Durchbildung. Der Chor ist in der Regel nie anders als dreiseitig aus dem Achteck geschlossen; ein- oder zweimal auch nur gerade. Selten und nur im Innern als decorative Theile der Sacramenthäuschen u. s. w., findet sich eine Fiale oder Kreuzblume vor; und nur die aus dem Viereck mit der pyramidalen Helmkrönung ins Achteck übergehenden Thürme, mit ihren steinernen Seitenthürmen ragen noch hervor, als die einzigen Wahrzeichen der emporstrebenden Richtung des gotischen Stils. Dazu ist das meiste, ursprünglich noch eigenthümlicher und besser gestaltete, durch die Modernisirung oder Vernachlässigung so verletzt und mit Tünche überdeckt, dass wir oft zur Veranschaulichung des Ganzen

nur durch einzelne Überbleibsel und Trümmer geführt werden.

Was noch eine besondere Berücksichtigung ausserdem verdient, ist der Umstand, dass alle diese Bauten, mit kaum zwei oder drei Ausnahmen, aus Ziegel- oder Backsteinmaterial aufgeführt sind. Die oben bezeichnete Lage der Schlöth, als eines flachen gebirglosen Landes, erklärt uns schon ihren gänzlichen Mangel an Bausteinen, welche daher von weither gebracht werden mussten. Wie bekannt, mussten sich aber die Backsteinbauten, selbst des gotischen Stils, wegen Ungefugigkeit und aus Rücksicht auf die Dauerhaftigkeit, meist mit einfacher massiver Gestaltung behelfen, anstatt mit einer fein gegliederten Construction. Somit wird es natürlich, dass auch bei unseren gothischen Bauten eine Massenarchitectur und das Mauer-system vorherrscht, wie im Romanischen; obzwar in jener Verfallszeit der Gothik, welcher diese Baudenkmale angehören, auch bereits die Gothik diesen Charakter angenommen hat; indem die Flächen zwischen den Fenstern und Strebepfeilern stets mehr in die Breite wuchsen; innen die Dienste und Pfeiler ganz abgingen und somit die unbelebte und kahle Mauer-masse überall anzutreffen war.

Da aber bei diesen Bauten andertheils auch die Ausbildung des Backsteinbaues nicht so weit ging, dass die Ziegeln zu Schmuckformen ausgebrannt gewesen wären, so behalf man sich für die nothwendigsten hervorragenden Glieder- und Schmuckformen doch mit dem geschnittenen Stein, wie z. B. für die Gewölbrinnen, Consolen, Schlusssteine, Masswerk, Fenster- und Thürwandung. Somit haben sie auch nichts Ornamentales, dem Backsteinbau eigenes aufzuweisen, als nur dessen Dürftigkeit. Indem diese Backsteine auch ohne Glasur waren, wurde schon mit aller Wahrscheinlichkeit von Anfang her der Mörtelputz angewandt, wobei man sich kaum eine rechte Vorstellung machen kann, wie die übrigen, besonders zu Schmuckformen angewendeten Steinglieder mit dem Ziegelbau in Einklang gebracht werden konnten. Die neuere Zeit hat dem überall mit der Kalktünche abgeholfen, welche unzähligmal aufgetragen jetzt kaum mehr die oft recht gute Bearbeitung der Steinglieder durchblicken lässt. Gewiss gilt aber auch für die meisten Fälle die Annahme, dass der grössere Theil dieser Kirchen ursprünglich bemalt war. Ob dies bei allen auch der Fall gewesen ist, lässt sich heute nicht mehr bestimmen. Meine Zeugnisse sprechen nur für einige mehr.

Nach dieser allgemeinen Darstellung kann vielleicht die Frage entstehen: ob sich ein detaillirtes Eingehen bei einer jeden dieser kleinen Dorfkirchen auch lohnt? Ich will darüber nicht im Allgemeinen aburtheilen. Indem ich aber den Gegenstand aus einem verschiedenen, sowohl geschichtlichen als archäologischen Gesichtspunkt auffasse, so glaube ich, dass es zur Feststellung der gesammten kunsthistorischen Momente nicht genügen kann, nur die wenigen hervorragenden Monumente einer jeden Bauperiode zu

untersuchen; da die Eigenheiten und der Werth eines Styles nicht nur ihnen zu Gute kommen, sondern dass er vielmehr in einem jeden kleinen Werke, in einer jeden einzelnen Dorfkirche zu untersuchen ist, damit dessen Merkmale aus diesen speciellen Resultaten der verschiedenen Gegenden um so sicherer zusammengestellt und fester begründet werden. Allerdings ist daher vieles, was ich hier vorbringe, unscheinbarer und unansehnlicher Einerlei. Doch müssten alle die Gegenstände schon auch wegen der erschöpfenden Selbstständigkeit eingehend angeführt werden, damit die dunklen Partien der Bau- und Kunstgeschichte unseres Vaterlandes auch mit der Untersuchung dieses Landstriches erhellt werden, und dadurch auch auf das Ganze im Allgemeinen ein erwünschtes Licht verbreitet wird. Mein Zweck ist daher nicht, blos aufmerksam zu machen auf die bedeutenderen und hervorragenden etwa kunstgeschichtlich Epoche machenden Denkmale, worauf ich nicht ausge-

gangen bin; sondern ich gedlenke hiermit für die aufgenommene Gegend in Bezug auf ihre Bau- und Kunstgeschichte einen Abschluss zu machen, mit der Kenntnissnahme und gleichsam mit der Inventur und Aufzeichnung alles dessen, was sich noch hier in dieser Hinsicht bisher vorfindet. Indem ich aber dieses thun wollte, konnte ich mich nicht einfach darauf beschränken, dass ich bei einem jeden Bandenkmale kurz etwa nur den Styl angebe, sondern meinte den Spruch dadurch bekräftigen zu müssen, dass ich auch alles Vorhandene, und damit selbst das Ursprüngliche, in wiefern es noch zu erkennen war, genau beschreibe. Dadurch kommen aber auch manche erwünschte Einzelheiten und Absonderlichkeiten zum Vorschein, welche für das gesammte Studium der Kunstgeschichte in der einen oder andern Hinsicht von Belang sein werden.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Die Burgstelle und die Kirchen zu Tetin.

II.

Technische Beschreibung und Aufnahme von Professor Bernhard Grueber, Correspondenten der k. k. Central-Commission.

Die beiden Tetiner Burgen liegen auf einem steilen Vorsprunge des am rechten Ufer der Beraun hinziehenden Kalksteingebirges, über welchem sich in Westen die Burg Pohled erhebt. Ein kleiner Bach, welcher an diesem Berge entspringt und durch eine tiefe Schlucht bei Tetin in die Beraun fällt, bildet mit dem Flusse einen spitzen, gegen Südosten gekehrten Winkel, so dass die Burgstelle auf drei Seiten von beinahe senkrechten Abfällen umgeben ist. Nur gegen Nordwesten, in der Richtung gegen die Stadt Beraun, erweitert sich die Berghalde und gewährt einen bequemen Zugang. Die Hauptburg und offenbar die älteste Partie liegt etwas höher als die Vorburg, welche letztere gegen Osten auf den Felsenkamm hinausgeschoben ist; während das Herrenhaus oder die Hauptburg westwärts emporgragt und folglich im Besitze des eigentlichen Zuganges war.

Das Plateau der Hauptburg, um welche es sich zunächst handelt, ist beinahe horizontal und gewährt für eine Buranlage die vortrefflichste Räumlichkeit. Die Burgstelle selbst zeigt sich als ziemlich regelmässiges, mit der Längsseite von Westen nach Osten gestelltes Rechteck von 106 Klafter Länge und 54 Klafter Breite, welches offenbar mit Absicht nach den Himmelsgegenden orientirt wurde (Fig. 1).

An der Ostseite, wo die vielen Zerklüftungen der Felsen eine Uebersumpfung befürchten liessen, sind dreifache Umwallungen ersichtlich, wodurch sich für die ganze Anlage die Gestalt eines verschobenen Fünfeckes ergibt.

Die Buchstaben *A-B*, *A-C*, *B-D* und *E-E* bezeichnen Lage und Anordnung der Wälle, deren Linie alleenthalben nachgewiesen werden kann.

Die bedeutendsten Reste dieser Wälle haben sich an der Westseite der Burg erhalten, wo sie noch (einige Durchbrechungen abgerechnet) in der Richtung *A-B* beinahe die ursprüngliche Ausdehnung besitzen.

An dem Punkte *F* befinden sich, jedoch schon unter der Bodenfläche, Reste eines steinernen Gebäudes, wahrscheinlich des Thores. Das Mauerwerk besteht aus Bruchsteinen, welche trocken in einander gefügt und durch keinen Mörtel und sonstigen Cement verbunden sind. Nur auf eine kleine Strecke neben dem Punkte *F* sind die Wälle durch den Dorfweg unterbrochen, lassen sich dann deutlich längs der ganzen Nordseite bis *D* verfolgen, wobei sich nehen dem Walle auch ein Graben hinzieht, welcher in eine Felsenschlucht unweit der St. Johann Nepomuk-Capelle mündet.

An der Südseite wurden zwar die St. Ludmila-Kirche, dann verschiedene Schoppen und Gartenmauern auf den Wall gesetzt; jedoch lässt sich auch hier seine ganze ehemalige Gestalt deutlich erkennen, so dass über die äussere Form der Umwallung nicht der mindeste Zweifel obwalten kann.

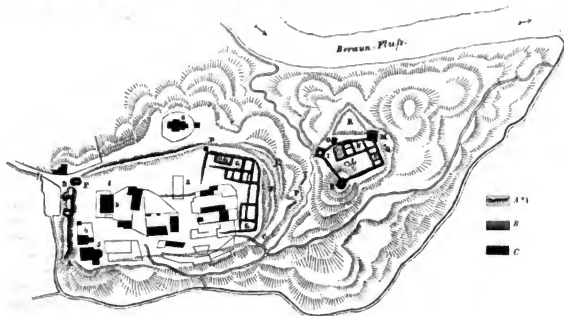
Schwieriger wird es freilich, sich über die innere Einrichtung (die Einteilung der Gebäude) einen Begriff zu verschaffen; indess fehlt es nicht an Anhaltspunkten. Längs der ganzen Ostseite ziehen sich die Überreste von Grundmauern hin, welche meist im Boden liegen und nur hier und da noch etwa einen Fuss hoch sind. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, dass die Grundmauern auch längs der Südseite, ohnehon durch neue Ökonomiebauten und Gärten verdeckt, aufgefunden werden können, wogegen die nordwestliche Ecke des umwallten Raumes ohne Mauer-

reste ist. Alle diese Mauerwerke sind ohne Mörtel aus Bruchsteinen zusammengefügt und legen die Vermuthung nahe, dass die ehemaligen auf diese Grundmauern ruhenden Wohngebäude aus Holz aufgeführt waren. *GGGG* mögen wohl die Hauptgemächer gewesen sein, indem man von dort aus die schönste Fernsicht geniesst, und obendrein den ganzen Abhang mit allen Sehluchten in Auge hat. An der mit *H* bezeichneten Stelle stand ein besonderes Gebäude, von welchem vor wenigen Jahren noch klastert hohe Mauern bestanden haben sollen. Nur diese einzigen Mauerreste sind mit Mörtel aus kleinen Bruchsteinen aufgeführt und es

Capelle, welche ehemals den Titel St. Michael geführt hat. Dieses unbedeutende Bauwerk ist durchaus bis in die Grundmauern neu und gehört dem vorigen Jahrhundert an; auch finden sich nicht die geringsten Spuren eines älteren Gebäudes an dieser Stelle vor. Es ist also der Titel „St. Michael“ nur als Erinnerung auf die Capelle übertragen worden.

Das Ergebniss dieser Untersuchungen zusammenfassend, darf Folgendes als sicher angenommen werden:

Man trat durch das einzige, an der nordwestlichen Ecke befindliche Thor in die Burg ein und gelangte in einen schmalen länglichen Vorhof, an dessen Westseite, unweit



(Fig. 1.)

scheint, als ob dies Gebäude etwas neueren Ursprunges gewesen wäre. Möglich, dass an dieser Stelle die von Borwój gegründete Kirche des heil. Michael gestanden habe, welche übereinstimmenden Nachrichten zufolge innerhalb der Burg erbaut worden sein soll, und von der sich keine Spuren erhalten haben.

Wenn die nordöstliche Hälfte der Burgstelle von späteren Einbauten ziemlich frei geblieben ist, wurde dagegen die südwestliche Hälfte durch verschiedene Bauten überdeckt, welche mit Ausnahme der merkwürdigen St. Katharinen-Capelle sämtlich neu genannt werden können. Neben der genannten Capelle steht auf der südwestlichen Ecke der Wälle die Ludmila-Kirche, deren Styl und Ausstattung geringes Interesse bietet; etwas tiefer in den Platz, ziemlich in die Mitte gerückt, befindet sich der Pfarrhof mit mehreren Bauernhäusern.

Ausserhalb der Umwallung und Graben liegt gegen Norden der Friedhof mit der gegenwärtigen St. Johann Nepomuk-

des Thores, die St. Katharinen-Capelle stand. Wie aus der Einrichtung dieser Capelle deutlich hervorgeht, hing dieselbe mit andern, längst verschwundenen Gebäuden zusammen, welche an der Südseite hinzogen und eine Verbindung mit den im Osten liegenden Wohngebäuden herstellten. An der Linie *D, d* schloss eine Quermauer den Hofraum ab; östlich von dieser Mauer lagen die Wohngemächer um einen kleinen inneren Hof, vielleicht auch die erwähnte St. Michaels-Kirche. Die Form der Grundmauern *H*, welche die auffallendste Ähnlichkeit mit der Katharinen-Capelle haben, verleiht dieser Annahme grosse Wahrscheinlichkeit.

Thürme besass diese Burg nicht, weder an der Walllinie, noch in Verbindung mit den Gebäuden; nur neben dem Thore mochte ein niedriger Thurm oder dergartiges Bauwerk bestanden haben, indem die Grundmauern bei *F* ziemlich Ausdehnung beurkunden.

Steigt man an der Ostseite von der Burghalle herab, gelangt man auf ein kleines, 6 Klafter niedriger liegendes Plateau, auf welchem die Vorburg liegt. Diese war durchaus mit Mauern und Thürmen umgeben, wobei im Gegensatz zur Hauptburg alles Mauerwerk einen festen, durchgearbei-

*) A Erste Bauperiode.
B Zweite -
C Dritte -

teten Mörtel zeigt. Über die trapezförmige Grundfläche springen die Thürme *I*, *K*, *M* vor und lassen eine Eintheilung erkennen, die dem schon vorgedrückten Mittelalter angehört. Zwischen den Wällen der Hochburg und der Vorburg befindet sich ein steiler Abhang; wo jetzt vortrefflicher Marmor gebrochen wird, soll einst an dem Punkte *P* eine Opferstätte gestanden haben. Von hier aus, zwischen dem Steinbruche und dem vorspringenden Thurme *I* windet sich ein ungeheurer Fussteig durch die senkrechte Sehlucht an die Beraun hinab.

Der Zweck dieses Thurmes, von welchem sich 3 Klfr. hohe Mauern erhalten haben, kann nicht verkannt werden es war ein Zollthurm, der sowohl den Fluss, wie die gegenüber hinziehende Prager Strasse meilenweit überwachen konnte. Die danebenstehende Pforte *O*, die noch kenntlichen Fugen, wo einst das Fallgitter sich befand, und vielleicht durch eine Maschinerie zum schnellen Hinablassen oder Aufziehen gehandhabt werden konnte, unterstützen obige Voraussetzung.

Ob eine hohe Warte, ein eigentlicher Bergfried, in der Vorburg gestanden und ob der runde Thurm *K* oder der viereckige Vorsprung *M* diese Bestimmung gehabt haben mögen, ist nicht zu ermitteln. Der Punkt *K* bezeichnet zugleich die höchste Stelle des unebenen Burgplatzes. Die Wohnungen der Dienstmannen lagen gegen Norden und Osten, zunächst der Pforte. wo auch Spuren grosser Keller entdeckt wurden. Eine runde Vertiefung *L* wird als verschütteter Brunnen bezeichnet. Aus den Wohngemächern *N* konnte man den Lauf des Beraunflusses aufwärts bis über die Stadt Beraun und abwärts bis gegen Srbsko bequem überschauen, aus welchem Grunde wohl die Burg überdeckt gegen die Weltgegenden gestellt wurde. Von den Thürmen *I* und *M* springt (aber 5 Klafter tiefer als der Boden der Wohngebäude) ein starker Wall vor, mit den beiden Thürmen ein beinahe gleichseitiges Dreieck bildend, und umschliesst einen Raum, welcher als Waffenplatz bezeichnet wird. Hier wurden Pfeile und einige Waffenreste gefunden; in der obren Burgstelle hingegen wurden bisher noch keine alten Waffen ausgegraben oder vorgefunden, obwohl gerade oben in neuester Zeit viel umgewandelt und gebaut worden ist, wogegen die Stelle der Vorburg seit ihrem Verfall so zu sagen unberührt blieb.

Eine Signalstange neben dem Vorsprunge *M*, an dem Punkte *Q*, besagt, dass die zu erbauende Pilsner Eisenbahn nebst der langen Fronte des Tetiner Felsenkammes auch einen grossen Theil der Vorburg in Anspruch nehme und es daher höchste Zeit war, die Aufnahme dieser denkwürdigen Burgen vorzunehmen.

An der Vorburg vorbei zieht sich ein sehr unbequemer und für Fremde gefahrvoller Pfad aus dem Dorfe Tetín über die Felsenspitze hinab zu einer Überführung, welcher den Verkehr über Hostin und St. Johann unter dem Felsen (*Sr. Jean pod Skalou*) nach der Prager Strasse herstellte.

Es entsteht nun die weitere und für den Geschichtsforscher höchst wichtige Frage, wann und durch wen wurden diese Burgen erbaut?

Nach dem Tode der heil. Ludmila und nachdem ihre Leiche in die St. Georgskirche zu Prag übertragen worden war, wird Tetín nur selten mehr genannt; von den daselbst befindlichen Gebäuden schweigt die Geschichte aber gänzlich. Es hat allen Anschein, als sei die Burg sogleich nach Abholung des heil. Leichnams aufgegeben worden und in Verfall gerathen: denn die gräuliche Mordthat hatte solchen Abscheu gegen diesen Ort hervorgerufen, dass darnach Niemand auf der Burg wohnen wollte.

Stephan, Herr zu Tetín, der ums Jahr 1322 urkundlich genannt wird, war Neffe des Wysesrader Domprobstes Johanna, eines natürlichen Sohnes Přemysl Otakar's. Dieser einzige Besitzer, welcher sich nach der Burg Tetín nannte, hatte keine Nachkommen und nach seinem Tode fiel die Herrschaft wieder der Krone anheim.

Karl der Vierte einverliebte die Tetiner Güter seinem Lieblingsstze Karlstein und von dieser Zeit an verlor der Ort seine letzte Bedeutung. Während der Belagerung von Karlstein im J. 1422 lagerten die Prager in dieser Gegend; ob jedoch von diesen die Burgen mit den darin befindlichen Kirchen zerstört worden sind, wie unter anderem Schaller angibt, ist nicht erwiesen. Die Hauptburg lag ohne Zweifel damals schon in Ruinen und wurde von den Hussiten schwerlich beachtet; wohl aber mögen sie die Vorburg, wo ein königlicher Verwalter sass, gebrochen haben.

Diese wenigen Notizen enthalten Alles, was sich in Bezug auf die Baugeschichte Tetíns auffinden liess; da die Erbauung der beiden Kirchen St. Ludmila und St. Johann Nepomuk der neuesten Zeit angehört, eben so das allmähliche Vorrücken des Dorfes in die obere Burgstelle.

Gewährt nun die Geschichte nur dürftige Anhaltspunkte, so dürfte die technische Untersuchung desto reichere Aufschlüsse herbeiführen.

Dass die beiden Burgen nicht gleichzeitig erbaut wurden, haben wir bereits aus der Beschreibung erkennen lernen: es liegen mindestens drei Jahrhunderte zwischen Erbauung der oberen und unteren Burg.

Wir beschäftigen uns zunächst mit Untersuchung der Wälle und sonstigen Überreste der Hauptburg.

Diese Wälle haben gegenwärtig noch eine Höhe von 11 bis 12 Fuss und einen untern Querdurchmesser von 10 Klfr. Sie sind gegen innen sanfter, gegen aussen steiler geböschet; jedoch mag ihre Form durch die vielen Jahrhunderte sehr gelitten haben. An vier Stellen habe ich das ganze Querprofil durchstechen und untersuchen können, und es zeigte sich die Durchschnittsfläche überall ziemlich gleich, wenn auch nicht ganz übereinstimmend. Die Wälle zeigen sich aufgeführt aus wechselnden Lagen von Thon und Quarzgerülle, womit das Kalksteingebirge überdeckt ist, und dazwischen liegenden Schichten einer

blauen schlammigen Erde, welche eingeführt und als Bindungsmittel gebraucht worden ist. Dazwischen sind eingefügt unregelmässige Horizontallagen von Bruchsteinen, so wie auch die Böschungsfächen mit Bruchsteinen überdeckt waren.

Ebenso so auffallend als merkwürdig erscheint bei dieser Technik der Umstand, dass die sämtlichen Schichten der blauen Erde mit zahllosen Urnenscherben, Kohlen, Menschenknochen und anderen Gegenständen, welche einen Begräbnisort andeuten, durchmengt sind.

An manchen Stellen, z. B. an der Südsite, liegen die Urnenscherben haufenweise beisammen, und man kann im Verlaufe einer Minute einen Korb voll sammeln. Nebst den Urnentheilen und Knochen fanden sich einige schöne Eberzähne, dann kleine Schmucksachen, Nadeln, Stücke von Armbändern u. dgl., jedoch nur sehr wenige und unbedeutende Reste. Waffen und kriegerische Instrumente wurden, wie schon erwähnt, bisher hier oben nicht gefunden.

Diese Urnen sind heidnischen Ursprungs und wurden damals, als man die Wälle anlegte, an Ort und Stelle ausgegraben; theils aus Habsucht, theils aus Abscheu gegen das Heidenthum wurden sie alle zertrümmert und sodann wieder verbaut. Der Boden im Burgraume mag noch heute zahllose solche Grabgefässe bergen, wie denn auch beim Ban des neuen Pfarrhofes vor wenigen Jahren eine Menge dergleichen Gegenstände ausgegraben worden sind. Ich selbst fand bei einer Ergrabung von nur 3 Fuss Tiefe eine wohlbehaltene Graburne, die aber beim Herausnehmen durch Ungeschick des Arbeiters zerschlagen wurde.

Aus diesem geht nun unwiderleglich hervor, dass Tetin in der heidnischen Vorzeit mehr ein geheiligter Ort, denn eine Veste gewesen sei; ferner dass die fraglichen Wälle erst nach Einführung der christlichen Religion, oder nachdem sie die Oberhand errungen, aufgeworfen werden konnten.

Ziehen wir nun die geschichtlichen Nachrichten, so dürfte sie immer sein mögen, zu Rathe, so fällt es nicht schwer, die Erbauungszeit der Wallburg mit ziemlicher Genauigkeit festzustellen.

Dass unter Bořivoj das altheidnische Tetin umgestaltet und eine Hofburg nebst zwei christlichen Kirchen dasselbst angelegt worden seien, darf als unbestritten angenommen werden und ergibt sich insbesondere aus der Ermordungsgeschichte der heiligen Ludmila. Wie leicht diese Burg zugänglich gewesen, beweist der Umstand, dass die Mörder ungehindert bis zur frommen Herzogin eindringen und sie erwürgen konnten. Hierauf lag der Leichnam zwei Jahre hindurch (von 927 bis 929) in der Katharinenkirche zu Tetin begraben, bis Wenzel der Heilige denselben nach Prag überbringen und in der St. Georgskirche feierlich beisetzen liess. Bald nach diesen Ereignissen wurde die Burg aufgegeben und verlassen.

Die Ruine selbst lässt ausser den Elementarbeschädigungen und der erst in neuester Zeit vorgegangenen Material-

verschiebung (wegen Erweiterung des Dorfes und Erbauung neuer Häuser) keine ältere gewaltsame Zerstörung durch Menschenhand erkennen. Die Wälle, wo sie noch bestehen, zeigen durchaus die gleiche Anlage, die gleichen Erdschichten und enthalten überall eine Menge von Knochen und Urnenresten, wobei jedoch nicht zu übersehen ist, dass nicht die mindeste Spur von Ziegeln oder andern Bauüberresten (z. B. Mörtelbrocken, behauene Steine) weder in den Umwallungen noch im innerhalb bestehenden Grundgenäuer aufgefunden werden können. Dieser letztgenannte Umstand belehrt uns auch, dass die Wälle vor dem dreizehnten Jahrhundert entstanden sein müssen, in dem das Dorf Tetin stets bewohnt war und in der Stadt Beraun schon früher mit Ziegeln gebaut wurde.

Der Schluss, dass der heilige Wenzel nach Ermordung seiner Grossmutter Ludmila das Tetiner Schloss habe in festen Stand setzen und die Erdwälle aufführen lassen, liegt um so näher, als die heilige Leiche und die beiden damals gefährdeten Kirchen einen solchen Schutz bedurften.

Auch liegt in der Art, wie die alten Aseheukrüge zertrümmert und verbaut sind, zu viel Absichtliches und Herausforderndes, als dass man dieses Vorkommnis übersehen dürfte.

Die Grabgefässe sind mit einer Art Wuth klein geschlagen und in das schlammige Bindungsmittel eingemengt worden, wie dies nur im ersten Unwillen über die verübte Unthat geschehen konnte.

Ob Wenzel auch die Gebäude hat umändern lassen, ist nicht zu erkennen. Möglich, dass die mit G bezeichneten Grundmauern von Bořivoj angelegt wurden, aber auch möglich, dass selbe theilweise aus der heidnischen Zeit stammen.

Nur die Stelle H, wo ein besonderes Gebäude (wie ich vermuthete die St. Michaelskirche) stand, lässt spätere Umwandlungen oder Reparaturen erkennen, was gleichfalls auf einen Kirchenbau hindeutet. In diesem Raume wurde von den Umwohnern der Gegend wiederholt nach Schätzen gegraben.

Gut geleitete Ausgrabungen in der beschriebenen alten Burgstelle liessen noch manchen schönen Fund aus der Heidenzeit erwarten; ob jedoch für die Geschichte Tetins neue Belege zu Tage gefördert werden, steht dahin.

In Bezug auf die Vorburg erkennen wir aus dem Grundrisse schon die Ritterzeit von ferne: runde Thürme, viereckige Thürme, verkleidet mit regelmässig bossirten Bruchsteinen wobei der Mauerkern mit Mörtelguss ausgefüllt ist, verkünden den Übergang von dreizehnten in das vierzehnte Jahrhundert.

Die Vorburg hatte nie die mindeste Beziehung oder irgend Zusammenhang mit der alten Hofburg; das untere Schlossgebäude wurde errichtet, als das obere längst in Trümmern lag und man wird kaum fehlen, wenn man den genannten Stephan von Tetin als Erbauer bezeichnet.

Die malerisch auf den Felsen liegenden, immer noch bedeutenden Ruinen dieser Vorburg gewähren in hohem Grade jenen Eindruck, den erhabene Naturscenen hervorrufen; geschichtliches Interesse besitzen diese Reste in geringem Grade und nur die Nähe des Totius verleiht dieser Stelle höhere Bedeutung.

Während dieses geschrieben (im August 1857) und die Aufnahmen vollendet wurden, ist der Platz bei den Kirchen noch mehr abgebeutet worden und die Wälle an der St. Ludmila- und Katharinenkirche dürften noch im Laufe dieses Jahres ganz verschwinden. Gefunden wurden ausser unzählige Scherben keine wichtigen Alterthümer.

Notizen.

(Gothische Monstranze zu Hall in Tirol.)
 Otte führt in seinem „Handbuche der christlichen Archäologie“ die hölzerne Monstranze des Domes zu Freising an und meint, es gebe keine aus Metall verfertigte Monstranze von gleicher Höhe. Zu Hall in Tirol befindet sich aber eine silberne Monstranze, welche eine Höhe von $3\frac{1}{4}$ Fuss bei einer Breite von $1\frac{1}{2}$ Fuss erreicht und 25 Pfund $12\frac{1}{2}$ Loth wiegt. Nicht aber diese Grösse und Schwere ist das Wichtigste bei dieser Monstranze, sondern die unvergleichliche Schönheit ihres Baues. Historische Daten über die Zeit ihrer Anfertigung konnte ich bisher nicht in Erfahrung bringen, jedoch weist ihr reiner Styl und die rein constructive Haltung derselben ohne alles willkürliche Ornament, was aber dem Reichthume ihres Planes keinen Eintrag thut, auf den Anfang des XV. Jahrhunderts hin. Die Constructionsweise mancher Giebelchen erinnert an den Ulmer Dom und lässt mich ihr Alter nicht wohl viel früher ansetzen. Sie ist im Achtecke gebaut und hat in der Mitte einen Glasylinder zur Aufnahme der hl. Hostie. Zu bemerken ist jedoch, dass dieser Glasylinder nur ein halber ist, indem auf der Rückseite zur grösseren Bequemlichkeit des Hineingehens der hl. Hostie ein Glasröhrchen angebracht ist. Der Fuss ist leider im XVII. Jahrhunderte neu gemacht worden, der Stiel jedoch ist alt und mit einem Kaufe von 7 Zoll Höhe geziert. Dieser Kauf bildet eine Art Capelle mit Pfeilern, Fialen und Giebeln. Während der Stiel sonst im Achtecke constructirt ist, bildet dieser ein Viereck und hat, um ihm mehr Breite zu geben, an zwei Seiten dreieckige Zubauten. Fuss und Stiel haben eine Höhe von etwa $1' 10''$. Der Stiel erweitert sich oben zu einem breiten Gesimse aus. Der Cylinder steht in einer vergoldeten Krone und wird oben wieder von einer schönen reich eingefasst. Auf dieser Krone erhebt sich ein Heiligenhäuschen oder Thurm, 22 Zoll hoch. Der untere, 11 Zoll hohe Theil dieses Thurmes, in welchem sich eine silberne Statue aus späterer Zeit befindet, besteht aus Pfeilern, welche so gestellt sind, dass sie im Grundrisse zwei über einander über Eck gestellte Achtecke bilden. Von dem mit Fialen geschmückten Pfeilern des grösseren Achteckes gehen je zwei Strebebögen auf die Pfeiler des inneren Achteckes, welches mit schönen Giebeln gekrönt ist und eine durchbrochene Pyramide von 11 Zoll Höhe trägt. Links und rechts von diesem Thurme steigt ein sehr schöner, aus kleinen Pfeilern künstlich combinirter Pfeiler empor, welcher der Krone und mit ihr dem Thurme Festigkeit gibt. An diese zwei Pfeiler schliesst sich zu jeder Seite durch ein einfaches Mittelglied verbunden ein Heiligenhäuschen von $1' 9''$ Höhe. Auf die hohen viereckigen und reich gegliederten Baldachine dieser Heiligenhäuschen geht nach ein Strebebogen von den zwei Pfeilern herans. Sie stehen unten auf einem herausgehobenen Gesimse, das sich unter ihnen in eine abwärts gerichtete und mit einer Kreuzblume gezierte Spitze verliert. An dem äusseren Pfeiler dieser Heiligenhäuschen stehen zwei kleine Statuen auf Consolen und unter Baldachinen. Diese zwei kleinen

Statuen und die etwas kurz gehaltenen der Gottesmutter und Johannes in den Heiligenhäuschen sind alt.

P. B. Schöpf.

(Mitra im Haaber Domschatze.) Unter den vielen und werthvollen hier aufbewahrten Gegenständen verdient besonders eine prachtvolle Mitra, die in künstlerischer und archäologischer Beziehung das Interesse auf sich zieht, einer näheren Erwähnung.

Diesche ist $11\frac{1}{2}''$ breit, eben so hoch und gehört ihrer Form sowohl als auch der Eintheilung der Flächen und Ornamente nach in das XVI. Jahrhundert.

Was die formelle Anordnung dieser Mitra betrifft, so führt unten um dieselbe ein 2" breiter Stirnstreifen herum, an den sich in der Mitte ein Streifen von der gleichen Breite ansetzt und senkrecht bis zur Spitze hinaufreicht; correspondirend mit demselben schliessen sich unten die Dependenzen an, so dass dadurch die Kreuzform deutlich hervortritt.

Der Grund der ganzen Mitra, woran kein Stoff sichtbar ist, besteht aus zwei an einander geriebenen kleinen Zylinder.

Die Ränder der breiten Streifen, die Einfassungen der Dependenzen, so wie die deutlich hervortretenden Ornamente werden durch werthvollere über zwei Linien grosse Perlen gebildet.

Zwischen den Perlen-Ornamenten sind die Edelsteine, deren Zahl sich über 70 beläuft und welche aus Saphiren, Smaragden und Rubinen bestehen, in reicher, massiver und stark vergoldeter Silberfassung geschmackvoll vertieft.

In der Mitte des vorderen Stirnreifens glänzt in breiter Umrahmung ein grosser Saphir von bedeutendem Werthe, darüber ist ein Schwan aus Perlen in plastischer Weise dargestellt. Die äussersten Ränder der Mitra zu beiden Seiten, aus stark vergoldeten Silberbeschlägen bestehend, sind mit einer Reihe von zierlichen Knorren aus dem gleichen Metalle bis zu der sie an der Spitze krönenden Kreuzblume geziert, aus jeder dieser Knorren sprosst abwechselnd eine Hülfe von blauer und grüner Email und über der Kreuzblume selbst ist ein schöner, ovaler Saphir angebracht, dessen Längendurchmesser $\frac{3}{4}''$ beträgt.

Jede der Dependenzen, gleichfalls mit reichem Perlen-Ornamente und ziemlich grossen Edelsteinen besetzt, ist in drei Zwischenräumen mit je zwei kleinen goldenen Glöckchen, auf beiden 12, geziert, welche bei jeder Bewegung ein leises Geräusch verursachen.

Oben hängen die beiden Ränder der Mitra in starken Charnieren und den unteren Ausgang derselben bildet je ein breites Goldband, das mit fünf knospenähnlichen Tropfen, deren Deckblätter kleine Smaragdplättchen bilden, behängt ist.

Ein Medaillon, in dem sich ein goldener Schwan mit einem Strüsschen im Schnabel auf rothem Emailgrunde befindet, ist in der Mitte angebracht und zu beiden Seiten sind kleine Sprechbänder, mit den Buchstaben P. B. zur einen, der Jahreszahl 1350 zur andern, wovon das erstere Paul Bornemisza

(Bischof von Siebenbürgen), den Namen des Donators, das letztere aber die Jahreszahl, in welcher er es dem Kaiser Demetrius als Geschenk befügte, bezeichnet.

Nach einer im vorigen Jahrhunderte vorgenommenen Schätzung beträgt der Werth dieser Mitra über 30,000 fl.
J. Lippert.

(Alte Casula zu Hall in Tirol.) In der jetzigen Spitals- ehemals aber Damenstifts-Capelle zu Hall befindet sich nebst einigen anderen interessanten Sachen ein Messkleid (Kasel), welches aus dem Kleide der im Anfange des XIII. Jahrhunderts lebenden hl. Hedwig, Königin von Polen, verfertigt wurde. Dieses Kleid war im Besitze der Prinzessin M. Magdalena, Tochter Kaiser Ferdinand's I., die mit ihren beiden Schwestern Margaretha und Helena das königliche Damenstift in Hall gründete und es im Jahre 1568 bezog. Hier nun wurde der Stoff des Kleides zu einem Messgewande umgestaltet. Der Stoff ist ein etwa 22 Zoll breiter und der Länge nach gestreifter Damast mit Gold durchwoben. Die Streifen sind von verschiedener Farbe und Breite, indem immer zwischen zwei grünen, einen Zoll breiten Streifen abwechselnd ein 2 1/2 Zoll breiter rother und ein 1 1/2 Zoll breiter blauer Streif folgt. So hätte der ganze Stoff 15 Streifen, 8 grüne, 4 rothe, 3 blaue. Die Farben liegen im Zettel, welcher aus verschiedenfarbigen sehr feinen Seidenfäden besteht. Der Einschlag oder Einsechuss besteht aus viel breiteren rothen und goldenen Fäden. In den rothen Streifen bildet der Goldsechuss Figuren, nämlich einen auf den Hinterfüßen sitzenden Löwen, auf welchen ein Adler wie zum Kampfe herabfährt. Diese Vorstellung wechselt mit einem Vierecke, welches ein geflügeltes, olsenähnliches Thier zwischen einfachen, strengen Ornamenten enthält. Die blauen Streifen enthalten verschiedene geometrische Dessins. In den grünen Streifen wechseln Pflanzenornamente und geometrische Figuren bald mit zwei kämpfenden Vögeln, dann wieder mit zwei einander nachlaufenden Hunden.
P. B. Schöpf.

(Römischer Meilenstein bei Sonneburg in Tirol.) Am westlichen Abhange des Hügels, worauf die Ruine des ehemaligen Benedictiner Frauenklosters Sonneburg, eine Viertelstunde vom Markte St. Lorenzen entfernt, wurde bei Reparatur einer Strassenmauer ein römischer Meilenstein aufgefunden, dessen Inschrift der k. k. Central-Commission durch den Correspondenten Herrn v. Vintler in Abschrift vorgelegt wurde.

Hierzu gab Herr Regierungsrath J. Arnetz folgende Erläuterungen:

Der in Pustertal aufgefunden römische Meilenstein des Kaisers Maerinus, dessen Regierung etwas mehr als ein Jahr dauerte, vom 11. April 217 bis 8. Juni 218, und seines Sohnes Diadumianianus ist sehr merkwürdig, weil Inschriften dieser beiden Herrscher äusserst selten vorkommen. Es gibt

nur drei Meilensteine von Maerinus und Diadumianianus, welche sämmtlich in der Monarchie gefunden worden sind.

1. Bei Cilli gefunden, von Kaiser Karl VI. nach Wien gebracht¹⁾.

2. Einer bei Freihach in Kärnten gefunden²⁾.

3. Der gegenwärtige, eine Viertelstunde vom Markte Lorenzen gefundene, der zu lesen ist, wie folgt:

IMP. C. S. E.
M. OPELLIVS SEVERVS
MACRINVS PIVS FELIX
AVG. PONT. MAX. TRIB. P. II
P. P. COS. PROCOS ET. M
OPELLIVS ANTONINVS
DIADUMIANIVS
NOBILISS. C. E. S.
PRINCEPS IVVENTVT
PROVIENTISSIMI
AVG. G. FEEC'
AB AQUILEIA. M. P.
LVI

Imperator Caesar | Marcus Opellius Severus | Maerinus Pius, Felix | Augustus Pontifex Maximus Tribunus a Potestate secundum | (also im Jahre 218) Pater Patriae Consul Proconsul et Marcus Opellius Antoninus | Diadumianianus, Nobilissimus Caesar | Princeps juventutis | providentissimus | Augusti fecerunt | ab Aquileia millia passuum | LVI.

Es sind also 56.000 Schritte als Entfernung von Aquileja angegeben. Dass, wie der genaue und der gelehrte Giovanni Agnoli sagt, an der nämlichen Stelle schon ein Meilenstein gefunden wurde, wird durch den neuern Fund selbst bei gänzlichem Abgange des erstern nicht unwahrscheinlich; vielmehr ist eben dadurch die Bedeutung des letztern für die Wissenschaft von dieser Art Momumente grösser, dass es nur wenige solcher Fälle gibt, wo mehrere Meilensteine an denselben Orte gefunden wurden. Uefern Klein-Schwefat z. B. wurden in den Jahren 1843 und 1844 fünf Meilensteine an einer Stelle gefunden; denn die Orte rufenen sich nicht, wohl aber die Menschen, und es scheint, dass häufig der nachfolgende Gewalthaber die Steine seines Vorfahren unwerthen und dafür seine setzen liess; so wenigsten wurden die fünf bei Klein-Schwefat in einer brunnenartigen Vertiefung gefunden; einer dieser Steine war von Antoninus Pius, der zweite von Maximinus (Bruchstück), der dritte von Gordianus III. (sehr schön erhalten), der vierte von Decius Trajanus und der fünfte von Valerianus, also vom Jahre 143—253 n. Chr. Geh.

Die Seltenheit des neuen Steines verdient eine gut gesicherte Aufbewahrung. Zum wenigsten wäre eine Durchkatschung sehr nothwendig, und zwar am so mehr, als der von Giovanni Agnoli publicirte verloren ist.

¹⁾ Arnetz, Römische Meilensteine, S. 9, No. 12.

²⁾ Knabl, Mittheilungen des steiermärkischen Vereines, Septemb. Heft.

Correspondenzen.

* **Wien.** Am 5 März d. J. starb zu Brezgen Faustina Enspensionierter Gymnasialprofessor und Conservator der k. k. Central-Commission für Vorarlberg.

* Aus Berlin traf die betretende Kunde ein, dass am 18. März der ausgezeichnete Kunsthistoriker und Director an der k. Akademie der Künste in Berlin Franz Theodor Kugler am Nervenschlage

verstorben ist. Mit wärmster Theilnahme bekangen wir den Tod dieses ausgezeichneten Mannes als einen schweren Verlust für die Pflege der mittelalterlichen Kunst in Deutschland, da er eines der grössten Verdienste um die Verbreitung der Denkmalkunde in Deutschland sich erworben und sein bedeutendes Talent, sein klares Verständniss, sein Schatz von reichen Kenntnissen und sein ernstes gediegenes Streben auf dem Gebiete der alten und neuern Kunst von seiner

Thätigkeit noch viele glückliche Resultate für die Wissenschaft erwarten lassen. Doppelt schmerzlich bleibt aber dieser Verlust eben jetzt, wo Kugler in der Herausgabe einer neuen Auflage seiner „Geschichte der Baukunst“ und der dritten Auflage seines „Handbuches der Kunstgeschichte“ begriffen war, und das in den letzten Jahren angewachsenen kunstgeschichtlichen Stoff benützen wollte, um manche Lücken in den bisher geschilderten Entwicklungsgänge der mittelalterlichen Kunst in Deutschland und den angrenzenden Ländern zu ersetzen. Kugler war am 19. Jänner 1808 zu Stettin geboren, er starb mithin in eben vollendetem 50. Lebensjahre.

Brixen. Beiläufig eine Stunde unter Neumarkt begegnet man auf der Strasse nach Trient einer kleinen romanischen Kirche

St. Florian. Diese ist wohl das einzige Beispiel einer romanischen Kirche, welches sich in Tirol noch ohne besondere Um- und Zubauern erhalten hat. Die Apsis hat eine sehr artige Gestalt, ein ganz schönes Fries, welcher auf Consolen von Thier- und Menschenköpfen unter dem Dachgebälge herumläuft, und von fünf bis zum Boden reichenden Lisenen unterbrochen wird. Im Innern wachsen Rund- und Spitzbögen. Das Langhaus, welches zum Ganzen nicht paßt und viel ärmlicher als die Chortheile gebaut ist, trägt jetzt eine flache Oberdecke. Diese Kirchelein war ehemals die Hauptkirche der Pfarre, welche später nach Margreid übertragen worden ist. Man wollte es dem Untergange preisgeben, aber so viel ist jetzt durch meine Vorstellung und die darüber erfolgten Verhandlungen erwirkt worden, dass das Kirchelein aus dem Vermögen der Pfarrkirche früherer Verträgen genau erhalten werden muss. G. Tinkhauser.

Literarische Anzeige.

Mit stets wachsender Thätigkeit wird in England die Fehde der Classiker und Gotthiker geführt, und nach auch von Manchem das Kind mit dem Bade verschüttet werden, mögen auch Viele von beiden Parteien in ihrem Eifer zu weit gehen, der lebendige Ideen-Austausch erweckt grosses Interesse, und wir wünschen nur, dass derselbe aufklärend unsache Voreingenommenheiten und Vorurtheile besige und vdränge. Der Schildträger der Gotthiker ist G. G. Scott, mit der Energie der wahren Begeisterung die Bala verfolgend, die Pugia zuerst eingeschlagen. Scott hat nun in der in Bowater abgehaltenen Versammlung der „Yorkshire Architectural Society“ einen Überblick dessen gegeben, was bisher zur Wiederbelebung der Gotthik mit so vielem Erfolge geschehen ist, indem er entschiedene die Bezeugung aufstellte: dass der classische Styl durchaus dem Volke und der Religion Englands fremd sei. Dass eine solche Bezeugung zu Gunsten des gothischen Stiles schrift- und littere Gegner fand, wird jeder Unbefangene natürlich finden.

Ein Anonymus suchte in einer Abhandlung, um nur einen Beleg zu dem eben Gesagten zu liefern, unter der Aufschrift: „Pointed Architecture and its worst enemies“ (die Spitzbogen-Architektur und ihre ärgsten Feinde) zu beweisen, dass die „Puginites“, so nennt man die Nachfolger Pugin's, der mittelalterlichen Kunst mehr schaden, als alle ihre direkten Gegner, und zwar dadurch, dass sie erstens die Gotthik „Christian art par excellence“ nennen, indem die gothische Kunst in Heren des Christenthums nicht gekannt, zwei Drittel der christlichen Ara schon vorüber waren, ehe sich Spuren derselben finden, und die ganze Dauer ihrer Entwicklung, ihres Blüthen und Verfalls höchstens etwas mehr als drei Jahrhunderte währte, mithin nur ein Sechstel der Zeit, in welcher sich die Menschheit des göttlichen Segens des Christenthums erfreute. Zur Entwicklungszeit der Gotthik in Europa nimmt er, nach Sharpe *) ein halbes Jahrhundert an, dann drei Vierteljahrhunderte für ihre Blüthezeit, worauf sich während eines halben Jahrhunderts in der krummlinigen Gotthik (curvilinear) schon Spuren des Verfalls des Stils zeigten, welcher dann während dertalhalb Jahrhundert gänzlich verlor. Somit habe der gothische Styl nur 70 Jahre in seiner vollen Blüthe bestanden; den 26. Theil der Zeit des Bräuthens des Christen-

thums. Daraus wird gefolgert, dass der gothische Styl nicht „Christian art par excellence“ genannt werden könne.

Die Bezeichnung des gothischen Stils als „Architecteure of Germanic races“ sucht er auch zu widerlegen, indem er behauptet, der Spitzbogenstyl sei nicht mehr germanisch als lombardisch, venetianisch, französisch oder spanisch, da in allen diesen Ländern der Spitzbogenstyl gefunden werde. Er sei weder germanisch noch christlich, sondern muhamadanisch, saracenisches. Als Autoritäten für letztere Behauptung werden Gardner Wilkisson und Ferguson angeführt, das besonders Seroux d'Agincourt, der annimmt, dass die Kreuzfahrer den Spitzbogenstyl aus dem Oriente herüberbrachten, wie denn Ferguson nachweisen sucht, dass der Spitzbogenstyl schon 400 Jahre früher im Oriente bekannt und angewandt war, ehe im Occident ein christliches Gebäude in demselben aufgeführt wurde. Was geht no weit, die Behauptung aufzustellen, dass mit dem Verluste des heiligen Landes auch der Verfall des gothischen Stils im Westen begonnen habe!!

Justinian wird angeführt als der Erste, der angefangen, die Baukunst zu „christianize“, wie der Engländer sagt, dass aber zu der von ihm durch zwei Asiaten erbauten Sophienkirche der Palast seines Gegners, Khawerw oder Choroena, das Perserkönigs, als Muster gedient habe, dieser Styl mithin eben so wenig, als der gothische „Christian art par excellence“ genannt werden könne.

Die Schlussfolgerungen der ganzen sanderlären Abhandlung gehen nun dahin, dass bis zum VI. Jahrhundert die Christen noch keine christliche Kirche zu bauen verstanden, wievohl die Kirchenbauten, die sie dann aufbauten, dem gesammten christlichen Symbolismus seinen Ursprung gaben, dass in dieser Zeit ein orthodoxer Kaiser und seine orthodoxe Gemahlin, gerade in der Epöche des grossen Schisma, eine grosse christliche Kirche nach dem Vorbilde eines persischen Palastes bauten, deren Styl zwei Jahrhunderte lang sich langsam entwickelte und dann mustergültig für alle Kirchen der Christenheit wurde, bis vier Jahrhunderte später die Kreuzfahrer des Mohamadanern oder Saracenen das Spitzbogenstyl abborgten, um, wie die Puginites behaupten, die zuerst des Namen christliche Baukunst auf diesen Styl anzuwenden, „Christian art par excellence“ zu werden.

Es scheint uns, dass die Deutschen in dieser Frage auf positiven Boden sich bewegen, als die sonst so praktischen Engländer.

*) Vgl. Journal of the British Archæol. Association Vol. V, p. 231.

Jedes Heft kostet 1 Rthl. von 24g. Druckbogen mit Abbildungen.

Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefen nebst Register sowohl für Wien als für Kronländer und das Ausland 4 R. C. M., bei postretrograder Zusendung in die Kronländer der österreich. Monarchie 4 R. 30kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationsübersicht habe oder gewünscht alle k. Postämter der Monarchie, welche auch die postretrograde Zusendung der einzelnen Hefen begehren. — Im Wege der Buchhandlung sind alle Pränumerationen und zwar vor re dem Preise von 4 R. an den k. Hofbuchhändler W. Braunkiller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

— HERAUSGEBER —

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czerning.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o 5.

III. Jahrgang.

Mai 1858.

Der burgundische Messornat des goldenen Vliess-Ordens in der k. k. Schatzkammer zu Wien.

Von E. Freiherrn von Sacken.

Die k. k. Schatzkammer bewahrt unter ihren zahlreichen Kunstschatzen die Kirchenornate, welche bei den solennen Hochämtern des goldenen Vliess-Ordens gebraucht wurden; es ist die vollständige Capelle (*ornatus integer*), bestehend aus der Casula, drei Chorkappen (Vespermänteln, Pluviale), den beiden Levitenkleidern (Dalmatica und Tunice) für den Diakon und Subdiakon und zwei Altarverkleidungen oder Hängeteppichen. Sie sind durehau von Stickerlei, ganz bedeckt mit Figuren auf Goldgrund, von einer Schönheit und künstlerischen Vollendung, dass sie als Kunstwerke ersten Ranges bezeichnet werden müssen; sie dürften in dieser Beziehung kaum ihres Gleichen haben. Die ausserordentliche Bedeutung dieser Prachtornate für die Kunst macht eine getreue und umfassende Herausgabe höchst wünschenswerth und es muss von allen Künstlern und Kunstfreunden mit besonderem Danke anerkannt werden, dass Herr Professor Rössner diese so schwierige und mühevoll Aufgabe in Angriff nahm. Die Abbildungen der Casula und eines Pluviale sind vollendet und zieren gegenwärtig die Kunst-Ausstellung der k. k. Akademie. Sie sind mit der grössten Treue und Präcision, dabei mit so viel Empfindung und Verständniss von den Herren Mägels und Madjera ausgeführt, dass sie den archäologischen und künstlerischen Anforderungen in jeder Beziehung vollkommen entsprechen. Möchte es doch dem Herrn Professor Rössner ermöglicht werden — ein so grosses Unternehmen kann eben nur durch höhere Unterstützung zur Ausführung kommen — die Herausgabe im polychromen Druck zu bewerkstelligen, denn Werke von solcher Vortrefflichkeit sind in hohem Grade geeignet, das künstlerische Studium zu fördern! Den Abbildungen soll eine aus-

föhrliche Monographie beigegeben werden; hier mögen vorläufig nur einige Andeutungen folgen.

Der Orden des goldenen Vliess (*ordre de la toison d'or*) wurde von Herzog Philipp dem Guten von Burgund bei Gelegenheit seiner Vermählung mit Isabella von Portugal zu Brügge am 10. Jänner 1429 gestiftet. Den Glanzpunkt der Festlichkeiten, bei denen ein nie gesehener Prunk und Aufwand Statt hatte, bildete die Publication dieser Stiftung. Die Motive waren theils religiöse, theils politische, ein nämlich unter dem höhern Adel den edlen Sinn wach zu erhalten und um ihn fester an den Thron zu ketten. Im November 1430 pronunzierte der Herold die Statuten in 66 Artikeln; der Orden sollte aus 30 Rittern bestehen, zu deren Grossmeister sich Herzog Philipp erklärte; das erste Ordensfest wurde am St. Andreastage 1431 in der Collegiatkirche St. Peter zu Lille gefeiert, und in der ersten Zeit versammelten sich die Ritter jedes Jahr zum Capitel und Ordensfest, späterhin jedoch seltener!).

Am burgundischen Hofe herrschte in dieser Zeit ein Luxus, besonders in allem was zu ritterlichem Schmuck und Zier gehörte, eine Prachtliebe und ein Aufwand, wie kaum je in einem andern Lande; glänzende Feste, Turniere und Aufzüge nahmen kein Ende und dabei war das Prunkes mit kostbaren und geschmackvollen Kleidern ein Hauptaugenmerk. Die Industrie in allen Zweigen, die auf Anfertigung von Stoffen Bezug haben, die Leinenweberei, die Fabrication von kostbaren Seidenzeugen (Damast, Atlas, Zenda), Sammt (*velours, hexamit*) und Tuch, die Gobelweberei

1) 1559 war zu Genf das letzte General-Capitel. Philipp der II. erhielt auf sein Ansuchen von Papst die Erlaubniss, die erledigten Ritterstellen ohne Capitel vergeben zu dürfen (1577). Er und seine Nachfolger auf dem spanischen Throne übten das Amt der Grossmeister aus. Als Kaiser Karl VI. 1713 die spanischen Niederlande erhielt, kam ein Vergleich dahin zu Stande, dass der spanische und österreichische Hof beide im Besitze dieser Würde blieben.

1) Eine war für den postulirenden Priester bestimmt, zwei für die assistirenden Priester, welche während des Gottesdienstes im Chora standen und unbeweglich, wie dies in Frankreich und Belgien noch jetzt Sitte ist

(*tapisserie*) blühten in den gewerbflüssigen, von wohlhabenden Bürgern bevölkerten Städten nicht minder, als die feinen Gewerbe und Künste, die zu Schmuck und Patz, wie der Befriedigung eines gebildeten Geschmacks dienen. Juwelieri, Goldschmiede, Emailleurs, Sticker, Giesser, Bildhauer und Maler fanden am Hofe und beim reichen Adel die ausgedehnteste Beschäftigung. Die Goldschmiede bildeten die stärkste Zunft; die Kleider wurden so sehr mit Perlen und Geschmeiden überladen, dass der damalige Schriftsteller *Martial d'Auvergne* sagt, man harrische sich mit Goldschmiedesachen. Die Rechnungen Herzog Philipps des Guten allein im Archive zu Lille machen uns mit mehr als zweihundert Goldschmieden bekannt, die für ihn arbeiteten. Maler, die theils Tafelgemälde fertigten, theils die Handschriften mit Miniaturen schmückten, finden wir gegen 130; im Jahre 1468 allein lieferten 160 Maler Arbeiten für den Hof. Eben so waren fortwährend zahlreiche Sticker (*brodeurs*) beschäftigt, um die Kleidersäume, Fahnen, Pferdedecken u. dgl. mit Gold und Silber zu besticken und Kirchengewänder anzufertigen; besonders berühmt war der Sticker *Thierry du Chastel*, der die Arbeiten im Grossen leitete und im Jahre 1454 allein 3000 Goldthaler (c. 20,000 fl.) dafür bezog.

Schon im Inventar der Schätze Herzog Philipps vom Jahre 1420 erscheinen mehrere vollständige Capellen und viele Chorkappen, Alhen, Dalmatiken u. dgl. mit Figuren und heiligen Darstellungen (Kronung Mariä, Passion, jüngstes Gericht) in Stickerei; eben so in den späteren Hofrechnungen, aber nirgends fand ich bisher eine Erwähnung unserer Paramente in der k. k. Schatzkammer. — Schon das dritte Ordenseapitel zu Dijon 1433 fasste den Beschluss, die Ceremoniemäntel der verstorbenen Ritter zu verkaufen und von dem Erlös Ornate und Tapissieren für die Ordensfeste anzuschaffen. Dieser Beschluss wurde im folgenden Jahre und beim fünften Capitel zu Lille 1436 erneuert, endlich beauftragte das achte Capitel zu Mons 1451 den Schatzmeister von dem Ordensgeld vier Chorkappen und andere priesterliche Gewänder für die Ordenseapelle zu Dijon anfertigen zu lassen; der Souverain versprach dazu seinerseits vier Paare Aurifrisen. Ob diese Gewänder die unserigen seien, ist fraglich, vielleicht führen weitere archivarische Forschungen zu einem sicheren Resultate. Ein Umstand macht sogar das Bedenken rege, ob unsere Ornate wirklich speciell für den Vliess-Orden gemacht worden seien und nicht etwa später als kostbare Paramente aus dem Schatze für die Feste desselben gewählt wurden. — Der Umstand nämlich, dass auf keinen Stücke irgend eine Beziehung zum Orden durch Anbringung seines Abzeichens, des funkenprühenden Feuersteines und des Andreaskreuzes, oder seiner Devise: *Pretium laborum non vile*, oder der des Stifters Philipp: *Monjoye Saint Andrieu*, oder des Ordens-Patrons, des heiligen Andreas, ausgedrückt ist, während eine solche auf allen Ordensobjecten in reichem Masse angebracht zu

sein pflegt. So viel geht aus dem Kunstcharakter hervor, dass die Gewänder, deren Hauptwerth in ihrer unvergleichlichen Schönheit besteht, zu einer Zeit, und zwar um die Mitte des XV. Jahrhunderts, in der Blüthenperiode der flandrischen Kunst gefertigt wurden, ohne Zweifel nach Vorbildern (*cartons*) eines hervorragenden Künstlers, vielleicht von der Hand Johann's van Eyck, der so viel für Herzog Philipp, bei dem er Kammerdiener war, arbeitete, und mit dessen notorischen Werken sich vielfältig eine Verwandtschaft kund gibt, oder doch von einem seiner vorzüglichsten Schüler (*Rogier van Brügge* oder van der Weyde).

Die Technik der Stickerei ist bei allen Stücken die gleiche; es sind nämlich der Quere nach Goldfäden gezogen, welche paarweise mit Flockseide überstickt sind; die Goldfäden bilden so den Grund, während die farbige Seide die Zeichnung und Sebatirung gibt. Indem die Schottenpartien dichter überstickt sind, die Lichter nur sparsam, werden letztere durch das Gold gebildet, was einen eigenen Lustre hervorbringt. Die Fleischtheile sind dabei ausgespart und mit offener Seide im Plattstich gestickt. Die Umrahmung der Bilder ist ebenfalls Goldstickerei in verschiedener Weise, ein feines Netzgold, Geflecht oder gewürfeltes Muster bildend. Die Sticker — es lassen sich deutlich mehrere Hände erkennen — mussten selbst Künstler sein, indem sie mit der Nadelmalen mussten, was bei den vielen Farbentönen und der vollständigen, zarten Nuancirung, mit der die Figuren, die wie vollkommen durchgebildete Gemälde aussehen, ausgeführt sind, ebenso Fertigkeit der Zeichnung und richtiges Verständniss, als feine künstlerische Empfindung erforderte.

Die Gewänder sind ganz bedeckt mit Figuren, so dass fast gar kein Grund bleibt; man zählt an jeder Chorkappe 41, an der Casula 39, an jedem Levitenkleide 44, an den Teppichen 30, im Gauzen 278 Figuren.

Die drei Chorkappen stellen den ganzen Himmel mit den Schaauren der Engel und Heiligen dar; man glaubt wahrhaftig in das himmlische Reich zu blicken und das Auge wird gebendet von der Fülle der erhabenen Gestalten, welche in den goldschimmernden Gewändern in überirdischem Glanze und in reinem Lichte verklärt erscheinen. Die Chöre der Engel, in Anbetung und Betrachtung versunken, die von Anmuth und unschuldsvoller Lieblichkeit umflossenen heiligen Jungfrauen, die ernsten, ascetischen Gestalten der Mönche und Einsiedler, die würdevollen Bischöfe von erhabenem Ausdrucke, die edlen Frauen, frommen Fürsten — alle Stände der heiligen Kirche finden wir hier versammelt und um den Thron des Heilands und seiner jungfräulichen Mutter geschaart. — Die drei Vespermäntel stehen unter sich im Zusammenhange; auf dem halbrunden Schilde (*capucum, clipeus*) eines jeden ist eine grössere Hauptdarstellung und zwar auf einem — dem des Celebrans — der thronende Christus, auf dem zweiten die heilige Maria, auf dem dritten Johannes der Täufer (als Repräsentant des alten Bundes) angebracht; herum sind concentrisch im Halbkreise drei

Reihen von himmlischen Gestalten angeordnet, welche in äusserst geschmackvollen architektonischen Umrahmungen wie in kleinen Capellen stehen; die erste Reihe bilden anbetende Engel, in deren Mitte gleichsam als Anführer ein Erzengel erscheint. — bei Johannes Raphael, bei Maria Gabriel, bei Christus Michael. Die beiden anderen Reihen enthalten Heilige, — um Johannes Mönche und Einsiedler, um Christus Bischöfe und Könige, um Maria Jungfrauen und Frauen. Ich will hier nur das eine abgebildete Pluviale etwas näher beschreiben, die anderen einer späteren Gelegenheit vorbehaltend.

Den Mittelpunkt bildet hier die Vermittlerin des Erlösungswerkes, die grösste unter den Frauen — die Himmelskönigin Maria, eine Gestalt von der höchsten idealen Schönheit, von neuem unbeschreiblichen ungräflichen Zauber, jener aus dem tief innersten Gemüthe erblühenden Herrlichkeit, wie sie das hohe Lied in seiner glühenden Sprache beschreibt. Die königliche Jungfrau sitzt, die Hände bit- tend (als Führerin der Christen) erhoben

auf einem als goldener Tempel mit zurückgeschlagenen Vorhängen gebildeten Throne (Fig. 1) gegen den Heiland (auf dem anderen Pluviale) gewendet, den schönen Kopf, in dem sich Unschuld und Milde spiegeln, leicht vorgeneigt; die blonden Haare wallen lang herab, die zierliche Perleukrone gleicht einem Sternenzranze. Der blaue Mantel über dem grünen ungegürteten Unterleide verdeckt fast die ganze Gestalt und legt sich in grossartigen Motiven über den Schooss und den Sitz. Sie erscheint hier als Königin der Engel, Jungfrauen und Frauen, die sie im Halbkreise in drei Reihen umgeben.

Die Engel der ersten Reihe, als deren Mittelpunkt der Erzengel Gabriel erscheint, im rothen Pluviale, den Lilienengel in der Hand und abwärts auf die Erde, woin

er entsendet wurde, deutend, tragen sämmtlich das weisse Gewand der Seligen, wie die priesterliche Alba; die Schwingen sind den liturgischen Farben entsprechend, abwechselnd grün, roth und blau. Sie sind gegen Gabriel gewendet, die Hände theils betend ausgestreckt oder zusammengelegt, theils in Contemplation gesenkt; die Anordnung ist symmetrisch, so dass von den zehn Gestalten je zwei zu beiden Seiten des Erzengels in Haltung und Geberde gleich sind. Diese Figuren sind 8 Zoll hoch, gegen den Rand zu kleiner.

Die zweite Reihe enthält zehn heilige Jungfrauen: Katharina, eine jugendlich zarte Gestalt mit Schwert und Rad, eine Zinkenkrone im blonden Haar; — Margaretha, mild auf den Beschauer blickend; mit dem Kreuze hat sie den zu ihren Füssen sich krümmenden Drachen gehändig; — Barbara, sehr jugendlich, von sinnigem Ausdruck, den Thurm im Arme; — Apollonia, in stiller Betrachtung zu Boden blickend, schreitend; — Lucia, das Schwert im Halse, von sehr individuellen, etwas schmerzlichen Ausdruck; — Ursula, viel-

leicht die schönste Figur, die klein gehaltenen Jungfrauen mit ihrem Mantel beschirmend, sehr vollkommen in der Zeichnung; — Genofeva von Paris, ein Engel zündet ihre ausgelöschte Kerze an. — Christina, voll jugfräulicher Züchtigkeit, den Blick gesenkt, in der Hand einen Pfeil; — Clara, mit der Monstranze, ganz in den braunen Ordenshabit gehüllt; im Ausdrucke sehr ernst; — Gudula, äusserst graciös und lieblich, ein kleiner Teufel klammert sich an ihre Laterne an, um das Licht auszublasen. Die Figuren sind 9 Zoll gross.

Elf Frauen und Witwen nehmen die dritte Reihe ein: Die Kaiserin Helena in sinnender Betrachtung, das Kreuz Christi in der Rechten (Fig. 2); — Aldegundis, eine alte Frau, fast ganz von rückwärts zu sehen, die Hände gläubig anbetend gegen die Engelserscheinung ausgebreitet;



(Fig. 1.)

— Radegundis, ihre königliche Krone Gott zum Opfer bringend, den Kopf mit dem Wimpel bedeckt; — die drei Frauen, welche den Leih Christi salbten: Maria Jakobi, Maria Magdalena und Maria Salome (oder Johanna), gleichsam zum Grabe schreitend, Salbenbüchsen in den Händen, sehr lebendig, in den Stellungen charakteristisch verschieden, Magdalena von jugendlicher Anmuth; — Elisabeth von Ungarn, drei Kronen auf der Hand; — Maura (?), sie schreibt und sieht verklärten Blickes auf das vor ihr befindliche Crucifix; — eine Märtyrin, welche den abgehauenen rechten Arm in der Hand hält, eine besonders schöne Gestalt; — Genoveva von Brabant, betend, barfuss, bloß in ein weites, violettes Gewand gehüllt; — Veronica, die schönste Figur, vom feinsten Adel der Gestalt; die Gewandung ist sehr grossartig angeordnet. Diese Figurenreihe ist grösser und zwar 10 Zoll hoch.

In Beziehung auf Form und Ausdruck sind die Figuren höchst vollendet, besonders entfaltet sich in den anmuthigen Jungfrauen die höchste Fülle von feiner Empfindung in den ätherischen Gestalten, wo das Irdische ganz vergeistigt, im Geistigen aufgelöst erscheint, und in den lieblichen Köpfchen voll Demuth und Unschuld; bei dem überirdischen Ausdruck, der alle verklärt, sind sie dennoch individuell und charakteristisch. Das Costüm ist eine Mischung des burgundischen im XV. Jahrhundert und eines idealen; die Unter-

kleider sind meist knapp anliegend, die Oberkleider verschieden ausgeschnitten, oft mit sehr weiten herabhängenden Ärmeln, lang, — die scharf gebrochenen Faltenmotive trefflich —, die Mäntel ungeknüpft. Die Säume sind meist mit Perlen verbrämt. Auf dem Kopfe tragen viele Turbane oder turbanähnliche Wulste; die Haare aufgelöst, in Flechten oder in Netzen. — Die Felder, in denen diese Figuren stehen, bilden in die Länge gezogene Sechsecke, unten wegen der concentrischen Anordnung breiter, in geschmackvoller Weise architektonisch verziert, von rothem Sammtstreifen eingefasst; zwischen je zwei Bildfeldern ist

oben und unten eine Rose aus Perlen auf blauem Sammt gestickt (s. Fig. 2). Der am Pluviale vorne herablaufende breite Besatz (*praetexta aurifrisia*) zu beiden Seiten des Capuceums enthält sechs sitzende Figuren von Aposteln und Propheten, von denen Petrus, Paulus und Bartholomäus durch ihre Attribute bezeichnet sind; die drei Propheten mit weiten Oberkleidern, deren lang herabhängende Ärmel Einschnitte für die Arme haben, den Turban oder eine phantastische Mütze auf dem Kopfe, ohne Nimbus, halten ein Schriftband oder Buch in der Hand, sind aber nicht näher bestimmt. Sie sind von schwächerer Arbeit als die übrigen Figuren, offenbar von anderer Hand. Die Architectur ist reich mit Perlen geschmückt.

Das Messkleid (*casula*) zeigt einen schönen Schnitt; der die Schultern bedeckende Theil ist so breit, dass er etwas über die Ellbogen herabreicht, daher bei der Bewegung der Arme sich hier in Falten legt; der unten abgerundete herabfallende Vordertheil erscheint lyraformig, der Hinterteil ist breiter und länger. Um die Schultern läuft ein breiter aufgehender Streifen, vorn und rückwärts der Länge nach ein gerader herab, wodurch ein Kreuz von der Form eines Y entsteht, in und neben welchem eine grössere Darstellung (die Figuren 17 Zoll hoch) gestickt ist. Bedeutsamer Weise sind die beiden Begebenheiten gewählt, wo

die Göttlichkeit Christi durch Gott Vater direct bezeugt wird: die Taufe und die Verklärung. Bei der Taufe auf der Vorderseite der Casula steht Christus bis über die Knöchel in den bläulichen Fluthen, das Haupt mit dunkelbraunem Haar vom Kreuznimbus umgeben, demuthsvoll geneigt, auf den Beschauer herausblickend; gegen die gewöhnliche Darstellungsweise ist er ganz nackt, eine Hand auf die Brust gelegt, mit der andern die Selam bedeckend. Die ganze Figur ist in allen Farbentönungen eines Ölgemäldes mit feiner Seide im Pantoffelstiel gestickt. Auf dem Ufer zur Linken kniet Johannes, mit der Hand das Wasser über Christi Haupt giessend, eine kräftige Gestalt, von erstem asети-



(Fig. 2.)

schem Ausdruck, in ein weites Gewand gehüllt von seblender Farbe (dadurch hervorgebracht, dass zugleich mit einem rothen und einem blauen Faden gestickt wurde). Zur Linken steht ein dienender Engel, ein schöner Jüngling mit wallendem Haar, mit einem reichen Vespermantel angethan; er hält den ungenähten, blass violetten Rock des Heilandes. Ober Christus schwebt der heilige Geist und erscheint Gott Vater in Halbfigur aus den Wolken; sein ehrwürdiges, wunderbar schönes Haupt deckt die gekrönte Mitra (die Vereinigung aller Macht, der irdischen und geistlichen), er blickt auf den geliebten Sohn herab, ihn mit der Rechten segnend, in der Linken hält er das Symbol der Welt Herrschaft, den Reichsapfel, um seinen Kopf stehen die Worte, die er spricht: „*Hic est filius dilectus in quo mihi complacui*“. Auf jeder Seite, in den Armen des Ypsilon-Kreuzes schwebt ein anbetender Engel im flatternden rothen Kleide mit langer Stols.

Höchst grossartig und bedeutungsvoll ist die Darstellung der Verklärung auf dem Rückenbeile des Gewandes.

In der Mitte schwebt der verklärte Heiland, die Rechte segnend erhoben, sein Anlitz strahlt im himmlischen Feuer wie die Sonne, das Gewand leuchtet wie Schnee. (Der Kopf ist nämlich nicht mit Seide gestickt, sondern mit Gold, die Schatten mit rother Seide.) Die ersten Züge sind von der erhabensten Schönheit, die Gestalt von grossartiger Würde (Fig. 3). Er hlickt zu seinen Jüngern hinab, um den Kopf stehen die Worte: „*Nemini dixit is risionem donec filius hominis a (mortuis resurgat)*“. Der in halber Figur siehbare himmlische Vater deutet auf ihn und hält eine Sehedula mit seinen Worten: „*Hic est filius dilectus in quo mihi complacui*“ in der Linken; beiderseits in den Kreuzesarmen schweben Moses und Elias, ersterer



(Fig. 3.)

mit den Gesetzstafeln in der Hand. Unter dem Heilande sieht man die drei Jünger, knieend, in der Mitte Petrus, der voll Liebe, Inhrust und seliger Freude die Hände hoch zum Herrn emporhebt; ein Spruchband enthält die

Worte, die er spricht: „*Domine bonus est nos hic esse, si vis faciamus hic (tria tabernacula)*“. Er allein erträgt den Glanz des himmlischen Lichtes, während Jakobus und Johannes ganz gebendet sind und mit den Händen die Augen vor dessen Strahlen schütten.

Diese beiden Darstellungen zeigen jene Tiefe der Conception, den kirchlich strengen Charakter, den Ernst, die Energie im Ausdruck, welche den Schöpfungen der Gebrüder van Eyck in so hohem Grade eignen sind, und es ist eine Verwandtschaft mit dem wundervollen Genter Altarwerke unverkennbar.

Den ganzen übrigen Raum der Casula nehmen anbetende Engel, in ähnlicher architektonischer Anordnung, wie auf dem Pluviale, ein; sie sind wieder concentrisch gruppiert, gleichsam die himmlischen Heerschaaren um die göttlichen Personen bildend, und dadurch, dass die Bilder am Rande nicht abgeschlossen sind, sondern durchschnitten (man sieht nur halbe Figuren oder bloß den Kopf), ist die Idee ausgedrückt, als setzten sie sich auch über das Ende des Gewandes hinaus endlos fort. Derselbe Umstand findet auch beim Pluviale statt, welches gleichsam nur ein Stück des ganzen Himmels darstellt.

Die beiden Levitenkleider sind ebenfalls ganz bedeckt mit himmlischen Gestalten, auf einem männliche, auf dem andern weibliche Heilige, hier aber nicht in concentrischer, sondern in rhythmischer Stellung der Bildfelder. Die beiden Streifen, die auf jedem Gewande der Länge nach herablaufen, enthalten in Capellen, die mit Perlen bestickt sind, anbetende und lobpreisende Engel in die liturgischen Farben (roth, blau, grün) gekleidet, Ärmel- und Halsbesatz aber Engel in Halbfigur.

Von ausgezeichneter Schönheit sind auch die beiden Antependien oder Hängeteppiche; eines zeigt als Hauptdarstellung in der Mitte die Dreieinigkeit in ergreifend grossartiger Auffassung: der göttliche Vater hält liebevoll den menschengewordenen Sohn nach überstandenen Leiden auf seinem Schoosse; mit innigster Theilnahme und Liebe sieht er ihn an, der gleichsam gerade vom Kreuze in den Schooß des Vaters zurückgekehrt ist, kraftlos hingsunken, einen Blick des Schmerzes nach der Erde zurücksendend. Mit ausgebreiteten Schwingen sitzt der h. Geist in Taubengestalt, als Tröster auf den Beschauer herausblickend, auf der Schulter Christi, zwischen den Köpfen der beiden andern göttlichen Personen, von beiden ausgehend.

Die Mittelvorstellung des zweiten Teppiches ist die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Jesukind. Maria, eine höchst anmuthvolle, schöne Gestalt, hält das mit einem grünen Gewande bekleidete Kind auf dem Schooße, welches der in Demuth und jungfräulicher Züchtigkeit daneben knienden Katharina den Ring an den Finger steckt; Johannes der Täufer sieht in sinnendem Ernste der Scene zu. Maria hat ein Schreibzeug und Spruchband auf dem Schooße mit den Worten: *Ego sum mater (pulchra dilectionis)*. — Neben

dieser grösseren Darstellung sind auf jedem Teppiche in zwei Reihen sechs Propheten und sechs Apostel dargestellt, herrliche Gestalten von hoher Schönheit, sehr lebendig und individuell im Ausdruck. Die Propheten halten Spruchbänder oder Bücher, auf denen ein charakteristischer Vers ihrer Schriften steht, die Apostel Schemeln mit dem apostolischen Symbolum (d. i. ein einem jeden Apostel nach der Tradition zukommender Satz des *Credo*). Die Technik ist dieselbe wie an den Kleidern, nur sind die grösseren Figuren für sich gearbeitet und dann aufgenäht.

Schliesslich muss ich noch der sorgfältigen Art des Copirens erwähnen, in welcher die in der Kunstausstellung befindlichen Abbildungen von den trefflichen Künstlern Mögele und Madjara ausgeführt wurden. Die Figuren

wurden nämlich auf dem Originale gepaust, die Pausen mit der Feder frei überzeichnet, dann nach dem gegebenen Massstabe photographisch verkleinert und diese Photographien in die von dem Architekten Herrn Zufall genau nach den Massen construirte architektonische Umrahmung gepaust. So hatte man eine höchst getreue, vollkommen genaue Contour erlangt; die sehr detaillirte malerische Ausführung geschah dann nach dem Originale und ist ein wahres Muster von Treue, gepaart mit feiner künstlerischer Empfindung. Nicht leicht wird man ein Object finden, das so die Heransgabe verdient, wie diese wundervollen Gewänder; möchte doch die wissenschaftliche und Kunstwelt recht bald damit erfreut werden, da ja schon so treffliche Vorarbeiten dafür vorliegen!

Die gotische Kirche zu Strassengel in Steiermark¹⁾.

Beschrieben von Karl Weiss.

(Aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert.)

II.

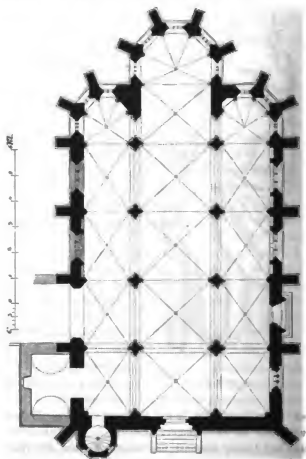
Baubeschreibung.

(Mit einer Tafel.)

Die Marienkirche zu Strassengel gehört in die Reihe der gotischen Hallenbauten und besteht aus einem dreischiffigen Langhaus mit drei im Osten angefügten Chorschüssen. Das Mittelschiff ist in vier quadratischen, jedes der Seitenschiffe in etwas schmälern Räumen eingewölbt (Fig. 1). Die Gewölbe werden von vier freistehenden Pfeilerpaaren und den von aussen durch Strebpfeiler verstärkten Pfeilern der Abschlusswände getragen. Die Choranlagen stehen mit dem Langhaus in unmittelbarer Verbindung, und zwar jene des Mittelschiffes dadurch, dass sich an die vier Quadrate des letzteren ein fünftes mit einer polygonen Apside anfügt, wogegen sich an die Seitenschiffe die Apsiden sogleich, ohne ein Mittelglied anschliessen. Über dem Gewölbe des nördlich gelegenen Chorschusses erhebt sich der Thurmhaub.

Im Westen ist das Langhaus mit einer flachen Wand abgeschlossen, welche unten nur von dem Hauptportale durchbrochen ist. Das südliche Seitenschiff so wie die erwähnten Chorsehlüsse erhehlen die Kirche durch hohe, schlanke Fenster, und in dem ersteren vermittelt auch ein zweites Portal den Eintritt in das Gotteshaus, während das nördliche Seitenschiff in Folge von späteren Zubauten seiner früheren Lichtöffnungen entbehrt.

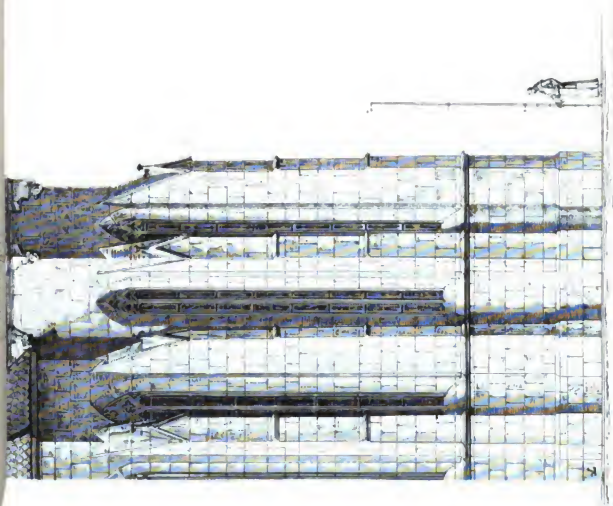
Zu den Anbauten gehört ein an das letzte westliche Gewölbe stossender capellenartiger Raum in zwei Stockwerken, ferner an der westlichen Abschlusswand eine zweite Thurnanlage; dann eine Seitencapelle und die neuere Sacristei.



(Fig. 1.)

¹⁾ In unserer geschichtlichen Darstellung über die Kirche zu Strassengel haben wir einer Stiftung Erwähnung gethan, welche ein Wiener — Nicolaus der Pfloder — zu Gunsten derselben gemacht hat. Wir bemerkten, dass nach der uns in Abschrift vorgelegenen Urkunde dieselbe in das J. 1300 — mitten vor die Bauzeit der gegenwärtigen Kirche fällt. Nachträglich erhielten wir nun aus Graz die Berichtigung, dass die Stiftung allerdings dem J. 1349 angehört und die uns eingesendete Abschrift der Urkunde unrichtig gewesen sei. K. W.

Stralsund.



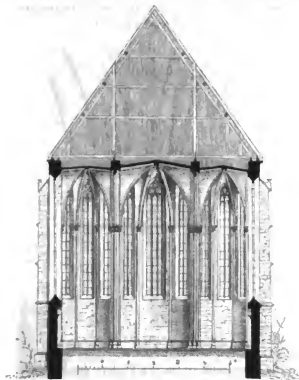
aus W. Lippert - 1862 p. 1. 2. 3.

Arch. Anst. v. 18. 1862. 1. 2. 3.

Am Westende des Langhauses wurde endlich später noch ein Mnsikchor eingebaut.

Nachdem wir nun in allgemeinen Umrissen die Anlage dieser Kirche entwickelt haben, wollen wir das System und die einzelnen Theile mit ihren Details näher ins Auge fassen.

Es wurde bereits angegeben, dass die Marienkirche zu Strassengel drei gleich hohe Schiffe besitzt (Fig. 2). Die



(Fig. 2.)

Höhe des Mittelschiffes beträgt im Lichten 44' 3", die Länge 64' 8", die Breite des Mittelschiffes 18' 10". Die Höhe der Seitenschiffe 42' 3"; die Länge gleichfalls 64' 8" und die Breite 12' 4", daher das Mittelschiff um 2' höher und ein Drittheil breiter als die letzteren sind. Abweichend von vielen Hallenkirchen des XIV. Jahrhunderts in anderen Theilen Deutschlands, wie in Westphalen, besitzt daher Strassengel noch etwas schmalere Seitenschiffe und nicht die gleiche Scheitelhöhe der Gewölbe in allen drei Schiffen.

Durch die quadratische Anlage jedes der Gewölboehne im Mittelschiffe erhielten alle Pfeiler die gleiche Stärke, und



(Fig. 3.)

durch die Überspannung der Kirche mit einfachen gerippten Kreuzgewölben jeder Pfeiler dieselbe Gliederung.

Im Grundrisse bildet jeder der freistehenden Pfeiler ein Quadrat von 3' (Fig. 3). An den Kern der Pfeiler legen sich

Halbsäulen mit Laubwerkapitälern und einem selbstständigen, cannelirten, im halben Achteck gebildeten Basament. Über den Capitälern, welche sich kelchförmig entwickeln, und zwar auf der gemeinsamen Deckplatte des letzteren, setzen die Rippen der Gewölbe und die Gurten der Arcadenbögen ab. Die einfache Gliederung der Pfeiler mit Halbsäulen

hätte jedoch noch wenig an die reiche Ausbildung des gotischen Pfeilers erinnert und wenig Leben in die Pfeilermasse gebracht. Um nun derselben jenes schlanke und leichte Ansehen zu geben, wie es in dem ganzen Systeme liegt, wurden die Ecken abgeschnitten und in die Flächen breite Kohlen



(Fig. 4.)

eingezogen, wodurch für die Auflösung der Pfeiler — ohne eine überflüssige Vermehrung der Glieder — allerdings ein sehr glückliches Auskunftsmittel gewählt wurde (Fig. 4).

Das Gewölbe des Mittelschiffes ist in einem stumpfen, jenes der Seitenschiffe in einem etwas schlankeren Spitzbogen gespannt (vergl. Fig. 2), welche letztere Erscheinung durch die gleiche Höhe der Schiffe bedingt war, weil, wie wir schon bemerkt haben, die Seitenschiffe um ein Drittheil schmaler als das Mittelschiff sind, mithin die Überwölbung der ersteren einen steileren Anlauf nehmen musste. Die Kreuz- und Querrippen der Gewölbe des Langhauses setzen an den Kämpfergesimsen der Pfeiler hart und unvermittelt über den Capitälern der Halbsäulen ab und besitzen in den Mittel- und Seitenschiffen das Birneuprofil, tief und schwer herabhängend und mit einer Platte an dem unteren Ende (Fig. 5). An den Durchschneidungspunkten sind die Rippen in den Schiffen

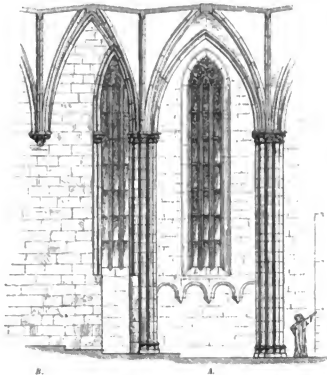
mit Schlusssteinen von zart und scharf gearbeitetem Blattwerk versehen. In den Abschlusswänden der Seitenschiffe setzen die Gewölberippen in gleicher Höhe mit den Ausätzen der Pfeiler des Mittelschiffes auf Consolen ab, die — ein halbes Achteck bildend — ähnlich den Capitälern der ersteren mit einem reichprofilirten Kämpfergesimse bekrönt und gleichfalls mit Laubwerk ornamentirt sind.



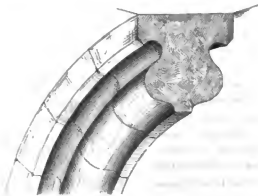
(Fig. 5.)

Die Arcadenbögen des Mittelschiffes sind, nachdem sie aus einem gleichseitigen Dreieck construiert wurden, eben dadurch ziemlich schlank gestaltet und reichen bis zur Höhe der Gewölbung. Die Gurten derselben sind hirnenförmig und mit einem weit auslaufenden Wulste, so wie einer Platte am unteren Ende profilirt. Wir geben hier in Fig. 6 A das

auf der Südseite dem Chor zunächst liegende Travée des Mittelschiffes, und in Fig. 7 ein Gurtenprofil der Arcaden, wozu wir nur bemerken, dass alle übrigen Gewölboche und



(Fig. 6.)



(Fig. 7.)

Arcadengurten des Langhauses damit vollkommen übereinstimmen.

Neben den edlen und sorgfältig gearbeiteten Profilen verdienen die ornamentalen Details der Kirche besondere Aufmerksamkeit. Das Laubwerk an den Capitälern ist zwar streng stylisirt; das Eichenblatt, welches als Hauptmotiv sich beinahe an allen Capitälern vorfindet, tritt nicht in seiner natürlichen Form, sondern mehr knorrig auf, entsprechend dem Charakter einer schon entwickelten Gothik, aber es ist ungemein zierlich, leicht und elegant behandelt.

Auch wie der Schmuck des Laubwerkes an den Capitälern sich entfaltet, erkennt man die von der romanischen Kunst-epoche vollständig verschiedene Technik der Meister. Das Ornament wächst nicht wie früher aus dem Innern des Capitälens heraus so wie das Astwerk eines kräftigen Baumes, sondern es scheint nur leicht an den Kern der Pfeiler gelegt, es schliesst sich nicht an jedem der Dienste selbstständig ab, sondern umzieht bandförmig den ganzen Pfeiler (Fig. 8).

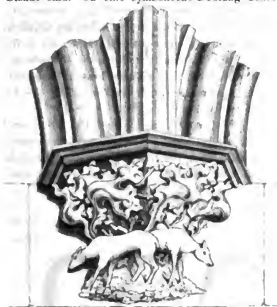


(Fig. 8.)

Die Ornamentik ist an den Pfeilern des Mittelschiffes beinahe überall die gleiche. Nur an dem vierten nördlichen Pfeiler dieses Schiffes ist ein schuppenförmiges Ornament mit einem herzförmigen Schilde in der Mitte angebracht. Man würde sich schwer diese fremdartige Erscheinung erklären können, wenn nicht die auf dem erwähnten Schilde ersichtliche Jahreszahl 1597 darauf hinweisen würde, dass an diesem Pfeiler, und zwar in Folge eines Elementarereignisses, das in dieser Zeit die Kirche betroffen, auch an anderen Theilen der Kirche, in späterer Zeit eine Renovation vorgenommen worden ist.

Wie die Pfeiler, so sind auch die Consolen an den Abschlusswänden der Seitenschiffe mit Eichenlaub und an unteren Ende mit figuralischen Darstellungen ornamentirt. So erblickt man im nördlichen Seitenschiffe, gegenüber dem zweiten, dritten und vierten Mittelpfeiler, unter den drei Consolen die Gestalten zweier Hirschkühe, welche sich den Rücken zuehren (Fig. 9), ferner die eines Löwen, der mit seinen Tatzen einen durch Übertüncung unkenntlichen Gegenstand hält, und jene eines Ochsen. Im südlichen Seitenschiffe, gegenüber den Pfeilern derselben Reihenfolge, befindet sich an den Consolen eine Taube, ein männlicher Kopf und ein Engel mit einem Sprachhande in der Hand. Die grobe verunstaltende Tönche lässt aber nur

die Umrisse der Gestalten unterscheiden, daher wir auch zwei der Darstellungen nicht mit Sicherheit zu bezeichnen im Stande sind. Ob eine symbolische Deutung denselben



(Fig. 9.)

zu Grunde liegt, wagen wir nur in sehr beschränktem Sinne zu behaupten. Der Bau der Kirche fällt in eine Zeit, wo der Sinn für jene tiefe christliche Sinnbilderei, welche in den romanischen Sculpturen dieser Art enthalten ist, kaum mehr lebendig gewesen sein dürfte. Wenn daher den figurativen Darstellungen in der Kirche zu Strassengel eine symbolische Deutung heizulegen ist, so kann es nur in der Auffassung gelten, dass sie als Reminiscenz an ähnliche Darstellungen in älteren Kirchen von dem Baumeister hier wieder angebracht wurden, ohne damit eine bestimmte Beziehung zur Kirche in Strassengel im Auge gehabt zu haben, und dass nur die vier Darstellungen des Löwen, Ochsen, der Taube und des Engels mit dem Spruchbande vielleicht in symbolischer Beziehung zu den vier Evangelisten stehen. Eine auffallende Ähnlichkeit besitzen aber die Consolen der Kirche zu Strassengel mit jenen im Kreuzgange der Klosterkirche zu Neuhberg in Steiermark¹⁾, und es scheint uns keinem Zweifel zu unterliegen, dass die Sculpturen von Neuhberg eine bedeutende Einfluss auf jene in Strassengel ausübten²⁾. Nicht nur die Form, sondern auch die Ornamentation der Consolen besitzen das Gepräge einer entschiedenen Ähnlichkeit, und wenn die Sculpturen von der sie verhüllenden Tönche befreit sein werden, dürfte auch die Nachweisung von Interesse sein, ob nicht im

Charakter der Ornamente die gleiche künstlerische Behandlung aufzufinden ist.

Dem Bedürfnisse einer Hallenkirche entsprechend, sind auch die Fenster des Langhauses hoch und schlank. Gegenwärtig haben sich aber nur, wie schon bemerkt, jene des südlichen Seitenschiffes erhalten, und von diesem besteht die Beleuchtung des ersten Gewölboches im Westen, dort wo der Musikchor eingebaut ist, abweichend von den übrigen, aus zwei über einander gestellten Fenstern, von denen das oberhalb des Musikchors einen Spitzbogen, und jenes unterhalb desselben ein über Eck gestelltes Viereck bildet. Die Anordnung der übrigen Fenster des Langhauses ist sehr einfach. Jedes derselben wird durch zwei Pfosten untertheilt, die in Spitzbogen auslaufen und mit Masswerk ausgefüllt sind. Das Fensterprofil ist einfach, die Pfosten dagegen sind durch Hohlkehlen und Plättchen am äusseren Ende profilirt. Das Masswerk der Fenster ist streng geometrisch und in jedem derselben verschieden eingetheilt. Es löst sich theils in kleine Kreise, theils in Dreiecke, theils in über Eck gestellte Quadrate auf, worin Drei- und Vierpässe eingelassen sind und in deren Zwischenräume scharf eingezogene Nasen gespannt sind, damit jede der geometrischen Figuren sich selbstständig auflöst.

Nur das schon erwähnte Fenster oberhalb des Musikchores weicht in doppelter Beziehung von den übrigen Fenstern des südlichen Seitenschiffes ab. Die kleinen Spitzbögen, in welche die doppelten Pfosten der Untertheilung auslaufen, sind in geschweiften Form und der Platte eines jeden Pfostens ein Rundstab vorgelegt. Aus diesem Grunde drängt sich uns auch die Vermuthung auf, dass an diesem Fenster bei einer späteren Restauration eine Veränderung vorgenommen wurde.

In dem Masswerke der Fenster sind noch Überreste alter Glasmalereien erhalten, ebenso besitzt das viereckige Fenster unter dem Musikchore sogar bis auf wenige Ergänzungen noch vollständig den Schmuck alter Glasmalereien. Die geometrische Eintheilung desselben besteht übrigens aus acht länglichen Feldern, welche in der Mitte in einen Kreis zusammenlaufen, und von denen jedes mit einer figurativen Darstellung versehen ist.

In der Abschlussmauer der Westfäçade über dem Haupteingange ist auch ein Rosenfenster angebracht, welches eine besondere Schönheit und Zierlichkeit aufweist und den besten Masswerkbildungen französischer und deutscher Kirchen angereicht werden kann (Fig. 10). Die Umrahmung ist so einfach wie an den Fenstern des Seitenschiffes ohne irgend eine Hohlkehle oder einen Rundstab.

Einer Eigenthümlichkeit des südlichen Seitenschiffes müssen wir noch Erwähnung thun. In die Abschlussmauer des zweiten und dritten Gewölboches sind rundbogige Blendnischen eingelassen nach Art eines romanischen Rundbogenfrieses (Fig. 11). Sie treten jedoch weit stärker als diese aus der Mauer hervor, wie dies aus dem Grundrisse

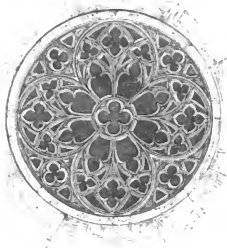
¹⁾ Vergl. Dr. Heider: Die symbolischen Darstellungen der Klosterkirche zu Neuhberg, Mittheilungen 1856, S. 2.

²⁾ Der Bau des Kreuzganges in Neuhberg fällt in eine etwas frühere Zeit als jener der Kirche zu Strassengel.

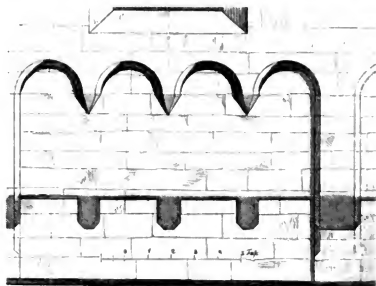
der nebenstehenden Abbildung ersehen werden kann, und die Schenkel der profilirten Rundbögen ruhen auf dreiseitig abgestumpften, unten spitz zulaufenden Consolen. Vielfache Vermuthungen sind über das Alter und den Zweck dieser mit dem Style der ganzen Kirche contrastirenden Erscheinung ausgesprochen worden. Da jedoch keine Spuren einer späteren Zuthat wahrzunehmen sind, sondern dieselben organisch mit dem Baue verbunden sind, so fallen sie nach unserer Überzeugung in die Zeit der Erbauung der Kirche. Die Anordnung von Rundbögen darf hiebei nicht irre führen, weil die ganzen Blendnischen offenbar keine andere Bestimmung gehabt haben dürften, als um denselbst Chorstühle anzubringen, und diese, vielleicht aus der älteren Kirche herührend, bezüglich ihrer Form nur in solche rundbogige

selbstständigen, räumlich unterschiedenen Priesterbore, wie es die älteren liturgischen Regeln geboten, nicht leicht ausführbar war. Hallenkirchen konnten überhaupt nur in einer Epoche zur allgemeineren Geltung gelangen, wo man auf eine vollständige Trennung der Räume zwischen der Geistlichkeit und den Laien kein so grosses Gewicht legte, wie im frühen Mittelalter; daher fällt auch ihre häufigere Anwendung, was wohl bemerkenswerth ist, mit einer lauren Obervanz der kirchlichen Anordnungen, mit der Verflachung des kirchlichen Geistes zusammen.

Wie aus dem Grundriss (vergl. Fig. 1) zu ersehen ist, wurden in Strassengel östlich auf einem kaum merklich erhöhten Raume den vier Gewölbjochen des Mittelschiffes ein fünftes mit einem dreiseitig aus dem Zehneck gebilde-



(Fig. 10.)



(Fig. 11.)

Blendnischen getaugt haben mochten. Gewiss ist es jedenfalls, dass eine kleine Capelle mit dem Marienbilde noch im Beginn des verfloffenen Jahrhunderts im vierten Quadrate des Mittelschiffes aufgestellt war, so dass diese der Aufstellung der Chorstühle an der südlichen und vielleicht einst auch an der nördlichen Abschlussmauer vollständig entsprochen haben konnte.

Wie es ferner in der Bildung der gothischen Hallenkirchen liegt, nehmen auch die Chöre in Strassengel keine hervorragende Stellung ein, sie schliessen sich unmittelbar an die Schiffe an, und nur eine sehr sanfte Stufen-erhöhung accentuirt im Innern den beginnenden Raum des Presbyteriums. Die strenge Trennung zwischen Schiff und Chor, wie wir sie in den romanischen und den gothischen Kirchen mit Querschiffen und erhöhten Chören kennen, musste bei diesem Systeme aufgegeben werden, und aus diesem Grunde konnte dasselbe wohl in Dorf- oder Pfarrkirchen, selten aber bei Kathedralen und grossen Stüfts- oder Klosterkirchen mit glücklichem Erfolge in Anwendung gebracht werden, weil in den letzteren die Anordnung eines

ten Abschlusses, den Seitenschiffen dagegen unmittelbar polygone Apsiden angefügt. Die Länge des mittleren Chors beträgt daher 25' 6" jene der Seitenapsiden nur 11'. Das Gewölbjoch des mittleren Chores ist etwas schmaler als jenes des Mittelschiffes (13' breit) und zu beiden Seiten die Arcade gegen die Nebenapsiden zu nur zur Hälfte in einem Spitzbogen geöffnet, der aber ungemein steil gebildet werden musste, weil er die gleiche Höhe mit den Arcaden des Mittelschiffes erhielt (vergl. Fig. 6 B). In die andere Hälfte der Arcade wurde eine Füllmauer eingezogen, und zwar aus dem Grunde, weil die Seitenapsiden sonst für den Druck des Gewölbeschlusses eines kräftigen Stützpunktes entbehrt hätten, und eine polygone Bildung derselben überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Auf der nördlichen Seite wurde aber diese Füllmauer noch verstärkt, um einerseits die notwendige Bildung der Strebepfeiler für die eine Seite der Nebenapside und den östlichen Pfeiler des Gewölbjoches zu ersparen, andererseits aber zugleich den schmalen hässlichen Winkel zu beseitigen, der dadurch sonst entstanden wäre.

Die constructiven und ornamentalen Details der Chöre stimmen im Allgemeinen mit jenen des Langhauses überein. Die Rippen des Kreuzgewölbes im Mittelschiffe setzen auf den gegen das Schiff zu stehenden Pfeilern auf Halbsäulen, auf den gegen den Chorschluss zu aufgeführten Pfeilern dagegen auf Consolen ab. Die Consolen selbst sind mit Laubwerk ornamentirt und jene der Nordseite schmückt überdies ein männlicher Kopf. Die Rippen der Chorschlüsse ruhen auf schlanken Halbsäulen, welche dieselbe Blattwerkverzierung und dieselben cannelirten Sockel besitzen, wie die Halbsäulen an den Pfeilern des Mittelschiffes, und in Schlusssteinen zusammenlaufen, von denen jener des mittleren Presbyteriums einen Christuskopf mit Eichenlaubbeirahmung vorstellt. Nur die Gurten des steilen Spitzbogens haben in der Richtung gegen die Füllmauer gegenwärtig eine abweichende Anordnung (vergl. Fig. 6, B). Die Halbsäulen, welche als Gurten-träger vorgelegt sind, wurden nur zur Hälfte des Bogens herabgeführt, und sodann die Füllmauer so wie der freiste-

hende Pfeiler in der Weise verstärkt, dass der Stamm in die Mauermasse sich verliert. Wir sind, da Allen gleichmässig übertüncht ist, nicht im Stande anzugeben, ob dies in dem ursprünglichen Plau lag oder erst später in der Weise umgestaltet wurde. Auffallend ist jedenfalls diese plumpe Anordnung, welche mit der verständigen und geschmackvollen Durchbildung der übrigen Glieder eigenthümlich contrastirt.

Die Profilirung der Rippen und der Fenster ist dieselbe wie im Langhause. Der mittlere Chor wird durch fünf, die Seitenapsiden durch drei hohe schlanke Fenster erhellet, die Fenster sind zweifach untertheilt und das Masswerk der Bogenfüllung in geometrischen Figuren — zwischen dem Drei- und dem Vierpasse wechselnd — gearbeitet. Zwei Fenster des mittleren Chores und je zwei Fenster der Nebenapsiden sind vollständig mit Glasgemälden geschmückt. In der südlichen Mauer des Presbyteriums ist noch eine Piscina erhalten, die im Spitzbogen ausgebildet und durch einen zweiten Blindbogen eingerahmt ist. (Schluss folgt.)

Die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach in Kärnten.

Von Gottlieb Freiherr von Ankershofen.

Die Lage an der grossen Heerstrasse, welche von Aquileja nach Virunum führte, musste der Umgegend von Villach schon zur Zeit der Römerherrschaft eine besondere Bedeutsamkeit geben, und zwar um so mehr, als sich eben an der Stelle der heutigen Stadt Villach von jener Hauptstrasse der Verbindungsweg abzweigte, welcher sich im Drautale bei Teurnia im heutigen Lurnfelde wieder in die beiden Strassen theilte, wovon die eine nach Juvavium, die andere nach Lontium führte und Noricum eben so mit Rhätien und durch dieses mit den ferneren westlichen Theilen des römischen Reiches verband, wie jene Heerstrasse die Verbindung mit Italien erhielt. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass die Umgegend von Villach schon zur Zeit, als die Römer Noricum beherrschten, bewohnt war und sich schon dazumal am Drauübergange bei Villach eine römische Niederlassung befunden habe. Die grösste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass an der Stelle von Villach oder doch in dessen nächster Umgebung die in dem antoninischen Reisebuche erwähnte Mansio Santicum gestanden habe ¹⁾.

Im Mittelalter wird einer Villacher Brücke zuerst in der Urkunde erwähnt, mit welcher Karlmann, König in Baiern und Italien, am 9. September 878 dem bairischen Benedictiner-Kloster Öttingen sein Treffnergut schenkte, und die Grenzen des geschenkten Gutes bis an die Villacher Brücke reichend bezeichnete ²⁾. Es muss daher schon dazumal eine Ortschaft Villach bestanden haben, welche

der Brücke, die bei ihr den Übergang über die Drau bildete, den Namen gab.

Hundert und ein Jahr später erscheint Villach als ein Hof mit einem Schlosse und einer daselbst erbauten Kirche und sonstigem nicht unbedeutendem Zugehore. K. Otto hatte denselben dem Bischofe Albin von Seben zum Fruchtgenusse gegeben und am 15. October 979 die Dauer dieses Besitzthumes für die Lebenszeit des Kaisers dem Bischofe mit dem Beisatze bestätigt, dass selber auch die Gaben und Dienste anzusprechen habe, welche (Herzog) Heinrich vermöge den seinen bewaffneten Dienstmannen verliehenen Beneficien zu beziehen hatte ³⁾.

Da K. Otto den Hof Villach nur für seine Lebensdauer verlieh, so ist nicht zu verkennen, dass Villach zu den königlichen Fiscalgütern geübt habe, über welche der jeweilige deutsche König nach strengem Rechte nur für die Dauer seines Lebens verfügen konnte und da Herzog Heinrich Güter, welche zu dem Hofe Villach gehörten, seinen bewaffneten Dienstmannen als Beneficien weiter verlieh, so ist nicht zu zweifeln, dass Villach zu den Fiscalgütern gehörte, welche den kärnthnerischen Herzogen für die Dauer ihrer Amtsverwaltung verliehen wurden. So gelangte der Hof Villach an Heinrich, welchen man zum Unterschiede von dem gleichnamigen bairischen Herzogen den Jüngeren nannte, und welchem K. Otto im Anfange des Jahres 976 das Herzogthum Kärnten verlieh ⁴⁾. Herzog Heinrich hielt zwei Jahre später zur Sache des treubrühigen bairischen Herzogs Heinrich, welchen man den Zänker zu nennen

¹⁾ Siehe mein Handbuch I, S. 264. *Hannov. Collectanea pro hist. variat.* p. 66.

²⁾ Siehe mein Handbuch II, Regestenbuch. n. 51.

³⁾ *Wesch.* anst. *Sat.* III, p. 625.

⁴⁾ Siehe mein Handbuch II, S. 214.

pflegt. Er verlor deshalb sein Herzogthum Kärnthen *) und mit diesem auch seine Beneficien in Kärnthen. Diese fielen dem königlichen Fiscus anheim und so kam es, dass Kaiser Otto II. den ebenfalls heimgefallenen Hof Villach über die Verwendung des neuen kärntherischen Herzogs Otto dem Bischofe Althun von Seben für des Kaisers Lebensdauer verlieh. Im Juni des Jahres 983 erlangte Heinrich der Jüngere wieder die Gnade Kaisers Otto II. und wurde nicht nur mit dem Herzogthume Baiern, sondern auch mit dem von Kärnthen belehnt †). Als Kaiser Otto II. am 7. December desselben Jahres gestorben war und nach den oben erwähnten urkundlichen Bestimmungen der Hof Villach wieder dem kaiserlichen Fiscus anheimfiel, mag jener mit den übrigen den kärntherischen Herzogen zugewiesenen Beneficiälgütern wieder an Herzog Heinrich geziehen sein, bei dem er auch dann noch blieb, als II. Heinrich das Herzogthum Baiern an seinen Vetter H. Heinrich dem Zänker im Jahre 985 abtreten musste ‡).

Nach dem im Jahre 989 erfolgten Tode des H. Heinrich des Jüngern wurde das erledigte Kärnthen dem hiesigen H. Heinrich dem Zänker verliehen §) und so gelangte mit den übrigen Beneficiälgütern der kärntherischen Herzoge auch der Hof Villach an den neuen Herzog Heinrich dem Zänker, nach dessen Tode (995) Baiern an dessen Sohn, den nachherigen K. Heinrich II., Kärnthen aber an denselben Otto verliehen wurde, welcher schon in den Jahren 979—983 Herzog in Kärnthen war. Allein auch der junge bairische Herzog Heinrich machte Ansprüche auf das seinem Vater verliehen gewesene Kärnthen und trat mit diesen nur unter der Bedingung zurück, dass ihm von Kaiser Otto III. die Gütercomplexe von Wolfsberg und Villach, die die kärntherischen Herzoge bisher als Beneficium besaßen, zum freien Eigenthume überlassen wurden †). So gelangte der Hof Villach an den nachherigen K. Heinrich II., welcher im Jahre 1007 das Bisthum Bamberg gründete und dieses auch mit den Gütern von Wolfsberg und Villach dotirte ‡).

Schon der fünfte Bamberger Bischof Gunther erkannte die für die Handelschaft zwischen Deutschland und Italien bedeutsame Lage von Villach, welches urkundlich eine *villa* genannt wird, somit heredit durch eine grössere Ortschaft geworden sein muss, dass sich um den ursprünglichen Hof, das Schloss und die Kirche die Ansiedelungen freier und unfreier Hintersassen gemehrt hatten. Bischof Gunther dachte dem Aufblühen der villa Villach in umfassender Weise vor. Auf seine Bitte ertheilte K. Heinrich IV. über die Verwundung der Kaiserin Mutter Agnes dem Weiler Villach am

8. Februar 1060 das Marktrecht mit den weiteren wichtigen Bestimmungen, dass nämlich der nunmehrige Markt Villach von allen Eingriffen der Herzoge, Grafen, Richter und anderer Personen frei und sammt dem Banne, der Münze, dem Zolle und allen Nutzungen aus dem Marktrechte nur dem Bischofe von Bamberg unterstehen und eigen sein solle, und dass Alle, welche des Handels wegen nach dem Markte Villach reisen oder von demselben zurückreisen, des sicheren und gewissen Friedens geniessen sollen †). In solcher Weise trat der Markt Villach aus der herzoglichen und gräflichen Gerichtsbarkeit in die des Bischofs über und wurde ein bischöflich bambergischer Markt, ein gehörig gefriedeter Handelsplatz und eine bambergische Münzstätte.

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass solche Begünstigungen ein schnelles Aufblühen des neuen Marktes Villach durch Ansiedlung neuer Einwohner und durch frequenten Fremdenbesuch gefördert haben. Bischof Otto II. von Bamberg (1177—1196) ‡) befreite den Abt Pilgrim von St. Paul in Lavant §) und dessen Stift in Bezug auf alle zur Vorrathskammer (*ad callarium et cameram*) des Klosters gehörigen Lebensmittel und Wirthschaftsgegenstände von der Mauth in *burgo (nostro) Villaci* in der Art, dass künftig alle ihre Träger von Wein, Öl, Käse, Fischen, Pfeffer, Wolle, Pelzen und sonstigen zum Gebrauche des Klosters gehörigen Gegenständen frei durchziehen sollen †). Da unter dem *burgum Villaci* nach der ganzen Textirung der Urkunde nicht das Schloss in Villach, sondern die Ortschaft, durch welche der Waarenzug für St. Paul zu gehen hatte, verstanden werden kann, im Mittelalter aber auch befestigte Städte Burgen genannt wurden ‡), so dürfte es nicht zu gewagt sein, anzunehmen, dass Villach in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts bereits eine mit Mauern umgebene Stadt war, besonders da für diese Annahme auch eine päpstliche Bulle vom 11. April 1212 spricht, mit welcher Papst Innocenz III. dem Propste von Maria Saal, dann den Archidiakonen von Völkermarkt und Teltsach die Unter-

*) *Mon. R. Collectio nova* IV, P. 1, p. 343 n. 183. Hormayer's Archiv für Geschichte u. a. w. 1820, S. 453, n. 23, 1826, S. 602, S. 823.

†) *Ussermann Ep. Bamberg* p. 410.

‡) 1150—1192. P. Trudgert Neugart setzt in seiner *Historia mon. S. Pauli II.* p. 19, den Todestag des Abtes Pilgrim mit dem 11. März 1193 an. Allein nach einer durch Kiechlorn in dem Archive des Douffistes Gork aufgefundenen und Neugart ohne Zweifel unbekannt gewesenen Urkunde v. 8. Juni 1192 ersahlich Pilgrim's Nachfolger Ulrich herita als electus ecclesiae S. Pauli. (Siehe meine Regesten Nr. DLV.)

§) T. Neugart u. a. O. S. 18. Die im Archive von St. Paul befindliche Original-Urkunde ist, wenn man der im Archive des kärntherischen Gerichtshofes befindlichen Copie trauen dürfte, unächt. Neugart setzt das Jahr 1184 an, ohne jedoch den Grund seiner Annahme anzugeben. Ich wäre geneigt das Jahr 1178 anzunehmen, weil sich Bischof Otto II. in diesem Jahre in Kärnthen befand, zu Wolfsberg, wo von ihm ein Streit zwischen Abt Pilgrim und dem bambergischen Ministeriale Otto de S. Maria (Marin im Lavantthale) ausgeglichen wurde und Otto de S. Maria unter den Zeugen der Mauthbefreiungs-Urkunde vorkommt. (Neugart I, c. p. 16.)

†) Joseph Fell's gelehrte Abhandlung in dem I. Berichte des Allerhöchsten vereines in Wien, S. 24 n. 1.

1) Siehe ebend. S. 277—281.

2) Siehe ebend. S. 284.

3) Siehe ebend. S. 292—293.

4) Siehe ebend. S. 298.

5) Siehe ebend. S. 601 n. 8.

6) Siehe ebend. S. 362, n. c.

suehung über die von dem Abte und Convente in Vietring wider die Burgenses von Villach, welche dem Abte ein Haus in Villach zerstörten und sonstigen Schaden zufügten, geführte Klage auftrug¹⁾. Jedenfalls lässt obige St. Pauler Urkunde entnehmen, dass, da die Gegenstände, welche für St. Paul mauthfrei Villach passieren durften, durchwegs italienische Handelsartikel waren, Kärnten hinsichtlich des Bezuges derselben auf die Handelsstrasse gewiesen war, welche aus Italien durch das bambergische Canalthal und durch Villach führte und dass daher schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts ein bedeutender und somit den Wohlstand der Villacher erhöhender Transit- und Speditionshandel in Villach betrieben worden sein müsse. Auf eine solche erhöhte Verkehrsthätigkeit deutet auch eine andere Urkunde hin, mit welcher K. Friedrich II. im August des Jahres 1225 dem Bischofe Ekbert von Bamberg das Recht erteilte, in Villach einen Jahrmarkt zu halten, welcher vierzehn Tage vor die Marktstube und vierzehn Tage nach derselben zu dauern hätte²⁾. Da dem Orte Villach, wie wir gesehen, schon im J. 1060 durch K. Heinrich IV. das Marktrecht erteilt wurde, so kann die Fridericianische Urkunde nur als ein Privilegium für einen zweiten Jahrmarkt angesehen werden, wie denn Villach auch noch gegenwärtig zwei Jahrmärkte hält.

Lassen uns die so eben angeführten Urkunden auf eine besondere Bedeutung schliessen, welche Villach bereits in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts als befestigte Stadt und durch eine in Folge ihres Handelsbetriebes wohlhabende und zahlreiche Bürgerschaft gehabt hatte, so erscheint uns Villach nicht minder auch in kirchlicher Beziehung von einer besonderen Bedeutung. Villach gehörte vermöge seiner Lage am rechten Draufser zur Patriarchaldiöcese von Aquileja. Die weite Ausdehnung der Letzteren und die ferne Lage Kärnthens von dem Patriarchalsitze und das besonders in unseren langdauernden und schneereichen Wintern hervortretende Schwierige der Zureisen durch die Engpässe der julischen Alpen, welche Kärnthen von Friaul trennen, veranlassten die Patriarchen von Aquileja, ebenso wie die Erzbischöfe von Salzburg, für die ihren Diöcesen zugewiesenen Landtheile Kärnthens mehrere Archidiacone aufzustellen. Einen solchen Archidiakon Walter in Villach finden wir nun als Zeugen in Arnoldsteiner, Gurker und Vietringer Urkunden vom Jahre 1169 und zwar neben dem Pfarrer Richer von Villach³⁾. Da nun nicht angenommen werden kann, dass der Pfarrer Richer und der Archidiakon ohne die ihren Geschäften entsprechende Zahl von Gehilfen gewesen seien, so ist aus dem Vorkommen des Archidiacons neben dem Pfarrer in Villach mit Grund zu schliessen, dass sich in Villach schon in der zweiten Hälfte des

zwölften Jahrhunderts ein zahlreicher Clerus befunden habe, welcher dem Orte nothwendig auch in kirchlicher Hinsicht eine grössere Bedeutung geben musste.

Wenn wir nun aus den bisher angeführten Urkunden entnehmen, dass Villach bereits in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts eine befestigte Stadt, eine bischöfliche Münzstätte⁴⁾ war, dass durch dasselbe Waaren, welche aus Italien, wahrscheinlich aus Venedig, bezogen wurden, befördert worden sind und somit in Villach wohl auch über die Landesgrenzen hinaus ein nicht unbedeutender Transit und Speditionshandel getrieben worden sein dürfte, wenn sich in Villach bereits im Anfange des XIII. Jahrhunderts das Bedürfnis eines zweiten Jahrmarktes bemerkbar machte und dieses Alles auf den Bestand einer durch Handel und Gewerthätigkeit wohlhabenden Bürgerschaft schliessen lässt, und wenn wir endlich ersehen, dass sich auch schon in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in Villach neben dem Ortspfarrer ein Archidiakon und mit ihm wohl auch ein zahlreicher Clerus befand, so ist es ganz undenkbar, dass die Kirche, welche schon im X. Jahrhunderte bei dem Hofe Villach bestand und die man sich wohl kaum als ansehnlich denken kann, bis herab in die Zeit der unverkennbaren Bedeutsamkeit der Stadt Villach genügt habe, und dass nicht schon wenigstens im zwölften Jahrhunderte die alte Hofkirche einem den neuen Verhältnissen entsprechenden Kirchenbaue habe weichen müssen.

Wann dieser neue Bau geführt worden sei, kann freilich nicht bestimmt werden⁵⁾, weil die Behelfe für eine Baugeschichte in so früher Zeit gänzlich mangeln und auch die Urkunden, in welchen der Kirche St. Jakob in Villach ausdrücklich Erwähnung geschieht, nur in geringer Zahl auf uns gekommen sind. Am 27. Februar 1136 verglich sich Erzbischof Konrad von Salzburg mit dem Patriarchen von Aquileja und dem Abte Hezelin von Ossiach über die gegenseitigen Zehentreibe. Die Übereinkunft geschah in der St. Jakobskirche zu Villach⁶⁾. Am 24. December des Jahres 1203 bestätigte Papst Innocenz III. dem Bischofe Ekbert die Rechte in Bezug auf die St. Jakobskirche in Villach⁷⁾, und aus einer Urkunde vom 21. December 1244 ersehen wir wieder eine in der St. Jakobskirche von Villach zwischen dem Patriarchen Berthold von Aquileja und dem erwählten Bischofe von Bamberg Heinrich hinsichtlich der

¹⁾ Im Jahr 1243 erteilte K. Friedrich II. dem Bischofe Heinrich von Bamberg *licenciam ut equa silvarum novam monachum eadi fecerit que fructibus monachi equipollat in pondere*. (Kirchhorr's Beil. II. S. 214. Böhmer's Regesten 1198 — 1234, S. 162, Nr. 1040.) Es handelt sich nicht erst um die Verleihung des Münzrechtes, sondern um die Präge einer neuen Münze.

²⁾ Nach einer Localsage soll die Einweihung der St. Jakobskirche am zweiten Sonntage nach Osters des Jahres 1286 durch einen Patriarchen erfolgt sein. Da ich über die Quelle dieser Sage nichts zu erfahren vermochte, so lässt sich ihr Werth nicht bestimmen und auch weniger ermitteln, ob jene Weihe eine erste gewesen sei.

³⁾ Anna Millesimus Osiac, p. 62.

⁴⁾ Hormayer's Archiv für Geschichte etc., J. 1820, S. 720.

¹⁾ *Anna Lateran III. Id. Aprilis Pontificatus anno Quarto decimo.* Ex parte. (Original im Archive des kirchtheologischen Geschichtswissenschaftlichen.)

²⁾ *Mon. Boica Collect. nova IV, P. 1, p. 528.*

³⁾ Siehe meine Urkunden-Regesten Nr. CCXXXI, CCXXXIII, CCXXXIV.

Patronatsrechte zu den Kirchen St. Peter und St. Martin bei Villach getroffenen Übereinkunft¹⁾. Am 25. Jänner 1348, als zur Vesperzeit eben viele Leute sich der Andacht wegen in der Kirche befanden, erbebt die Erde mit solcher Gewalt, dass die Kirche einstürzte und Viele in ihr den Tod fanden²⁾.

Die Ausdehnung und die Gewalt des Erdbebens können wir danach ermaßen, dass in Folge desselben in der Stadt Villach nur zwei Capellen unverletzt blieben³⁾ und von der im Westen von der Stadt befindlichen Alpe Dobratsch sich ein Theil ablöste, in das Gailthal herabstürzte und nebst mehreren Schlössern, siebenzehn Dörfer und neun Kirchen begrub⁴⁾. Bei einer so ausgedehnten und gewaltigen Erschütterung ist es wohl nicht anzunehmen, dass das Unglück in der St. Jakobskirche nur die Folge des Einsturzes des Kirchengewölbes gewesen sei. Es mögen wohl auch die Umfassungsmauern eingestürzt oder doch in dem Grade zerrüttet worden sein, dass es sich nicht mehr um eine blosse Ausbesserung und neue Oberöbung, sondern um einen neuen Aufbau der zerstörten Kirche handelte. Da die Häuser eben so wenig verschont blieben als die Kirchen und zu dem Unglücke und Schaden, welche das Erdbeben herbeiführte, auch noch Verheerungen durch eine gleichzeitige Feuersbrunst kamen, so war der Wohlstand der Villacher Bürger und die Zahl der Stadtbewohner in dem Grade herabgekommen, dass Bischof Friedrich von Bamberg die Steuern für zehn Jahre nachsah, zum Aufbau der Stadtmauern für vier Jahre Geld und die Beistellung von Baumaterial zusicherte und neuen Ansiedlern dieselben Rechte und Begünstigungen in Aussicht stellte, welche den alten Bürgern vermöge Stadt- und Bürgerrecht zustand⁵⁾. Unter solchen Verhältnissen, wie sie sich noch im J. 1351 als bestehend zeigen, in welchem es sich noch um den Aufbau der zerstörten Häuser, um die Wiederbelebung der Stadt, um die Begründung eines neuen städtischen Wohlstandes handelte, konnte wohl durch viele Jahre hindure nicht an den Wiederaufbau der zerstörten St. Jakobskirche gedacht werden. Hiezu kam, dass Villach im Jahre 1365

durch die verheerende Pest heimgesucht wurde⁶⁾ und durch die neuen Verluste an Menschenleben die Lust und die Kraft zum Kirchenbaue neuerlich auf eine Reihe von Jahren geschwächt werden musste. So konnte es kommen, dass erst gegen das Ende des vierzehnten, wahrscheinlich aber erst im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zum Neubaue, das ist zum Aufbaue der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche zum heil. Jakob in Villach geschritten werden konnte. Aber auch jetzt scheint der Bau nur langsam fortgeschritten zu sein, besonders da nach allen Anzeichen die Herbeischaffung der für den Bau nöthigen Hilfsmittel immer noch nur von einzelnen, vermöglicheren Wohlthätern, wie solche die Leininger und Weisbräuer, vielleicht auch Katharina, die Witwe des im Jahre 1454 verstorbenen Grafen Heinrich IV. von Görz⁷⁾ gewesen⁸⁾, erwartet werden musste. In dem Jahre 1482 baute und stiftete Gräfin Katharina an der Südostseite der St. Jakobskirche die heil. Dreifaltigkeits-Capelle, welche nun nach dem in derselben befindlichen Siedmund von Dietrichstein'schen Denkmale die Dietrichstein'sche Capelle genannt wird⁹⁾. Im J. 1484 starb Balthasar von Weisbräuer, weleher die Empore, d. i. den über der inneren Vorhalle aufgethauenen Musikchor stiftete¹⁰⁾ und am 31. Jänner 1517 starb Georg Leininger zu Hardeck, weleher die dem nordöstlichen Nebenschiffe zur

¹⁾ Hormayer's Archiv für Gesch. n. s. w. 1827, S. 217

²⁾ Chron. goritense in Coronati. Testamen. genovay. etc. p. 409. Edit. prima p. 409. Edit. sec. p. 369.

³⁾ Gräfin Katharina scheint zeitweise in Villach gewohnt zu haben. Vermöge einer Kaufurkunde v. J. 1467 kaufte sie im genannten Jahre in Villach in der Töpferstadt einen Garten an vierzig Goldgulden (Chron. gorit. I. e. Edit. I. p. 418, Edit. II. p. 374)

⁴⁾ An der unseren Kirchenuauer neben der Dietrichstein'schen Capelle ist folgende Steinschrift zu lesen: Duse Capell hat gestift und gepavt di hochgebornen Fürstin Fray Katharina pfalzgravin von Obernd grävin von Görz und aw Tirol herrn heinrichs von Görz und etc. gemahet 1365. Am 28. April 1471 revidierten Peter Frixaler, Erzpriester und Pfarrer zu Villach und Bartlmä Berger, Kirchenmeister der St. Jakobskirche dasselbst, die Stiftung einer ewigen Messe in der heil. Dreifaltigkeits-Capelle dasselbst, welche Katharina Pfalzgräfin in Kärnten erricht und dotirt hatte. (Urkunden-Excerpt im Archive des Kärnthner'schen Geschichtsvereins.) Der Menschliffung erwähnt auch Coronati in dem Chron. gorit. I. e. Edit. 2. p. 377, wo dem Beperl. Austr. P. II, Fol. 323. — In einer Urkunde vom 3. August 1485 wird der Katharina Pfalzgräfin — in Kärnten und Gräfin von Görz, der Stifterin der heil. Dreifaltigkeits-Capelle in der St. Jakobskirche zu Villach, als heilich verstorben erwähnt. (Chron. gorit. I. e. Edit. I. p. 414, Edit. 2. p. 383.) Über die Grabstätte der Gräfin Katharina und des Siedmund von Dietrichstein'schen Mehren hat der Beschreibung der vorzüglichsten Monummente in der Stadtpfarrkirche zu Villach.

⁵⁾ Nach Urbinetti, weleher sich noch zu einigen wanzig Jahren in der inneren Vorhalle links am Eingange in die Kirche hinter das dort aufgestellten alten Thurfeldchen befindet, ist das rechts oben des Eckturms in den hohen Ober aufgestellt. Er hat die Umschrift: anno dni M. CCC. LXXX. IIII., ist gestochen und hier begraben der Edelherr herr Balthasar von Weisbräuer hier zu Kalleidorf stifter dieser kirche. Die ursprüngliche Stelle des Grabsteines unter der Empore, welche als Musikchor verwendet wird, zeigt deutlich genug, dass dieser Musikchor unter der, durch Balthasar von Weisbräuer gestifteten Empore zu stehen sei. Über den aufrecht gestellten Grabstein wurde, wie es scheint in neuerer Zeit, ein höherer rundbogiger Aufsatz gestellt und in dessen Bogenfeld mit Goldbeschrieben die ganz unrichtige Aufschrift angebracht: Rebusstätte des

¹⁾ De Babia Monas. Ercles. Apollinensis col. 715. etc. Unter den Zeugen Magister Wolwardus archidiaconus Villace nst.

²⁾ A. D. 1348. die conventiois beati Pauli hora vespertina universalis manus terrae terribiliter auroit et in uno loco submersit et credidit cessasse sicut in Villa et vicinis vicinibus fuit ostensum. Nam cum in ecclesia causa devotissima homines vidimus convalescent eodem hora vespere motus terra, structurae quoque concurrentibus simul interierunt. (Annal. Nivimont. in Perz. M. g. H. IX, p. 614.)

³⁾ Das Gschicht (Wildenstein im Jesenthale) hat der Erdpläne, der gewesen ist nach Cröll gepavt taxowd draw hundert und achtvintzig Jar an sonnd Paus bekunung Tax verachtet. doreit Episcopi hat die Stat zu Villach erricht und verachtet, das nur zu Kapellen ganz heilich und bestande und auch an der grill vill geschick. Turm. Kirche und doreit mit Leut und gort verpavt di masa nyant mer gesehen hat. (Ursach Chocov. v. Kärnten in Hahn Collect. Monac. I. p. 329.)

⁴⁾ Geschichte des Klosters Arnoldstein. Handschrift in der Handschriftensammlung des Kärnthnerischen Geschichtsvereins.

⁵⁾ Eine Abschrift der am 11. Jänner 1431 ausgefertigten Urkunde aus dem Wolfsberger Capitulbuch im Archive des k. r. Geschichtsvereins.

Seite des Chores angebaute Allerheiligen-Capelle erbaut¹⁾ und in welcher sich die Grabsteine des Wolfgang und Hieronymus Leininger befinden, von welchen ersterer am Freitag vor Margarethen (9. Juli) 1490, letzterer aber am Samstag nach Margarethen (14. Juli) 1487 starb. Aus diesen, gleichzeitigen Denkmälern entnommenen Daten scheint nun unzweifelbar hervorzugehen, dass der Aufbau der neuen St. Jakobskirche in Villach, das ist der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche, wenn nicht schon vor dem im Jahre 1462 erfolgten Anbaue der Dreifaltigkeits-Capelle, jedenfalls noch vor dem im Jahre 1484 erfolgten Tode des Balthasar von Weisbrach vollendet worden sein müsse, da dieser der Stifter des oder der westlichen inneren Vorhalle sichtlich erst nach Vollendung des Langhauses eingebauten Musikchores genannt wird. Da der Stifter der nun als Musikchor verwendeten Empore höchst wahrscheinlich derselbe Balthasar von Weisbrach, Herr zu Kholtsdorf ist, welcher nach einer Griffler Urkunde im Jahre 1475 als (hanbergischer) Hauptmann in Gemeinschaft mit dem Vicedome Georg von Schaumburg einen, zwischen dem Propste Johann von Griffen und dem Christian Ungnad zu Sonnegkh und dem Markte Griffen geschlossenen Grundstückeauf bestätigte, so dürfen wir mit der Zeitbestimmung für die Vollendung der neuen St. Jakobskirche vielleicht noch über das Jahr 1475 zurückgehen. Dass man im Jahre 1464 bereits mit der inneren kirchlichen Einrichtung des hohen Chores beschäftigt war, zeigt ganz unzweifelhaft die Jahreszahl 1264, welche sich auf einem der beiden Chorstühle, die nun in der inneren Vorhalle untergebracht sind, zu lesen ist. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich annehme, dass der Bau der gegenwärtigen St. Jakobskirche in Villach der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angehöre und noch vor dem im Jahre 1462 erfolgten Anbaue der Dreifaltigkeits-Capelle vollendet worden sei.

Bevor zu einer Beschreibung der gegenwärtigen Kirche übergegangen wird, muss ihre Lage und nächste Umgebung besprochen werden. Die Kirche ist nämlich auf einer kleinen, nach Westen sich fortsetzenden Hochebene angebaut, zu welcher man im Westen des Hauptplatzes auf einer sechzehnstufigen Stiege gelangt, welche ihrer ganzen Länge nach mit einem breiten Tonnengewölbe überspannt ist. Das über dieses aufgebaute und vorwerkartig sich nach

beiden Seiten aussehende Gebäude verräth durch seinen Erker und sein Eckthürmchen einen Bau des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts. Nach den Heiligenbildern zu schliessen, welche an der dem Hauptplatze zugekehrten Ostfacade angebracht sind, dürfte dieser Bau ein kirchliches, vielleicht dem Pfarr- und Archidiakons-Clerus zur Wohnung dienendes Gebäude gewesen sein.

Der Westfacade der Kirche gegenüber steht der Glockenthurm, welcher mit der Kirche durch eine, sichtlich später eingebaute, in der Tonne überwölbte, zu beiden Seiten unter offenen, spitzen Scheidebögen zugängliche Vorhalle verbunden ist. Er erhebt sich nun in mehreren Geschossen, von welchen jedoch für unsere Zwecke nur das erste Geschoss zu berücksichtigen kommt. Dasselbe ist ein mächtiger viereckiger, von Quadersteinen auf einem einfach nach oben abgeschragten Basamente aufgeführter Bau, welchem die weiter aufsteigenden Geschosse erst später und zwar aus Bruchsteinen aufgesetzt wurden. Die heterogene Beschaffenheit dieser weiteren Geschosse hat sich am sichersten dadurch verrathen, dass selbe sowohl bei dem Erdbeben vom Jahre 1348, als auch bei dem am 4. December 1690 statt gehaltenen Erdbeben herabgestürzt wurden¹⁾ und nur das erste Geschoss dem einen wie dem andern Erdbeben widerstand.

Unter dem einfachen Gesimse hat dieses erste Geschoss den mit Ecklesenen verhängenen Bogenfries, in welchem jedoch bereits der Spitzbogen bemerkbar ist und daher dieses Ornament nicht mehr der Zeit des reinen romanischen Styles, sondern bereits der Zeit des beginnenden Überganges zum gothischen Style angehören dürfte.

Berücksichtigen wir nun die Massivität des ersten Geschosses des nunmehrigen Glockenthurmes, den erwiesen ganz verschiedenen Bau der höheren Geschosse und den weiteren Umstand, dass der Baugrund, auf welchem der Thurm aufgeführt ist, der Stadtgemeinde gehört, der Baugrund aber, auf welchem die Kirche aufgeführt ist, kirchliches Eigenthum ist, so kann ich nicht weiter zweifeln, dass das erste Geschoss des Glockenthurmes zu einem ganz anderen Zwecke aufgebaut wurde als in den weiteren Geschossen eines Glockenthurmes zum Unterbaue zu dienen. Die Volkssage bezeichnet den unteren Theil des Thurmes als römischen Wartthurm und es lässt sich nicht läugnen, dass diese Angabe durch den Bau und die Lage desselben etwas für sich habe. Allein ich will mit meiner Muthmassung nicht in so ferne Zeit zurück gehen, glaube aber in dem massiven hohen ersten Geschosse des Villacher Glocken-

¹⁾ Herr Balthasar von Weisbrach, Herr zu Kholtsdorf und Stifter dieser Pfarrkirche, gestorb. 1484. Es ist zu wünschen, dass die gegenwärtige Kirchenversteigerung statt der unrichtigen, nur zu trübem verstandenen Ueberschrift die oben angegebenen Umschrift in das Bogenfeld aufnehmen lassen möge.

¹⁾ Die Umschrift des Georg Leininger's Grabstein, welcher in neuerer Zeit einem, in der Allerheiligen-Capelle aufgestellten Reichstuhle an der Capellwand den Platz räumen musste, die sich nun an der inneren nordöstlichen Kirchwand befindet, lautet: *Anna dom. M. CCCC. und in die XVII An. d. XIII. tag des Jeners tag gestorben. Der selb erstest. Georg. Leininger zu Hardekk Stifter dieser capelle. de gol gund.*

¹⁾ Erst im Jahre 1762 erfolgte der Wiederaufbau des Geschosses bis zum Einschlusse des Wächterganges durch prussische Kriegsgefangenener unter der Leitung des Bürgermeisters und Baumeisters Franz Schuster'schitz. Der weitere Bau mit dem Helme gehört der Restauration von J. 1845—1847 an. — In Folge desselben Erdbebens vom 4. December 1690 stürzten auch die oberen Geschosse des südlichen Glockenthurmes der Stadtpfarrkirche von Villachmarkt herab. (Mithteilungen I. S. 145.)

thurmes das Schloss erkennen zu dürfen, dessen in der oben angeführten Urkunde K. Otto II. vom 15. October 979 erwähnt wird ¹⁾. Eben so scheint es mir klar zu sein, dass wir auch die in dieser Urkunde erwähnte Kirche an keiner anderen Stelle zu suchen haben als auf der kleinen Hochebene, auf welcher noch gegenwärtig die Stadtpfarrkirche hervorragt, und dass das Schloss später, nachdem an der Stelle der kleinen Hofkirche eine grössere Stadtkirche aufgebaut wurde, zum Unterbaue eines Kirchturmes verwendet wurde. Wohl mag dieser Thurnbau das letzte Werk des Baumeisters gewesen sein und deshalb dessen Vollendung bereits der Periode des Überganges vom romanischen zum gothischen Style angehören, wodurch sich der Spitzbogen im Ornamente des Bogenfrieses erklären lässt, wie dieses Vorkommnis an dem höchst wahrscheinlich letzten Bau wieder in Bezug auf den vorausgegangenen Kirchenbau auf ein höheres Alter, auf einen Bau in der Periode des romanischen Styles zurück schliessen lässt. In wiefern auch der gegenwärtige Kirchenbau noch Reminiscenzen einer in der romanischen Stylperiode an die Stelle der primitiven Hofkirche erbauten neuen Stadtkirche an sich trage, ob er ein blosser Umbau der im Jahre 1348 eingestürzten Kirche, oder ein voller Neubau sei, wird sich vielleicht aus der folgenden Beschreibung der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach von selbst herausstellen.

Die Stadtpfarrkirche St. Jakob in Villach ist eine aus Terrain-Rücksichten von Nordwest nach Südost gestellte, durch zwei Reihen von je vier Rundpfeilern in ein Hauptschiff und zwei Nebenschiffe getheilte Hallenkirche. Ursprünglich scheint die Theilung des Langhauses in die drei Schiffe durch zwei Reihen von je fünf Rundpfeilern Statt gehabt zu haben; allein bei dem offenbar erst späteren Einbaue der durch Balthasar von Weisbrach gestifteten und nun zum Musikchor verwendeten Empore wurde das erste Paar der Rundpfeiler durch die beiden die Brüstung der Empore stützenden, unregelmässig polygonen Pfeiler umspannt, wie auch durch jenen Einbau die erste Abtheilung des ursprünglichen Langhauses von der Mauer der Hauptfacade bis zu dem ersten Paare der Rundpfeiler zur inneren, in der Tonne überwölbten Vorhalle umgestaltet wurde. Das Langhaus misst 15' 5" in der Länge und 11' 3" in der Breite, von welcher Breite für das nördliche Seitenschiff 3' 2", für das Mittelschiff 4' 5" und für das südliche Seitenschiff ²⁾ 3' 2" kommen. Das an den Chor sich anschliessende Gewölboch ist um drei Stufen höher als die Sohle des Langhauses. Aus diesem tritt in der Breite des Hauptschiffes der Chor mit

einer Länge von 9' 2" hervor, welcher mit drei Seiten eines Achteckes abschliesst. Dem Querschiffe zur Nordseite des Chores ist die Leiningerische Allerheiligen-Capelle und zur Südseite des Chores die Sacristei angebaut. Der südlichen Umfangsmauer des Langhauses sind endlich die von der Gräfin Katharina von Görz gestiftete Dreifaltigkeits- und die Khevenhiller'sche Capelle angebaut.

Die Rundpfeiler haben einen hohen, runden, nach oben abgeschrägten Sockel und von dem sahraufartigen Kämpfer gehen die Zierrippen aus, welche sich unter dem mit eingesetzten Dreiecken flach gespannten Tonnengewölbe in Netz- und Maschenform verzweigen und sich in den Seitenschiffen auf Consolen stützen. Das Gewölbe des Chores und Presbyteriums ist ein Bau aus dem Jahre 1785, nachdem ein Jahr früher das ältere Gewölbe eingestürzt war. Die auf die Empore führende Stiege scheint der späteste Einbau zu sein und dürfte an die Stelle einer älteren hölzernen Stiege getreten sein.

Sowohl in die nördliche, als in die südliche Umfangsmauer scheinen ursprünglich sechs, den Pfeilerabtheilungen entsprechende langgestreckte Fenster eingesetzt gewesen zu sein. Als der Südseite die Dreifaltigkeits- und dann die Khevenhiller'sche Capelle angebaut wurde, mussten die ersten beiden östlichen Fenster den Capellenfenstern weichen, und als das dem Kirchenbaue nicht entsprechende südliche Seitenportal eingesetzt wurde, mag das dritte Fenster vermauert und das der Verschoebenheit des Portales entsprechende, einfach verglaste Fenster eingesetzt worden sein. In der nördlichen Umfangsmauer ist die Umgestaltung der unteren Hälfte des ersten östlichen Fensters in eine Fensterblende leicht bemerkbar. Die Vermauerung der unteren Hälfte des dritten Fensters war eine Folge der Einsetzung des nördlichen Seitenportales. Das zweite östliche Fenster mag sohin einer vermeintlichen Ebenmässigkeit wegen vermauert worden sein. Über die Zeit dieser Umstellungen haben wir einige Fingerzeige. Des Anbaues der h. Dreifaltigkeitscapelle im Jahre 1462 habe ich schon oben erwähnt. Die Khevenhiller'sche Capelle gehört ohne Zweifel der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts an ³⁾. Die Thüre des südlichen Seitenportales hat die Umschrift: „Der Erwidig herr Andree Hasenberger, Abbt zu Ossiach hat dise dibr machen lasse 1532“ und über der Thüre des nördlichen Seitenportales ist ebenfalls in Holz geschnitten zu lesen: „Anno 1551 Jar hat Christ Hasenberger lassen machen das Thor.“ Nach diesen Andeutungen dürfte wenigstens der grösste Theil der erwähnten Umstellungen der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts angehören. Sie können nur bedauerlich genannt werden und bekrunden die Verfallzeit. Sie mussten den Eindruck beeinträchtigen, welchen das Äussere der Kirche mit den je sechs langgestreckten

¹⁾ Noch gegenwärtig zeigen die Ruinen unserer ältesten Burgen, dass der in Mitte derselben erhaltene, massive viereckige Burgfried der älteste Baueheil ist und nicht bloss zum Schutze oder zur Vertheidigung, sondern auch zum ersten Wohnhause gedient habe.

²⁾ Obgleich nach der oberwähnten Richtung der Kirche nur von einem nordwestlichen und südöstlichen Seitenschiffe die Rede sein soll, werde ich mich doch, zur Veranschaulichung der Bezeichnung nördlich und südlich, weilsich und heilsich bedienen.

³⁾ Hierüber in der Beschreibung der Grabmonumente, welche ich oben späteren Aufsatze vorbehalt.

fenstern des Langhauses machen musste. Auch die Beobachtungen an den in ihrer ursprünglichen Form belassenen Fenstern und an den Resten der umgestalteten sind nicht ohne Interesse. Die noch erübrigenden drei langgestreckten Fenster der nördlichen Umfangsmauer des Langhauses sind durch Steinpfosten in drei gleich hohe, oben in Rundbogen abgeschlossene Lichtöffnungen getheilt. In der Anfüllung des Raumes zwischen dem Abschlusse der Lichtöffnungen und den spitzen Umrahmungsbögen ist ein rhythmischer Wechsel beobachtet zwischen einer in einem Kreise mit durchschneidenden Dreiecken bestehenden Vergitterung und einem die principiell Anwendung der Fischblase verrathenden Masswerke. Die Wasserschräge der Fenster ist von der des hohen Sockels der Kirche durch einen schmalen Mauerstreifen getrennt. Auch die drei langgestreckten Fenster der südlichen Umfangsmauer sind durch Stemmpfosten in drei gleich hohe, oben in Rundbogen abgeschlossene Lichtöffnungen getheilt und der Raum zwischen diesen und dem Umrahmungsbogen ist mit einer Vergitterung ausgefüllt, in welcher sich der Kreis mit den durchschneidenden Dreiecken wiederholt. Ob diese Einfachheit in der Fensterausstattung eine Folge des Geschmaekes oder der beschränkten Geldmittel gewesen sei, lässt sich nicht entscheiden, stört keinesfalls den Eindruck durch die zierliche Ausstattung der Fenster der Dreifaltigkeits-Capelle, der Sacristei, des Chores und des Chorabschlusses, dann der Allerheiligen Capelle. Auch in dieser ist die Theilung in drei gleich hohe Lichtöffnungen vorherrschend, nur sind diese im Kleeblattbogen abgeschlossen. Ausnahmsweise sind die Fenster der Sacristei und der Allerheiligen-Capelle in zwei Lichtöffnungen getheilt und in den Chorfenstern ist die mittlere Abtheilung unbedeutend über die benachbarten erhöht. In den Masswerken wiederholen sich die Steinriche mit Vier- und Dreipässen. Wie gewöhnlich wurde auch in der Villacher Kirche dem Mittelfenster des Chorschlusses die meiste Aufmerksamkeit gewidmet. Dasselbe ist durch Stabwerk in vier Lichtöffnungen getheilt, über welchen sich als Masswerk Steinkreise mit eminenter Anwendung der Fischblase befinden. Es besteht die Sage, als habe der Meister das Masswerk in der Art gebildet, dass die Verglasung von innen der Kirche geschehen, den Reichsadler mit Scepter und Schwert präentiren soll. Ich glaube jedoch, dass es einer nicht wenig schöpferischen Phantasie bedürfe, um sich ein solches Bild zu schaffen. Die eingezogene Wandung ist mit Rundstab und Hohlkehle gegliedert und die beginnende Einschragung hat zu beiden Seiten des Fensters je eine Consolle mit einem Baldachine zur Aufstellung einer Heiligenstatuette, welche jedoch fehlt. Auch dieses Mittelfenster hat eine Glasmalerei gehabt, wie überhaupt eine solche nur in dem ersten und zweiten Fenster des nördlichen Nebenschiffes und in dem zweiten des südlichen angebracht ist und je in einer Reihe viereckiger Scheiben besteht. In dem ersten Fenster des nördlichen Nebenschiffes, und zwar in

der dritten Fensterschaar, sind drei Tafeln an einander gereiht: Maria Verkündigung zwischen zwei Wappenschildern. Ebenso sind im zweiten Fenster desselben Nebenschiffes, und zwar ebenfalls in der dritten Fensterschaar, drei Tafeln an einander gereiht: Das Crucifix, dann zur Rechten ein Wappenschild, zur Linken ein knieender Mann und eine knieende Frau mit der Jahreszahl 1551. Das zweite Fenster des südlichen Nebenschiffes hat aber in der ersten Fensterschaar drei Tafeln an einander gereiht: ein Wappenschild, zur Rechten die Vorstellung des Jonas ausspeien- den Delphins und zur Linken das letzte Abendmahl. Das Wappenschild hat die Unterschrift: „Andre Hans Alexander und Maximilian die Hernachbenannten zwei bei der Römischen, Hungarischen und Böhmischen Ka. Mt. x. Ertzherzogen Ferdinanden x. Hofliener gepreuder Weyland anthon von Egk gelassen Sone haben dieses Kirchenfenster bei Irer alten Begrehnuss hiebey gott zu Lob und Eren machen lassen. anno nach Christ unsern lieben Herrn und Seligmachers gepart Im 1553.“

Wie bei den Fenstern des Langhauses und denen des Chores ist auch ein Unterschied hinsichtlich der Strebepfeiler des Langhauses und denen des Chores beobachtet. Es setzen zwar sämtliche Strebepfeiler bis unter die einfach gegliederten Kranzgesimse frei, allein während die Strebepfeiler des Langhauses in drei Geschossen ohne Verzierung aufsteigen und mit einer pulmartig aufgelegten Platte als Wasserschräge abschliessen, verzüngen sich die Strebepfeiler des Chores in drei Abstufungen, wovon jede den Schlussstein als Wasserschräge hat.

In der breiten Westfacade ist das spitzbogige Hauptportal unansehnlich, einfach eingeschragt mit Rundstab und Hohlkehle zergliedert, ohne Thürsturz und Bogenfeld. Neben demselben sind zwei in gedrückten Spitzbogen überwölbte Fenster und eine ähnliche Fensterblende, über diesen aber ein kleines, schmales, rundbogiges Fenster angebracht.

Wenn man die geschichtlichen Daten berücksichtigt, welche auf den früheren Bestand einer in der romanischen Stylperiode aufgabenen Kirche hindeuten, so findet man sich beim Anblicke des Grundrisses einigermaßen veranlasst, in dem langgestreckten hohen Chore, dem abgesonderten Presbyterium und in den Anbauten der Allerheiligen-Capelle und der Sacristei Renaissanceen in eine romanische Basilica zu finden, deren Hauptapsis bei dem Baue der gegenwärtigen Kirche zum Chorscheusse umstellt wurde, wie die beiden Nebenapsiden den Gedanken für den Anbau der Capelle und der Sacristei angeben konnten. Allein bei näherer Prüfung des Grundrisses lässt sich die primitive Anlage einer breiten Hallenkirche nicht verkennen und daher ein Anbau der neuen gegenwärtigen Kirche auf den Grundmauern der alten romanischen Kirche nicht weiter annehmen. Hiernach führen architektonische Beobachtungen zu demselben Resultate, wie die aus den bekannten

geschichtlichen Daten gezogenen Schlüsse, dass nämlich die in der romanischen Stylperiode aufgeführte St. Jakobskirche durch das Erdbeben vom Jahre 1348 in der Art beschädigt wurde, dass ein Neubau nöthig wurde, dieser aber in der zeitgemässen Bauweise geführt worden ist. Auch hinsichtlich der Zeit des Beginnens, Fortschreitens und der Beendigung des neuen Baues scheinen die an diesem gemachten Beobachtungen mit dem, was aus den wenigen historischen Daten gefolgert worden, in der Art übereinzustimmen, dass man sich dahin aussprechen darf, der Bau

der gegenwärtigen Stadtpfarrkirche zum heil. Jakob in Villach sei am Schlusse des vierzehnten, wahrscheinlicher im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts begonnen, während der ersten Hälfte des letzteren fortgesetzt worden und am Schlusse derselben oder doch nach dem ersten Decennium der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts vollendet gewesen, wogegen die bemerkten An- und Einbauten mit den beiden Seitenportalen theils der zweiten Hälfte des fünfzehnten, theils aber dem sechzehnten Jahrhunderte angehören.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Nebst dem, dass hier besonders die mittelalterlichen Baudenkmale in Betracht kommen, wurden auch die Namen jener Ortschaften angeführt, wo Bauten der Renaissance oder des Zopfes vorkommen. Einestheils haften noch an diesen Reste oder Spuren früherer Bauten, oder wenigstens das Andenken vorhergegangener Gebäude. Anderestheils geben sie den besten Beweis für die Geschichte und Statistik der Baudenkmale, aus welchen sich willkommene und sichere Resultate schöpfen lassen für den Stand und die Verhältnisse der Bauthätigkeit der verschiedenen Zeiten.

Eben so habe ich bei dieser Gelegenheit die übrigen Gegenstände der bildenden Kunst angeführt, vorzüglich aber jene, welche für die Archäologie der kirchlichen Kunst von besonderem oder doch einigen kunstgeschichtlichen Werthe sind. Ich habe daher alle mir vorgekommenen bedeutenderen oder doch älteren Geräthe, Gemälde, Glocken, Grabdenkmale zum Gegenstande der Untersuchung gemacht. Das einzige was in dieser Hinsicht diesmal von mir unberücksichtigt gelassen wurde, sind die Gruften. Fast alle hier angeführten Kirchen haben unterirdische Familiengruften älterer adeliger Geschlechter; selbst auch die neueren und überbauten Kirchen, welche gewöhnlich die alte Gruft beibehalten haben; sie sind aber grösstentheils seit der joesephinischen Massregel nicht geöffnet worden, ihre Untersuchung ist daher mit vielen Umständen verbunden. Es mag auch sein, dass ich etwa die eine oder andere interessantere Glocke unberücksichtigt gelassen habe, wo auf eingeholt erkundigungen kein solcher Bescheid erfolgte, so dass eine persönliche Besichtigung geboten war oder eine gewünschte Ausbeute in sichere Aussicht gestellt wurde.

Um bei der Bestimmung des Alters der Baudenkmale nicht in Haltlosigkeit und Irrthümer zu verfallen, war es geboten, nebst der Beschreibung und Bestimmung des Styls auch auf die historischen Daten einzugehen, wie dieses die Instruction der k. k. Central-Commission erfordert. Indem aber nur selten der günstige Fall vorkommt, dass von der Zeit der Errichtung eines Baudenkmales eine bestimmte Meldung geschieht, so war es nothwendig auf die Hauptangaben der Localgeschichte Rücksicht zu nehmen. Dem ist,

glaube ich, damit Genüge geleistet, wenn überall die erste bekannte geschichtliche oder urkundliche Nennung der Ortschaft angeführt wird¹⁾. Nebst dem sind auch alle jene Urkunden angegeben, in welchen die Erwähnung einer bereits in der Ortschaft bestehenden Kirche, oder die Benennung eines dortigen Pfarrers vorkommt. Selbstverständlich wurden die seltenen Fälle besonders hervorgehoben, wo eben von der Stiftung oder Dotirung der Kirche eigene Urkunden vorkommen. Von den letzteren sind die wenigen hier vorkommenden noch nicht herausgegeben, und erst von mir aus den Pfarr- und anderen Archiven zum Vorschein gebracht worden. Von besonderer Wichtigkeit war in Betreff dieses Gegenstandes das vom Cardinal-Erzbischof Pázmány im J. 1629 herausgegebene Verzeichniss der älteren Pfarren der Graner Erzdiocese, wozu auch die Schütt gehört, die er, wie aus der Vor- und Nachrede dieses Verzeichnisses zu ersehen, aus einer älteren, etwa aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert berührenden Beschreibung ermittelt hat²⁾. Es ist daraus auch die frühere Baugeschichte und das Alter der meisten Pfarren und Kirchen der Schütt zu ersehen, indem das Zeugniss grösstentheils für romanische

¹⁾ Womit freilich nicht das gemeint ist, als wenn die gedachten Ortschaften erst damals entstanden wären, wo wir sie urkundlich genannt vorfinden. Die meisten der hier angeführten urkundlichen Angaben rühren aus dem XIII. Jahrhundert und nur seltener aus dem XII. oder XI. Bekanntlich bedauert sich die ungarische Urkunden vor dem J. 1241 kaum auf etliche Hundert, indem die meisten Archive bei dem Einfall der Tataren verheert wurden sind. Der weit grössere Theil der Ortschaften ist also urkundlich erst aus dem XIII. Jahrhundert bekannt. Doch aus der urkundlichen Nennung ersehen wir, dass alle diese Ortschaften schon längst, seit Jahrhunderten vorhanden waren, indem zu ihrer urkundlichen Nennung gewöhnlich nur Besitzwechsel, Schenkungen, Bestätigungen o. s. w. den Anlass geben. Wie aus den Citaten zu ersehen, geschieht die urkundliche Anföhrung hier nach dem bekannten: *Codec Diplomaticus Hungariae Ecclesiasticae ac Civitatis* von Georg. Fejér, mit der kurzen Angabe des Tomus, Volumens und der Pagina-Zahl.

²⁾ Das Verzeichniss ist als Anhang erschienen zu den: *Acta et Decreta Synodi Strigoniensis, auctoritate P. Pázmány, Archiepiscopi Strigoniensis Celebratae Tyrnavae 1629*. Ich citire es stets kurz mit der Angabe: *das Pázmány'sche Verzeichniss der älteren Pfarren*; nach des Paginazahl der zweiten, von Erzbischof Szapocznay veranlasseten Ausgabe vom J. 1667. Hier geben die Pag. 80 und 98 die älteren Quellen an.

Kirchenbauten gelten kann, da dieser Styl auch noch gegen das Ende des XIII. Jahrhunderts in Ungarn theilweise geherrscht hat; die meisten Kirchen aber, mit denen wir hier zu thun haben, der Spätgothik des XV. Jahrhunderts angehören. Die späteren Daten, die Schicksale, Zubauten, Abänderungen u. s. w. unserer Baudenkmale betreffend, sind grösstentheils den Pfarrarchiven, Kirchenvisitationsprotokollen, Pfarrgedenkbüchern und Notizen entnommen, welche gewöhnlich erst aus dem XVII. und den folgenden Jahrhunderten herrühren, die aber in den meisten Fällen doch wenigstens das Andenken und die Beschreibung mancher nicht mehr vorhandener älterer Kirchenbauten oder Bautheile noch aufgezeichnet erhalten haben.

Ich muss darum auch hier noch besonders anerkennend rühmen die ausgezeichnete Liberalität, womit die hochwürdigen Hrn. Pfarrer mich in meinen Forschungen unterstützen haben, indem sie mir nicht nur bei der Besichtigung der Baudenkmale mit besonderer Aufmerksamkeit und Zuverlässigkeit Hilfe leisteten; sondern auch alles auf ihre Kirchen bezügliche, wie die Originalurkunden der Pfarrarchive, die Visitationsprotokolle, Gedenkbücher u. s. w., zur Kenntnissnahme einludigten, daher ich auch denselben pflichtgemäss hier meinen Dank abstalte.

Rücksichtlich der dieser Beschreibung beigegebenen Karte habe ich zu bemerken¹⁾: dass ich darauf nur jene Ortschaften, — diese aber vollständig angeführt habe, welche Kirchenbauten, wie auch andere Baudenkmale: Schlösser, Castelle, oder auch nur Ruinen oder ehemalige Standorte der genannten Gegenstände aufzuweisen haben; nicht minder diejenigen, wo heidnische Grabbügel und andere Denkmale des Alterthums vorkommen. Indem ich zur Ermittlung dieses älteren und neueren topographischen Werke benutzte, habe ich mich nicht einzig und allein auf sie verlassen, sondern ich habe auch persönlich Erkundigungen eingezo-gen, und berücksichtigte selbst die älteren und dennoch im Volke haftenden Sagen und Überlieferungen. Demnach hatte ich alles persönlich in Augenschein genommen und untersucht, und wo ich keine Spuren mehr der bei älteren oder auch neueren Topographien angeführten Gegenstände, wie Ruinen u. s. w., antreffen konnte, oder wo mit Gewissheit der vormalige Standort nicht zu ermitteln war, habe ich diesen Umstand sowohl in der Schrift, nebst den Quellen, welche diese Angabe erhalten, angemerkt, wie auch auf der Karte den Gegenstand zwar bezeichnet, aber zugleich die Ungewissheit der Angabe mit einem Fragezeichen angedeutet. Das nämliche gilt auch für den Fall, wenn der zweifelhafte Standort eines Baudenkmales, von welchem wir bestimmte Kunde haben, mit Sicher-

heit nicht zu ermitteln war. Der Beschreibung habe ich auch die deutschen Benennungen jener wenigen Ortschaften beigefügt, wo solche vorkommen, so wie auch das Comitath angegeben, zu welchem sie nach der neueren Eintheilung gehören. Auf der Karte kommen ausser der Schütt nur diejenigen angrenzenden Ortschaften mit der Bezeichnung ihrer Baudenkmale vor, welche ich für die Charakteristik der Baudenkmale der Schütt im Anhang zu dieser Beschreibung aus der Umgebung anzuführen für zweckmässig erachtet habe.

Allistál (Pressburger Comitath). Die katholische Pfarrkirche in spätgothischem Styl auf einem Hügel in der Mitte des Dorfes erbaut. Rund herum sind noch die Reste einer Festungsmauer zu sehen, die an der Westseite gegen den Pfarrhof zu in beträchtlicher Höhe erhalten und mit Schiessscharten versehen ist. Es scheinen diese Mauern noch die Reste eines älteren befestigten Castells zu sein, in dessen Mitte etwa die Kirche zu stehen kam, worauf schon auch der an der Westseite der Kirche stehende und im Verhältnis zu der kleinen Kirche sehr breite und starke, mit Schiessscharten versehene Thurm (18' 4" breit und 16' tief) hinweist, wogegen die Breite der Kirche im Lichten nur 16' 8" beträgt. Der in späteren Urkunden vorkommende Name des Ortes: *Stabala regia*¹⁾, deutet etwa auf ein in der Nähe gewesenes königliches Schloss, oder einen königlichen Weller; was auch durch die vielen Sagen bekräftigt wird, welche an dem, in der unmittelbaren Nachbarschaft dieses Ortes gelegenen Dorfe Nagy-Mád aus der Zeit des Matthias Corvinus haften, und sowohl von den Topographen des vorigen Jahrhunderts (wie v. Bel Notiz. Hung. II, 245) angeführt werden, wie auch noch heute beim Volke sich erhalten haben²⁾. Die im Pfarrarchiv vorkommende Processacten aus dem XVII. Jahrhundert, worin sich die Katholiken und Reformirten den Besitz der Kirche streitig machten, erzählen in den Zeugnisaussagen noch mehrere Personen, welche in dem Thurm gestanden, und gegen die herumstreifenden Türken gebraucht worden sind. Die Visitation vom Jahre 1694 erwähnt noch eine ältere Kapelle, die an der Seite der Kirche, in dem die Kirche umgebenden Friedhofe gestanden ist: *antiqua Capella, sub quo adhuc ossarium videtur*. Eben so auch ein Sacramentshäuschen: *tabernaculum in pariete craticulis munitum*.

Das jetzt vorhandene Gebäude ist eine einschiffige kleine, wahrscheinlich im XV. Jahrhundert hergestellte Dorfkirche im spätgothischen Styl. Der Chor hat im Lichten 22 Länge, 15' 4" Breite. Das Schiff im Lichten — ohne der Thurmhalbe — nur eine Länge von 24' und eine Breite von 17'. Ersteres ist dreiseitig aus dem Achteck geschlossen; mit einem Kreuzgewölbe versehen, deren kräftig profilierte Rippen auf einfachen Consolen, ungefähr in der Mitte der Seitenwände angebracht, ruhen. An der Evangelienseite sind die Spuren eines mit einfacher Gliederung eingefassten vierseitig geschlossenen Sacramentshäuschens. Die Kirche so wie die Sacristie-thür haben den plattgestürzten Kleeblattbogen. Die entsprechenden Strebepfeiler sind am Aeusseren, nebst der stark vorspringenden Base und der schiefen Abdohung zweimal gegliedert. Der erwähnte Thurm an der Westseite ist drei Stock hoch, und setzt über diesen

¹⁾ Die Karte ist nach der „*Mappa Archidiececisi Strigoniensis*“ v. J. Mathos, herausgegeben v. Jordánsky 1822, gezeichnet, welche sowohl im Allgemeinen, wie besonders in Betreff der Angabe der Kirche die ausführlichste und genaueste ist. (Wir wenden diese Karte einem der nächsten Hefte beizugeben. D. Red.)

¹⁾ *Allistál* bedeutet wörtlich ungarisch: den unteren Stall; gleich im Zusammenhang mit diesem Ort steht das Dorf *Felistsál*, ursprünglich *Felistsál*, d. h. der obere Stall. Der Name des letzteren kommt in einer Urkunde von 1285 vor (Fejér, Codex Dipl. VI, I, 353): *pannorum in Castellis nominum Felistis* geschrieben.

²⁾ Es ist noch zu bemerken, dass nach einer Urkunde von 1266 (Fejér, Cod. Dipl. IV, III, 447) in dieser Gegend, in dem von Allistál angeführten eine Stunde entfernten Szablos auch „*agatorum domini Regis*“, also königliche Stallmeier und Gütler vorkommen.

aus dem Viereck in einen sechsstufigen pyramidalen Turmhelm über, der an den vier Ecken mit des kleinen Nebenthürmchen flankiert ist. Übrigens wurde die Kirche von innen und aussen ganz modernisiert, und die aus Bruchstein und grüstensteins aus Ziegeln gebauten Mauern sind wiederholt überputzt. Das Schiff hat, anstatt der wahrscheinlich längst eingestürzten spitzbogenen Wölbung, eine flache staccatarartige Bedeckung; die neu ausgebrochenen oder veranlasseten Fenster bilden längliche Vierecke, selbst an den oberen Stockwerken des Thurmes, und nur in den unteren sind noch die Schienscharten geblieben. Bemerkenswerth ist ein älteres Ölgemälde, die ungarische heilige Margaretha, Tochter des Königs Bela IV., darstellend, welche wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert herrührt. Eine zweite Kirche der Reformirten, helvetischer Confession, ist gewöhnlicher neuerer Bedürfnissbau.

Alaó-Bár (Pressburger Comit.) Urkundlich genannt vom Jahre 1300 (Cod. dipl. VI, H. 298). Neuere katholische Pfarrkirche.

Apáczs-Szakálós (Komorner Comit.). Der Ort ist genannt in einer Urkunde von 1221 (Cod. dipl. III, I, 322, s. Jerney, Nagy, Nyelvkész. 5). Sonst urkundlich bekannt als ein ehmaliges Besitztum der Clarissinerinnen-Nonnen, worauf sich auch der erstere Name des Ortes: Apáczs (ungarische Nonne) bezieht. Über eine ältere Kirche, die hier eine Urkunde vom Jahre 1268 erwähnt, siehe unter Bálvány-Szakálós und Jüri-Szakálós. Jetzt besteht hier nur eine neuere Kirche der Reformirten helvetischer Confession, Bedürfnissbau.

Aranyos (Komorner Comit.). Urkundlich genannt von 1267 und 1268 (Cod. dipl. VII, I, 343 und IV, III, 448). Als alte exempte Pfarre angeführt in dem Pázmányischen Verzeichnisse der alten Pfarren (S. 84). Die jetzige hiesige Kirche gehört den Reformirten helvetischer Confession und hat einen in gotischen Formen gebildeten Thurm mit sechsstufigem pyramidalen Helm. Angehört soll aber sowohl die neuere Kirche, wie auch der Thurm erst aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts herrühren.

Bacsfa (Pressburger Comit.) Jüdisch auch Szent György-ör, oder Szent György genannt, von der alten dem St. Georg geweihten Kirche. Urkundlich erscheint der Ort von 1205 bis 1235 (nach der Urkunde von 1223 Cod. dipl. VIII, II, 475). Als alte Pfarre in dem Pázmányischen Verzeichnisse angeführt (s. O. 95). Im Pfarrarchiv zu Vajka finde ich aus einer Urkunde von 1412 einen Pfarrer dieses Ortes: „Mathias Plebanus Ecclesie S. Georgii de Csallóköz, tempore Joannis A. episcopi Strigoniensis“ genannt. Noch früher von Jahre 1390 kommt die Pfarre vor in einer Urkunde (s. Cod. dipl. X, VIII, 313). Vor ungefähr drei Jahren soll, wie die Augenzeugen versichern, hier eine der ältesten gotischen Kirchen der Schatt wegen Baufälligkeit gänzlich niedergehen worden sein. Das Material wurde zu neueren Bauten verwendet.

Baka (Pressburger Comit.). Urkundlich bekannt von 1274 (Cod. dipl. V, II, 190). Die Kirchensituationen aus dem vorigen Jahrhundert erwähnen einer älteren Kirche, deren Gründung unbekannt, und die nach der Beschreibung wahrscheinlich ein gotischer Bau war; indem der Thurm mit sechsstufigem pyramidalen Helm gekrönt, der Chor dreiseitig geschlossen u. s. w. angeführt werden. Die jetzige Kirche ist in dem gewöhnlichen Zopfstyl im Jahre 1770 erbaut.

Bálvány - Szakálós (Komorner Comit.). Urkundlich genannt von 1252 und 1268 (Cod. dipl. IV, III, 447, und VII, V, 294). Als alte Pfarre aus dem Pázm. Verzeichnisse bekannt (s. O. 94). Nach Fouyes (Magy. Orsz. Statist. és Geogr. állapota I, 141) wäre es noch um 1330 ein beschränktes Dorf gewesen, und soll damals noch Bünen ihrer ehmaligen Kirche gehabt haben. Auch die oben bei Apáczs-Szakálós und hier angegebene Urkunde vom J. 1268 erwähnt in den drei neben einander liegenden Ortschaften mit Namen Szakálós zwei Kirchen, nämlich eine Ecclesia S. Georgii und eine

S. Michaelis; von diesen zwei, wahrscheinlich noch romanischen Kirchen (um das Jahr 1268), ist eine wahrscheinlich hier gestanden. Abgesehen davon, sieht man noch heute schwärz in diesem verödeten Orte einen kleinen Hügel, mit aufgeworfenen Gräben, worin noch jetzt grosse Hausteine und in Menge Bruchstücke von Ziegeln gefunden werden, die des römischen (mit erhabenen Rande ein Rechteck bildend) ähnlich sind.

Es scheint nicht unwahrscheinlich zu sein, dass hier etwa vergebliche Posten der Rümer waren, welche die Strass zu Obarg der Donau bei dem von hier kaum eine Stunde entfernten Komorn und der an anderen Ufer der Donau entgegenstehenden berühmten römischen Colonie von Bregelio (heute O-Szöny und Ács, nach Manert, Schönwäner, Möhler und Bisehoff, Vergl. Wört. d. Geogr.) gedeckt und bewacht haben. — Der Name des Ortes Bálvány (ung. Lóitz) und Szakálós (hätzig), deutet eben so, wie der Name Pogány = Heide im Allgemeinen genommen auf Reste der Vorzeit, so wie im Deutschen Heidenmauer, heidnisch Geld u. s. w. für römische Alterthümer gebraucht werden.

Ballyon (Komorner Comit.). Urkundlich gen. v. J. 1252 (Cod. dipl. VII, V, 294); eine Urkunde v. J. 1274 (s. O. V, II, 190 u. V, III, 231) nennt es terra palastorum da Ballyon, nämlich als das Besitztum der Glückner oder Wessner der Baber Domkirche. Gegenwärtig besteht hier eine neuere katholische Pfarrkirche.

Béke (Pressburger Comit.). Urkundlich genannt etwa v. 1232 (Cod. dipl. VII, V, 296). Als alte Pfarre in des Pázm. Verzeichnisse angeführt (s. O. 95) und in einer Urkunde von 1390 (s. Cod. dipl. X, VIII, 313). Jetzt Filiale zu Csantstók, hat es noch eine alterthümlich aussehende kleine katholische Kirche, deren halbrunder Chorschluss an einen ursprünglichen romanischen Bau erinnert. Ob er auch wirklich romanischen Ursprungs ist, will ich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Selbst statt des eingestürzten Gewölbes ist der Chor nur notdürftig fleck gedeckt, und die sehr schmalen, von aussen und innen gegen die Mitte sich stark verzehrenden rundbogigen kleinen Fenster, deren noch drei in ursprünglicher Fassung erhalten sind, zeigen etwas Alterthümliches. Auch im Schiffe ist noch die Wandung eines Portals zu sehen, welche von ihrem ursprünglichen Platze an der Südsseite der Kirche umlängst erst an die Westfront verlegt wurde, und deren Profilierung sich mit Holzklebeu, Platten und starken birnenförmigen Wulsten darstellt; der obere Theil davon, welcher an dem früheren Platze zurückgelassen wurde, zeigt die Form des gedrückten Spitzbogens. Die übrigen Fenster sind neu ausgebrochen, das Schiff notdürftig nur mit Holzklebeu gedeckt. Das Materiale besteht aus Ziegeln.

Beketfalva (Pressburger Comit.). Stammort der alten Familie Mörxcs von Beketfalva, deren ehmaliges mit Thürmen versehenes Castell (s. Bei Notiz. Hung. II, 243) bereits modernisiert und theilweise verlassen noch hier besteht.

Benke-Pátöny (Pressburger Comit.). Ort genannt in den Urkunden des XIII. und XIV. Jahrhunderts als einstige Pfarre, bekannt aus einer Urkunde vom J. 1390 (Cod. dipl. X, VIII, 313). Jetzt besteht hier eine neuere Kirche der Reformirten b. C. Bedürfnissbau.

Bös (Pressburger Comit.). Ob der gleiche Name in der Urkunde v. 1682 hieher bezogen werden soll (wie bei Jerney s. O. 20. Cod. dipl. I, 457), lasse ich unentschieden. Bestimmter und vielfach wird der Ort genannt in den Urkunden v. 1262 — 1274 (ungedruckte Originale des hiesigen Archives und Cod. dipl. V, II, 190). Als alte Pfarre bereits im Pázm. Verzeichnisse (s. O. 95) angeführt. Von der ursprünglich im gotischen Style erbauten kath. Pfarrkirche ist das Schiff bereits modernisiert. Nur der Chor hat seine ursprüngliche Form mit dreiseitigen Schluss behalten. Es ist auch noch ein älterer Taufstein vorhanden: ein sechseckiges rohes Sandsteinbecken auf achtsaitiger Schaft, der auf einer gleichgeformten breiten Basis steht.

Das ehemalige Castell hier, der Grafen Anadé, eines der ältesten, bereits ausgestorbenen Geschlechter Ungarns, war früher mit Thürmen

und Gräben versehen (Bei Notiz. Hung. II, 242. Froyes Magyarszász II, 472); jetzt ist es im neueren Styl umgebaut und birgt in seinem reichhaltigen Archive eine Reihe der für die Geschichte Ungarns interessantesten und bis jetzt noch nicht herausgegebenen Urkunden, angefangen v. 1242. Die vorhandene Bildergalerie, meist aus Ahnenportraits bestehend, ist unter den Erben vertheilt; nur noch etwa 50 Stück Gemälde berühmter ungarischer Staatsmänner, Feldherren und Landtagsmitglieder aus dem J. 1650, sehr werthvoll für die damalige Zeitgeschichte, befinden sich — auf den Boden verlegt.

Csákvány (Pressburger Comitatz). Seit 1254 urkundlich, und schon früher als Besitztum des Cistercienser-Stiftes von Pilsz bekannt (Cod. dipl. IV, II, 216), wozu hier noch aus dieser Zeit bereits auch die Erwähnung einer Kirche geschieht. In dem Pázm. Verzeichnisse als alte Pfarre genannt (s. O. 95), als solche auch in einer Urkunde von

J. 1390 (Cod. dipl. X, VIII, 313) angeführt. Jetzt Filiale zu Cantörök. Die Schicksale der jetzigen kath. Kirche erzählt die Inschrift auf rothmarmorner Tafel an der inneren Seitenwand des Chores¹⁾: nämlich, dass sie von Erzbischof Szelephényi erbaut und nach verschiedenen Verwüstungen in den Jahren 1712 und 1823 wiederhergestellt wurde. Es ist übrigens ein kleines, der Renaissance-Periode angehöriges Gebäude. Inwendig ist die ganze Kirche al Fresco ausge malt, mit Darstellungen aus der Legende des Cistercienser-Ordens.

Neben der Kirche steht das Castell, an den Seiten mit viereckigen Thürmen flankirt, übrigens im Zopfgeschmack mit Massare u. s. w. modernisirt; es dient jetzt bloß als Wirthschaftsgebäude. In den daran anstossenden ebenerdigen, gleichfalls zu Wirthschaftszwecken verwendeten Localitäten sieht man noch das einstige Refectorium, Zellen und Klostergänge.

Nekrolog.

Franxin Ens, Sohn eines Schullehrers, am 15. (nach anderen am 19.) Februar 1782 im Dorfe Rothweil bei Breisach im Breisgau geboren, machte mit seinem Freunde Rosmann seine ersten Studien am ehemaligen Gymnasium seiner Vaterstadt, dann die philosophischen und juristischen an der Universität zu Freiburg. Er ergriff in jugendlicher Begeisterung mit seinem Freunde für die Verteidigung seines Vaterlandes gegen die Heere der Revolution als Freiwilliger die Waffen, wurde 1799 gefangen und schmachtete einige Zeit in den Casematten von Breisach. Später begab er sich vor so viele junge Männer der dem Kaiserthum treu ergebenen Vorlande nach Oesterreich, trat als Erzieher in das Haus des Herrn v. Badenfeld zu Troppau, supplirte im J. 1813 am dortigen Gymnasium die Lehrfächer der Mathematik und Naturgeschichte und ward am 14. Jänner 1814 als wirklicher Lehrer der Geographie und Geschichte daselbst angestellt. Ihm gebührt das grosse Verdienst mit dem Herrn Bürgermeister Joseph Schönsaler und dem k. k. Hauptmann und Gymnasial-Vicedirector Herrn Franz Ritter von Müskusch und Buchberg das Troppauer Gymnasial-Museum mit begründet und zu dessen schnellem Emporblihen durch seine rastlose Obsorge wesentlich beigetragen zu haben. Als dasselbe auf Antrag der Landstände des Fürstenthumes Troppau mit allerhöchster Bewilligung im Jahre 1822 zur Überwachung und Ordnung eines Custos erhielt, ward diese Stelle dem Professor Ens verliehen, welche er zum grossen Nutzen der studirenden Jugend und der Gebildeten Troppau's unter beständiger Vermehrung der Sammlungen bis zu seiner Jubiläum versah. Inzwischen ertheilte er seinen Schülern auch Privatunterricht in der Naturgeschichte und verfasste ausser mehreren Aufsätzen theils im „Hesperus“, theils in den vaterländischen Blättern „Das Oppalad, oder der Troppauer Kreis, nach seinen geschichtlichen, naturgeschichtlichen, bürgerlichen und arthlichen Eigenthümlichkeiten.“ 4 Bde. Wien bei Gerold, 1835—1837.

Nachdem er seine dreissig Jahre in erspriesslicher Thätigkeit gedient hatte, trat er mit Belassung des durch zwei Decennal-Zulagen erhöhten Gehaltes am 22. Juni 1844 in den wohlverdienten Ruhestand und erhielt nach seinem Austritte für seine langen und wesentlichen Verdienste am Troppau das Ehrenbürgerrecht dieser Stadt.

Um seinem unvergesslichen Vaterlande näher zu sein, liess er sich in Bregenz nieder, besuchte von da 1845 den nahen reizend gelegenen Bregenzwald, über den er in Jurende's mährischem „Wanderer“ 1847, S. 383—391

einen längeren Aufsatz ohne genügende historische Unterlage einrücken liess.

Da es wegen der damaligen starken Militär-Besetzung in Bregenz schwer war eine erträgliche Wohnung zu finden, wie in wohlfeileren Constanza, wo er zudem eine öffentliche und zwei Privatbibliotheken zur Benützung, auch einige Jugendfreunde und Verwandte hatte, stellte er an Se. Majestät Kaiser Ferdinand I. die Bitte seine Pension daselbst geniessen zu dürfen, welche ihm auch am 5. November 1846 gewährt wurde.

Hier beschäftigte er sich mit der Aarbräutig der Geschichte der oft schwerbedrängten Stadt Breisach, zu welcher sein Eingangs erwähnter Jugendfreund P. Rosmann, Decan und Stadtpfarrer zu Alt-Breisach, hier noch vor Ens aus diesem Leben geschieden ist, mit Mühe und Kosten das Materiale gesammelt hatte, und wir verdanken den vereinten Kräften beider Geisse die „Geschichte der Stadt Breisach“, welche mit einer Vorrede von Dr. Weiss zu Freiburg im Breisgau 1851 in 8^o. erschienen ist.

Nach ein paar Jahren kehrte Professor Ens wieder nach Bregenz zurück, kaufte daselbst ein kleines Haus sammt Gärten, das er sorgsam pflegte, supplirte bei Errichtung der Unterterrschule auf kurze Zeit die Naturlehre, sammelte Materiale zu einer Geschichte der durch ihre Lage wichtigen Stadt Bregenz und suchte dasselbe zu verarbeiten. Nach des k. k. Conservators Joseph Sebastian Kögl's Tode²⁾ ward er mit dessen Stelle betraut, entwickelte auch in dieser Sphäre eine lobenswerthe Thätigkeit und nahm wesentlichen Antheil an dem im vorigen Jahre zu Bregenz gegründeten Museum, dem er in seinem letzten Willen seine Bücher und Schriften vermachte. Er starb am 5. März 1858 zu Bregenz mit dem Nachrufe eines stillen und anspruchsvollen Ehrenmannes, der sich um das Gymnasium und Museum zu Troppau sehr verdient gemacht hat. (Nach Acten des k. k. Unterrichts-Ministeriums und einem Artikel der „Troppauer Zeitung“ vom 21. März 1858.)

Joseph Bergmann.

¹⁾ *Hanc D. Michaelis sedes a fundamentis erectae aut Archipresbiteri Stelepranyi eodemque Abbate Pilszi. Demum bellis insuavis aedificiis perturbatis in ruinam incurrens, donec laere pontificali abbatia Pilszi r. ord. Cisterciensis sacris facta, anno MDCCXIII Floriano Soterio abb. Welch. Petreus, et Pilszina, eodem a rudibus redivivens. Nunc vero singulari in locum pietate Philippo de Zori Abb. Welch. Pres. et Pilszi agente et promovere P. Roberto Wlach civisleni S. Ord. prof. et Administ. Conventuale anno 1796 et anno 1806. Dominus PAVLOVIT.*

²⁾ Über den Lehrer und Conservator Kögl, der am 30. August 1856 im Bade zu Cannstadt starb, siehe diese „Mittheilungen“ 1856, S. 259 ff.

Notizen.

(Elfenbeinhorn im Museum zu Angers.) Zu den selteneren Werken mittelalterlicher Elfenbeinschnitzereien, welche sich noch bis auf unsere Tage erhalten haben, gehören die Jagd- und Trinkhörner. Von den ersteren sind, soviel wir wissen, nur in den Domschätzen zu Aachen und Prag Exemplare aufbewahrt. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, noch ein anderes Elfenbeinhorn kennen zu lernen, welches sich im Museum zu Angers in Frankreich erhalten hat. Das Jänner-Heft der „Revue de l'art chrétien“ von Abbé Corblat (1858, S. 26) bringt eine Abbildung und Beschreibung dieses merkwürdigen Schnitzwerkes. Godard-Faultrier, der hiezu den Text geliefert, gibt an, dass dasselbe 22 $\frac{1}{2}$ “ lang und die Sculptur selbst 2“ 8“ hoch ist. Man weiss nicht, woher es gekommen, und es wird nur die Vermuthung ausgesprochen, dass es entweder der Kathedrale zu Angers, oder der Abtei Saint-Florent-le-Keil oder auch der heut zu Tage zerstörten Kirche von Saint-Jean-Baptiste angehört habe. Ursprünglich mag dasselbe zum Signale für die auf Beute Ausziehenden, später aber in den Tagen der Charwoche — wenn die Glocken verstummen — zu kirchlichen Zwecken verwendet worden sein. Auch die Relief-Darstellung beschäftigt vielfach die Archäologen, und während die einen in demselben eine mythische Scene erkennen wollten, gaben andere den darauf angebrachten Figuren eine symbolische Darstellung. Abbé Corblat dagegen glaubt — und zwar mit vollem Rechte — dass sie nichts als eine Jagdscene vorstellt, welche er in folgender Weise erklärt:

„Eine Löwin wurde so eben von einem Pfeil getroffen; drei Hunde verfolgen sie wüthend und wollen sie in Stücke zerreissen; aber ein Jäger hält mit der linken Hand einen dieser wüthenden Hunde zurück und bereitet sich vor, die Löwin mit einem kurzen breiten Messer, das er in der Rechten hält, zu durchstechen. Ein junger nackter Mensch, auf einem in orientalischer Weise gesattelten Kameele sitzend, betrachtet diesen Sieg des Jägers und bläst das Hallali (Jubelruf) auf einem Orliphas. Das Kameel ist an der Koppel von einer ebenfalls nackten Person gehalten, welche ohne Zweifel ein Äthiopier ist. Dieser Triumph muss alle Thiere des Waldes erschrecken. Um diese Idee auszudrücken, hat der Künstler vier Thiere dargestellt, welche auf der Flucht Bäume und einen armen, gleich ihnen erschreckten Hasen unter die Füsse treten. Die Schweife dieser vier Thiere endigen sich in Köpfe von bellenden Hunden; ohne Zweifel soll damit angedeutet sein, dass sie von den Hunden verfolgt werden und diese bereits auf dem Nacken sind. Die Flügel sind wahrscheinlich eine Folge der Phantasie des Künstlers, welcher damit nur anzeigen wollte, dass die Furcht allen Thieren des Waldes Flügel verleiht.“

Auch Corblat betrachtet dieses Schnitzwerk als ein Jagdhorn, welches in der Folge zu einer Trompete bestimmt wurde, um während der Charwoche die Glocken zu ersetzen.

(Die goldene Altartafel zu Basel.) Der Streit über die Zeit der Entstehung der goldenen Altartafel zu Basel, der schon wiederholt deutsche und französische Archäologen

befähigte, ist durch die Herausgabe von Wackernagel's Schrift über dieses Kunstwerk neuerdings angefeuert worden. Bekanntlich haben sich Kugler (Berliner Kunstblatt, 1837, Nr. 43) und Heider (Mittheilungen der k. k. Central-Commission 1857, S. 307) ganz übereinstimmend aus artistischen Gründen veranlasst gesehen, der von Wackernagel festgehaltenen 500jährigen Tradition entgegen zu treten und in Abrede gestellt, dass dieses Kunstwerk in der Zeit Heinrich's II. entstanden ist. An diesem Ausspruch knüpfen nun Otte und v. Quast in dem jüngst erschienenen 2. Hefte der „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst“ einige Gegenbemerkungen. Otte gibt zu, dass Wackernagel für das hohe Alter der Tafel eigentlich keinen Beweis geführt, sondern sich nur an die Local-Überlieferung gehalten hat; letztere scheint ihm jedoch, da sie durch eine ämtliche Notiz in einem kirchlichen Lectionarium, wenn auch erst des XV. Jahrhunderts, gestützt wird, alle Beachtung zu verdienen. Ferner findet Otte in den Buchstaben der Inschrift mit den notorisch dem XI. Jahrhunderte angehörigem Original-Zeilen auf den Ersthören des Willigis im Dome zu Mainz mit Ausnahme des sehr ungewöhnlichen eckigen G, Ähnlichkeit; gerade aber dieses finde sich genau in demselben Diets wieder in dem Worte: „Gande“ auf einer Miniatur in einem jetzt zu München befindlichen Hamberger Missale Kaiser Heinrich's II. Ausserdem finde auch der antere leonionische Hexameter des Antipodius ein dem mittelalterlichen Latein fremdes griechisches Wort der „sasio“, dessen sich der Dichter in seinem Streben nach sentimentärer Dunkelheit und vielleicht auch zu Reimnoth bedient. Das Wort fehle bei D n Cange, aber es finde sich noch einmal auf der Dedications-Inschrift der Kanzel Kaiser Heinrich's II. im Münster zu Aachen in demselben letzten Fusse eines leonionischen Hexameters und mit demselben Fehler gegen die Prosodie, wie auf der Baseler Tafel. — Von Quast bemerkt hingegen, dass die Technik der Sculpturen aus höchst dünnem Goldbleche über einem Holzkörper, und die eben so strenge als sorgsame Behandlung des Figürlichen nicht minder wie die des Ornamentale unzweifelhaft für die Entstehung des Kunstwerkes im XI. Jahrhundert sprechen. Gegen die Thatsache, dass einige Formen, wie die geringelten Säulen, wirklich jünger zu sein scheinen, führt v. Quast an, dass dergleichen in der Architectur die Spätzeit charakterisirende Einzelheiten in den einzelnen Bildwerken, wie in der Malerei schon früher erst einzeln, dann öfter vorkommen und erst nach und nach Eingang gewinnen, schliesslich auch in der eigentlichen Architectur. Zum Belege führt er an die Thüren von St. Paul in Rom (1070), jene von M. S. Angelo (1076) und die in dem griechischen Menolog des Vatican. Freilich seien dies nur byzantinische Werke „aber es lasse sich wohl von Byzanz ausgehende Einfluss in Deutschland im X. Jahrhunderte ganz bestimmt nachweisen.“ Bei diesen, wie uns scheint, etwas schwankenden Ansichten wäre es allerdings am besten, wenn von Paris aus, wo sich das Kunstwerk (Hôtel Cluny) gegenwärtig befindet, neue Untersuchungen — namentlich über die Technik und den Kunstcharakter der Sculpturen — angestellt würden.

Correspondenzen.

Wien. Der k. k. Central-Commission liegen neuerdings eine Reihe sehr werthvoller Schreiben vor, welche Ihre Excellenzen die Herren Minister und mehrere hohe Würdenträger der kaiserlichen Regierung, ferner Ihre Eminenzen die Herren Cardinale das Reiches aus Anlass der neuerdings veröffentlichten und Hochdenselben vorgelegten Schriften (II. Band des „Jahrbuches“ und II. Jahrgang der „Mittheilungen“) an den Herrn Präses und k. k. Sectionschef Karl Freiherrn von Czernig gerichtet haben. Mit Vergnügen haben wir daraus hervor, dass die Bestrebungen der k. k. Central-Commission unangesehen die freundlichste Würdigung finden und dieselbe allseitig der kräftigsten Unterstützung versichert wurde. Auch die eopotentesten Stimmen des Anslandes lassen sich über die archäologische Bewegung in Osterreich fortwährend in den Worten der schmeichelhaftesten Anerkennung vernehmen.

Vor Kurzem wurde in dieser Richtung der Herr Präses der k. k. Central-Commission auch durch zwei Allerhöchste Handschreiben Seiner Majestät des König Johana von Sachsen und Seiner Majestät des König Ludwig von Baiern beglückt, welche wir auch ihrem Wortlaute folgen lassen.

I.

Den mir von Ihnen als Präsident der k. k. Central-Commission zu Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale in Osterreich mittelst Zuschrift vom 10./20. Februar dieses Jahres übersendeten zweiten Band des von der gedachten Commission herausgegebenen Jahrbuches, so wie den zweiten Band der Monatschrift derselbe, habe ich gleich den früheren mir übersendeten Schriften mit Vergnügen entgegen genommen.

Bei dem Interesse, welches ich im Allgemeinen den Gegenständen der historischen Wissenschaften widme, nehme ich auch an den Bestrebungen, welche die genannte Central-Commission unter Ihrem Vorsitze verfolgt, und von deren Resultaten die mir übersendeten Jahrbücher und Monatschriften sehr erfreuliches Zeugnis geben, den lebhaftesten Antheil, daher es mir eine besonders angenehme Pflicht ist, Ihnen für die Mittheilung dieser Schriften meinen aufrichtigen Dank zu erkennen zu geben. Empfangen Sie fñbrigen hierbei die Versicherung der besondern Hochachtung.

Johann.

Dresden, am 1. März 1858.

II.

Lieber Freiherr v. Czernig! Habe mit Ihrem Schreiben vom 3. dieses Monats zugleich auch ein Exemplar des zweiten Bandes des unter Ihrer Leitung herausgekommenen Werkes über die Erforschung und Erhaltung der Bau-Denkmale classischen und christlichen Alterthums nebst den gedruckten Monatschriften des zweiten Jahrganges erhalten. Ihrer für die Mir durch Ihren Übersendung wiederholt bewiesenen Aufmerksamkeit, das sehr Verienstliche dieses interessanten und lobenswerthen Unternehmens vollkommen anerkennend, Meinen Dank aesprechend, versichert Sie Herr Baron gerne der Gesinnungen seiner Werthschätzung

Ihr Ihnen wohlgenueigter

Ludwig.

München, den 13. März 1858.

Wien. Um die sorgfältigere Erhaltung der in Württemberg vorfindlichen Kunstdenkmale zu sichern, hat auch seine Majestät der König von Württemberg mit Entschliessung vom 2. März 1858 die Aufstellung eines eigenen Beamten für dieses Zweck mit dem Titel eines Conservators genehmigt und diese Stelle dem Prof. Haasler in Ulm als widerrufliches Nebenamt übertragen. Es ist hierbei die Absicht, dass zunächst eine genaue Kenntniss aller jener Denkmale, seien es Bauwerke oder Werke der bildenden Künste, welche öffentlich sichtbar und seuglich sind und durch ihren Kunstwerth oder die geschichtliche Erieserung Bedeutung haben, gesammelt und auf deren Eigenthümer dahin eingewirkt werde, dass sie solche Denkmale in würdigen Stande und in ihrem wesentlichen Charakter erhalten.

Wien. Im November verflissenen Jahres war der Herr Vorstand des Bezirksamtes Baden so gefällig, mich von dem sehr schadhafte Zustande der merkwürdigen Ruine Reubeneck bei Baden in Kenntniss zu setzen. Diese Angabe erwies sich nur zu wahr, denn das zu gleicher Zeit eingetretene stürmische Regenwetter hatte zur Folge, dass eine Mauer im Innern der Ruine einstürzte, so dass die Trümmer bis weit auf den Abhang des Hügels herabrollten und leicht ein Unglück hätten anrichten können. In Folge dessen hielt der Herr Bezirksvorstand am 2. December eine Commission, zu der er mich auch geladen hatte.

Die Untersuchung ergab, dass die eines Theil des ehemaligen Wohngebüdes bildende Mauer, nebst einem Theile der Lesegenmauer eingestürzt sei, erstere deshalb interessant, weil sie der ältesten Bauperiode der gegenwärtigen Burg angehörte und mit einem Giebel versehen war, — einer der wenigen Reste, welcher noch eine Bauform zeigte, die einen Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung bot.

Es zeigte sich ferner an manchen Theilen der Ruine eine so bedeutende Schadhaftekeit, dass ein Einsterben in nächster Zeit zu besorgen stand. So war der übrig geliebene Theil einer Mauer durch die Lösung der eiegegegessenen Mauerwerke aus der Verbindung gebracht, erschüttert, die Gewölbung der Thüre ausgebrochen, daher das darüberliegende Mauerwerk ohne Stütze und der gesez Theil sehr gefahrrohend.

Auch die weissen noch zu eisiger Höhe sich erhebenden Theile der Ringmauer erwiesen sich an den oteren Theilen so ausgebrochen, dass ihr Bestand sehr gefährdet ist. Endlich wurde an dem Vorwerke des massiven Hauptthurmes eine breite Öffnung gefunden, die bei der Schwere der aufliegenden Quadern eine Senkung und Abrutschung dieses ganzen Theiles besorgen liess.

Bei dem über den Befund aufgenommenen Protokolle sprach ich mich entschieden dahin aus, dass die Erhaltung der Ruine Raubeneck als eines historisch und archäologisch interessanten Baudenkmals höchst wünschenswerth erscheine, daher die Anbesetzung der schadhafte Theile zur Verhütung eines weiteren Einsturzes, nicht aber die von der Verwaltung der freiherrl. Döblichhoff'schen Herrschaft Weikersdorf, zu welcher Raubeneck gehört, beantragte Abtragung der gefahrrohenden Mauern vorzunehmen sei, ledern letztere ein wahrer Vandalismus und in keiner Weise zu rechtfertigen wäre. Denn Raubeneck ist nicht nur in geschichtlicher Beziehung als ein Besitthum der einst nächsten Adelsfamilie der Tarsonen merkwürdig, sondern auch wegen seiner Bauformen mit dem dreiseitigen Thurm, der noch wohl erhaltenen Capelle und einzelnen eieher noch aus dem XIV. Jahrhunderte stammenden Theilen des alten Palas oder Wohngebüdes, zu dem die erwähnte eingestürzte Mauer gehörte. Auch für die Sittengeschichte, das Vertheidigungswesen und häusliche

Einrichtung geben die noch erhaltenen Reste manchen lehrreichen Anhaltspunkt und Aufschluss.

Der Hügel, auf dem die Ruine steht, sammt dem Walde ist Eigenthum Sr. k. k. Hoheit des Erzhersogs Albrecht, jedoch verpflichteten sich die Eigentümer des Gutes Weikersdorf — die freiherrl. von Dobhoff'sche Familie — beim Verkauf dieses Waldes weder in Gestalt noch Verwendung der Ruine eine Änderung eintreten zu lassen. Sonach fiel das Urtheil des k. k. Bezirksamtes Baden ab, da, dass die Gutsverwaltung Weikersdorf keineswegs eine Abtragung der schadhaften Theile der Ruine Raueckeeck vornehmen dürfe, sondern im Gegentheil das Verhalten werde, diejenigen Ausbesserungen allmählich vorzunehmen, welche zur Instandhaltung der Ruine und zur Vermeidung eines weiteren Einsturzes, der die prächtige Sicherheit gefährden würde, sich als unerlässlich herausstellten.

Dem Vernehmen nach ist in dieser Richtung wohl das Nöthigste veranlasst, jedoch keine genügende und in archäologischer Beziehung entsprechende Ausbesserung vorgenommen worden. Ich werde jedoch in kürzester Zeit nicht ermangeln, den gegenwärtigen Bestand zu untersuchen und der k. k. Central-Commission davon Bericht zu erstatten. Dr. E. Freih. v. Sacken.

Büchlin. In den „Mittheilungen“ Jahrgang 1857, Monat October, Seite 256 und ff. gibt Herr von Wolfskron unter dem Titel: „Der Bischofstab, dessen liturgisch-symbolische Bedeutung und allmähliche Entwicklung seiner Gestalt“, die Abbildung und Beschreibung eines im Benedictinerstifte zu Raygers stehewahnten Pastorale. Es sei uns gestattet, hieran einige Bemerkungen zu knüpfen. Wenn H. v. W. sagt: „Dass dem Papste, jedoch kaum früher als im XIV. Jahrhunderte, der Stab mit dem dreifachen Kreuze vorgetragen wurde“ so hatte er wohl hier bloß das heroldische Zeichen des Papstes im Auge, denn in der Wirklichkeit wird und wird ein solches Kreuz dem Papste nie vorgetragen. Eben so scheint es ein einfacher Stylfehler zu sein, wenn er behauptet, dass das Sudarium nur an den Stäben der Älste und Äbtissinnen befestigt war; sich zu überzeugen, dass dieses Sudarium auch die Bischöfe an ihren Stäben hatten, kann wohl nicht schwer sein; an allen Grabmonumenten der Bischöfe bis tief ins XV. Jahrhundert sieht man solche Sudarien¹⁾. Vielleicht sind denn H. v. W. die Mittheilungen des historischen Vereines für Krain, September 1857 zur Hand, dort findet er einen Grabstein abgebildet, welcher die Jahreszahl 1430 trägt, worauf ein bischöfliches Pedum mit dem Sudarium.

Auf die Beschreibung des Rayger Pedums übergehend, sagt S. 261 H. v. W., dass das Pedum, weil es mehrere vierseitige Ösen für das Sudarium hat, offenbar für einen Abt bestimmt war und nach seinem Fundorte wohl einem des allherwürdigen Benedictinerstiftes Raygers gedient haben mag“. Nach Wolny's Topographie zeigt sich, dass erst der Probst Cilestin Arlet (1616—1683) vom apostol. Stuhle die Abts-Insignien, Ring, Stab und Mitra etc. erhalten hatte, dass sein Nachfolger „Victorius“ die Taxen hiefür gezahlt, und erst der Probst Plectidus Novotny im April 1690 sich derselben, als der erste Vorstand in Raygers, bediente. Nun aus dem XVII. Jahrhundert ist das Pedum wohl nicht, konnte daher auch nicht von einem Rayger Probstem — denn Älste erhielt Raygers erst seit 1813 — stammen, eher es ist auch nicht aus dem

XIV., sondern aus der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Die Buchstaben, sowie der Engel mit der Laute sind zu markt, als dass man sie in das XIV. Jahrhundert versetzen könnte. Freilich kommt bei der Bestimmung der Zeit ungemein viel darauf an, so weilm, in welchem Lande dieses Pedum gewohnt wurde. Es nach Mähren oder Böhmen zu versetzen, dafür hat man wohl gar keinen Anhaltspunkt; we denn aber, wenn der Spruch: „Christus regnat, Ch. vincit, Ch. imperat“ zum Leitstern dienen? Man schreibt diese Worte allgemein Karl dem Grossen zu, ob mit Recht oder mit Unrecht, mag für diesmal dahingestellt bleiben, indess so viel ist gewiss, dass diese Worte hier und da, doch nicht häufig, den Anfang einer Litanei bilden. Beispiele hiefür gehen Binterim's Denkwürdigkeiten der katholischen Kirche. Nun fragt es sich: in welchem Lande haben sich Litaneien mit ähnlichem Anfange am längsten erhalten? So weit meine Forschungen reichen, sind es die Rheingegenden von Strassburg bis Köln, in denen sich jene Worte in den Kirchenbüchern und Litaneien am längsten erhielten. Ja man hatte sie sogar auf Kirchenhöfen und auf Thürme einmessen lassen. So fand ich sie hoch oben am Thurme des Strassburger Münsters an den vier Seiten oder den Fenstern des Glockenhauses, nur vermehrt mit „Christus donat“. Nun was hindert uns, die Fabrication dieses Pedums in eben jene Gegenden zu versetzen? Gerade die Technik daran scheint hinzuweisen, und dann, warum schrieb der Künstler „vlt“ statt „vnt“? Nicht die Slaven, wohl aber die Völker der romanischen und germanischen Zunge lassen das b wie e erklingen. Wenn man nun bedenkt, dass Litaneien hauptsächlich bei Processionen, Kirchenumgängen gesungen wurden, und gerade bei solchen Feiertlichkeiten das Pedum dem die Procession führenden Bischof oder Abt zur Stütze diente, dann ist der Zusammenhang der beiden Sprüche auf dem Rayger Pedum mit dem Zwecke selbst einleuchtend. Der Pontificalinterie, wie aus seinem Choralbuche: Chr. vincit, und erinnerte sich durch des Spruch: „Jesus natus transiens, per medium illorum ibat“ an das hohe Vorbild, dem er bei seinen apostolischen Reisen nachahmen sollte, diese Devisen auf die in der Curve angebrachten schönen Eisenbein-Schnittwerke zu beziehen, halten wir für gewagt, einmal weil der Spruch: „Jesus natus transiens etc.“ so dem am Kreuze hängenden Heilande gar nicht passt, und dann, weil das Schnittwerk uns etwas älter zu sein scheint als die in Kupfer gearbeitete Windung. So viel also für diesmal über das Rayger Pedum, welches hauptsächlich durch Devisen einzig da steht.

Bei dieser Gelegenheit machen wir die Archäologen auf ein Pedum des Cistercienser-Stiftes Zwettel aufmerksam. Dieses ist ganz von Eisenblech, der runde Stab hat unten eine Messingspitze, misst bis zum Knauß 5 Fass $4\frac{1}{2}$ Zoll, besteht aus 19 runden Theilen, die durch vergoldete Metallringe verbunden sind, wovon 20 weisse Felder entstehen. Der Knauß ist ein Oktagon, dessen mittleres Feld schwarz ist; die anderen weissen Felder sind mit Steinen verziert. Er misst an Höhe 2 $\frac{1}{2}$ Zoll. Die Curve steigt gerade aus dem Knauß, ist anfangs glatt, wird dann wieder rund wie der Stab und endet in einen Schlangenkopf. Sie hat eine Höhe von 8 Zoll, ihr Durchmesser beträgt $5\frac{1}{2}$ Zoll. In dem innern Raume dieser Curve, welche 14 gleichfalls von Eisenblech geformte Krappen hat und mit 9 Steinen verziert ist, befindet sich, gleichfalls von Eisenblech, die Madonna mit dem Kinde und der h. Bernhard mit dem Marterwerkzeugen. Die Sage, so wie eine schon im XIV. Jahrhundert geschriebene und im Stifte aufbewahrte Notiz schreibt dieses Pedum in einigen seinen Theilen dem h. Bernhard zu. Wenn auch nicht von den Bräutigam, so doch gewiss aus der ersten Zeit der Stiftung des Klosters Zwettel stammt theilweise dieses Pedum, das einer höheren Würdigung verdient, weil es wahrscheinlich das älteste in der österreichischen Monarchie ist.

¹⁾ Bisher galt es aber für eine unbestrittene Thatsache, dass die Sudarien ein besonderes Attribut der Stäbe für Älste und Äbtissinnen bilden und es wäre aus der liturgischen Notwendigkeit, dass auch die Bischöfe das Sudarium sich bedienten, von größter Wichtigkeit. Wenn Herr Dr. D. d. d. d. aber behauptet, „dass man auf allen Grabmonumenten der Bischöfe bis tief in das XV. Jahrhundert solche Sudarien sieht“, so ist dies entschieden unrichtig. Es gibt alle Reihe von Grabmonumenten der Bischöfe, wo dies nicht der Fall ist. D. Red.

Literarische Anzeigen.

Studien über die Geschichte des christlichen Altars von Fr. Laib und Fr. Joseph Schwarz, leitende Mitglieder des Rottenburger Diöcesan-Vereins für christliche Kunst, Stuttgart, Rümelin's Wittwe, 1857.

So viel ich weiss, hatten wir bisher vieles Einzelne über den Altar und seine Einzelheiten, auch die allmählichen Veränderungen und Verschlimmerungen; aber eine zusammenhängende Geschichte, wahrlich kein leichtes Werk, wird uns durch die geübten Verfasser zum ersten Male geboten, und Kenner der Schwierigkeiten werden den Ehrenmännern ihres besten Dank abstellen, auch wo sie unvollständig sind; denn jetzt erst ist die feste Grundlage gelegt, und die Ermittlung mancher Einzelheiten bleibt zwar oft noch schwierig, ist aber wesentlich erleichtert. Wenn irgendwo Nachhülfe zur klaren Anschauung durch Abbildungen nöthig, so ist es hier der Fall, und die Zugabe von Lithographien daher eben so erfreulich als praktisch vorzuziehen. Aber auch bloss auf die Nachhülfe der Anschaulichkeit um der klaren Auffassung willen sind die Bilder berechnet; denn kein theures Bilderbuch sollte gelieft werden, sondern sie Vereingabe für den Rottenburger christlichen Konvent, und an dieser wohlflehenen Tabe sollte sich auch die übrigen Kunstfreunde erfreuen und betheiligen.

Gehen wir nun in das Buch selber ein, so zerfällt der Stoff nach der Behandlung der Verfasser in drei Perioden: 1) in den ältesten verhältnissmässigen Altar bis auf Leo IV., 2) in den Altar mit Reliquiarinsaufsatz, 3) in den Flügelaltar, der endlich auch der Kirchenneuerung in die jetzige Uniform des Holz- oder Steingehäuses aussartete.

Der erste christliche Altar wird zwar bei den Lateinern wie bei den Heiden *altare* (*altaria Phoebo. Virgil. Ecl. 5*) genannt; nie aber gebraucht der Griechen den heidnischen Namen *βωμῆς* und *ἱερόναο*, noch was davon abgeleitet ist. Diese Einheit findet sich schon bei den siebenzig Dolmetschern, welche, wenn ich nicht irre, mit einer einzigen Ausnahme das Wort *βωμῆς*; nur von den Altären Basile und sonstigen Götzen gebrauchten. Auch der Ausdruck *ἱερόβωμῆς* zu der christlichen Sprache verbannt, und das Evangelium hat dafür *ἱερὸν ἱερόναο*, wie wir zu anderer Zeit besprechen können. Paulus nennt den christlichen Altar *θυσιαστήριον*, d. i. Opferstätte, oder ganz einfach *ἱερόναο*, d. i. Tisch, und wirklich war er ursprünglich nur ein Tisch für das h. Opfer, und er wurde darum heilig gehalten, und nichts auf ihn gelegt noch gestellt ausser die Evangelien, die je ebenfalls den Heiland darstellen. Der Begriff Tisch reicht aber wenig hin zur Auffassung des Altars; denn bekanntlich ist seit den Tagen des heil. Johannes, der in der Offenbarung die Blutzugabe unter den Altären sieht, auch der Märtyrer ein nothwendiger Inhalt des Altars. Bekanntlich gehört dazu auch noch der Überbau des Ciboriums auf Säulen nebst den Vorhängen (Tetraloven), dem Kreuze oben auf und dem Peristarium *sub juxta titulo crucis*. Alle diese Gegenstände sind von unsern Verfassern trefflich abgehandelt. Indessen scheint mir die Behauptung gewagt, dass die erste Christenwelt nur einen Altar in ihrer Kirche hatte. Anastasius Praxedis u. s. w. sammeln mehrere h. Märtyrerleiber in ihrem Palaste, und der natürliche Aufwahrungsort war eben der Altar. Zu Jerusalem brauchten ebenfalls beim Einweihungsfeste unter Constantia viele Bischöfe das h. Opfer dar, was an einem einzigen Altar am so weniger möglich sein mochte, als die alte Liturgie mehr Zeit als jetzt in Anspruch nahm. Auch scheint mir eine kleine Lücke der Anfüllung und weiterer Forschung würdig. Die freie Stellung des Altars, so

dass nach jetziger Redeweise der Priester hinter ihm auf der Ostseite, das Gesicht das Gefühlsigen nach Westen zugekehrt, stehen konnte scheint mir nicht so ausgemacht, als gewöhnlich angenommen wird. In den Katakomben wenigstens hat das Begreifen seine Schwierigkeit. Dort ist der Altar der Märtyrer in der Wand, die Katheder also im Osten der Apis und ebenfalls die Stellung des Opfers auf der Morgen- oder Ostseite unmöglich. Auch sehr viele alte Altäre zeugen für die jetzige Sitte, z. B. der mathematisch älteste deutsche, gewiss sehr alte Altar zu Regensburg, auf einer einzigen Säule ruhend, weil er an die Wand gelehnt, lässt ebenfalls keine östliche Stellung zu, und so mögen wohl seit den ältesten Zeiten beide Stellungen in Übung gewesen sein, die östliche Stellung vielleicht bei der feierlicheren sogenannten Pöstfischmesse, die westliche bei der sogenannten Lesmesse; denn das Letztere war zur Zeit der Verfolgungen oft eintrat, begreift leicht, wer sich in die Nothlage der Christen versetzt, die schwierig durch lauten Gesang von nöthigen Aufsehen der Verübenden erregt haben werden.

Indessen wie es immer sei, so viel ist gewiss, dass zur Heidenzeit und noch lange nachher der Grundatz des Altarbaus die Verhüllung war, und wie das Opfer selbst nach Paulus, dem Ksson, Chrysostomus u. s. w. des Geheimnisses des Glaubens heisst und ist, indem wir Brod und Wein sehen, den Leib und das Blut des Herrn wissen, so wurde auch der Altar selbst als Geheimniss behandelt, und vor den Augen der Katechumenen eben so wie der Heiden verborgen. Dieser Grundatz wurde an einigen Orten bis am Ende des Mittelalters festgehalten, ja nahe um die Zeit der Kirchenneuerung baute noch St. Stephan in Mainz seinen Ciboriumaltar, wie die Inschrift bezeugt und der Angenehmheit lehrt. Und bemerkenswerth ist hiebei, dass gerade der Frohn- oder Hochaltar das Ciborium hat. Die Steinmetzarbeiten des Mittelalters hatte auch die Ciboriumshütte gewiss an Nebensätzen noch nicht ganz aufgegeben, wie die noch vorhandenen Beispiele an St. Stephan in Wien, zu Prag in der Teinkirche und im Dome zu Regensburg seltener beweisen. Hier sehen wir wieder, wie mittelalt es ist, durch bestimmte Jahreszahlen Perioden abzuthellen, indem an einigen Orten das Alterthümliche mehr oder minder gewissenhaft festgehalten wird, anderwärts und namentlich bei Neubauten mehr oder minder dem neuen Geiste gehuldigt wird und wurde. Im grossen Gassen aber haben unsere gelehrten Verfasser Recht, dass die Verhüllung des Ciboriums an einigen Orten schon früh durch Märtyrersehreine und ihre öffentliche Aufstellung geführt wurde, obgleich man noch himmelweit von der neuern Weise entfernt war, die den Altar und seine Geheimnisse, vor allen Augen blossgelegt wissen wollen.

Über das Material des Altars, ursprünglich aus Holz, seit Papst Evaristus (sees J. 100 bis 109) als Sinnbild des ewigen Felsens Christi, endlich seit dem Concilium Epaonense als Steinbau geboten (vonnach ehrwürdige Altäre, z. B. der des h. Petrus in Stein eingefaast wurden), ferner über die Confession und die Gewandung (*vestes, vestimenta altaris*), die Altarstufen, den mythischen Standpunkt des Altars inmitten der vier Säulen (S. 23), das Gefäss der h. Wegzebrung als Taube oder Thurm, nicht minder über das Kreuz, die Altartücher, Leuchter oder Lampen, Cancellen u. s. w., wird viel Gelehrtes, oft Neues, immer wohl Begründetes beigebracht; allein es würde ein neues Büchlein erfordern, wenn wir in jeder dieser Stoffe uns näher einlassen wollten. Der Fleiss und die Thätigkeit der Verfasser leuchtet aus jeder Zeile hervor; allein die Hauptsaache ist doch die Geschichte des Altars, d. h. seiner Veränderungen, die allmählich die neueste Gestaltung herbeiführten, und

diesen Stoff wollen wir nicht unterbrechen, da wir darauf das grösste Gewicht legen.

Unser Gelehrtenpar beginnt eine zweite Periode des Altars mit dem Decrete Leo's IV. Dieser sass 847 bis 855 in der karolingischen Zeit. Schon früh kam die Gewohnheit auf, die heiligen Märtyrerleiber, namentlich an ihren Sterbetagen, oder, wie die Kirche sagt, an ihren Geburtstag zum Himmel öffentlich auszustellen, und dazu bedurfte es eigener Schreine. Bekanntlich verfertigte schon unter König Dagobert der h. Goldschmied Eligius und sein Schüler Tillo solche Reliquienschreine aus Gold und Edelsteinen; Aachen zeigt noch heute, wie Karl der Grosse und seine Zeit heilige Überbleibsel ehrte, und wir brauchen hier nur auf das treffliche Werk von Floss „Aachen's Heiligthümer“ aufmerksam zu machen. Nach dem Spruche der Schrift: „ehret Gott in seinen Heiligen“, ist es kein Wunder, dass man auf den Altar zu setzen wagte, was unter den Altar zu setzen seit der ersten Christenheit nicht nur Gewohnheit, sondern Gesetz war. Indessen versteht man diesen Gebrauch gegen die altchristliche Übung, gemäss welcher der Altar als Sieg das h. Leibes und Blutes auf seiner messia nicht anderes trug. Wie weit der Gebrauch, die heiligen Reliquienschreine auf den Altar zu setzen, sich verbreitet haben mag, lassen wir hier unberührt; genug, Papst Leo IV. genehmigte durch sein Decret diesen Gebrauch, der auch in der Kirchenversammlung von Rheims im J. 867 bestätigt wurde. So wurden die Schreine allmählich gesehlich. Aber wir bemerken hiebei, dass sie dadurch noch lange nicht allgemein wurden; denn erstens werden solche Altäre wohl nur bei Neubauten vorgekommen sein, die meisten Kirchen aber ihren Bestand unverändert gelassen haben. Zweitens ist in dieser Zeit schon das Christenthum ziemlich allgemein verbreitet und es gab keine Märtyrer mehr, also auch keine h. Leiber weder für, auf, noch unter den Altar, also auch bei diesen keine Reliquienschreine für neue Kirchen, da man schon mit Partikeln sich begnügen musste. Was indessen der Schreinaltar (dessen Abbild. s. lithogr. Tafel) eintrug, das ist es offenbar, dass zuerst die verbliebenen Vorhänge wegfallen mussten, das Ciboriumsdach mit dem eucharistischen Gefässe ebenfalls hiedertlich war, der Altar also notwendig die Veränderung erfuhr, dass er theilweise aus seiner alten Verhüllung herausrat; denn Seitenvorhänge (noch zu Münster in Westphalen nachweisbar) blieben noch in Anwendung, dienten sogar zum Lichte schmucke, wie man am besten aus den Abbildungen sehen kann. Was wurde nun aus dem Ciboriumskranz? Dieses konnte leicht an des Scheidebogens des Chores, den sogenannten Triumphbogen wandern. Was wurde aber aus dem eucharistischen Gefässe, Peristerion oder Pyxis, Taube, Thurm oder Bëhse? Dieses wurde vermittelt einer Kette aus Anfängen und Herablassen an einer Säule angebracht und gestaltete sich schon vor der Einführung des Frohleichnamfestes an einer Art Expositio, in welcher allerdings nur das h. Ciborium-Gefäss, nicht die h. Hostie selber sichtbar war.

Ob diese Art Schreinaltäre im Mittelalter so allgemein wurde, als unsere gelehrte Verfasser anzunehmen scheinen, lassen wir unberührt; genug, der Altar musste sich verändern und einen Hinterbau als Untersatz und Stütze für den länglichen Schrein in der Mitte erhalten, da für die h. Opferhandlung der nötige Raum freigelassen werden musste. Die sogenannte Predella ergibt sich also von selbst und es liegt im Geiste der Sache sie mit eucharistischem deutschem Bildwerke zu schmücken, eine Sitte, die um so weniger beweislich werden kann, als in den Katakomben schon die freie Altarwand im Angesichte des Priesters Gemölde hat. Dass dieser Bilderaltar wuchs und sich erweiterte, lässt sich begreifen; allein über das Einzelne sind wir dennoch noch nicht so im Klaren, wie wir es wünschen. Wir haben in allen deutschen Ländern noch so viele treffliche Flügelaltäre, dass wir nicht darüber in Zweifel sein können, wie sie noch zu Zeiten der Kirchenverneuerung beschaffen waren, von missiger Höhe, ohne die Offenstar (Luciden) zu verdecken. Wir können sogar urkundlich nachweisen, wie der Altar bis zum sechzehnten Jahrhundert aussah; denn in Nürnberg,

Blaubeuren, Soest, Dortmund u. a. w. zog der Protestantismus ein, liess aber Alles in seinem früheren katholischen Bestande, so dass der Beschauer sich sogar im Jahr 1523 und weiter zurück versetzt sieht. Indessen, wie sehr wir den Fleiss, die Gelehrsamkeit und die scharfsinnige Auffassung der Verfasser anerkennen, scheint uns doch ein Mittelglied zu fehlen, dessen genaue Forschung zur vollen Lösung des Räthels führen dürfte, oder vielmehr das Mittelglied ist nicht hinlänglich betont, um klar hervorzutreten. Wir wollen uns darüber offen aussprechen und die Sache dem Ernisse der gelehrten Verfasser bei einer zweiten Ausgabe anheimstellen.

Wenn Mainz noch im sechzehnten Jahrhunderte seinen Ciborium-Altar erbaute, wenn eine so grosse Anzahl von alten Kirchen mit Krypten ihren Bestand nicht änderte und die h. Märtyrerleiber unter dem Altar liess (allerdings auch für ausgezeichnete Festtage sie herausnehmen und wie a. B. den Severiankasten zu Cöln ausstellen konnte), wenn überhaupt reiche Reliquienschreine eben wegen ihrer Kostbarkeit nur für reiche Kirchen in Stiftern und Abteien möglich waren, so möchte, um vieles andere zu übergehen, der Schreinaltar nicht solchen überwiegenden Einfluss gehabt haben, als behauptet wird. Wir finden hingegen ein anderes Ereigniss, in welchem selbst die Nothwendigkeit liegt, dass der Altar sich ändern musste, weil gleichsam der Grundriss sich änderte.

Welches ist dieses Ereigniss? Einfache Antwort: Die Einführung des Frohleichnamfestes. Wie änderte sich der Grundriss? Früher war der Altar verhüllt, jetzt musste er für die Ansetzung des h. Sacramentes und für die Anbetung der Gläubigen enthüllt werden. Verhüllung, Enthüllung sind doch nicht zu läugnende Gegenstände. Hier aber sagen wir ganz einfach: das Einzelne über die Einführung des Frohleichnamfestes mit Allem, was damit zusammenhängt, ist noch nicht hinlänglich erforscht, daher auch die Unklarheit über den Altar. Das Frohleichnamfest wurde, wie noch jüngst Corblet (Revue de l'art chrétien 1858 Nr. 2, p. 65) selbst anderes Wissenswürdigkeiten nachweist, bekanntlich von Lütlich aus veranlasst, dasselbst auch zum ersten Male im J. 1247 gefeiert. Der h. Leib des Herrn ward öffentlich umhergetragen, durch Stadt und Land, öffentlich und sichtbar ausgestellt auf dem Altare des Herrn. Papst Urban debatte im Jahre 1264 dieses Fest auf die ganze Christenheit aus. Die französischen Werke von J. B. Thiers (da l'exposition du Saint Sacrement), Pascal (Diet. de liturgie s. Ostensor) über diesen Gegenstand sind mir nicht bekannt, die um so merkwürdiger sein mögen, als schon früher (Corblet l. c.) ähnliche Einrichtungen bestanden, nicht bloß als Gottesdienst auf den Kreuzen, sondern als eigentliche Sacraments-Prozessionen. So spricht Lafrank im elften Jahrhundert vom Palmsonntage, an welchem in einem Schreine nicht sichtbar, zum Andenken an den Einzug des Herrn in Jerusalem, das Sacrament herumgetragen wurde. Matthäus Paris (da vita Abbas monaster. S. Albani) erwähnt dasselbe Stat der Kantselberger Kirche. Über die sogenannte Arca Dei (Gottes Arche) sind die Gelehrten uneins. Wie aber immer die Sache sich verhalte, so viel leuchtet ein, dass nach der Einführung des Frohleichnamfestes zwei Dinge nötig wurden, erstens ein Gefäss, von Zeigen (*menstrare, ostendere*) Monstranz, Ostensorium, Venerabel, Sonne, Melschiodoch (Corblet p. 65) u. a. w. genannt, mit einem Griffe oder Unterstatte, wie am Kelche, um es zeigen zu können; zweitens ein Platz, der auf dem Altare zur Aufstellung des Sacramentes unter würdiger Umgebung von Lichtern u. dgl. ermittelt werden musste. Nun gestalte ich aber offen, dass die Geschichte der Monstranz für mich wenigstens eine dunkle und verworrene ist. Die älteste, welche ich kenne, ist die vortreffliche aus Ratingen bei Düsseldorf auf Kosten des Pfarrers gefertigt im Jahre 1394. Vom Jahre 1264 bis 1394 ist aber ein weiter Weg von 130 Jahren. Eine Pyxis als Monstranz anzusehen, geht nicht an, denn diese ist eben so wenig durchsichtig als ein Ciborium. Die Sichtbarkeit gehört zum Frohleichnamfest und da ist Glas oder Krystall notwendig, wie in Marseille, wo vorerst am Frohleichnam-

faste die Mutter Gottes mit dem Jeankinde umbergetragen wurde und diesen trug in seinen Händen die im Krystalle sichtbare Hostie. Und dennoch scheint es sich so verhalten zu haben, dass eine Pyxis (Büchse) anfangs an vielen Orten die Stelle der Monstranz vertrat, also die ältere Sitte des anacharistischen Gefasses noch beibehalten wurde. Conservator Fr. Bock, der bekannte Verfasser der Geschichte der liturgischen Gewänder, wird zu seiner Zeit über mehrere Gefässe reden aus Horn, also wenig durchsichtig; aus Elfenbein, sogar mit anacharistischem Bildwerk, also gar nicht durchsichtig, die wahrscheinlich zu keinem andern Zwecke als zur Aufbewahrung des h. Frohleichnams dienten. Merkwürdig, dass sogar in Cöln und Umgegend sich eine alte Monstranz findet, ausser der genannten in Ratingen, die älter ist als die durch Sighart bekannt gewordene zu Freising. Oberhaupt scheint es, dass das Frohleichnamsfest nicht die schnelle Ausbreitung gefunden hat, die man nach dem Befehle Urban's voraussetzen sollte. Nach der Versicherung Corblot's hatten im siebzehnten Jahrhundert noch nicht alle französischen Kirchen eine durchsichtige Monstranz. Durand, Bischof von Meuds (lebte nach Urban), zählt alle Fests auf, spricht aber vom Frohleichnamsfeste gar nicht; es wird nurst im Concil zu Vienne 1311 unter Clemens V. besprochen und erst mit 1321 in Frankreich gefeiert, scheint aber erst im fünfzehnten Jahrhundert zur allgemeinen Anerkennung gekommen zu sein.

Sahen wir nun auf den Platz, der auf dem Altare der Monstranz eingeräumt werden musste, so scheint man anfangs, da die Ausstellung nicht so häufig war wie jetzt, der sacramentalische Segen mit der Monstranz (s. Corblot ael. p. 66) noch jünger ist, sich damit begnügt zu haben, ein eigenes Sacraments-Gehäuse für jedesmal auf den Altar zu stellen, und solcher künstlicher Gehäuse aus übergoldetem Eisen werden noch hier und dort unter alten Kirchengeräthen gefunden, und sie waren bisher ein Rithsal. Dass der Altar selber auf dem heil. Frohleichnam noch keine Rechteik nahm, beweisen augenscheinlich die vielen Klipp- oder Fingeraltare des fünfzehnten, ja des ersten Drittels des sechzehnten Jahrhunderts, bei denen auch nicht eine entfernte Ahnung von der Anlage eines Tabernakels (nach jetzigem beliebtem Ausdrucke Sacramentshäuschens) vorliegt. Eben weil es im Altare fehlte, wurde es aus dem Evangelien angelegt, und die künstlichen Tabernakel zu Nürnberg, Ulm u. a. w. stammen alle aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, ja Cöln legte das seine, das früher gar sehr alt galt, erst im sechzehnten Jahrhundert an, und genauere Forschungen werden ergeben, dass kein einziges über das fünfzehnte Jahrhundert hinausreicht.

Mit dem Tridentinum fing man ungefähr überall an, das Tabernakel in einen Altar, Fron- oder Seitenaltar, zu verlegen, und da das Tabernakel selbst schon einer ziemlichen Höhe bedarf, so wurde das frühere Altarbild notwendig erhöht, und die spätere klassische Einflüsse, das Sinken der Religion und ihrer Wissenschaftlichkeit samt allen ekelhaften Anhängseln der neuern Kunst- und Gesehmaksrichtung thaten das Ihrige, um am Ende aus dem Altare das zu machen, was es ist. Der Stoff ist zu unerschöpflich, um ihn weiter auszuführen, zumal unsere gelehrten Verfasser alles Nöthige gesagt haben. Eins jedoch muss ich noch hier berühren. Unsere Altarfenster glauben, die Erfindung der Ölmalerei habe einen sorderlichen Einfluss auf die Veränderungen des Altars ausgeübt. Ich erlaube mir anderer Meinung zu sein, und vermeta mich gleich in die Wirklichkeit des Lebens. Bei der frühern Tempera- und Goldgrundmalerei blieb das Gemüth des lebenden Betrachters gar auf sich beschränkt, und wurde durch kein Nebenwerk gestört. Mit der Ölmalerei, welche auch die Schmalmalerei einführt, trat zugleich die Luft- und Landschafts-Fernsicht (Perspective) ein. Man denke sich nun eine Geburt Christi, dabei zum ersten Male die Landschaft von Bethlehem, mit den Hirten und Schaffeln auf den grünen Bergen und der Engel in der blauen Luft. Wie gross mag der Eindruck gewesen sein, der jetzt noch ein äusserst lieblicher ist! Es ist auch kein Wunder, dass jetzt

die Schnitzaltäre ausser Gebrauch kamen, die mehr als ein Menschenleben beschäftigen können, und am Ende den lebendigen Eindruck der Malerei doch nicht erreichen. Was aber die Hauptsache ist, durch Luft und Landschaft wurde der Gruppierung sogar überflüssiger Gestalten ein grosser Spielraum gestattet, und in Verbindung mit dem heringebrochenen classischen Geste, der Vorliebe für Nacktes, Muskelverzerrung u. s. w. trat jetzt ein Willkür ein, die nicht nur bald auf das ganze Kunstgebiet sich ausdehnte, sondern endlich auch dahin ausartete, dass sie sich um die Christlichkeit der Kunst gar nicht mehr kümmerte, ja nicht einmal mehr die Kirche berücksichtigte, und ohne viele Umstände die christliche Ost- und Lucidenseite für den neuen Pinsel-Goliath verdeckte, vermauerte, veränderte. Es genüge an diesen Andeutungen, dass wir werden hoffentlich noch an anderer Stelle Gelegenheit haben, uns über die Ölmalerei auszusprechen, die wir für keinas Gawira der Kirche halten. Man sehe sich die Altäre des fünfzehnten Jahrhunderts an, wie frisch ihre Farbengebung noch neben viel jüngerer nach- und eingedunkelten Bildern aussieht, und man wird angeben, dass beide, Christenthum und Farben, haltbarer waren.

Unsere Verfasser besprechen nun noch eine Menge sonstiger Einzelheiten, die Missstände des Mangels der Vorhänge an Seitenaltären, des Ursprung der Baldachine u. s. w., endlich die jetzige Ansetzung des Altars in einen Hochbau, der dem Opferliche seine Bedeutung nehmen würde, wenn es eben möglich und die Kirche eben nicht unarwärtlich wäre. Allein wir haben schon das Mass einer gewöhnlichen Recension überschritten und verweisen den Leser einfach auf die Schrift selber, die wir ohne Bedanken für eine bedeutende Erscheinung unserer Zeit halten. Ausreißt wird sie hoffentlich viel Gutes und anr Ausfüllung einiger Lücken hat sie selbst die Fingerzeige gegeben.

Krauser.

* Professors v. Eitelberger Vortrag: „Über Städtebauten und Städteanlagen“, welches er, so wie mehrere andere junge Gelehrte, vor Kurzem in dem landständischen Saale in Wien gehalten hat, ist (bei Carlold in Wien) im Drucke erschienen.

* In Krakau wird die Herausgabe eines Prachtwerkes „Geschichte und Beschreibung der Krakauer Kathedrale“ von dem hochwürdigsten Bischof Letowski vorbereitet. Ein sehr feines Quellenstudium und eine ausführliche kunstgeschichtliche Würdigung seiner Gemälde, Altäre und seiner Schatzkammer, verbunden mit einer vorzüglichen artistischen Ausstattung, sollen dem Werke eine hervorragende Bedeutung geben.

* Die bedeutendsten kirchlichen Stiftungen, welche das Mittelalter in Frankfurt a. M. hinterlassen, ist die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser zu St. Bartholomae in Frankfurt a. M. und die unangefangenen Erinnerungen, welche die katholische Pfarrkirche Frankfurts hervorrufen, müssen auch in den weitesten Kreisen ein ungewöhnliches Interesse erwecken. Aber abgesehen von der grossen historischen Bedeutung dieses Gotteshauses, so gehört der Frankfurter Dom auch in archäologischer Hinsicht zu einem der interessantesten Beispiele der Frühgotik in Deutschland. Er wurde im Jahre 1209 vollendet und von diesem Bau ist noch das gegenwärtige Langhaus des Domes erhalten; 1315 wurde der alte Chor abgebrochen und ein neuer angebaut. Die Kirche besitzt gleich hohe Schiffe mit viereckigen Pfeilern, die an den Ecken abgeplattet sind und Dreiertheilssäulen als Gurtträger besitzen. Der Chor ist im reicheren gotischen Styl ausgeführt, das Querschiff angewöhnlich

ausgedehnt, so dass die Kirche die Form eines griechischen Kreuzes erhält. Von besonderem Werthe sind auch die aus dem J. 1427 ausgeführten und entschieden im Charakter der Kölner Schule ausgeführten Wandgemälde des Chores. Im J. 1833—1836 wurde der Dom einer bedeutenden Restauration unterzogen und es wäre daher ein gerechtfertigter und bei Gelegenheit der Restauration günstiger Anlass gewesen, nicht nur die geschichtlichen sondern auch künstlerischen Verhältnisse der Bartholomäuskirche zu Frankfurt a. M. gründlich und ausführlich zu behandeln und durch entsprechende Illustrationen so verherrlichen. Über dieselbe liegt uns zwar gegenwärtig eine kleine Monographie von Dr. B. J. Römer-Böhmer vor, welche im J. 1837 erschienen und des Zweck zu heilten scheint, die Aufmerksamkeit auf dieses Bauwerk allerdings hieselben; aber wir müssen gestehen, dass diese Monographie uns nur wenig befriedigt hat. Dieselbe mag zwar sehr fleissig und sorgsam in historischer Beziehung gearbeitet sein, dagegen lässt sie vollends unbefriedigt in Bezug auf die kunsthistorische Erläuterung und noch weniger dürfte die schlechten Holzschnitte entschädigen, die das Werk zu illustriren bestimmt sind. Wir können deshalb auf dasselbe nicht näher eingehen, da es uns in dem Werke so den entsprechenden Anhaltspunkten mangelt.

* W. Lübke's „Geschichte der Architectur“ hat in verhältnissmässig kurzer Zeit einen so erfreulichen Anlauf gefunden, dass die erste Auflage derselben schon im J. 1857 vergriffen war. Gegenwärtig erscheint nun eine zweite Auflage dieses sehr empfehlenswerthen Werkes in einzelnen Lieferungen mit einigen wesentlichen Abänderungen und wobei auch die Zahl der Holzschnitt-Illustrationen von 200 auf 400 vermehrt wurden. Wir machen vorläufig auf das Erscheinen dieses neuen Werkes die Freunde der Baukunst aufmerksam.

* Das zweite Heft (J. 1858) der Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst, herausgegeben v. Quast und Olte, bringt die Beschreibung und Abbildung des Elfenbein-Relief auf einem lateinischen Evangelienbuch der Hamburger Stadtbibliothek von Chr. Petersen, eines literarhistorischen Nachtrag zur Erklärung des Werbener Kelches v. J. Zacher und eine Fortsetzung der archäologischen Reiseberichte von Hr. v. Quast, welche diesmal Ammensleben und Hammersleben betrifft. — An kleineren Aufsätzen und Notizen haben wir gefunden: die Urkunde des Bischofs von Hildesheim über die Einweihung der St. Michaeliskirche im J. 1186, Reiseentwürfe über alte und neue Kunst, eine Notiz über die goldene Altartafel zu Basel und einen Beitrag zur marianischen Symbolik; ferner: Mittheilungen über Erhaltung und Zerstörung der Denkmäler und literarische Anzeigen.

* Von dem zweiten Jahrgange der Zeitschrift „Kirchen-schmuck“, herausgegeben unter der Leitung des ehrlichen Kunstvermeiners der Diocese Rottenburg sind zwei Hefte erschienen. Wir begegnen Nr. 1 einen Aufsatz über die Wahl und Anfertigung von Bildern auf kirchlichen Falten, einer Beschreibung der Kunstschnitte zu Nieder-Altoch in Nieder-Boiren, bestehend aus einer Casule, einem Zingulum und Pastrale des h. Godehard, Bischofs von

Hildesheim, welche dem Ende des XII. oder Anfang des XIII. Jahrhunderts angehören sollen und einen Auftrage zur Bildung von Paramentenvereine. Nr. 2 enthält eine Fortsetzung der „Briefe an eine edle Frau“ von Prof. Kreyer, worin die Bedeutung und Formen des Nimbus abgehandelt werden; die Beleuchtung einiger praktischer Fragen wegen Anschaffung des „Kirchenschmuckes“, und eine Besprechung mehrerer Beispiele über die Darstellung Gott Vaters durch eine aus den Wolken gestreckte segnende Hand, welche sich in dem II. Bande des Jahrbuches der k. k. Central-Commission vorfindet. An artistische Beilagen bringen beide Hefte vier Farbtafeln mit romanischen Ornamenten und Zeichnungen zu einer Vesper-Stols, zu einem bibelischen Heodeschah mit aufgesticktem Kreuz, zu einem Chormantel s. a. w.

* Von Viollet le Duc erschienen bei Bame in Paris nun auch: „Entretiens sur l'architecture“ in monatlicher Lieferungen. Für Freunde mittelalterlicher Baukunst dürfte dieses Werk von grossem Interesse werden. Bis jetzt liegen zwei Hefte mit Tafeln und Holzschnitten vor.

* In Paris ist ein Werk von allgemeinem kunsthistorischem Interesse unter dem Titel: „Histoire de l'Art en France“ erschienen, das ein kritisches Verzechniss von allen Schriften über Malerei, Sculptur, Architectur und Kupferstechkunst in Frankreich enthält, welche von den ersten Zeiten bis auf unsere Tage herausgegeben wurden.

* Die Gesellschaft für Untersuchung und Erhaltung der Alterthümer im Grossherzogthume Luxemburg hat der k. k. Central-Commission des jüngsten Band ihrer Publicationen (Bd. XII) vorgelegt und zugleich den Wunsch um ferneren Austausch der Schriften ausgesprochen. Das Werk, dessen Inhalt — der Eigentümlichkeit des Landes entsprechend — theils französisch, theils deutsch geschrieben ist, zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung enthält alle auf den Organismus, die Leistungen und Administration der Gesellschaft bezüglichen Mittheilungen. Die zweite Abtheilung dagegen wissenschaftliche Abhandlungen, worunter wir bemerke eine Abhandlung über die Römerbegräbnisse mit den Gemäukungen der Gemeinden Waldbillig, Heffingen und Steinfort v. Prof. Joh. Empling; — Essai étymologique sur les noms de lieux du Luxembourg germanique par M. de la Fontaine — und Geschichte der Michaelskirche in Luxemburg, v. N. Breidorf. — Dem Bande sind drei lithographirte Tafeln, wovon zwei römische Alterthümer und die dritte eine Glocksenschrift enthält — beigegeben.

* Das letzte Doppelheft des Jahres 1857 von Didron's „Annales archéologiques“ bringt eine Abbildung und Beschreibung des byzantinischen Reliquienschrines zu Limburg, von Abbé Ibach; eine Fortsetzung der Abhandlung über kirchliche Gewänder und zwar über die Bekleidung des Altars, von M. X. Borchier de Mosteel; Nachträge zur Abhandlung über Glocken mit einer Abbildung von M. Chr. Savognat und Baron de Foes Mélieq, eine Abbildung und Erläuterung der Mosaik in der Kathedrale d'Aoste und die gewöhnliche archäologische Bibliographie.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 275 Illustrationen mit Anmerkungen.
Der Preis eines Heftes ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefte (welche Begrenzung zumal für Vereine als für Bibliotheken und des Auslandes) 4 R. 10 N., bei portofreier Zusendung in die Provinzen der österr. Monarchie 1 R. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehmen die k. k. Postämter jährlich alle k. k. Postämter der Monarchie, welche auch die portofreie Zusendung der einzelnen Hefte besorgen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur an dem Preise von 4 R. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 6.

III. Jahrgang.

Juni 1858.

Der romanische Baustyl in Oesterreich.

Von Dr. Wilhelm Lübke¹⁾.

In den österreichischen Ländern, mit Ausnahme der italienischen Provinzen, welche ihre eigene Kunstweise entwickeln, stehen alle Gebietstheile unter dem Einfluss deutscher Kunstübung, und selbst aus Slaven, Romanen und Ungarn erstreckt sich die Herrschaft des deutsch-romanischen Styles. Doch scheint keine feste Schultradition sich hierher fortgepflanzt, sondern nur in sporadischer Weise von verschiedenen Punkten eine Einwirkung stattgefunden zu haben. Wir finden in der reichlich gepflegten vorwiegend phantastischen Ornamentation denselben Grundzug, den wir in den Schulen des südwestlichen Deutschlands und der Schweiz angetroffen hatten, aber wir werfen zugleich gelegentlich durch auffallende Anklänge an sächsische Bauten überrascht; daneben mischt sich in den südlichen Gegenden mancher Einfluss der lombardischen Bauweise, besonders in der Anlage und Ausbildung der Portale, ein. Bei der Planform zeigt sich wieder darin etwas Gemeinsames mit süddeutschen Anlagen, die das Kreuzschiff häufig fortgelassen wird und drei Schiffe ziemlich in gleicher Linie mit drei Apsiden schliessen. Damit fällt denn auch eine reichere Thurmgestaltung fort, und nur in einer alten Abbildung der ehemaligen Domkirche zu Salzburg

erkennen wir ein östliches Kreuzschiff mit zwei Treppenthürmen an den Giebelseiten und einem achtseitigen Kuppelturm auf der Vierung, daneben dann die beiden Westthürme. Mit letzteren müssen sich sogar die bedeutenderen Kirchen in der Regel begnügen. Eine höhere Entwicklung der Architectur scheint überhaupt erst seit 1150 begonnen zu haben, und diesem späten Anfange entspricht das lange Festhalten an romanischen Formen, das wir in der Umgestaltung des sogenannten Übergangsstyles bis tief in die zweite Hälfte des XIII. Jahrhunderts verfolgen können. Ohne also im Ganzen und Grossen neue Gedanken und Conceptionen zu entwickeln, nehmen die österreichischen Länder die anderwärts ausgeprägten Formen auf und fügen ihnen lediglich in der bildnerischen Belebung einen Schmuck hinzu, der allerdings eine seltene Fülle und Beweglichkeit der Phantasie verräth und bisweilen Schöpfungen von vollendeter Durchbildung, von unübertroffener Schönheit des Details hervorbringt, welche freilich mit der Rohheit und Phantastik der figürlichen Darstellungen an denselben Werken in schreiendem Gegensatz steht. Diese Wendung lässt sich etwa seit dem Jahre 1200 wahrnehmen und gibt sich auch in der Aufnahme des ganzen im deutschen Übergangsstyl herrschenden Constructions-Systems kund.

Zu den in Oesterreich sehr seltenen Resten frühromanischer Zeit gehört der interessante, wahrscheinlich noch aus der zweiten Hälfte des XI. Jahrh. herrührende Kreuzgang des Benedictinerklosters Nonnberg zu Salzburg¹⁾. Das Düstere des Eindrucks, die sehr schweren, massigen Formen, die abnorme Gestalt der Säulenbasen als umgestürzten Würfelcapitals, die primitiven Kreuzgewölbe runden auf eine noch unentwickelte Epoche der Bauhätigkeit.

¹⁾ Wir entnehmen diese Darstellung dem neuesten Heft der zweiten Auflage von Lübke's Geschichte der Architectur (Juli 1858, E. A. Seemann's Verlagsgesellschaft). Zum ersten Male wird darin den Merkmalen des österreichischen Kaiserstiles eine grössere Aufmerksamkeit angewendet und der Versuch gemacht, die Lücke auszufüllen, welche bisher in ähnlichen Werken in Bezug auf Oesterreich vorhanden war. Wir der Herr Verfasser bemerkt, benützte er nebst den Werken von Lichnowsky, dann von Ernst und Oescher, vorzüglich als Quellen „eine Reihe von Publicationen, die hauptsächlich durch die Thätigkeit der k. k. Central-Commission hervorgeföhrt wurden, und in denen eine umfassendere Durchforschung der österreichischen Denkmäler angestrebt wird; dann das Prachtwerk: Mittelalterliche Kunst- und Bauwerke des österreichischen Kaiserthums von Dr. G. Heider, H. v. Eltzelberger und v. J. Bissler. Stuttgart 1856. D. Red.

¹⁾ Nach Dr. Heider's Annahme (Jahrbuch der Central-Commission II. Bd. p. 17) gehört dieser Kreuzgang in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts. D. Red.

Diese merkwürdige Anlage dürfte unter allen deutschen Kreuzgängen wohl das höchste Alter beanspruchen. Auch das in verwandter Constructionswaise ausgeführte Capitellhaus und die westliche Vorhalle der Kirche sind frühromanische Reste. Die übrigen bis jetzt bekannten rein romanischen Bauten Österreichs gehören ins XII. Jahrhundert, und zwar überwiegend in die zweite Hälfte desselben. Auffälliger Weise scheint die Form der Säulenbasilica, die wir im südwestlichen Deutschland so oft trafen, in den österreichischen Ländern gar nicht vorzukommen, und selbst von der gemischten Anordnung wechselnder Säulen und Pfeiler finden sich so vereinzelte Beispiele, dass auch diese Anlage sich als eine fremdartige verräth. Dahin gehört S. Peter in Salzburg, im Wesentlichen vielleicht noch die nach dem Brande von 1127 errichtete Kirche, deren Grundriss trotz späterer Veränderungen den ehemaligen Wechsel von zwei Säulen und einem Pfeiler deutlich erkennen lässt. Das Schiff, ursprünglich flach gedeckt, wird von gewählten Seitenschiffen eingeschlossen, verbindet sich im Westen mit einem viereckigen Hauptthürme, östlich dagegen mit einem wenig ausladenden Querschiffe, dessen Vierung eine Kuppel trägt, und an welches sich der kurze, später umgestaltete Altarraum mit rechteckigem Schlusse schließt auf. Erinnert hier die Anordnung der Arcaden an meisten an sächsische Vorbilder, so ist dies noch entschiedener bei dem erst nach 1145 erhaltenen Dom zu Seckau der Fall, dessen Arcaden einen noch reicheren Wechsel in der Gestalt der Stützen zeigen und obendrein mit jener rechtwinkeligen Umrahmung versehen sind, welche wir an S. Godehard in Hildesheim kennen gelernt haben. Doch ist die Basilikenanlage durch Fortlassen des Kreuzschiffes wesentlich vereinfacht, und auch die Detailbehandlung beschränkt sich auf die Formen der attischen Basis mit den Eckknochen des wenig verzierten Würfelcapitals, und im Äusseren auf den schlichten Rundbogen- und Würfelfries. In diese Reihe gehört sodann noch St. Georg auf dem Hradschin zu Prag, eine stark verbaute kleine Basilica mit Säulenkrypta und ziemlich roher Ausführung, ehemals im Mittelschiff ebenfalls flach gedeckt, über den Seitenschiffen aber mit Emporen versehen, deren halbrunde Tonnengewölbe auf gewisse südfranzösische Bauten hinzuweisen scheinen. Die Thürme stehen hier am östlichen Ende neben den Seitenschiffen, gleichsam als Kreuzarme.

In überwiegender Mehrzahl ist die Pfeilerbasilica zur Anwendung gekommen, und zwar zunächst mit flach gedecktem Mittelschiff. So zeigte es ursprünglich der Dom zu Gurk in Kärnten, dessen Hauptdispositionen in naher Verwandtschaft mit dem Dome zu Seckau stehen, denn auch hier endet das Langhaus ohne Kreuzschiff mit drei Apsiden, auch hier schliessen zwei westliche Thürme eine Vorhalle mit reich gegliederten innerem Portale ein. Dagegen besitzt dieser einfache Bau an seiner hundertsäuligen Marmorkrypta ein prächtvolles Unicum seiner Art. Die Bauzeit fällt in die

zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts. Eine höchst normale Anlage ist sodann die Stiftskirche St. Paul im Lavantthal (ebenfalls in Kärnten), mit zwei Thürmen und Vorhalle, östlichem Kreuzschiff und drei Apsiden, an Pfeilern und Bögen mit vorgelegten Halbsäulen gegliedert. Einfache Pfeilerbasiliken der Kärnthener Baugruppe finden wir ferner in der Prämonstratenserkirche zu Griventhal mit geradlinigem Schluss des Chores und seiner Absseiten; sodann in der Stiftskirche zu Eberdorff mit ausgedehnter Krypta unter Chor und Kreuzschiff, und in der Cistercienserkirche zu Viktring bei Klagenfurt einen Bau mit Kreuzschiff, doch ohne Krypta, der bei entschiedenen Übergangsformen ursprünglich ein flach gedecktes Mittelschiff hatte. So soll auch die Stiftskirche zu Seitenstetten trotz ihrer Modernisirung die Spuren einer Pfeilerbasilica zeigen, und endlich hat Böhlen in der grossen Prämonstratenserkirche zu Mählhausen (Milevsko) eine ähnliche Anlage aufzuweisen. Unter den ungarischen Kirchen gehören hierher die Kirche zu Felső-Örs und der Dom zu Fünfkirchen, ein stattlicher Bau mit vier Thürmen, ohne Kreuzschiff, mit drei Apsiden am Ende des dreischiffigen Langhauses und einer Krypta in der ganzen Breite der Anlage.

In der Regel nahm man indes die vollständige Wölbung der drei Schiffe und den damit verbundenen, durch vorgelegte Halbsäulen gegliederten Pfeiler auf. Doch scheint diese vollendete Ausbildung der romanischen Basilica erst um 1200 allgemeiner in Österreich eingedrungen zu sein, wenn gleich hier wie überall die Cistercienser der Bewegung den ersten Impuls gaben, und die grossartige Ahtkirche Heiligenkreuz in consequent durchgeführter rundbogiger Wölbung, obschon mit ungemein schlechter, fast nüchterner Formenbehandlung bereits 1187 vollendet war. Die Kirche, deren Gesammllänge sich auf 255 Fuss beläuft, gehört zu den bedeutendsten österreichischen Bauten dieser Zeit und erhielt nachmals durch die grossartige Erweiterung des Chores eine imposante Innenwirkung. Den Rundbogen haben ferner in allen Theilen die interessante Kirche zu Deutsch-Altenburg vom Jahre 1213. Das Langhaus der Franciscanerkirche zu Salzburg ist dagegen ein ungemein klar entwickelter Bau der entschiedenen Übergangsepöche, der schon in der Pfeilerbildung die consequent durchgeführte Anlage mit reich gegliederten Gärten, spitzbogigen Arcaden und Gewölben anzeigt. Fenster und Portale sind jedoch noch im Rundbogen geschlossen, die Details einfach und selbst plump, mit Ausnahme eines prächtvollen Südportals, wahrscheinlich einem ehemaligen Kreuzschiffe angehörig, in Reichthum und Schönheit der Ornamente, Schlankheit der Verhältnisse, farbigem Wechsel der Steinlagen sich von der übrigen Behandlung so unterscheidend, dass man an italienische Arbeit denken muss. Der Chor ist ein durch Originalität und Grossartigkeit der Anlage ausgezeichnetes Werk der späteren Gothik. Hierher gehört auch die Stiftskirche zu Innichen in Tirol, eine entwickelte

Anlage mit Krypta und Kreuzschiff, mit reicher Ornamentation, namentlich bei ansehnlichen Portalen ausgestattet, darunter das westliche nach lombardischer Bauweise einen Vorbau hatte, dessen Säulen ehemals auf Löwen ruhten. Diese offenbar aus Italien stammende Portalanlage fand sich ehemals auch am Dom zu Salzburg und an der Stiftskirche S. Zeno. Auch in Böhmen gibt es einige bedeutende Bauten dieser Zeit, so die Dechantenkirche zu Eger, welche Anklänge an den Dom zu Bamberg zeigen soll; die grosse, 1197 begonnene Collegiatkirche zu Tepl, 264 Fuss lang, mit zwei Westtürmen, Kreuzschiff und drei Apsiden, die mittlere aus dem Zehneck geschlossen; ähnlich wie es scheint und nicht minder stattlich die Kirche zu Tismitz, ebenfalls mit drei Apsiden und zwei Westtürmen.

Am bedeutendsten ohne Zweifel entfaltete sich dieser Styl in den rein deutschen Provinzen, namentlich Niederösterreich. Hier tritt uns in der grossartigen Cistercienser-Abteikirche zu Lilienfeld eine der glänzendsten Leistungen des deutschen Übergangsstyles entgegen. Von der ausgedehnten Klosteranlage ist die Kirche sammt den Kreuzgängen und dem Capitelsaal aus dieser Zeit erhalten. Erstere, von 1202 bis 1220 erbaut, zeigt schon im Grundriss die originelle Bedeutsamkeit, welche den meisten Bauten dieses Ordens eigen ist. Der Chor, ursprünglich polygon geschlossen, wurde nachmals durch einen imposanten quadratischen Hallenbau erweitert. Die schteckige Pfeilerform dieser Theile so wie die seltam brocken Consolen an deren oberem Ende, endlich die unorganische Anfügung dieser Theile scheint dafür zu sprechen, dass dieselben erst nach Vollendung des ganzen Baues hinzugefügt worden sind, um die Wirkung des Chores zu steigern. Das Kreuzschiff erhält ebenfalls durch Nebenhallen eine erhöhte Bedeutung. An den Gewölben wie an den Arcaden des Schiffes ist der Spitzbogen consequent durchgeführt, an den Chorarceden dagegen herrscht noch der Rundbogen, der auch an sämtlichen Fenstern und Bogenfriesen sich findet. Die Profilierung der Gewölbrippen hat im Schiff bereits gotische Formen, wie denn auch der ganze Grundplan hier mit seinen schmalen Gewölbjochen die quadratische Gliederung der Basilica aufgibt und gotischer Anlage sich zuneigt. Die Dimensionen sind höchst bedeutend, die ganze Kirche 264 Fuss lang, das Mittelschiff, bei 29 Fuss Breite, 78 Fuss hoch, verräth schon die schlank aufstrebende Tendenz. Auch das Äussere überbietet in seiner reichen und klaren Gliederung die sonst so einfache Bauweise dieses Ordens. Ein wahrhaft verschwenderischer Reichtum ist aber an dem Kreuzzuge entfaltet, der mit seiner regelmässigen Anlage dem zierlichen, leider modernisirten Brunnenhaus, der reichen Ornamentation, den vollendet schönen Bogenöffnungen sammt dem Schmuck von über 400 Säulen aus rothem Marmor eines der glänzendsten Beispiele klösterlicher Prachtarchitektur bildet. An ihn schliesst sich der

kaum minder bedeutende Kreuzzug zu Heiligenkreuz, dessen Bogen- und Gewölbstützen ebenfalls in mannigfaltigster Art mit 390 schlanken Säulen decorirt sind. Eine dritte bedeutende Kreuzgang-Anlage der Übergangszeit aus den Jahren 1205 — 1217 findet sich in dem ebenfalls Nieder-Österreich angehörenden Cistercienserstift Zwettl. In diese Epoche gehör'n ferner die Collegiatkirche zu Ardaeker vom Jahre 1230, deren modernisirtes Schiff die spitzbogigen Arcaden und die abgeschrägten romanischen Pfeiler zeigt; die mehrfach umgebauete Stiftskirche in St. Pölten, ohne Querschiff mit drei Apsiden und zwei Westtürmen; Façade, Querschiff und Chor der Kirche zu Klosterneuburg, welche auch eine reiche und schöne Kreuzganganlage im vollendeten Übergangsstyle besitzt; dann die Stiftskirche zu Neustadt mit Schiff und Thürmen, ein grossartiger Bau dieser Epoche, spitzbogig in den Gewölben bei rundbogigem Schluss der Fenster und Portale; endlich in Wien selbst die durch ungemein edle Ornamentik, klar entwickelte Pfeiler- und Gewölbanlage und ein bedeutsames Querschiff ausgezeichnete Michaelskirche, so wie die Façade und das Westportal (die sogenannte Riesenforte) am Stephansdome, wo die brillante Decoration in merkwürdigem Contrast mit der ungeschickten Phaenastik der figurlichen Darstellungen steht.

Eine geschlossene Gruppe bilden sodann die ungarischen Bauten. Sie folgen in Anlage, Construction und Detailbildung im Wesentlichen dem romanischen Style Deutschlands, haben am Äusseren, an Portalen, Fenstern und Bogenfriesen den Rundbogen; im Inneren dagegen an den Gewölben meistens den Spitzbogen und in der Gestaltung des Grundrisses, übereinstimmend damit, die schmalere Anlage der Gewölbfelder bei gleicher Zahl der Joche im Mittelschiffe und den Absseiten, wie wir sie in Lilienfeld fanden. Das Kreuzschiff ist bis jetzt unter allen ungarischen Bauten romanischer Zeit nur an der Kirche zu Oeza bei Pest gefunden worden; alle übrigen Anlagen haben den gleichmässigen Schluss der drei Schiffe durch Apsiden, von denen die mittlere bisweilen um ein Geringses vorgezogen wird. An der Westseite erheben sich in der Regel zwei stattliche Thürme mit steinernen Pyramidendächern, zwischen ihnen öffnet sich die Vorhalle durch einen weiten Bogen gegen das Mittelschiff, dessen geringe Längenausdehnung dadurch etwas vergrössert ist. In der Ornamentation entfalten die ungarischen Bauten den höchsten Reichtum und bisweilen eine seltene Schönheit und Originalität. Zu den wichtigsten Denkmälern dieser Gruppe, die ihre Verbreitung in den Gegenden zwischen Drau und Donau findet, gehört die auf steiler Anhöhe gelegene Benedictiner-Abtei Martinsberg, im XIII. Jahrhundert neu hergestellt und 1222 eingeweiht, ein Bau in entwickelten Übergangsformen, mit reich gegliederten Pfeilern und Arcaden und consequent durchgeführtem Spitzbogen; der rechtwinklige Schluss des Chores und eine ausgedehnte Kryptenanlage

sind bemerkenswerth. Dahin ferner die Kirche zu Lébeay (Lédeu), deren Aeusserer eine ansprechend klare Gliederung zeigt, und bei der die Anlage der drei Apsiden nach dem in Ungarn herkömmlichen Brauche durchgeführt erscheint; dahin der Dom von Wespřim, die jetzt zerstörte Kirche von Nagy Károly, und die grösstentheils in Trümmeru liegende Kirche zu Zsámbék, deren Grundriss die normale Anlage dieser ungarischen Bauten darlegt, und deren malerische Ansicht eine Anschauung von dem System der Construction gewährt, die hier schon den Gothischen sich nähert. Den höchsten Glanz entfaltet diese Architekturschule an der Stiftskirche S. Ják, die in der Gliederung des Aeusseren und der reichen Decoration alle anderen überbietet, namentlich aber eines der prachtvollsten Portale besitzt, die der romanische Styl hervorgebracht hat.

Im entschiedensten Gegensatz zu der reichen Ausbildung der ungarischen Kirchen stehen die kleinen, schmucklosen, selbst rohen Bauten Siebenbürgens, die indess, wenn gleich mit beträchtlichen Beschränkungen, die wesentlichen Merkmale des romanischen Styles zeigen. So die Kirche zu Michelsberg; sie hat ein flachgedecktes Mittelschiff, tonnengewölbte Absseiten und auf dem Chorraum ein Kreuzgewölbe; an der Fassade ist eine mit dem Portal verbundene zierliche Flächengliederung durch Blendbögen auf Wandtäulen bewirkt worden.

Eine im ganzen Bereiche des österreichischen Gebietes häufig vorkommende Anlage kleinerer Art bilden die Rundcapellen, die nur selten als Baptisterien gedient haben, wie die Capelle zu Petronell in Niederösterreich, auch nur ausnahmsweise Pfarrkirchen gewesen sind, wie die Rundbauten zu Scheiblingkirchen und zu S. Lorenzen bei Markersdorf, sondern grösstentheils die Bestimmung eines Karner (Carnarium), d. h. einer Grabcapelle gehabt haben. Sie liegen daher in der unmittelbaren Nähe der

Hauptkirchen, in der Regel auf dem Friedhofe, sind meistens kreisförmig angelegt und mit einem Kuppelgewölbe bedeckt, und haben gewöhnlich eine kleine Altarapsis. Vorzüglich charakteristisch ist aber für alle diese Bauten, dass unter dem Hauptraume sich eine Gruft befindet. Reich gegliederte Anlagen dieser Art findet man zu Deutsch-Altenburg, Mödling, Neustadt (achtteckig mit Apsis) in Steiermark zu Jabring, Harthberg, S. Lambrecht und Gaisthal (die Apsis auf einer Console), in Ungarn zu Ödenburg (achtteckig) und in interessant abweichender Form, mit vier auf der Grundlage eines Kreises nach aussen vorspringenden Halbkreisnischen, zu Pápoez und S. Ják in Böhmen zu Georgsberg, Plzenec, Sehelkowitz und drei kleine Rundbauten zu Prag. Endlich begegnet uns in ganz Oesterreich eine Menge oft zierlich ausgebildeter einschiffiger Kirchen, die entweder ihren Thurm auf dem Chorraume haben, an den sich dann eine Apsis lehnt, wie die Gertrudskirche zu Klosterneuburg. St. Johann im Dorf und S. Martin in Campill bei Butzen, auch wohl ohne Apsis mit geradlinig schliessendem Chor, wie die Ruprechtskirche zu Völkermarkt, oder es tritt der Thurm an das Westende des Schiffes, wo dann eine Empore sich gegen das Schiff öffnet, so besonders in Böhmen die Kirchen zu Zábör, Tetín (mit geradem Chorschluss), Porie (mit Krypta), S. Jakob (mit reicher Belegung des Aeusseren durch grosse Reliefgestalten) und endlich als eleganteste, mit reichem plastischem Schmuck ausgestattete Anlage die Kirche zu Schönggrabern.

Endlich erwähnen wir noch der Doppelcapelle auf dem Schlosse zu Eger. Die untere Capelle ist niedrig und ihre einfachen rundbogigen Gewölbe ruhen auf vier kräftig gedrungnen Säulen mit mannigfach verzierten Capitalen. Die obere Capelle hat dagegen spitzbogige Hippengewölbe auf ungemein schlanken, elegant gebildeten Säulen.

Bericht über eine kunsthistorische Reise in Böhmen und Mähren.

Von Dr. Erasmus Wocel, k. k. Conservator in Prag.)

I.

Třebíč.

Sechs Meilen in östlicher Richtung von Brünn liegt im Thale der Iglava die Stadt Třebíč (Treibitsch), deren bereits in Urkunden des XII. Jahrhunderts Erwähnung geschieht. Auf der im Westen der Stadt sich erhebenden Anhöhe stand vor

Zeiten eine landesfürstliche Burg, welche um das Jahr 1109 die Söhne Konrads, Herzogs von Böhmen, Ulrich und Lipolt, von denen der Erstere über das Brünner, der Zweite über das Znaimer Fürstenthum herrschte, dem Benedictiner-Orden übergaben. Bereits im Jahre 1110 soll die Kirche bei der neu gestifteten Abtei gegründet und von dem Olmützer Bischof Johann II. eingeweiht worden sein. Sowohl die Gründer dieser frommen Stiftung, als auch ihre Söhne Konrad II., Fürst zu Znaim, und Spitihnew, Fürst von Brünn, hatten das Kloster zu Třebíč reich dotirt, so zwar dass dasselbe das anscheinlichste Benedictiner-Kloster Mährens wurde. Als erster Abt dasselb' wird Kuno angeführt, der im Jahre 1128 starb; denselben folgte Adalbert; im Jahre 1160 erscheint unkundlich Náděj, sodann um 1174 Kuno II., und von Jahre 1184—1201 Tiburcius, unter

1) Der Verfasser hat bekanntlich seine Reise im Auftrage der k. k. Central-Commission unternommen und seinen Bericht im December 1857 an dieselbe eingereicht. Nebst der Beschreibung der Kirche zu Třebíč hat er auch jene der Kirche und des Kreuzganges von Tüchowitz geliefert. Letztere werden jedoch in dem „Jahrbuche“ der k. k. Central-Commission ausführlich behandelt werden, daher deren Beschreibung hier unterbleibt. Zwar wird auch Třebíč im Detail veröffentlicht, jedoch nicht in den Publicationen der k. k. Central-Commission, sondern in des „Mittelalterlichen Kunstdenkmäler der österreichischen Kaiserstaaten“, d. Red.

dessen Regierung der Brüner Herzog Spithnew der Abtei nicht allein alle Besitzungen bestätigte, sondern auch dieselbe durch neue Schenkungen bereicherte. Bedeutend für die Baugeschichte der Kirche ist folgende Stelle der zu Brünn im Jahre 1197 vom Herzog Spithnew ausgestellten Donations- und Bestätigungsurkunde: *Laudabilem devotionem predecessorum nostrarum, quam erga monasterium Ste Marie in loco, qui vocatur Trebech, quod sumptuosa largitate ab ipsis fundatum esse dinoscitur, omni tempore ostentare videbantur, desideramus omnimode prosequi, — contuli dilecto abbati nostro T. (Tiburcius) sancte Marie villam X*).

Diese Urkunde berichtet ausdrücklich, dass das Marienkloster zu Trebič mit reichem Aufwande von den Vorfabren des Herzogs Spithnew gegründet worden sei, eine Angabe, die der Anblick der noch bestehenden prächtvoll aufgeführten Kirche rechtfertigt. Von den nachfolgenden Äbten und den Schicksalen des Klosters kann hier füglich nicht gehandelt werden, weil die in Wolny's Topographie Mährens angeführten auf Trebič sich beziehenden Urkunden keine Angaben enthalten, welche zu der Baugeschichte der Kirche in näherer Beziehung stehen. Hervorzuheben ist jedoch, dass das Kloster und die Marienkirche zu Trebič von dem Hussitensturme verschont geblieben war, ein glücklicher Umstand, dem wir die Erhaltung dieses schönsten Baudenkmales der romanischen Periode in Mähren und Böhmen zu verdanken haben. Im Verlaufe des XV. Jahrhunderts sank der Wohlstand des Klosters immer tiefer herab — zumal durch das höchst ungerechte, rechtswidrige Schalten des Königs Matthias Corvinus mit dem Eigenthume der Abtei; ebenso willkürlich verfuhr König Wladislaw mit den noch übrigen Gütern des Klosters, indem er dieselben an Herrn Wilhelm von Pernstein im Jahre 1491 für die Summe von 15.500 ungr. Gulden verpfändete, und zwar auf so lange, bis entweder der König von Böhmen oder der Benedictiner-Convent jene Güter durch Zurückzahlung der Pfandsomme wieder auslösen würde. Da dieses nun nicht geschah — denn der Convent existirte damals nicht mehr, der letzte Abt Tiburcius war verschollen, die Mönche auseinander gegangen — so verblieben die Klostergüter im Besitze der Herren von Pernstein. Im Jahre 1502 erhielt Wilhelm von Pernstein vom Könige die Erlaubniß, den alten, Einsturz drohenden Thurm des Stiftes Trebič abzutragen und das Material desselben zur Ausschönerung der Klostermauern zu verwenden¹⁾. Endlich wurden die Güter sammt den Gebäuden der Abtei, welche ganz herabgekommen und zerstört, seit langer Zeit weder von einem Abte noch von Ordensmännern bewohnt waren, vom Kaiser Ferdinand I. im Jahre 1556 erblich dem Wratislaw von Pernstein für dessen wichtigen dem Staate geleisteten Dienste verliehen. — Von den Pernsteinen über-

ging die Herrschaft Trebič durch Kauf an die Familie Osowsky von Doubrawie und von dieser gelangte sie durch Heirat mit der Witwe des Smil von Doubrawic in den Besitz des berühmten Karl von Zerotin. Die Witwe Zerotin's ermaante in ihrem letzten Willen (am 6. Februar 1637) ihren Bruder Adam Grafen von Waldstein zum Haupterben, indem sie zugleich bestimmte, dass der jeweilig lebende Älteste der von Adam von Waldstein abstammenden Linie dieses gräflichen Hauses die Herrschaft Trebič besitzen und benützen sollte. Dieser Bestimmung zu Folge befandet sich Trebič gegenwärtig im Besitze Sr. Excellenz des Grafen Christian von Waldstein-Wartenberg, als des Seniors der gräflich Waldstein'schen Familie.

Die ehemalige Benedictiner-Abtei Trebič — gegenwärtig ein gräflich Waldstein'sches Schloss — erhebt sich am steilen Felsenhügel auf der Westseite der gleichnamigen Stadt. Durch das Einfahrtsthor gelangt man in den weitläufigen Hof, der von den Flügeln des Schlosses, welche die Kanzleien, Beamtenwohnungen u. s. w. umfassen und an der Ostseite von der grossartigen Basilica, an welche der Schlossflügel mit den gräflichen Apartments angränzt, eingeschlossen wird. Die westliche gegen den Hof gerichtete Fassade der Kirche ist von zwei Thürmen flankirt und weist die deutlichsten Kennzeichen der im vorigen Jahrhundert bewirkten Modernisirung. Von West nach Ost dehnt sich die Basilica hin und bietet insbesondere an der Nord- und Ostseite einen imposanten Anblick dar, während die Südseite der Kirche durch den sich unmittelbar anschliessenden Schlossflügel grossentheils verdeckt erscheint. Das Mittelschiff steigt zur bedeutenden Höhe über die Seitenschiffe empor, das denselben sich anschliessende Chor stellt sich niedriger als das Mittelschiff dar. Die Seitenschiffe und das Mittelschiff sind von einfachen rohen Strebepfeilern gestützt, welche lediglich zur Festigung des Mauerwerks angebracht scheinen. Das nördliche Seitenschiff zählt 9 Rundbogenfenster; unter dem Gesimse desselben zieht sich der romanische Rundbogenfries und über diesem der Zahnschnitt hin; stellenweise gewahrt man über dem letzteren noch die Spuren einer dritten, aus sich durchblechenden Dornen gebildeten Verzierung. Auf ähnliche Weise ist der Fries unter dem Dache des Chores ornamentirt. Die nördliche Chorseite hat sechs ziemlich schmale Rundbogenfenster, zwischen welchen sich Lisenen hinziehen, die auf einem wagrechten Wandstreifen aufrufen. Die Fenster des über dem Chore erhöhten Mittelschiffes sind flanggestreckt, oben mit einem Spitzbogen geschlossen und durch Lisenen von einander geschieden, welche ebenso wie die Fenster und Lisenen des Chores auf dem Wandstreifen aufrufen, der die Aussenseite des Chores und des Mittelschiffes in horizontaler Linie durchschneidet. Unter dem Dache des Mittelschiffes gewahrt man keine Spur von irgend einer Friesverzierung. Die Ostseite der Kirche gewährt einen interessanten überaus malerischen Anblick. Aus der Rückwand des Altar-

¹⁾ Erben, Regesta p. 196.

²⁾ Wolny's Topograph 6, 527.

hauses tritt die polygone Chornische in zwei Abätzen hervor. Der obere zurückweichende Theil des Chorschlusses hat kleine Rundfenster, und die Polygonflächen desselben sind unter dem Dache vom Rundbogenfries eingefasst; die untere viel grössere Abtheilung des Chorpolygonen hat unter dem kleinen Pultdache gleichfalls einen kräftig modellirten Rundbogenfries; die Ecken des Polygons sind in ihren unteren Hälften von vortretenden Halbpfeilern gestützt, welche durch Rundbogen mitsammen verbunden sind. Unter dem mittleren Rundbogen ist ein schönes Rundfenster sichtbar. Zu beiden Seiten der polygonen Hauptapsis waren ursprünglich halbrunde Nebenapsiden angebracht, von denen sich blos die auf der Nordseite erhalten hat; die südliche Nebenapsis hatte man aber bereits vor langer Zeit eingerissen und vernichtet. Die reichen Ornamente der noch erhaltenen Seitenapsis lassen die barbarische Verwüsthung der andern Chornische um so mehr bedauern, weil das malerische Bild, welches die Nordseite des Chors gewährt, auf der entgegengesetzten Seite ihr Pendant verloren hat. Ungewöhnlich reich geschmückt stellt sich der Fries unter dem Dache der Nebenapsis dar. Die obere Bordure bilden aus Blättern gefügte Bogen; von diesen, durch einige Leisten geschieden, ziehen sich facettirte Würfel hin, und tiefer noch bilden kräftig modellirte Halbkreise den Schluss der breiten Friesbordure. Zwei polygone Halbpfeiler treten aus der Mauerrundung als Stützen des Frieses hervor. Eigenthümlich ist das Capitäl-Ornament dieser Polygonpfeiler: die drei Flächen des Knaufes sind nämlich mit kleinen Figuren, welche die Hände ausgestreckt halten, ausgefüllt, und über denselben ist die Büste eines Engels sichtbar, dessen Haupt in die Diamantbordure hineinragt. Über der Centralapsis erhebt sich der spitzige Giebel des Chores herüber, dessen Schenkel mit dem Rundbogenfries und dem Zahnschnitte geziert sind. Den flachen Abschluss des Seitenschiffes, an den die runde Apsis angebracht ist, schmückt eine aus Dornengewinden gefügte Friesverzierung. Die Chorseite der Kirche ragt in eine Gartenanlage hinein, und das am Fusse der Apsiden wuchernde Gesträuch vermehrt den malerischen Ausdruck des architektonischen Bildes.

Der interessanteste Theil der Aussenseite des Baues, das herrliche romanische Portal, ist dem Auge des Ueingeeweihten gar nicht sichtbar. Im Jahre 1757 hatte man nämlich in das Portal und die Vorhalle desselben die Wohnung des Localseelsorgers hineingehaut, so dass man gegenwärtig in den beiden Zimmern, in der Küche und am Bodeu der Localistenwohnung die Bestandtheile des Portals mühsam zusammenlesen muss. Das Portal tritt aus der Hauptmauer etwas vor, und senkt sich dann, etwa 6' tief, in starker Verengung in die Mauer hinein. Die grösste Breite desselben beträgt 18', die Höhe 22'; der vermauerte Eingang in die Kirche ist ungewöhnlich eng, indem er blos 4' 7'' beträgt. Der untere Theil des Portals, d. i. die Wandung desselben, wird zu beiden Seiten durch sechs Halb-

pfeiler gebildet, die mit ihren Kanten nach vorn gekehrt sind und mit den zurücktretenden Seitenflächen in der Tiefe zusammenstossen. In den so gebildeten Vertiefungen mochten ehemals schlank Säulchen gestanden haben, worauf die noch vorhandenen Säulenfüsse und zierliche Blättercapitäle hinweisen. Die vortretenden Kanten der Wandpfeiler sind von reichen Relief-Ornamenten eingefasst, deren eigenthümliche Zierlichkeit nur durch eine treue Zeichnung veranschaulicht werden kann. Hier sei nur erwähnt, dass die Spitze der äppigen Blumenornamente der vierten und sechsten Pfeilerkante zu beiden Seiten zwei Menschenbüsten bilden, welche offene Böcher vor sich halten, durch welche wahrscheinlich der Künstler die vier Evangelisten bezeichnen wollte. Ein Architrav, dessen unterer Theil aus drei durch Hohlkehlen getrennten Rundleisten, der obere aber aus einem flachen Balken gebildet wird, trennt die Wandung von den prachtvollen Bogen des Portals. Die Leibung dieses Bogens ist von sechs breiten Gurtbögen, die durch Rundstäbe von einander geschieden sind, ausgefüllt. Das Ornament eines jeden der sechs Bogen gleicht dem Schmucke der demselben entsprechenden Pfeilerkante in der untern Portalwandung, und stellt sich als von Bändern umschlungene Bündelstäbe, Kränze, die von Rosetten festgehalten werden, schön geformte Blumen und Blättergewinde dar; besonders interessant ist der Schmuck des vierten Bogens, in welchem zwischen Blüthenranken viele Thier- und Menschenfiguren auf phantastische Weise angebracht erscheinen. Ganz oben in der Archivolte des Portalbogens gewahrt man die sitzende Figur eines Engels, und an der untersten Stelle, wo dieser Bogen auf dem Architravbalken aufruft, erblickt man gleichfalls eine Engelsegestalt, die mit dem Finger auf einen runden Schild zu deuten scheint. Das ganze Portal ruht auf einem kräftigen, in drei Abätzen sich erhebenden Sockel. Die Überwölbung des schmalen ehemaligen Eingangs in die Kirche ist aus vier Kreisheiten gebildet, und die Schenkel des so gefügten Vierblattbogens ruhen auf Consolen, die aus dem Architravbalken hervorspringen, und auf ihren unteren Flächen die zierlichen korinthisirenden Capitäle der Säulen tragen, von denen die Schäfte abgebrochen und nur noch die Fussgestelle erhalten sind. Das Portal ist aus hartem Sandstein ausgeführt, während das Material des übrigen Baues ein feinkörniger, grauer Granit ist. Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass die interessanten Sculpturen des Portals mit Kalk und Mörtel bedeckt und in Folge der Bestimmung, die man dem letzteren vor einem Jahrhunderte gegeben, theilweise verwüestet sind.

Das Innere der Kirche dehnt sich in der bedeutenden Länge von 208' hin, woron auf den Chor 90' kommen. Die Breite des Langhauses beträgt 64', von welchem das Mittelschiff die Hälfte und jedes der beiden Seitenschiffe den vierten Theil einnimmt. Das Mittelschiff erhebt sich zu einer Höhe von 61'. Der gewöhnliche Eingang in

die Kirche befindet sich an der Nordseite gleich neben dem Thurme und ward erst in neuerer Zeit durchbrochen; nicht weit von diesem aber deuten zwei vortretende Halbsäulen im nördlichen Seitenschiffe den Ort an, wo der Eingang in die Kirche durch das herrliche gegenwärtig mit so raffinirter Barbarei versteckte Portal führt.

Der von aussen mordenisirte Haupteingang an der Westseite stellt sich im Innern als ein roher, stark in die Spitze gezogener gothischer Bogen, der in die 9' dicke Mauer gebrochen ist, dar. Dieser Eingang führt in die Halle, über welcher sich die Empore des Musikchors erhebt. Die Vorhalle nimmt die ersten zwei Travéen des Mittelschiffes ein und wird durch drei Pfeiler und eine romanische Säule in drei Schiffe abgetheilt. Jeder der kurzen stämmigen Pfeiler hat seine eigenthümliche Bildung des Capitäls und der Basis, wiewohl sie alle darin übereinkommen, dass den Pfeilerkern mehrere Flächen und zahlreiche vorragende Kanten von Halbpfeilern umgeben. Auf diesen Stützen ruhen die Quer- und Kreuzrippen des schwerfälligen Gewölbes von sehr geringer Steigung, dessen Kappen aus Bruchsteinen massiv gebildet sind. Die vielen in einem grossen runden Schlusssteine zusammentreffenden Diagonalrippen des Gewölbes sind einfache Rundstäbe, die hier bloss eine decorative Bedeutung haben. Die vielen Halbpfeiler, welche als Stützen der Wölbung an den Wänden angebracht sind, haben, zumal in den flachen, unten abgerundeten Schildern ihrer Capitäle, romanische Formen. Zu jeder Seite des Haupteinganges befindet sich ein schmales, in eine scharfe Spitze zulaufendes Fenster, das durch die überaus tiefe Maueröffnung, in welcher es angebracht ist, nur wenig Licht in die Halle entsendet. In diesem an Formen des Übergangsstyls so reichen Hallenraume gewahrt man, wie bereits erwähnt, bloss eine Rundsäule und nur einen Rundbogen, welcher die beiden Pfeiler der Nordseite verbindet.

Das Mittelschiff wird durch zwölf Pfeiler von den beiden Seitenschiffen geschieden. Dieselben stellen sich als schmucklose, in vielen Ecken vorspringende Polygonpfeiler dar, welche durch die gothischen, in scharfe Spitzen zulaufenden Arcadenbögen verbunden werden. Die Pfeiler ruhen auf einfachen, sehr niedrigen Sockeln; in der Höhe des Schlusses der Arcadenbögen werden die Pfeiler durch achmale Deckenplatten nach oben abgeschlossen. Auf der Deckenplatte des ersten, dritten und fünften Pfeilers sind Heiligenstatuen, die aber einer viel späteren Zeit angehören, aufgestellt; in bedeutender Höhe über denselben treten Kragsteine aus der Mauer vor, auf welchen die Rippen der Wölbung des Mittelschiffes aufrufen. Über dem zweiten, vierten und sechsten Pfeiler zu beiden Seiten des Mittelschiffes ziehen sich längs der Scheidemauer halbe Bündelsäulen hin, deren mit Reliefsculpuren gezierten Capitäle die Stützpunkte der Gewölbrippen des Mittelschiffes bilden. Die Structur dieser Deckenwölbung rührt aber aus der späteren gothischen Bauperiode her.

In den beiden Seitenschiffen hat sich die ursprüngliche Deckenwölbung erhalten. Aus den Seitenwänden derselben treten polygonale Halbpfeiler vor, die ein Kämpfergesims tragen, welches den massiven Quer- und Kreuzrippen der niedrig gespannten Wölbung zur Stütze dient.

Der interessanteste Theil des ganzen Baues ist aber der hohe Chor, dessen eigenthümliche Anlage das Auge des Besuchers vor Allem an sich zieht. Der Chor hat die anschauliche Länge von 90 Fuss, und erstreckt sich, wie es in alten Klosterkirchen häufig erscheint, tief in das Mittelschiff hinein. Die Breite desselben beträgt etwa 29 Fuss. Dieser weitgestreckte, um einige Stufen über dem Boden des Langhauses erhöhte Raum besteht aus drei Abtheilungen. Die erste derselben wird vom Mittelschiffe durch einen hochgespannten Spitzbogen getrennt, dessen Scheitel einige Klafter tief unter der Deckenwölbung zusammenstossen, so dass der Raum zwischen der Öffnung des Bogens und der Deckenwölbung durch eine ausgedehnte Mauerfläche ausgefüllt wird. In jeder der Zwickelflächen zu beiden Seiten des Bogens ist eine ziemlich breite vom Rundbogen überdeckte Öffnung angebracht, welche durch eine romanische Zwergsäule in zwei Theile geschieden wird. In einer Entfernung von 32 Fuss erhebt sich auf kräftigen vorspringenden Kragsteinen ein zweiter, und in einem gleichen Abstände von diesem der dritte Scheidebogen, hinter dem die aus dem Achteck construirte Apsis den östlichen Schluss der Choranlage bildet. In der Mauer des zweiten Scheidebogens sind unter der Deckenwölbung vier achmale Rundbogenfenster und in der Mitte der dritten Scheidewand ist ein ähnliches Fenster angebracht. Merkwürdig ist die Construction der Überwölbung dieser Chorabschnitte. Aus den vier, jede Chorabtheilung oben einschliessenden Mauerflächen springen Kragsteine vor, aus denen sich die Kreuzrippen zum Mittelpunkte der Wölbung hinüberbewegen, während je zwei Querrippen an der Wandfläche selbst in einen spitzen Bogen zusammenlaufen. Der Architekt hatte jedoch die Absicht, der Wölbung jeder einzelnen Chorabtheilung die Form einer Kuppel zu geben, daher brachte er, um den Übergang von den senkrechten Wänden zur Bedeckung zu vermitteln, in den Ecken Gewölbzwickel an, wodurch sich die Form dieser Deckengewölbe einigermaßen der maurischen Kuppelwölbung nähert.

Die Gewölbgurten der polygonalen Apsis ruhen auf acht hochgestreckten Halbsäulen, deren Capitäle reiche Blätterornamente haben. Eine überaus zierliche, von 33 niedrigen, durch Spitzbogen verbundenen Säulen gebildete Colonnade zieht sich längs den Wänden dieser Apsis hin. In grosser Mannigfaltigkeit stellen sich die trefflich ausgeführten Capitäle der schlanken Arcadensäulen dar, man gewahrt da Voluten- und Kuospencapitäle, ferner Capitäle, die mit Akanthus-, und andere, die mit Distelblättern geziert sind, einige umgeben Vogelgestalten und an anderen ragen

aus Weinblättern Menschenfiguren hervor. Die Deckenplatte der Säulen, so wie die Archivolten der Apsidenbogen sind gleichfalls mit reichem und geschmackvollem Reliefgeschmack geziert. Ein schönes von kräftigen Rundstäben eingefasstes Radfenster ist von dem unformigen Altare verdeckt.

Hohle Beachtung verdient endlich die Thür, welche aus dem Chore in die Sacristei führt. Auf dem kräftigen Sockel steht zu jeder Seite des Saeristeieinganges eine Säule; das Capitäl der linken Portalsäule ist das einfache Knospencapitäl, während der Knauf und Abacus der gegenüber stehenden Säule mit Arabesken überreich geschmückt ist. In der Wandung des kleinen Portals unter dem horizontalen Thürsturze erblickt man ein Reliefbild, das Adam und Eva unter einem Palmbaume darstellt, auf der entgegen gesetzten Seite stellen sich zwei mit den Hälsen sich umschlingende Schwäne dar. In den Archivolten der Rundbogen, die sich über dem Eingange spannen, gewahrt man das Diamantornament und eine aus Sternen gefügte Verzierung. Das Thürbogenfeld wird durch fünfblättriges von einer schönen Bordüre umgränztes Ornament ausgefüllt. In der mit kreuzweis gelegten eisernen Streifen beschlagenen Thür gewahrt man das Wappen der Perensteine, den Büffelkopf mit dem Ringe, welches andeutet, dass diese Eisenthüre Wilhelm von Perenstein um das Jahr 1505 herstellen liess.

Ein auf ähnliche Weise ausgeführtes Portal stellt sich dem Ersteren gegenüber an der Südseite des Chores dar; durch die Thür desselben, die ehemals in die rechte, vor Jahren abgetragene Seitencapelle führte, gelangt man in den die Ostseite des Chores umgebenden Garten. Unter dem Bogen, welcher den Chor von der Apsis trennt, befinden sich überdies zwei niedrige Thüren; die eine derselben führt zu der engen Wendelstiege, auf welcher man zu dem Oratorium gelangt, die andere aber öffnet den Zugang zu der Treppe, welche in den engen, in der Mauerdicke ungebrauchten Gang leitet, der rings um das Presbyterium geführt ist, und aus dessen kleinen Rundbogenfenstern sich theils die Aussicht nach Aussen, theils der Einblick in das Innere des Kirchenraumes öffnet.

Ein Gefühl der Bewunderung ergreift selbst den gewöhnlichen Besucher, wenn er, zwischen den Pfeilern der Vortalle am westlichen Haupteingange stehend, den weiten Kirchenraum überblickt. Es ist die herrliche Perspective, welche durch die Pfeiler des hohen Mittelschiffes, die drei Scheidbogen des lauggestreckten Chors mit seiner zellenförmigen Rippenwölbung und die schmuckreiche Wandarcade der Apsis gebildet wird, die einen so überraschenden Anblick gewährt. — Nicht weniger interessant sind die beiden Krypten, die unter dem Chorraume und der halbrunden Seitenapsis angelegt sind. Die Hauptkrypta zieht sich in einer Länge von 81 Fuss unter dem Chore hin; die Breite derselben beträgt 27 Fuss, die Höhe 12 Fuss. Durch sechzehn in zwei Reihen stehende Pfeiler wird dieser

unterirdische Raum in drei Schiffe getheilt, und aus den Wänden treten überdies 24 Halbpfeiler vor. Die an den Kanten abgeschragten Pfeiler stehen auf breiten, in den Ecken mit Blättern gezielten Unterlagen; die kelchförmigen Pfeilercapitäle sind mit mannigfachen kräftig modellirten Blätterornamenten versehen. Auf diesen Pfeilern und Halbpfeilern ruhen gotische Gewölbrinnen auf; der Raum zwischen denselben wird aber nicht durch Gewölbkappen, sondern bloß durch lose Bretter ausgefüllt. Zwei niedrige Rundbogenfenster entsenden durch schlauchförmige, in die wohl 13 Fuss dicke Mauer sich hinabsenkende Öffnungen ein spärliches Licht in die dunkle weitgedehnte Unterkirche. Sowohl der Eingang, der aus dem Kloster in die Krypta führte, als auch jener, durch den man in die Kirche gelangte, ist seit langer Zeit vermauert. Gegenwärtig gelangt man durch einen in der südlichen Mauer durchbrochenen Eingang aus dem Garten in die Krypta. Aus der Hauptkrypta führt eine Öffnung in die viel kleinere unter der halbrunden Nebenapsis angelegte Seitenkrypta. Dieselbe ist im Rundbogen überwölbt und hat keine Pfeiler.

Schliesslich noch einige allgemeine Bemerkungen über die Bauart dieses Gotteshauses. Aus den geschichtlichen Andeutungen und dem in der Kirche angebrachten Perensteinischen Wappen ergibt es sich, dass die Kirche am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von Wilhelm von Perenstein restaurirt worden war. Aus dieser Periode rührt höchst wahrscheinlich die Erhöhung des Mittelschiffes und die dadurch bedingten Veränderungen im oberen Theile desselben her. Über dem Scheidbogen, der den Chor vom Langhause trennt, liest man aber die Aufschrift: *Honori Dei et B. V. Mariae ex profanatis ruderibus restituit Joannes Josephus S. R. I. comes de Waldstein Anno 1703*. Diese Herstellung aus profanirten Trümmern kann unmöglich auf die Hauptbestandtheile des Baues bezogen werden. Das Gebäude mochte wohl wüste und baufällig gewesen sein, doch hatte die damals erfolgte Herstellung der Kirche ganz gewiss sich bloß auf die Dachung, das Gewölbe, die Festigung der Mauern und das Ausweisen des Innern erstreckt. Vom Baustyle und dem Schmucke der Zopfperiode gewahrt man am Organismus dieses Bauwerkes keine Spur; wohl aber stehen die auf alten Grund- und Hauptmauern aufgeführten Thürme als deutliche Wahrzeichen des im achtzehnten Jahrhunderte herrschenden Baustyles dar, wie denn auch eine Aufschrift über der kleinen Thür unter dem Chorbogen berichtet, dass im Jahre 1756 eine Fürstin von Fürstenberg, geborne Gräfin von Waldstein, jene Thürme hatte erbauen lassen. Die Kirche aber stellt sich in ihrer Gesammtauflage als ein Werk der Übergangsperiode dar. Der ästliche Theil derselben, wo der Anfang des Baues stattgefunden, hat durchaus romanische Formen; jedoch weist der Polygonalschluss der Hauptapsis, das schöne Radfenster und das Spitzbogenornament der Wandarcade auf die Periode des Übergangsstyles hin.

dessen Typus im Langhause und in der Halle unter der westlichen Empore noch deutlicher ausgeprägt erscheint. Auch die den Übergang von den senkrechten Wänden zu der Wölbung vermittelnden Zackenbogen kommen zuweilen, wiewohl selten, an Kirchenbauten vom Anfange des dreizehnten Jahrhunderts vor. Die Spitzbogenwölbung der Seitenschiffe und der Vorhalle ist massiv, schwerfällig, und hat eine sehr geringe Steigung; die Gewölbstützen haben zumeist das romanische Gepräge. An der Aussenseite des Baues walten aber die romanischen Formen vor, insbesondere mahnt das herrliche Portal mit seinem reichen Schmucke an die Blütenperiode des romanischen Styles, wobei aber der Vierblatt-Bogen über dem Eingange als ein Kennzeichen der späteren Zeit sich darstellt. — Durch diese

Umstände und überdies durch die Analogie mit ähnlichen Bauwerken Deutschlands und Frankreichs wird man bemüßigt, die Erbauung der Benediktinerkirche zu Třebíč gegen den Schluss des XII. Jahrhunderts zu setzen. Erwägt man nun, dass in der oben angeführten Urkunde vom Jahre 1197 Herzog Spitibneuv erwähnt, das Kloster sei bereits von seinen Vorfahren mit reichem Aufwande (*sumptuosa langitate*) gegründet worden, so wird man genöthigt, anzunehmen, dass sich dieser Ausdruck blos auf die Gründung und Dotirung der Abtei beziehe, dass jedoch die Kirche selbst, wie sie in ihren Hauptformen gegenwärtig sich darstellt, im Verlaufe der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts und am Anfange des XIII. Jahrhunderts ausgebaut worden sei.

Die gothische Kirche zu Strassengel in Steiermark.

Beschrieben von Karl Weiss.

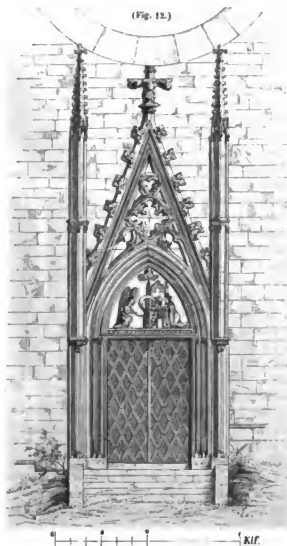
(Aufgenommen und gezeichnet von dem Architekten J. Lippert.)

(Schluss.)

Indem wir nun unsere Aufmerksamkeit dem Äusseren der Kirche zuwenden, sind es zwei Portale, welche hiebei zunächst in Betracht kommen.

Das westlich gelegene Hauptportal (Fig. 12) öffnet sich in einem breiten Spitzbogen mit einer nach innen in mehrfacher Gliederung verjüngten und aus einem Wechsel von fünf Rundstäben und Hohlkehlen bestehenden Laibung. Drei stärker hervortretende Rundstäbe gliedern sich zu beiden Seiten als dünne Halbsäulchen mit Laubcapitälern und cannelirten Säulenfüssen, die jedoch auf dem gemeinsamen Portalsockel ruhen. Über dem Spitzbogen baut sich ein hoher breiter Giebel auf, dessen Füllung mit Masswerk verziert und dessen Seiten mit Knorren der verschieblichsten Form und strengsten Stylisirung bedeckt sind. Den Abschluss des Giebels bildet eine Kreuzblume. Als äusserste Einrahmung des Portals ist auf jeder Seite eine ziemlich starke Säule mit reichem Laubwerkcapital angebracht und auf der Deckplatte desselben erhebt sich eine äusserst langgestreckte Fiale, die in der Mitte durch ein Gesims untertheilt ist und deren Flächen mit Halbsäulen gegliedert sind. Die Kante der Fiale ist mit Knorren und Wimpergen geschmückt; die Kreuzblume, welche dieselbe bekront hat, fehlt. Von grossen Interesse ist die Sculptur des Tympanon mit der Darstellung der Maria Verkündigung. Maria knieet in einem weiten faltenreichen Mantel mit aufgelöstem, über die Schultern tief herabhängendem Haare und einer Krone auf dem Haupte — unter einem Spitzbogen mit Fialen — vor dem Betschämel und hält die rechte Hand gegen die Brust zugewendet, links neben dem Betschämel steht eine Blumenvase mit der Lilie; auf dem ersteren liegt ein Buch aufgeschlagen und der Gestalt Maria's gegenüber erblickt man den Engel mit etwas gebeugtem Knie und dem ihr entgegenhaltenden Spruchbände. Ganz nahe der Stirne Maria's die Gestalt einer Taube und hoch oben in der

(Fig. 12.)



Mitte der ganzen Gruppe, halb in Wolken gehüllt, das Brustbild des Gottvaters mit langen gescheitelten Haare. Am Saume der Wolken hängt in der Richtung der Taube ein kleines nacktes Figürchen mit gestrecktem Körper.

Etwas verschieden von dem Portale der Westseite ist jenes des südlichen Einganges. Der Spitzbogen erscheint nach aussen hin geschweift und innen etwas gedrückt. Die Profilierung der sich verjüngenden Laihing besteht zwar gleichfalls aus mehreren Rundstäben, dieselben setzen jedoch nicht auf Halbsäulen ab, sondern reichen bis auf den Boden herab, wo sie auf achteckigen cannelirten Säulenflüssen ruhen. Die Rundstäbe wechseln ferner zwischen stärkeren und schwächeren und sind durch einen gemeinsamen Soekel mit einander verbunden.

Die äusserste Linie des Spitzbogens ist mit Knorren geschmückt und eine Kreuzblume bekrönt den Bogen; der Spitzbogen des Portals wird von zwei dreiseitigen, über Eck gestellten Finlen gestützt, jede der Finlen ist wie jene des Westportals durch eine Gesimsung in zwei Theile geschieden und an den Ecken durch schlanke, flach anliegende Halbsäulen gegliedert, auf denen sich kleine Giebelverzierungen erheben.

Auch dieses Portal hat im Bogenfelde eine figuralsche Darstellung, nämlich die Kreuzabnahme Christi in einem eigenthümlichen Charakter. Christus liegt mit steifem langgestrecktem Körper, die Dornenkrone auf dem Haupte, im Schoosse der auf einer Bank sitzenden Maria. Zu beiden Seiten des Kreuzes, welches die Gestalt eines zweiästigen Baumes hat, steht Johannes und Magdalena — beide in ihrer typischen Stellung, links erblickt man noch eine betende Frau und zu den Füssen vor Christus einen der Jünger, welcher die Füsse mit einem Tuche trockenet. Unter dem Kreuze ist der Todtenschädel angebracht und über der Gruppe schweben halb in Wolken gehüllt drei Engel, von denen der eine ein Rauchfass hält und ein zweiter sich mit einem Tuche das Antlitz verhüllt.

Was die Architectur beider Portale anbelangt, so verdient jenes der Südseite den Vorzug. Das decorative Element tritt hier nicht so störend wie bei dem Hauptportale auf. Die Überhöhung des Spitzbogens durch den hohen breiten Giebel gibt dem letzteren eine etwas unförmliche Gestalt und steht mit der ganzen Anordnung in keiner organischen Verbindung. Es hat fast den Anschein, als wäre dieser Giebel nur

deshalb angebracht worden, um die tode, sonst nur durch das Rosenfenster unterbrochene Mauerfläche der Westfäçade zu beleben. Beide Portale zeigen dagegen in ihren ornamental Details eine tüchtige Durchbildung, so wie Geschmack und Reinheit in den einzelnen Formen. Die Sculpturen der Bogenfelder weisen indess auf ein typisches Festhalten an damals schon vorhandenen Mustern und älteren Darstellungen. Die Körper der Figuren sind etwas steif, der Ausdruck in den Köpfen — wiewohl nicht ohne Charakteristik — ist doch ohne inneres Leben und Wärme; die Gewandung dagegen reich und schön gefaltet und mit künstlerischer Freiheit behandelt. Beide Compositionen tragen das Gepräge einer naiven, aber tiefen religiösen Empfindung an sich.

An den freistehenden Theilen der Kirche werden die Mauern durch stark hervortretende Strebpfeiler verstärkt. Diese, dreifach abgestuft, sind oben mit einem Giebel abgeschlossen, welcher einst durch eine Kreuzblume bekrönt war. Um die ganze Kirche läuft in der Höhe der Fensterbrüstung ein Kaffesimse und unter den Ansätzen des Pultdaches schliessen die Mauern mit einer ganz einfachen,



(Fig. 13.)

aus einer Deckplatte bestehenden Gesimsung. — Diese schmucklose Anordnung der äusseren Theile der Kirche beeinträchtigt jedoch nicht den Gesamteindruck, da die schlanken Verhältnisse des Baues hier von überwiegender Wirkung sind. Insbesondere in der Richtung nach Osten mit den drei, nur in sanften Linien sich brechenden Chorschüssen und dem hoch emporragenden, prachtvollen Thurmhaube steigert sich dieselbe zu einem äusserst glücklichen Effecte (Fig. 13).

Wir gelangen nun zur Beschreibung des Thurmes von Strassengel. Derselbe ist, wie bekannt, ein Meisterwerk kühnen und verwegenen Aufbaues, zarter und lebendiger Gliederung, und es ist bis jetzt in Österreich aus dieser Periode kein Thurmbau bekannt, welcher in Hinsicht der Eleganz, Zierlichkeit und technischen Gewandtheit mit dem in Frage stehenden verglichen werden kann (vgl. Taf. IV).

Er baut sich im Achteck auf dem Gewölbe der nördlichen Seitenapside in drei durch ein Kranzgesimse untertheilten Stockwerken und einem durchbrochenen Helme auf. Acht Pfeiler, grösstentheils auf den Gewölbestützen des Chorschlusses ruhend, bilden die Hauptträger des ganzen kunstvollen Steingerüstes; jeder der Pfeiler beginnt unten in einer Dicke von 2' 6", ist nach innen und aussen profiliert, verjüngt sich im zweiten Stockwerke auf 2' und erhält erst beim Abschlusse des dritten Stockwerkes durch den Umstand, dass jeder der Pfeiler nach aussen die horizontale Linie beibehält, während der Thurm nach innen zu sich verjüngt, wieder eine Verstärkung bis 5'.

Nach den Messungen des Architekten Lippert hat der Thurm von dem Gesimse des Kirchendaches an bis zur obersten Spitze eine Höhe von 16° 2' 3", wovon die Höhe des ersten Stockwerkes 2° 1' 4"; jene des zweiten Stockwerkes 2° 4' jene des dritten Stockwerkes (bis zu den Wasserspeiern gerechnet) 2° 1' 3" beträgt. Von hier bis zu die äusserste Bekrönung haben die Giebel eine Höhe von 2° 3' und von dem Abschlusse der Giebel bis zur obersten Spitze misst der durchbrochene Thurmhelm 6° 4' 8".

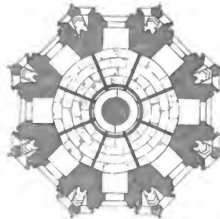
Die Kernmauer des Thurmes hat im ersten Stocke eine Dicke von 2' 6"; in der zweiten Etage verjüngt sich dieselbe auf 2' Dicke und verbleibt in dieser Stärke bis zum Abschlusse dieses Stockwerkes.

Die Helmrippen sind 9" dick und 1' 8" tief mit Hinzurechnung des vorgelegten Rundstabes. Die Steinplatten des Masswerkes haben eine Dicke von 5" und die Knorren eine Höhe von 11", eine Breite von 9" und eine Länge von 10".

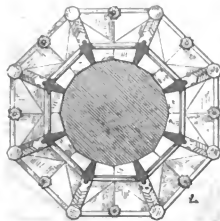
Fassen wir nun zuerst die constructiven Verhältnisse des Thurmes ins Auge, zu dessen näherem Verständnisse wir drei Grundrisse (Fig. 14, 15 und 16) und einen Durchschnitt (Fig. 17) folgen lassen. (Fig. 14 ist der Grundriss des Thurmes in der Mitte des dritten Stockwerkes; Fig. 15

Fig. 14) folgen lassen. (Fig. 14 ist der Grundriss des Thurmes in der Mitte des dritten Stockwerkes; Fig. 15

jener in der Mitte der Giebel und zwar beim Beginne des kleinen Kreises; Fig. 16 der Grundriss in der Höhe des Kranzgesimses der Giebel und Säulen-Capitälé und Fig. 17

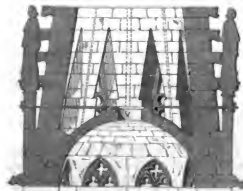


(Fig. 15.)



(Fig. 16.)

der innere Rsum des Thurmes zu verjüngen an, wodurch auch jeder Pfeiler eine entsprechende Verstärkung erhalten



(Fig. 17.)

musste. Von dort ist sodann im Innern zur Verstärkung der Widerlagskraft ein kleines Kuppelgewölbe eingespannt, um

einen notwendigen Vermittlungspunkt für die Solidität der Construction zu erhalten. Dieses Kuppelgewölbe hat eine 2' weite Öffnung, wodurch man in den durchbrochenen Thurmhelm gelangt, und unmittelbar oberhalb dieser Öffnung schwebt ein zwei Zoll dicker eiserner Ring (vergl. Fig. 16), an welchen in der Richtung der acht Säulen, die aussen zwischen den Giebeln sich erheben, acht Eisen-schlüssen mit Haken angebracht sind, um die äussern freistehenden Säulen mit den Engelstatuen festzubalten. Sie gehen durch die ganze Füllung der Säulen, und sind nach aussen mit einem Keile angespannt, wie aus dem Durch-schnitte in Fig. 18 deutlicher ersehen werden kann.

Dieselbe im Holzschnitte gegebene constructive Anordnung zeigt auch, dass bei den Anisufen der Giebel, wo schon, wie bemerkt, das Kuppelgewölbe eingespannt ist, auch die Rippen des Thurmhelmes beginnen. Da jedoch jede der acht Mauerflächen bis zum Abschlusse der Giebel voll gehalten ist, so treten auch dort erst die Rippen frei hervor, was übrigens die Ursache ist, dass der Thurmhelm scheinbar verkürzt ist und nicht ganz im Verhältnisse zu der Höhe der Stockwerke steht. Die Rippen selbst vereinigen sich in eine glatte Spitze, die mit einem breiten Kranzgesimse abgeschlossen ist.

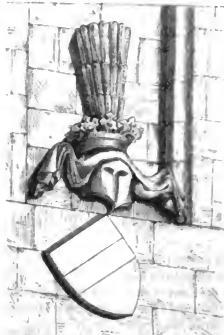
Was die äussere, decorative Anordnung des Thürme anbelangt, so bemerkt man, dass im ersten Stock-

zen Länge der Fläche fortsetzen. Um ferner die mittleren leeren Theile jeder Fläche noch besser zu beleben, ohne dieselben durchbrechen zu müssen, wurden doppelte Spitzbögen mit Dreipässen in den Bogenfüllungen eingefügt und auch hier Köpfe als Consolenträger der gemeinsamen Schenkel angebracht. Die charakteristische Auffassung jeder dieser Köpfe lässt vermuthen, dass hier Portraits von Persönlichkeiten angebracht wurden, welche entweder mit dem Stifte Rein oder speciell mit der Erbauung der Kirche im Zusammenhange stehen. An den Flächen der östlichen Seiten dieses Stockwerkes erblickt man endlich auch drei Wappen, von denen das rechts befindliche den steirischen Panther (Fig. 18), das mittlere den österreichischen Bindenschild (Fig. 19) und das linke ein Schild mit dem Buchstaben R (Fig. 20), wahrscheinlich eine Beziehung auf das Stift Rein vorstellt.

Was nun insbesondere die hier auftauchende Reminiscenz des Rundbogenfrieses anbelangt, so wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass derselbe bei einer späteren Restauration entstanden ist. Eine genaue Untersuchung hat jedoch erwiesen, dass dieses Ornament organisch mit dem Baue des Thurmes verbunden ist, und das Ganze aus Werksteinen herausgearbeitet ist, von denen keine Spur aufgefunden werden kann, dass sie in einer späteren Periode ange-wechelt wurden. Bei dem Charakter der Frühgothik, den der polygone



(Fig. 18.)



(Fig. 19.)



(Fig. 20.)

werke die Pfeiler im halben Achteck vortreten und unten von Consolen gestützt werden, welche Köpfe von entschiedenem, sehr charakteristischem Gepräge bilden. Jede der Flächen ist in einem Spitzbogen gegliedert, in dessen Bogenfüllung ein Dreipass mit scharf hervortretenden Nasen eingelassen wurde.

Im zweiten Stockwerke sind den Pfeilern Halbsäulen mit cannelirten Sockeln vorgelegt, welche bis in das dritte Stockwerk reichen und von diesem nur durch das Abtheilungs-sims getrennt sind. Jede Fläche ist hier oben mit einem profilirten Rundbogenfries verziert, dessen mittlere, gemein-same Schenkel auf Consolenträger mit Köpfen gestützt sind, und dessen äusserste Schenkel leisenartig sich in der gan-

Aufbau der ersten zwei Stockwerke des Thurmes besitzt, kann auch die Reminiscenz des Rundbogenfrieses nicht so besonders auffallen.

Im dritten Stockwerke sind an den Pfeilern die Halb-säulen des zweiten fortgesetzt. Aus den Pfeilern entwickeln sich hier in den Flächen etwas gedrückte und profilirte Spitzbögen, die zu Fensteröffnungen durchbrochen sind. Jedes dieser Fenster wird durch einen Pfosten untertheilt, welcher in zwei kleineren Spitzbögen endigt. In der Bogen-füllung der Fenster ist ein Vierpass als Masswerk ange-bracht.

Über jedem Fenster baut sich ein in Dreipässen durchbrochener, steil emporstrebender Giebel mit reicher Profil-

hirung und verschieden gearbeiteten Knorren auf. Zwischen jedem Giebel ist ein Wasserspeier, der die Anläufe desselben mit einander verbindet und über den Wasserspeiern erheben sich auf den Pfeilern freistehende Säulen, welche mit einem reichen Blätterkranz und einer profilirten acht-eckigen Deckplatte abschliessen, und die auf 10' hohen quadratischen Basen die Träger von 8' hohen Engelstatuen bilden. Von diesen Figuren ist jede in einer andern Stellung, die Gewandung derselben reich und frei drappirt und die Köpfe von einem zarten und edlen Ausdruck. Einige der Engel tragen in den Händen Spruchbänder.

Von der Stelle an, wo die Rippen des Thurmbelmes frei hervortreten, ist in gleichen Theilen spitzbogiges Masswerk eingesetzt, welches in der Profilirung zierlich und leicht gehalten ist. Die Rippen sind überaus reich mit Knorren überdeckt, so dass sie beinahe den Eindruck des schlank aufstrebenden Helmes schwächen.

In der äussersten Spitze des Thurmes ist eine 2' dicke Eisenstange eingesetzt, welche bis 4' in das Innere des Thurmbelmes herabreicht und in eine Wetterfahne mit der Darstellung des englischen Grusses ausmündet.

Nachdem wir nun alle Theile der Kirche, welche dem primitiven Baue angehören, beschrieben haben, müssen wir noch auf jene Zubauten Rücksicht nehmen, die in spätere Epochen fallen und auch der Restaurationen erwähnen, die, wie wir aus der geschichtlichen Darstellung wissen, durch Elementarereignisse nothwendig gewesen sind.

Zu den Anbauten der Kirche gehört jene Capelle, welche Abt Hermann im Jahre 1455 erbaut hat, die späterhin zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes genannt und das heilige Grab aufgerichtet wurde; ferner die Sacristei und der zweite Thurm, welchen derselbe über dieser Capelle errichtet hatte.

Die Capelle so wie die Sacristei sind noch heute in ihrem ursprünglichen baulichen Charakter erhalten. Sie liegen an westlichen Ende des südlichen Seitenschiffes. Erstere ist tonnenförmig eingewölbt und ohne jede weitere architektonische Verzierung; das obere Stockwerk getheilt in zwei kleine Quadrate mit spitzbogigen Krenzgewölben. Die Rippen, welche aber, wie einzelne Beschädigungen zeigen, nur Zierrippen sind, sitzen an den Wänden auf Consolen auf. Zwei spitzbogige Fenster, durch einen Pfosten untertheilt und mit dem Dreipasse in der Bogenfüllung, erhellen den Raum. Oberhalb desselben erhebt sich der zweite Thurm im Vierecke. Aus der Zeit seiner Erbauung ist jedoch nur mehr der untere Theil vorhanden. Die obere Hälfte so wie der zwischelförmige Thurmhelm gehört der Zapfzeit an, wie dies schon daraus hervorgeht, dass der untere Theil aus Werksteinen, der obere dagegen aus Ziegel gebaut ist.

An diesen Zubau stoss sodann eine zweite Capelle, die mit der neueren Sacristei in Verbindung steht. Erstere wurde in der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts von dem Abte Placidus erbaut und ist der heiligen Anna geweiht.

Im Innern der Kirche ist endlich am Westende ein Musikchor in der ganzen Breite des Langhauses errichtet, der auf drei Kreuzgewölben ruht, aber jedes architektonischen Schmuckes entbehrt.

Die innere Einrichtung der Kirche gehört insgesamt der neueren Zeit an. Sämmtliche Altäre sind modernisirt, und nur hinter der Mensa des Hauptaltars sind noch zwei romanische Säulen aufgestellt, die ohne Zweifel jenem Altarische angehört, der einst in der Capelle stand, an deren Stelle die gegenwärtige Kirche erbaut wurde. Wir geben hier eine der Säulen im Holzschnitte (Fig. 21). Sie hat keine Soekelgliederung, dagegen ein abgestumpftes Würfelcapital.

In der Mitte der Kirche stand noch im verflorenen Jahrhundert eine kleine Capelle mit dem wunderthätigen Gnadenbilde der heiligen Maria. Dieselbe wurde abgebrochen als die Kirche geschlossen werden musste, und das Gnadenbild ober dem Hauptaltar angebracht.

Die zwei Seitenaltäre besitzen schöne Altarbilder, von dem Kremser Maler Schmid ausgeführt, wovon das eine den heiligen Sebastian, das zweite den Märtyrer Johann von Nepomuk vorstellt.

Über die an der Kirche vorgenommenen Restaurationen wissen wir nur, dass zwei derselben durch Elementar-Ereignisse nothwendig wurden. In welchem Umfange aber dieselben stattgefunden, darüber sind uns keine näheren Nachrichten bekannt geworden.

Deutliche Spuren dieser Restaurationen lassen sich aber an dem Baue selbst nachweisen. So haben wir bereits angedeutet, dass das Capital eines der Pfeiler, dann das nördlich gelegene Fenster unter dem Musikchore mit dem den Pfosten und dem Masswerke vorgelegten Rundstabe auf eine spätere Umgestaltung hinweisen. Noch deutlicher zeigen sich dieselben an dem alten Thurme, wo eine von dem Architekten Lippert vorgenommene nähere Untersuchung ergeben hat, dass Theile von Helmrippen und deren Knorren, sowie mehrere Glieder des Masswerkes ganz neu eingesetzt wurden. Und während die älteren Theile rein und kräftig gearbeitet sind, ist nicht nur die Zeichnung sowie auch die angewandte Technik der neueren roh und nachlässig, auch das Materiale ist verschieden. Während die ganze Kirche und der Thurm



(Fig. 21.)

aus Kalktuff erbaut wurde, hat man bei den Restaurationen Sandstein angewandt, der bereits Spuren starker Verwitterung zeigt und in nächster Zeit eine neue durchgreifende Restauration des Thurmes unbedingt notwendig macht.

Wenn wir nun einen Blick auf den Gesamtcharakter der Kirche werfen, so finden wir an ihr die Elemente der Blüthezeit des gothischen Styles in allen ihren Einzelheiten klar und bestimmt ausgesprochen. Schlank und straff streben alle Theile empor, die Last der Gewölbe wurde vermindert durch die Anwendung der spitzbogigen Einwölbung, der Schub der Ersteren durch die Bildung starker Diagonalrippen auf die Pfeiler vertheilt und nirgends der Entwicklung von Massen oder unbehlebten Flächen Raum gelassen.

Die Pfeiler selbst sind zart gegliedert und die Profile rein und scharf gearbeitet, bei den Capitälen ist noch die Kelchform angewendet, das Ornament strengest stylisirt, jedes der Fenster hoch und breit durchbrochen und das Masswerk streng geometrisch einheitlich. In beinahe allem macht sich aber noch Einfachheit und Mässigung geltend, nirgends ist von Überladenheit und Geziertheit eine Spur, nirgends noch das Streben zu erkennen, das decorative Element in den Vordergrund zu stellen.

Unter den gothischen Kirchenbauten dieser Periode nimmt daher Strassengel mit seinem prachtvollen Thurme in Steiermark unbedingt den ersten Rang ein. Freilich haben sich aus dieser Zeit dort überhaupt wenig Kirchen erhalten, und die meisten gehören dem 15. Jahrhundert an, aber selbst jene, die dahin zu rechnen sind, wie die Pfarrkirche zu Pettau, St. Magdalena zu Judenburg, St. Nikolaus in Obergeyring und St. Agatha in Wenk, Lechkirche in Gratz u. s. w., können nicht im Entferntesten mit Strassengel in Vergleich gezogen werden¹⁾. Nur die Wallfahrtskirche Maria-Neutift bei Pettau, die dem Schlusse des XIV. Jahrhunderts angehört, ist deshalb besonders erwähnenswerth, weil sie dieselben Formen der Anlage und nur mehr ausgebildete Details wie Strassengel hat. Im Grundrisse fast gleich mit der Letzteren, entbehrt sie aber des Thurmbaues und hat nur den Vorzug einer reicheren Ornamentik.

Was insbesondere den Thurm anbelangt, so ist, abgesehen von seiner ganz eigenthümlichen Anlage, die einfache Anordnung der ersten zwei Stockwerke, welche, wie schon erwähnt, ganz den Charakter der Frühgothik besitzen, bemerkenswerth. Erst von dem dritten Stockwerke an entfaltet sich ein reichlicher Styl, eine feinere Durchbildung der Formen, und es dringt sich uns daher auch die Vermuthung auf, dass nur die unteren zwei Stockwerke unmittelbar in die Bauperiode der Kirche selbst fallen und vielleicht ein Zeitraum von 30—40 Jahren geflossen ist, bis der Bau desselben vollständig zum Abschlusse gekommen ist.

¹⁾ Vergl. in H. Baude des „Jahrbuches“ die Abbildung: „Kunstdenkmale des Mittelalters in Steiermark“ von Karl Haas, welche einen trefflichen Überblick gewährt.

Wiederholt ist natürlich auch die Frage aufgetaucht, wer die Kirche zu Strassengel gebaut hat. Hierüber schweigen alle uns bekannten Quellen. Die Wichtigkeit der Vermuthung, dass Hans P n x b a u m, der Baumeister des unangebauten Thurmes von St. Stephan in Wien, dabei bethelligt war, hat bereits Haas in der oben erwähnten Abhandlung dargehen. Die Ähnlichkeit der Grundrissanlage des Chores von St. Stephan mit jenem der Kirche Strassengel kann übrigens nur denjenigen überraschen, der nicht berücksichtigt, dass das System der gothischen Hallenbauten im Allgemeinen eine gewisse Gleichmässigkeit der Formen bedingt.

III.

Beschreibung der Glasmalereien.

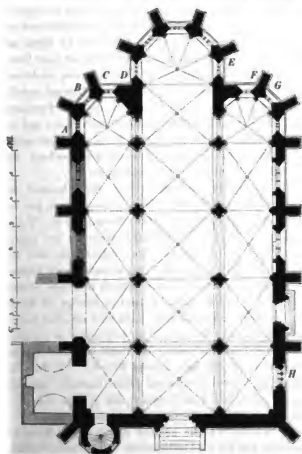
Es wurde bereits wiederholt bemerkt, dass in der Kirche von Strassengel auch alte Glasmalereien erhalten sind, und in den geschichtlichen Nachrichten über dieses Bauwerk (p. 98) haben wir die Vermuthung ausgesprochen, dass die letzteren möglicher Weise aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, das ist vor der Zeit der Erbauung der gegenwärtigen Kirche herrühren können. So interessant nun auch dieselben sind, weil im Allgemeinen wenig Beispiele dieses im Mittelalter mit unübertroffener technischer Gewandtheit geübten Kunstzweiges vorhanden sind, so rühren sie doch nicht aus so früher Zeit, wie wir ursprünglich angenommen haben. Eine nähere Untersuchung, die wir inzwischen an Ort und Stelle veranlasst und wobei uns der Conservator in Wien, Herr Albert Camecina, und der Landesarchäologe für Steiermark, Herr Karl Haas, freundlich unterstützt haben, führte zur Überzeugung, dass die Glasmalereien in Strassengel — mit Ausnahme der vorgenannten Erneuerungen — nicht der ersten, sondern dem Schlusse der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. angehören.

Im Nachfolgenden lassen wir eine Beschreibung der erwähnten Glasmalereien folgen. Im Voraus muss jedoch angeführt werden, dass ein Theil derselben im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen ist, vielfache Beschädigungen erst in jüngster Zeit eine Restauration derselben notwendig machten, und bei diesem Anlasse auch die alte Reihenfolge der Darstellungen aufgegeben. Ergänzungen vorgenommen und eine neue Zusammenstellung versucht wurde, wodurch jedoch der Cyklus der ersten gänzlich zerstört und eine ganz willkürliche Anlehnung der folgenden folgte. Einer späteren Restauration bleibt es vorbehalten, diesen Fehler zu beseitigen und vielleicht auch die Bruchstücke der neuen Ergänzungen durch solche zu ersetzen, die sich mehr dem Charakter der alten Glasmalereien anschliessen¹⁾.

¹⁾ Über die alten Anordnungen der Darstellungen gibt ein Bricquet: „Die Kirche zu Strassengel in Steiermark“ (Graz 1858, Ferstl's Buchhandlung) Aufschluss, welches das Stift Rein aus Anlass der siebenundzwanzigjährigen Jubiläumfeier herausgegeben hat. Es heisst hierüber: „Die Scheiben im Chorumgange entfalteten Hauptscenen aus dem Leben unseres Herrn

Was den Cyklus der Darstellungen anbelangt, so lässt sich indess aus den vorhandenen Theilen noch immer mit Sicherheit bestimmen, dass, so wie die Kirche in Verherrlichung des Marieneultus erbaut und der Hauptaltar „in Ern des heiligen und kostbaren Gottes Leichnam unseres Herrn Jesu Christi“ geweiht wurde, auch die wichtigsten Momente aus dem Leben der heiligen Maria und ihres göttlichen Sohnes auf den Glasfenstern dargestellt waren. Darunter kehren am häufigsten Maria Verkündigung und die Kreuzigung Christi wieder, zwei Darstellungen, denen man auch bereits an den Eingängen der Kirche begegnet.

Im Ganzen sind acht Fenster, welche mit Glasmalereien ausgefüllt sind; sieben derselben gehören den Chorschüssen und nur eines derselben dem südlichen Seitenschiffe



(Fig. 22.)

an. Bei den übrigen Fenstern der Kirche haben sich blos in dem Masswerke Überreste erhalten. Wir wollen in

und der heiligen Jungfrau oder übersetzen die geheimnisvollen Glasmalereien in symbolische Zeichen. Im Mittelfenster des Sanctuariums sah man gewöhnlich die Kreuzigung Christi und zu oberst das letzte Gericht dargestellt. Die Churfenster waren den Passionsszenen, den Aposteln und vornehmsten Bekennern und Blutzeugen vorbehalten; die Fenster im Schiffe der Kirche den Patriarchen, Königen oder Propheten des alten Bundes und Heiligen beiderlei Geschlechtes aus dem neuen Bunde gewidmet. Nahe beim Eingange waren die Stammältern und der Sündenfall vorgeleitet.

dem beigefügten Grundrisse (Fig. 22) die Fenster mit den Buchstaben *A* bis *G* bezeichnen, worin sich Glasmalereien befinden, und noch darauf hinweisen, dass die Fenster in *A*, *D* und *E* durch zwei Pfosten in drei Theile und jene in *B*, *C*, *F* und *G* je einmal untertheilt sind.

Endlich haben wir uns bei der Beschreibung nur auf die Darstellungen beschränkt; was den ornamentalen Theil — der hier nicht, wie bei romanischen Glasmalereihaupt-sache ist — anbelangt, so dürfte im Allgemeinen die Andeutung genügen, dass Rundbögen und Spitzbögen, letztere mit Fialen, Baldachine und Giebel, welche die Localität der dargestellten Scene andeuten oder blos den leeren Raum ausfüllen sollen, beinahe überall angebracht sind.

Fenster *A*. Im Masswerke der Bogenfüllung ein Vogel in rothen, dann ein zweiter in blauen Farben und ein Löwe, welcher seine Jungen bewacht.

1. Reihe. *a*) Anna mit dem Kinde, erstere in liegender Stellung mit blauem Oberkleide. Vor ihr steht eine zweite weibliche Gestalt ohne Nimbus und im grünen Kleide. *b*) Ein Apostel mit blauem Nimbus und im violetten Unterkleide; ohne charakteristisches Merkmal. *c*) Anna mit Maria im Tempel vor dem hohen Priester, ohne Nimbus, trägt ein blaues und grünes Oberkleid; Maria ist mit blauem Nimbus versehen. Der Oberpriester, im gelben Oberkleide und gelber Mitra, steht vor einem Tische, welcher einer Altarmensa nicht unähnlich ist.

2. Reihe. *a*) der Vater des Johannes, wie er plötzlich die Sprache verliert, ist dargestellt als Greis im rothen Kleide und mit violetter Mütze, vor einem Tische stehend. In der Mitte und zur Seite desselben stehen unter einem Baldachin zwei Priestergestalten. *b*) Joseph und Maria auf dem Wege nach Bethlehem. *c*) Anna im Tempel vor dem Priester, bekennend dass sie guter Hoffnung ist, indem sie ihre Hand in die des hohen Priesters legt. Anna im violetten Unter- und grünen Oberkleide. Der hohe Priester im grünen Unter- und violetten Oberkleide.

3. Reihe. *a*) Maria von ihrer Mutter Anna in den Tempel vor dem Priester geführt. Maria mit blauem Nimbus und im grünen Unterkleide. Anna im gelben Unter- und blauen Oberkleide. Die Gestalt des Priesters mit gelber Mitra im Hintergrunde, so dass nur dessen Oberkörper sichtbar ist. *b*) Flucht nach Ägypten. Maria mit gelbem Nimbus, rothem Oberkleide und violettem Mantel, sitzt auf einem Esel in violetter Farbe. Das Christuskind ist nackt mit violettem Nimbus und Joseph nur zur Hälfte sichtbar im blauen Unter- und violettem Oberkleide dargestellt. *c*) Ein Engel verkündet Anna die Geburt Mariens. Anna im grünen Kleide, der Engel mit violettem Nimbus und blauem Kleide und einem Spruchbände: „*Noti fere Anna, paries filium nomine Marie*“.

4. Reihe. *a*) Zwei der heiligen drei Könige, wovon der eine ein violettes Unter- und rothes Oberkleid, der zweite ein rothes Unter- und grünes Oberkleid und in der Hand einen Becher trägt. *b*) Der Evangelist Matthäus, im

grünen Unter- und violetten Oberkleide. *c*) Der englische Gruss. Anna im rothen Unter- und grünen Oberkleide. Der Engel mit violettem Nimbus und blauem Oberkleide, dann einem Spruchbande: „*Anna in pomorio oravit ad dominum.*“

5. Reihe. *a*) Der heilige Stephanus im Priestergewande, mit den Steinen und einer Palme. *b*) Ein Ritter mit der Fahne in der Hand, neben ihm rechts ein Schild mit einem weissen Kreuze im rothen Felde. Der Schild oben abgerundet und länglich, unten spitz zulaufend. Er hat einen violetten Nimbus, trägt ein Kettengeflecht und gelben Lender; dann einen grünen mit Hermelin gefütterten Mantel. *c*) Der heilige Bernard mit violettem Nimbus, weissem Ordensgewand und dem Stabe.

6. Reihe. *a*) Maria das Christuskind säugend, über ihr ein Engel; Maria mit violettem Nimbus, grünem Unter- und rothem Oberkleide; das Kind nackt und mit gelbem Nimbus. Der Engel hat gelben Nimbus, grünes Gewand und rothe Flügel. *b*) Ein Abt (Fragment) mit grünem Nimbus, schwarzer Cuculla und dem Stabe. *c*) Ein Engel verkündet Simeon, dass ihm eine Tochter geboren werden wird. Simeon mit grüner Herzogsmütze, grünem Unterkleide und violettem Mantel. Der Engel mit gelbem Nimbus, rothem Gewande und einem Spruchbande: „*Vade in domum tuam, Anna pariet tibi filium.*“

7. Reihe. *a*) Ein Bischof mit grünem Nimbus, weisser Alba, grüner Dalmatica und blauer Casel. *b*) Der heil. Franz Seraph. (neu). *c*) Katharina (Fragment). Sie ist gekrönt, mit dem Rade und einer Palme, dann einem violetten Nimbus, grünem Unter- und rothem Obergewande dargestellt.

Fenster B. 1. Reihe. *a*) Petrus mit Buch und Schlüssel, violettem Nimbus, blauem Gewande und grünem Mantel. *b*) Der heilige Paulus, barfuss, mit Schwert und Gefäss, blauem Nimbus, grünem Unter- und rothem Obergewande.

2. Reihe. *a*) Andreas mit dem Kreuze, barfuss, mit gelbem Nimbus, grünem Gewand und blauen Mantel. *b*) Jakobus mit den Muscheln am Hut, in der Linken ein Buch und in der Rechten einen Stab haltend. Nimbus roth, Unter- und Ober- gewand gelb, Mantel grün, die Mütze grünlich-blau und die Muscheln weiss.

3. Reihe. *a*) Johannes mit dem Kelch, grünem Gewande, braun-violettem Mantel und gelbem Futter. Eine Umschrift bezeichnet diesen Apostel fälschlich mit Matthäus. *b*) Ein Apostel, die rechte Hand auf die Brust und in der Linken ein Buch haltend. Ohne nähere Charakteristik, mit lack-rothem Nimbus, gelbem Gewande und rothem weiss gefütterten Mantel.

4. Reihe. *a*) Bartholomäus mit dem Messer, violettem Nimbus und blauem Mantel.

(Die übrigen Darstellungen sind durch den Aufbau des Altars verdeckt.)

Fenster C. 1. Reihe. *a*) Die heilige Dreifaltigkeit. Gott Vater auf einem Throne sitzend mit grünem Nimbus, rothem Kleide und violettem Mantel. *b*) Maria mit dem Kinde. Sie sitzt auf einer Bank und ist dargestellt mit rothem Nimbus, gelber Krone, blauem Kleide und rothem Mantel. Jesus nackt mit grünem Nimbus.

2. Reihe. *a*) Erzengel Michael auf einem Drachen stehend und die Füsse mit Panzerschuhen bedeckt. Michael mit violettem Kleide, grünem Mantel und Flügeln. *b*) Erzengel Gabriel mit dem Lilienstab. Er ist dargestellt mit grünem Nimbus, gelbem Gewande, rothem Mantel, violetten Flügeln und gelber Lilie.

(Die übrigen Darstellungen sind durch den Altar verdeckt.)

Fenster D. 1. Reihe. Masswerk. Im Vierpass das Osterlamm, in den beiden Dreipässen Propheten mit Spruchbändern. Das Osterlamm weiss mit blauem Nimbus und mit grüner Fahne. Der Hintergrund damascirt. *a*) Adam und Eva. Adam im violetten Gewande bearbeitet mit einer Hacke das Feld. Eva spinnt und hält in ihrem Schoosse ein kleines Kind (Kain). Das Kind ist in ein weisses Gewand gehüllt. *b*) Vertreibung der ersten Menschen aus dem Paradiese. Adam und Eva nackt. Der Engel in blauer Tunica und mit blauem Nimbus. *c*) Adam und Eva im Paradiese, beide nackt; die Schlange gekrönt und mit einem Menschenkopf. Das Laub an dem Baume ist nicht charakterisirt.

2. Reihe. *a*) Englischer Gruss. Maria knieend und mit einem Buche. Oben Gott Vater, wovon jedoch nur der Kopf sichtbar ist; gegen die Stirne Marius zu die Taube. Der Engel knieend und einen Lilienstengel in der Linken haltend. Maria mit rothem Nimbus, rothem Gewande und grünem Überwurfe; die Taube mit kreuzförmigem Nimbus. Der Engel mit violettem Nimbus, grünem Gewande, rothem Mantel und gelben Flügeln. *b*) Anna verkündigt ein Engel, dass sie Maria gebären werde. Anna sitzt auf einer gelben Bank mit weissem Kissen und ist dargestellt in violettem Gewande und grünem Mantel; der Engel in blauem Nimbus, gelbem Gewand und mit weissen Flügeln. *c*) Maria im Tempel, mit rothem Nimbus und gelbem Gewand. Der hohe Priester mit rothem Tiara, rothem und grünem Gewande. Im Hintergrunde Männer mit spitzen Mützen.

3. Reihe. *a*) Die heiligen drei Könige. Maria auf einer Bank hält das Kind im Schoosse, ihr gegenüber knieend die heiligen drei Könige. Über der Gruppe der Stern. Maria mit gelbem Nimbus, grünem Gewande, blauem Mantel und der Krone auf dem Haupte. Der erste König ohne Krone mit rothem Gewande und grünem Mantel, in der Hand ein kelchartiges Gefäss haltend, die übrigen mit Kronen, dann mit violetten und grünen Gewändern. *b*) Die Geburt Christi. Maria in liegender Stellung, neben sich in einer Krippe das Christuskind. Joseph mit dem Judenohr. Ochs und Esel aus einem runden Gefässe fressend. Maria mit grünem Gewande und blauem Mantel. Joseph mit violettem Gewande und weissem Mantel. Der Esel in blauer und der Ochs in rother Farbe.

c) Simeon und Anna um eine Nachkommenschaft bittend. Simeon barfuß mit gelbem Gewande und grünem Mantel. Anna mit blauem Gewande und gelbem Mantel.

4. Reihe. a) Jesus als Knabe unter den Schriftgelehrten. Jesus mit gelbem Nimbus, grünem Gewande und violettem Mantel. Die Schriftgelehrten mit spitzen Hüten, und violetten, blauen, gelben und grünen Gewändern. b) Marien's Opferung im Tempel. Maria gekrönt und eine Kerze haltend, mit gelbem Nimbus, violettem Gewand und grünem Mantel. Jesus mit gelbem Nimbus und violettem Gewande. Der hohe Priester mit blauem Gewand, gelbem Überwurf und blauer Mütze. c) Beschneidung Christi (Kopf der Maria neu). Christus steht auf einem Tische. Maria mit gelbem Nimbus und violettem Mantel. Joseph mit grünem Nimbus und rothem Gewande.

5. Reihe. a) Die Gefangennehmung Jesu im Garten. Christus mit rothem kreuzförmigen Nimbus, grünem Gewande und violettem Mantel. Judas mit rothen Haaren, gelbem Gewande und rothem Mantel. Von den Kriegsknechten ist der eine dargestellt mit einer Fackel, Eisenhut, Drathkapuze, gelben Ärmeln und röthlichem Wams; der zweite mit einem Judenhut, grünem Kleide und einer Waffe in der Rechten haltend; der Kriegsknecht vor dem Erlöser in einem Panzerhemd, mit Ärmeln von blau-grüner Farbe, Panzerkapuze, blauer Blechkappe, Waffenrock, gelben Lederhosen und aufgeschütteten Schuhen. b) Die Jungfrau im Tempel mit der Spindel; der Webstuhl aufrechtstehend, das Untergewand grün. c) Christoph, im Wasser stehend und einen ausgereissenen Baum in der Linken haltend. Christoph mit grünem Gewande und rothbraunem Mantel.

6. Reihe. a) Ein Bischof mit einem Kirchenmodelle in der Hand. Neben ihm eine Heilige auf einem Drachen stehend, welcher am Halse mit einem Stricke gebunden ist, dessen Ende Erstere in den Händen hält. Die Heilige hat rothen Nimbus, gelbes Gewand und braunen Mantel; der Bischof eine weisse Alba, grüne Dalmatica, rothe Casula und eine rothe in der Form niedrige Mitra mit schwarzem Kreuz. Der Drache ist von grüner Farbe. b) Katharina. Neben ihr ein Mönch, um ihren Beistand ansehend. Katharina mit gelbem Nimbus und gelber Krone, gelbem Gewande und rothem Mantel. Der Mönch in schwarzem Talar. c) Ein Ritter als Donator. Derselbe ist knieend, nach links gewendet. Er trägt auf dem Kopfe einen Beekenhelm mit daran befestigtem Halschurz als Ringwerk, kurzen Panzenhosen und Ärmeln. Seinen Leib bedeckt ein lederner Lendner, der in der Mitte durch Schnüre zusammengeflochten ist. Er ist ferner heraldisch mit den Farben seines Wappens bemalt. Bein- und Fussbekleidung ist aus geschlagenem Eisen, an den Knieen und Ellbogen sind Buckeln von Gold, die Handschuhe geschoben. Vor ihm lehnt sein dreieckiges Wappenschild, das viermal in Schwarz und Silber getheilt ist. Hinter ihm ist sein Stechhelm angebracht. Als Helmkleinod erscheint ein bärtiger Kopf mit einer weissen, unten schwarz besetz-

ten kegelförmigen Mütze, die durch eine Schwungfeder verzerrt ist. Die Helmdecke ist schwarz und silbern. Um den Leib trägt der Ritter einen gelben Gürtel mit Rosetten, rechts einen Kelch, links ein Schwert.

7. Reihe. a) Neu. b) Zwei der heiligen 3 Könige. Zeichnung und Technik weisen jedoch darauf hin, dass diese Tafel später und zwar im Anfange des XVI. Jahrhunderts angefertigt wurde. c) Die Gemahlin des früher beschriebenen Donators. Mit grünem Gewand, rothem Hermelin gefütterten Mantel, goldenem Besatz und goldener Spange, und der Kopf mit einer Haube bedeckt.

Fenster E. Im Masswerke Sonne, Mond und Sterne in rothen und gelben Farben. 1. Reihe. a) Kreuztragung Christi. Christus mit blauem kreuzförmigen Nimbus, violettes Gewand. Das Kreuz hat die Form eines Baumes und die Farbe desselben ist grün. Die Juden sind mit Spitzhüten bekleidet. Rückwärts von Christus erblickt man Maria mit grünem Mantel, gelbem Nimbus und weissem Kopftuch. b) Dornenkrönung. Christus, gelbes Gewand, blosse Füße. Einer der Knechte grünes Gewand, rothe Hose und gelbes Wamms; der zweite rothes Wamms, violette Hose und grüne Kapuze. c) Christus vor dem hohen Priester. Christus mit rothem kreuzförmigen Nimbus und violettem Kleide. Pilatus in grünem roth gefütterten Mantel mit blauem Kragen. Auf einer Bank die lächerlich mit spitzen Hüten, grünen und gelben Gewändern.

2. Reihe a) Grablegung. Ein blauer Sarkophag vorn mit Leuchter und Kerzen und einer kauerdnen Figur in rothem Mantel. Nikodemus in blauem Mantel mit gelbem Spitzhute. Maria rothes Kleid mit blauem Nimbus und Johannes mit gelbem Nimbus und violettem Kleide. b) Kreuzabnahme. Das Kreuz ist grün, ästig und mit der Schrifttafel versehen. Maria mit rothem Nimbus, violettem Kleide und blauem Mantel. Johannes mit weissem Nimbus, grünem Kleide und rothem Mantel. Magdalena mit gelbem Nimbus, grünem Gewande und rothem Mantel. Ein Jünger mit violettem Gewande und gelbem ärmellosen Überwurf, die Füße Christi werden von einer kleinen Figur in gelbem Nimbus, grünem Gewand, lackrothem Mantel gehalten. c) Christus am Kreuz. Einer der Engel das Blut in einem Kelche aufgehend, der zweite knieend. Christus auf gelbem Kreuze mit der Schrifttafel und übereinander gehaltenen Füßen. Christus einen grünen Nimbus mit gelben Kreuzesarmen. Die Engel mit braunem und grünen Nimbus, blauen und violetten Gewändern.

3. Reihe. a) Christus dem Thomas die Wundenmale zeigend. Christus mit einer strahlenförmigen Aureole und kreuzförmigen Nimbus und grünem, roth-gelb gefütterten Mantel. Thomas mit weissem Nimbus, gelbem Mantel und violetten Gewändern. b) Die Frauen mit dem Engel am Grabe. Der Engel mit einem Sprachbande versehen in gelbem Nimbus, grünem Gewande und blauem roth gefütterten Mantel. Die Frauen in gelben, weissen

und blauen Nimbus und grünen Gewändern und weissen Kopftüchern. *c)* Auferstehung Christi. Christus mit violettem kreuzförmigen Nimbus, grünem Gewande und rothem, gelb gefüttertem Mantel. Die Fahnenstange gelb mit einem Kleeblattkreuz und rothem Fahnenstuch. Die rückwärts stehenden Krieger mit dem Speer und Eisenhut, der vordere einen Berkenhelm mit Dratgesecht und Lendner.

4. Reihe. *a)* Maria als Beschützerin der Gläubigen in einer Aureole von vier Engeln getragen (Kopf neu). Maria mit gelbem Nimbus und einer Krone auf dem Haupte, einem grünem Kleide, einem blauen mit Hermelin besetzten Leibchen und gelben, weiss gefütterten Mantel. Unter ihrem Mantel verschiedene Figürchen. *b)* Maria umgehen von vier Engeln, die Hände in den Schooß gelegt (theilweise erneuert). *c)* Tod Mariens oder Anna's. Ein kleines Figürchen, die entscheidende Seele der Sterbenden vorstellend, steigt vom Krankenlager auf.

5. Reihe. *a)* Ein Apostel mit einem Buche und der falschen Umschrift Lucas. Violettes Gewand und grünem, blau gefütterten Mantel. *b)* Ein Apostel mit violettem Nimbus, gelbem Kleide und rothem, grün gefüttertem Mantel. In einer Hand ein Buch haltend und mit der anderen segnend. *c)* Apostel. Kopf und Umschrift neu.

6. Reihe. *a)* Die Todten werden durch Posaunen aus den Gräbern erweckt. Ein Engel mit gelber Posaune. *b)* Christus als Weltrichter in einer Mandola auf einem Regenbogen sitzend und mit zwei Schwertern im Munde. Christus nur theilweise bekleidet, mit blauem Nimbus, die Mandola grün und roth. *c)* Die Todten werden durch Posaunen aus den Gräbern erweckt. Die Gestalten sind hier mit weissen Tüchern bekleidet, die Gräber in gelber Farbe.

7. Reihe. *a)* Die Ungerechten werden von dem Engel mit dem feurigen Schwerte verjagt und in den Rachen der Hölle getrieben. Der Engel im grünen Gewande und kreuzweise geschnellener Stola. Die Verdammten, nur durch Krone und Tiara gekennzeichnet, sind nackt dargestellt und sind von einer Kette umschlungen, die ein blauer zottenartiger Teufel hält. *b)* Joseph der Nährvater Christi auf einem Phalistorium sitzend mit gelber Mütze, grünem Gewande und rothem lilagefütterten Mantel. *c)* Die Belohnung der Gerechten. Ein Engel führt einen König und einen Bischof in das Himmelreich (theilweise erneuert). Der Engel ist in rother Dalmatica und blauem Nimbus, der König mit Krone und Hermelin, der Bischof in der Mütze und einem grünen Gewande dargestellt.

Fenster F. Im Masswerk Christus als Osterlamm und sechs eckige Sterne.

1. Reihe. *a)* Geburt Christi. Maria in liegender Stellung mit weissem Kopftuch, grünem Gewand und blauem Mantel. Christuskind nackt mit violettem Nimbus. Joseph mit violettem Gewande. *b)* Maria mit dem Kinde. Ein Abt mit einem violetten Kleide und einem Spruchband, um Hilfe flehend. Jesus mit gelbem Nimbus, grünem

Gewande, Maria mit rothem Nimbus und blauem Gewande. Der Abt mit violettem Gewande und dem Pastoral.

2. Reihe. *a)* Englischer Gruss. Maria gekrönt. Die Taube fliegend. Maria in blauem Mantel. Der Engel in violettem Gewand und grünem Mantel. *b)* Ein König mit einer Aureole, neben ihm eine weibliche Gestalt mit dem Heiligenschein.

(Die nächsten Vorstellungen sind durch den Altar verdeckt.)

Fenster G. Die Malerei des Masswerkes nicht zu erkennen.

1. Reihe. *a)* Maria gekrönt und auf einem Halbmonde stehend. Um den Leib schlingt sich ein Ornament, das drachenförmig gestaltet ist. Maria mit violettem Nimbus und grünem Oberkleide. *b)* Krönung Mariens. Christus gekrönt, mit gelbem Nimbus, violettem Kleide und blauem Mantel. Maria sitzend und die Hände gefaltet, in violettem Kleide und grünem Mantel.

2. Reihe. *a)* Maria mit dem Jesuskinde. Maria gekrönt, mit blauem Nimbus, violettem Kleide und blauem Überwurf. Im Hintergrunde grünes Blattwerk. *b)* Maria als Beschützerin der Gläubigen. Unter ihren Armen zwei Gestalten. Maria mit rothem Gewande, grünem mit Pelz besetzten Wams und blauem Mantel.

3. Reihe. *a)* Mariens Begräbniss. Je drei Aposteln tragen den Sarg. Dem Lezteren wird ein Kreuz und eine Kerze vorgetragen. *b)* Tod Mariens. Christus nimmt die Seele in Gestalt eines kleinen Figürchens in Empfang. Maria mütterlich in ein violettes Tuch geschlagen und mit grauem Nimbus liegt im Sarge. Um sie herum Apostel. Christus mit gelbem kreuzförmigen Nimbus, violettem Gewande und blauem Mantel. Das Figürchen in gelber Farbe.

Fenster H, im südlichen Seitenschiffe unter dem Musikchore. Das Fenster hat, wie schon angeführt, die Form eines über Eck gestellten Viereckes, welches rosettenartig in sieben Felder mit einem Kreise in der Mitte eingetheilt ist. In dem Kreise ist die Darstellung des Ecce homo. Im ersten Felde Maria, das Christuskind segnend; in drei Feldern die heiligen drei Könige; im fünften erblickt man eine weibliche gekrönte Gestalt mit einem Buche; im sechsten einen Mönch in ein Leichentuch gehüllt, im siebenten die Gestalten zweier Cistercienser in ihrem Habit, rückwärts zwei Kreuze; im achten Felde Joseph, auf seinen Stab sich stützend. In den übrigen Theilen des Viereckes ist Masswerk mit Arabesken.

Wir schliessen mit dieser Beschreibung, die keinen andern Zweck hat, als im Allgemeinen die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf diese werthvollen Überreste mittelalterlicher Kunsttechnik hinzulenken. Welcher Technik sich diese Glasmalereien anschliessen, in welchem Zusammenhang die einzelnen Darstellungen gestanden und wie die letzteren behandelt sind, dies zu erörtern reicht weit

über die uns gestellte einfache Aufgabe. Zur Charakteristik der Glasfenster wollen wir nur anführen, dass dieselben in jedem Falle der zweiten Blüthezeit dieses Kunstzweiges angehören, dass in ligürlichen Theile schon eine grössere

Selbstständigkeit herrscht, derselbe von Rücksichten auf eine mehr malerische Behandlung geleitet ist, aber auch jener ruhige harmonische Farhenwirkung vernimmt wird, welche an Glasgemälden der früheren Periode anzutreffen ist.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Von Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Csécő. (Komorn. Com.) Urkundlich bekannt von 1252 (Cod. Dip. VII. V. 294. u. v. 1268 IV. III. 452). Die jetzige katholische Pfarrkirche im Jahre 1660 errichtet von einem Grafen Zieby. Nebst dem befindet sich hier ein älteres, geschichtlich berühmtes Castell, das aber modernisirt wurde.

Cülle (Pressburger Comit.) Deutch Waltersdorf, Filiale zu Misdér. Eine kleine katholische Kirche, obwohl mit pyramidalem Thurmhelme und runden Thorabläuse.

Csallézső (Pressburger Comit.) Deutch Kledern. Urkundlich genannt v. 1287 (Cod. Dip. V. III. 143). In dem Päm. Verzeichnisse als alte Pfarre angeführt (s. O. 93); jetzt Filiale zu Somorja ohne Kirche.

Csütörtök (Markt, Pressburger Comit.) Deutch Loipersdorf. Mit dem ungarischen Namen genannt in der Urkunde von Jahre 1206, 1216 u. s. w. (Cod. Dip. III. L. 173, III. II. 464 u. V. III. 203). Als alte Pfarre bereits in dem Päm. Verzeichnisse und in der Urkunde von 1390 (Cod. Dip. X, VIII. 313) unter dem Namen Villa Lupoldi angeführt. Die jetzige katholische Pfarrkirche, dem Aussehen nach ein spätgotischer Bau des XV. Jahrhunderts, dreischiffig und zweithürmig, mit rohen abnormen Formen und einigen Spuren des Romanismus.

Das, dem dreiseitig geschlossenen Chor entsprechendes Schiff ist durch zwei runde Pfeiler in zwei gleich hohe und breite Schiffe abgetheilt. Die runden Pfeiler sind schlang. glatt und hoch, mit runden etwas breiteren Basen aus gehauenen Sandsteine, welche sich gegen den Scharft zu etwas abschräge; übrige ohne Vermittlung der Capitäle und Kämpfer ruht das neuere rundbogige Gewölbe unmittelbar auf ihnen. Zu diesem zwei mittleren Schiffen schliesst sich von der Nordseite ein drittes Schiff an, welches aber eine um etwas niedrigere Absicht bildet und durch zwei breite und niedrigere Bogenöffnungen, arcadeartig, mit den anderen Schiffen in Verbindung tritt. Die Arcadepfeiler sind ganz glatt; an der oberen Seite springt die Mauer durch den Anbau der Sacristei ur unbedeutend aus der Scheidewand des Chores vor, und an der unteren Seite setzt sie sich als breitere Wand fort. Über den Arcaden erhebt sich eine hohe kühle Wand, welche das Seitenschiff scheidet. Nach unserer Ansicht gebärt der Bau dieses Seitenschiffes in die Zeit der Reformation, wo die Kirche durch die Aufkündigung einer Scheidewand zwischen den Katholiken und Protestanten getheilt gewesen (wie der Fall sehr oft in Ungarn und auch ausserwörkam, und wir ihn noch bei Nagy-Magyar u. s. w. bezeugen werden). Später bemächtigten sich die Letzteren der Kirche gützlich, bis sie wieder von den Katholiken zurückerobert wurde. In diese Zeiten fallen auch, wie die Pfarrer-gedenkbücher erzählen, andere Veränderungen an der Kirche, wie die Beseitigung zweier mit der Kirche zusammengehöriger Capellenbauten. An der Westseite ist die doppelte Thurmanlage, in der Mitte wahrscheinlich einstens der jetzt vermuernte Eingang. Bemerkenswerth sind an des zwei im Viereck sich aufbauenden Thürmen romanische gekuppelte Rundbogenfenster. Im Zusammenhang mit dem schweren, massigen Aufbaue der beiden Thürme ist die Annahme wohl gerechtfertigt, dass letztere die Überreste einer alten romanischen Kirche bilden. An des Thurm lebat sich noch von der Südseite ein stockhoher Anbau, als die vormalige Schatzkammer

der Kirche bezeichnet (s. weiter unten), so wie an der Nordseite des Chores die Sacristei. Ziemlich plump und roh gestaltete Strebepfeiler, zweimal gegliedert, umfassen das ganze Gebäude; von denen aber jene, welche die Thürme unterstützen, sich durch ihre breite, schräge, ungegliederte, rohe Anlage als neuere Anbauten ankündigen. Im übrigen ist die Kirche modernisirt. Von den Fenstern sind nur einige im Chore und mit einfachen aus dem Dreipass gebildeten Maswerk versehen. An der Stelle der älteren Portale sind neue Thoröffnungen angebracht; das Sacramentshäuslein ist erst unlängst abgebrochen. An der den Fenstern entgegengesetzten Seite der Chorwand sind breitere mit Rundbögen überwölbte Nischen angebracht, die Sitzbänke enthalten.

An der nördlichen Chorwand befindet sich das Grabdenkmal des Propalatinus Möréy und seiner Familie vom Jahre 1572¹⁾, aus röthlichem Marmorstein in Renaissance-Form. Auf der Tumba ist in Basreliefs die Familie des Verstorbenen ersichtlich, was für das Studium der Costümdinge von Interesse ist, weil eine Anzahl Erwachsener und Kinder beider Geschlechter in verschiedene charakteristischen Trachten des XVI. Jahrhunderts dargestellt sind. An einem Gesimse sind Verse angebracht²⁾. Anders postamentartige untere Gesimse, welches zwei Uegehauerköpfen getragen wird, schliesst sich noch eine halbrund abschliessende Tafel mit einer Inschrift³⁾ und zwei Wappau: rechts (heraldisch), im Felde des am Scheitel ausgehenden Reichs: aus einer dreispitzigen Krone hervorstachsend

¹⁾ Als berühmter Staatsmann und Jurist bekannt, einer jener sieben, Aeneas welche K. Ferdinand I. im Jahre 1572 das „*Quadrupartitum Typus Juris Consuet. Reg. Hung.*“ gegen das berühmte „*Tripertitum*“ des Verboxy verfassten Bitt. Doch erlangte das Werk nie eine rechtskräftige Geltung, wurde aber wegen seines wissenschaftlichen Wertes in vielen Abschriften besaht und endlich auch im J. 1798 herausgegeben.

²⁾ Sie lauten:

*Vix pietate ingens et veracitissimus aequi,
Panosius Lumen Iuris honorque fort,
Hic altus est Michael Merisio glaris stirpis,
Nostre cui nullum aereia tulere parentem.
Quem licet r. streva confectum aetate asserat
Astuti ingratia livida mors manibus,
Nonne tamen ut nimis prosperata fuerit captem,
Deposuit triarii patria cum genitum.
At tibi sancte orax sit homo letis, et tua virtus
Te iungat magna iuvata coelestibus.*

³⁾ *Magnifico D. Michaeli de Möré et prociaria Sigitani (tunc Simojciani) orlando, qui Ferdinando et Maximiliano Romanis Imperatoribus, Ungariae regibus, dum vivit, fidem constantemque operam navavit, et ab his prepalatinatus honore donatus fuit, et in laude dicendi patriam ornavit. Viro integerrimo, et seni probatissimo, ceteris, Emmerico, Michaeli, Anna, Sophia et Catharina liberi superstitibus, hoc monumentum contigit et parenti pietatissimo posuerunt. Vixit annis 77. Fata functa est 26 Febr. anni Chri. MDLXXII. Non longo post tempore simul feto cum acuti cum Juliana coniuge et Stephano filio, qui vixerat annos 32. Itaque simul hic sunt humati. Virite superstitibus mortalitatem memoret. Ea sit cu verumtamen, dum die Inschrift von seinem späteren Nachfolger im Propalatinat, dem in der Nachbarhaft zu Földvár wohnenden berühmten ungarischen Geschichtschreiber Istvánffy verfasst wurde.*

ein Palikan, seine Jungen fütternd, Wiederholt als Helmzeichen. Im Felde des zweiten gleichen Schilde: eine aus einer Krone hervorstehende weibliche Figur mit fliegenden Haaren und gekröntem Haupte: zu beiden Seiten der Hallmünd.

In der Kirche befindet sich noch ein altes, röhrenförmiges, sechseckiges Becken aus gewundenem Stufenfuss, das jetzt am Weihwasserkuessel und wahrscheinlich früher als Taufstein gedient haben mag. Auch besitzt die Kirche einen Kelch älterer Form, mit der Inschrift: „C(omes) Andreas Camerarius Imperatoris MCCCCLXXXIII.“ Eine andere mit goldenem Wappen und der Inschrift: „Aas Meru nops C. Andree Balassa“ ist abhand gekommen und wird bloß in den Kirchenprotokolle beschrieben.

Betreffend die Geschichte der Kirche berichtet die Pfarrgedenkbücher noch manchen interessanten Umstand (geschrieben 1676). Unter andern, dass die Kirche einstens der Sitz eines aus 6 Domberrn und einem Propste bestehenden Stiftes war; der Propst und Pfarrer zugleich hatte das Collationsrecht fünf anderer Pfarren der Nachbarrichter: Orasföld, Csákyán, Gomba, Béke, Töl, die jetzt Filialen dieser Pfarre sind; auch das Gebäude neben dem Thurm soll noch aus dieser Zeit als Sakratkammer des Capitels herkommen. Meines Wissens befindet sich in der Kirchengeschichte Ungarns keine Erwähnung dieses Capitels. Eine Urkunde vom Jahre 1254 (Cod. Dip. IV, II. 216) besagt aber, dass ein Theil der Einkünfte dieses Ortes den Cisterciensern von Csákyán gehörte. Eine so erwähnt die Pfarrgeschichte jener im Eingange gemeldeten Sage: dass auch diese Kirche eine jener vom hl. Stephan zu Ehren der 12 Apostel errichteten sei; indem sie auch heute noch dem h. Apostel Jacobus geweiht ist. Es wird weiter eben so unverzüglich gemeldet — was aber für unseren Gegenstand von besonderer Wichtigkeit ist — dass in der unmittelbaren Nähe der Kirche eine Ruine zu sehen war, von der die Sage ging, dass es ein heidnischer oder römischer Tempel gewesen und unter dem Namen *fanum Jovis* bekannt war; es sollen die Baumaterialien davon erst in neuerer Zeit zur Errichtung des jetzigen Pfarrhauses gedient haben. Die ältere Topographie Ungarns weist nichts davon: wie es auch schwer mit der bekannten Lage der römischen Colonien in Pannonia und ihrer Grenze in Einklang zu bringen wäre¹⁾. Es ist aber ein Grund mehr, hier einen römischen etwa runden Karner- oder Baptisterium-Bau zu vermuthen, und zwar das erstere um so mehr, da er nicht nur in dem die Kirche umschliessenden Friedhofe gestanden, sondern auch der Aussage der Augenzeugen nach ein mit Mensehengebein gefülltes unterirdisches Gewölbe unter sich hatte. Übrigens hatte der einst blühende Ort, durch eingewanderte Deutsche bevölkert²⁾, einen regen Handel und viele Zünfte (wovon noch die alten Zunftfahnen in der Kirche Zeugen sind); und dieser Umstand mag auch seine bedeutende Kirchenanlage begründen.

Unweit von hier kommt ein Hügel mit Namen Szolóhalm vor, mit der bekannten konischen Form der Grabhügel der Vorzeit. Bei den Ausgrabungen kommt oft neben Mensehengebein Pfeilspitzen, eiserne Gewehrbruchstücke u. s. w. vor. Weiter hin gegen Mised zu erstrecken sich noch mehrere, etwa fünf solcher Hügel, nur von etwas kleinerer Dimension.

Dienesd (Pressburger Comitatus). Deutsch Schiedlern; mit dem erteren Namen seit 1252 als das Besitztum des Heidenriener-Ordens urkundlich genannt (Cod. Dipl. VII, I. 304 u. 309 die Verschreibung). Ein Kloster dieses Namens Dienes Monasteria, bekannt nur aus älteren Urkunden (Cod. Dipl. IV, II. 461 und VII, V. 120 und 259) kann nicht hieher bezogen werden. Die jetzige katholische Kirche (Filiale zu Mised) ist im Renaissance-Style erbaut. Ein leidliches Hauptaltarblatt, „Christus am Kreuze“ darstellend, und ein Theil eines älteren Teppichgewebes mit Bildern aus dem alten Testamente ist das einzige Sehenswürdig.

Deresika (Pressburger Comitatus), ursprünglich Györgyoka, in den Urkunden vom Jahre 1233 u. s. w. genannt (s. Gerney Magy nyelvkönyv 47). Der Name mit interessanten Sagen aus der Zeit des Matthias Corvinus begleitet. Eine Urkunde in dem Bkakar Pfarrarchive, wozu es eine Filiale war, bezeugt die Consecration der hiesigen Kirche im Jahre 1519 durch den Bischof Epiphanius, als dem Vicar des Gräzer Erzbischofes Cardinalis Bakács. Zu diesem älteren Bause, der aber keine besonderen Merkmale seines Alters mehr aufzuweisen hat, wurde die neuere Kirche im vorigen Jahrhunderte zugebaut. Eben so haben sich keine Spuren von dem Castelle erhalten, welches dieser Stammort berühmter ungarischer Geschlechter gegeben hat.

Doborgán (Pressburger Comitatus). Urkundlich genannt zwischen den Jahren 1203—1235 (nach einer Urkunde von 1223 Cod. Dipl. VIII, II. 475). Es kommt hier eine grosse Anzahl sich an einander reiender kleinerer Grabhügel auf einer ausgedehnten Fläche vor, die äusserlich ungefähr das Asehen haben, wie z. B. die von Bähr beschriebenen und im Bilde dargestellten Gräber der Litan bei Segawude (siehe Bähr's interessantes Werk Tafel I, 7). Indessen warten sie noch auf eine Untersuchung, die nichtens erfolgen soll, indem sich eben Untersucher gefunden haben, welche die Landstriche zu bebauen willens sind. Ich habe Vorkehrungen getroffen, dass ich von den in Vorsein kommenden Gegenständen benachrichtigt werde. Das Volk bezeichnet diese früher in der Schütt an des Donnaufern häufiger vorkommenden kleinen, hügelartigen Erdaufwürfe auch hier mit dem Namen *Tatárülés* oder *Tatárhalm* (Tartareniederlassungen, -Sitze, oder -Hügel); was in Allgemeinen die Sitze oder Grabhügel der Völker der Vorzeit bedeutet, eben so, wie z. B. im Deutschen die Hügelgräber. Běl sagt (Notiz II, 219), von den Hunnoavaren als vornehmigen Beweiser der Insel Schütt sprechend: „istius aetatis crebra illa castrorum vestigia, quae a tartaris relictis credit vulgus, ideoque Tatárülés vocitatis, fuisse existimaverim: quippe quod multum habesat ruditatis iam non prae adobrutae.“ (Siehe auch *Hydromag. Mythol.* 128.)

Duna-Szerdahely (Pressburger Comitatus). Urkundlich bekannt etwa v. 1283 (Gerney, a. O. 129); vom Jahre 1341 kommt bereits die Erwähnung eines Presbyter Ecclesiae S. Georgii de Szerdahely vor (Cod. dipl. VIII, IV. 782, VIII, 485, a. IX, V. 215). In dem Pann. Verzeichnisse als alte Pfarre angeführt (a. O. 95). Die jetzige zweischiffige katholische Pfarrkirche ist ein spätgotischer Bau des XV. Jahrhunderts, theilweise etwa auch aus dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, wie dies noch der dreiseitige Chorabschluss, die zweimal gegliederten Strebeböfeler, der oben mit achteckigen pyramidalen Helm und den vier kleineren Seitenthürchen gekrönte Thurm zeigt. Auch ist noch in der Thurmhalle, die zugleich die Vorhalle der Kirche bildet, das kräftig profilierte Rippenwerk des Kreuzgewölbes erhalten, so wie das einfache spätgotische Portal und die Fenster des oberen Stockwerkes mit kräftig gearbeiteten Dreipassmasswerk. Im übrigen

¹⁾ Běl (Notiz. Hung. II, 230) sagt: *Item Jovis ex ruvulis hungari apellant* (es ist gewöhnlich der Name des Ortes Csütörtök); *ad imitationem veterum fanum Jovis posuit vovari* (vielleicht entstand daher der Name, inwiefern für eine römische gehaltenen Ruine). *Germani Loipersdorf* (richtiger Loipersdorf, Thiele König, Ungarn I, 71 hat Loipersdorf), *diplomatista quae legitima Leopoldsdorf*, (sic missus die letzteren aus einer späteren Zeit gewesen sein, als früher nennen den Ort nur mit dem ungarischen Namen, und nur die einzige oben angeführte v. 1300 hat *Villa Leopoldi*). Doch erwähnt hier eine Urkunde v. J. 1206 neben diesem Orte eine *terra Leop.*, a Cod. Dipl. III, I. 174.) *Non plane nihil dicunt* — sagt weiter Běl — *qui a Jove arceant ruvulum, quasi Jupiteris dorf ferri*, *quod postea imperitum vulgus ad pronuntiativum difficultatem in Leopoldsdorf ad tandem Leopoldsdorf detorserit. Sed diplomatista aller.*

²⁾ Běl (s. a. O.) sagt: *Ante eodem Mubucianum a Germanis celebratur* — jetzt sind die Einwohner Ungarn — *quod non Anni 1488 proventus duntaxat*. Siehe auch Korabinsky hist-topogr. Lexikon 101.

ist die Kirche vollends modernisirt. Der Chor und das Hauptschiff sind anstatt des spitzbogigen Gewölbes mit neueren rundbogigen versehen; die Stelle der vormaligen Dienste haben renaissanceartige Wandlössen eingenommen. Nur an dem zweiten Schiff, welches ebenso eine nördliche schmälere Abseite bildet, was das oben besprochene dritte Schiff zu Cäpitäl, hat sich noch theilweise das einfache Kreuzgewölbe mit Rippen erhalten. Die unsymmetrische Anlage dieser Abseite will man auch hier damit begründet haben, dass sie aus der Reformationszeit herrühre, wo die ausgeschiedenen Mitglieder sich eine neue Kirche an die ältere zurubaut haben. Es ist aber unzweifelhaft, dass es hier auch eine ursprüngliche zweischiffige Anlage ist (?); und wahrscheinlich wurde auch hier dieser Theil der Kirche für die Anhänger der neuen Lehre durch die Aufführung einer Scheidemauer abgesondert, welche später bei der Zurücknahme, durch Bogenstellungen geöffnet, mit der übrigen Kirche in Verbindung gebracht wurde. — An der äusseren Nordseite der Kirche sind zwei aus Sandstein gemesselte Köpfe angebracht, welche wahrscheinlich zu dem früheren bildnerischen Schmucke der Kirche gehörten; beide fast gleich gehalten, mit langem Bart- und Haupthaar, ganz unter dem Dachgesims an die Mauer mit der Rückseite angebracht, und mit dem Barte bis zur Spitze der zwei äussersten Strebepfeiler des Schiffes reichend. Die Bilder sehen der bekannten Darstellung Gottvater gleich; weniger dürfte darunter etwa das Bild des Baumeisters zu sehen sein, sehen auch wegen der zwimaligen Darstellung derselben Figur. Vielleicht gehörten sie zu dem früheren bildnerischen Schmucke der Kirche, welcher jetzt ganz fehlt. Unweit von einer dieser Figuren liest man die Jahreszahl 1343 oder 1318; es ist wahrscheinlich das Jahr, wo dieser späteste Theil der Kirche vollendet wurde. — Hier ist auch eine kleine Kirche der Evangelischen A. C. unbedeutender Bedürfnissbau.

Eberhard (Pressburger Comitat). Urkundlich seit 1209 bekannt (Cod. dipl. III, I, 73). In dem Pázm. Verzeichnisse als alte Pfarre genannt (s. O. 85), als solche auch in einer Urkunde von 1390 (Cod. dipl. X, VII, 313) angeführt, jetzt Filiale zu Fél, bloss mit einer Schlosscapelle. Das alte hiesige Schloss soll nach Kerániszky (s. O. 138) und Thiel (s. O. I, 10) den Templern gehört haben. **Bozardi** (Topogr. Hong. 2. Aug. 350) und **Bé** (Notiz II, 221) beschreiben es als eine ehemalige feste Burg, mit Wällen, Gräben, Thürmen, wovon noch heute die Spuren zu sehen an dem modernisirten Schloßchen, welches an dem Platze des vorigen steht. Früher das Besitztum der berühmten Dynastie Grafen von Bazó und Sz. György, von denen es auch den Namen haben mag, indem mehrere mit dem Namen Eberhard vorkommen — kam es später an verschiedene Herren und war im Besitze des Erzbischofes und Reichsstatthalters Selephényi Statthaltergefniss geworden. Die jetzige Schlosscapelle ist von dem Letzteren an im Renaissance-Style erbaut, wie die Inschrift besagt: „Georgius Selephényi Archiepiscopus Strigoniensis F. F. A. D. MDCLXXVII“; nebst seinem in Stein geschnittenen Wapen (im Felde eines oralen Schilde, gekrönter zweischweifiger Löwe gegen ein Felsengebirg vorschreitend; in der rechten Pranke die Sonne, in der linken einen Stern haltend).

Eggház-Geltye (Pressburger Comitat). Urkundlich finde ich es erst vom Jahre 1303 (Cod. dipl. VIII, I, 150). Doch gibt schon eine Urkunde vom Jahre 1320 (das Original im hiesigen Pfarrarchive) Zeugnis von den bedeutenden Schenkungen, die an diese alte Pfarrkirche geschahen sind. Eine andere Urkunde vom Jahre 1324 (Cod. dipl. VIII, II, 376) nennt auch einen Plebanus de Geltye, der zugleich Pressburger Domherr war. Die katholische Pfarrkirche hier ist eines der bedeutendsten Baudenkmale der Schütt, indem sowohl ihre Anlage besonders massiv erscheint im Vergleich zu den übrigen meist plumpen Bauten der Spätgotik, wie auch noch an ihr die unverkennbaren Merkmale des Übergangsstyles wahrzunehmen sind. Die Westfront der Kirche bildet eine hohe Thurmangabe, die mit zwei Thürmen aus dem Viereck oben in die achteckige pyramidale

Halmkrönung übergeht. Am unteren Stockwerke, längs der ganzen Front zieht sich eine Art Rundbogenfriese, das an romanische Elemente erinnert, und jener Zeit des romanischen und Übergangsstyles angehört, wo dessen Formen und Anwendung vielfältiger geworden.

Es zeigt dieses, wie die ganze Anlage der Fassade manche Ähnlichkeit mit jener der romanischen Kirche zu Lébény (siehe Mittheilungen der k. Central-Commission für 1837, Jännerheft); nur dass sich an unserem Baudenkmale der Rundbogenfriese auch über die mittlere Frontansicht fortsetzt, welche die zwei Thürme verbindet, und dass die Anlage eines romanischen Portales hier fehlt; wenigstens ist der jetzige niedere Notheingang in die Thurnhalle kaum mehr als die Spur des letzteren. Selbst die Thurnfenster haben ihre ursprüngliche Form eingebüsst, obwar auch hier, wie an der Kirche in Lébény, noch auch ein mittleres rundes Fenster ober dem Portale erkenntlich ist. Die mittlere Mauer zwischen den Thürmen ist jetzt wagemüthig abgeschossen, wahrscheinlich statt des ehemaligen Giebels. Bemerkenswerth ist es neeh, wie die Ecklesenen an den Thürmen organisch von jeder Seite mit den vier kleinen Nebenthürmen endigen, in welche sie fortgesetzt übergehen, obwar auch diese von unten ausgebrochen und durch die später angebauten Nuthstreben verbaut worden sind.

Übrigens sind auch in dem durch die Restaurationen fast vollständig versicherten Innern noch einzelne weitere Merkmale des Übergangsstiles zu erkennen in den vorhandenen Halbsäulen, welche als Gurtenträger des Kreuzgewölbes dienen. Diese Halbsäulen, welche erst in der Höhe von 8 oder 10 Fuss aus der Wandfläche des Chores hervorspringen, und unten einfach abgefasst, eigentlich wie abgebrochen vorkommen, scheinen noch das im Romanischen übliche gerollte Blattornament (Doppelornament mit abgewinkelten Knospen) an ihren kleinen Capitulen zu haben, in wie fern sich dieses hier und da noch unter der vielfachen Tünche erkennen lässt. Der erhaltene grössere Theil des ursprünglichen Kreuzgewölbes des Chores mit Kreuz- und Scheidgurtens zeigt auch den gedrückten Spitzbogen. Theilweise, wie gesagt, ist die Wölbung mit einer neueren ergänzt, was in Langhausaes gänzlich der Fall ist. Hier und da sind auch Reste einzelner Formen zu sehen. Im übrigen watten ausgesprochene gotische Consolen vor, wie an dem ausgebildeten Spitzbogen des Triumphbogens und an den schmalen längen spitzbogigen Fenstern, die nur bis zu da etliche einfache Masswerkformen bewahrt haben. Auch der Chorschluss ist dreieckig aus dem Achteck gekühdelt, an Aussenen scheinen die mit hervorspringender Base dreimal gegliederten Strebepfeiler den ehemaligen Gurtträgern inlänzen zu entsprechen. Diesen Formen schliesst sich noch das beleuchtete Sacramentshaus an, welches an der gewöhnlichen Stelle in einer Höhe von etwa 4 Klaffern sich an die Wand lehnt, und ziemlich reich und fein aus rüthlichem Sandsteine gearbeitet, nach manche gute Motive der Gothik aufweist; nur leider hat es durch den agenden Zahn der Zeit und der Verwahrlosung vieles von seiner ursprünglichen Schönheit eingebüsst.

An der gegenüber stehenden Epistelseite des Chores befinden sich wieder rundbogige Nischen mit Sitzbänken angebracht, an den Seiten und in der Mitte mit Halbsäulen gekuppelt und abgefasst, gleich jenen zu Cäpitäl. Sie sollen, nach den Pfarrgedenkbüchern, die ehemaligen Chorstühle des Raaber Capitels vorstellen, indem es zeitweise, während der Belagerung Raabs u. s. w. hier seinen Sitz gehabt hätte. Die Thatsache kann ich sonst geschichtlich nicht verbürgen; dagegen haben wir aus der oben angeführten Urkunde entnommen, dass hiesige Pfarrer zugleich Pressburger Domherren waren, und es scheint bemerkenswerth, dass eben die einzigen zwieithürmigen Kirchen der Schütt, diese nämlich und jene zu Cäpitäl, als ehemalige Domherrnsitze angesehen werden. Es würde sich dadurch auch hier die Richtigkeit der Annalen herausstellen, dass ursprünglich nur die Kathedralkirchen — hier wenigstens Domstifte, sogenannte Collegiat-Capitel — in der romanischen und gotischen

Bauseit mit zwei Thürmen vorkommen. Nebstdem bemerkt man noch in der Kirche auch andere Nischen oder Serenien. Das gegenwärtige einschiffige Langhaus ist wie gesagt durch Restauration ganz verunstaltet. Die Flächen-Masse sind folgende: Länge des Chores im Lichte: 35' 6"; Breite 18' 10"; Länge des Schiffes 44' 6"; Breite 23' 3". Zwischen der späteren Einrichtung, meist aus dem XVII. Jahrhunderte befinden sich noch ein älteres Taufbecken aus einem Stücke Sandstein gehauen 3' hoch und 2' im Durchmesser und zwei Weihwasserbecken.

Es sind auch mehrere Votivgemälde aus dem XVII. Jahrhunderte vorhanden, die aber von keinem besonderen Kunstwerthe und mehr etwa von geschichtlichem und heraldischem Interesse sind. Die älteste Glocke hat die Inschrift: Balthasar Herold hat mich gossen. Aus Feuer und Hiez bin ich gelosen 1648. An der linken Chorbauwand ist ein Grabdenkmal aus rothem Marmor angebracht, blos mit Inschrift und Wapen ausgestattet. Es ist von dem Palatin der erzbischöflichen Prædial-Adeligen und Kanzler des berühmten Cardinals Piazminy, Johann Főrös seiner Gemahlin errichtet worden *).

Egyház-Karosa (Prossburger Comitât). Urkundlich bekannt von 1243 (Gerney a. O. 63). Kraft einer Urkunde des Graner

Erzbischofes von Jahre 1308 (das bis jetzt ungedruckte Original im Pfarrarchive) wurde hier der Bau einer Kirche gestattet. In der Urkunde von 1339 (Cod. dipl. VIII, IV, 404) wird auch ein Pfarrer genannt: Michael Reator Ecclesie S. Bartholomei de Karosa. Die früheren Pfarrvisitationprotokolle beschreiben noch die ältere Kirche mit einer daneben stehenden Capelle, die auch mit einer Gruft versehen war (etwa Karner?). Die jetzige katholische Pfarrkirche wurde am Platze dieser älteren gestürzten Kirche erst im Jahre 1820 in dem erwähnten nüchternen Styl erbaut. Hier ist auch die Filiale Kulesár-Karosa mit einer neueren Capelle.

Ekecs (Komorner Comitât). Urkundlich genannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 430). Die katholische Pfarrkirche im Jahre 1789 erbaut, in dem dürftigen Style jener Zeit. Auch eine neuere Kirche der Reformirten H. C. Bedürfnissbau.

Ekel (Komorner Comitât). Urkundlich bekannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 444). Als ältere Pfarre angeführt im Pázm. Verzeichnisse (s. O. 99). Die jetzige Pfarrkirche an der Stelle einer älteren im Jahre 1816 erbaut. Eine Kirche der Reformirten H. C. im Jahre 1801 errichtet, so wie auch ein Bethaus der Israeliten sind Bedürfnissbauten.

Das eiserne Sacramentshäuschen in der Pfarrkirche zu Feldkirch in Tirol.

(Gezeichnet von dem k. k. Bauleven Ph. Schöch.)

(Mit einer Tafel.)

An der südlichen Wand des Langhauses der im Jahre 1478 von dem Baumeister Hanns Sturm erbauten gothischen Pfarrkirche zu Feldkirch steht eine Kanzel, welche aus den Bestandtheilen eines Sacramentshäuschens zusammengesetzt wurde. Zu diesem Zwecke wurde das auf einer eisernen Säule ruhende Gehäuse als Kanzelempore benützt, eine Treppe hinzugefügt, der thurmartige Aufsatz von dem ersten durch eine Brettverschalung getrennt und sodann als Baldachin für die Kanzel verwendet. Ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Styl des Werkes wurden jene Bestandtheile, welche zur Benützung der Kanzel erforderlich waren, im Geschmacke der Zopfzeit gestaltet und glücklicher Weise an den einzelnen Theilen des Sacramentshäuschens nichts geändert, so dass es noch jetzt — abgerechnet die Zerstörungen des Rustes — in seiner ursprünglichen Form zusammengesetzt werden kann. In seiner Gestalt als Sacramentshäuschen wurde es in derselben Kirche unter dem Fröhbogen im Jahre 1509 (oder 1520), wie eine nicht mehr ganz deutliche Inschrift am unteren Rande des Gehäuses bezeugt, aufgerichtet und schon im Jahre 1655 von dem Pfarrherrn Christoph von Grenzling mit Erlaubniss des bischöflichen Ordinariates in Chur in die gegenwärtige Kanzel verwandelt.

Auf Veranlassung des k. k. Landes-Baudirectors von Tirol und Vorarlberg, Herrn Liebener, wurden schon vor längerer Zeit durch den k. k. Bauleven Herrn Ph. Schöch

äusserst gelungene und sachverständige Zeichnungen dieses merkwürdigen kirchlichen Mobilars für die Zwecke der k. k. Central-Commission angefertigt; jedoch hiebei der gegenwärtige Bestand im Auge behalten und nur darauf hingewiesen, dass es zweckmässiger sein dürfte, dasselbe in Form eines Sacramentshäuschens mit Hinweglassung aller späteren Zuthaten zu veröffentlichen.

Dies ist auch von uns geschehen, und indem wir daher in Tafel V eine Abbildung des nun als Kanzel verwendeten eisernen Sacramentshäuschens zu Feldkirch bringen, glauben wir damit einen seltenen und interessanten Beitrag gewerblicher Technik des XVI. Jahrhunderts zu liefern.

Professor Vonbank in Feldkirch lieferte übrigens hiezu folgende Beschreibung:

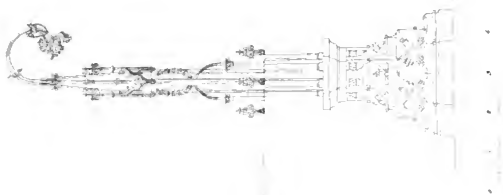
„Der steinerne Stock, im Sechseck gebildet (Fig. 1), stellt den Wurzelstock von einem Baume mit allem Geflechte und Gewinde der Wurzel dar. Auf ihm steht die eiserne, cannelirte Säule, deren Grundriss aus Fig. 1 ersichtlich ist. Einfach und ohne Basis steigt sie empor und hat ringsherum ein üppiges Ranken- und Laubwerk als Zierath. Sie war übrigens ehemals, wie alles Folgende, im schönsten Blau gemalt und reich vergoldet.



(Fig. 1.)

*) Die Inschrift: *Nascitur et moritur. D. O. H. Monumentum hoc dilectissimae suae consortii Susannaë Miricæ de Behefufen in hoc Gelido marmore breuitate impunitatis, Generosus Dominus Joannes Főrös S. C. R.*

Micentis ante familiaris. Nob. praed. Strièum de Vajka et Érsekiet Palatinus, Eminentiissimi Principis ac D. Cardinalis Piazminy etc. Cancellarius, mortuus posuit. A. D. MDCXXXIII.



Das v. 24. Stück. - Seite 1. - Auftrage.

Das v. 24. Stück. - Seite 1. - Auftrage.

Das Kästchen (des ehemaligen Sacramentshäuschens), jetzt Kanzel-Parapet, ist ein Sechseck von Eisen; die



(Fig. 2.)



(Fig. 3.)

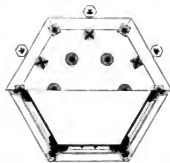
Flächen bestehen aus demzierlichsten Gitterwerk; die sechs Pfeiler an den Ecken waren ursprünglich blank und vergoldet, tragen unten kleine Piedestale mit Capitälchen und oben zart durchbrochene Baldachine (Fig. 2 u. 3).

Die holzgeschnittenen Standfiguren fehlen.

Der Haupttheil ist der thurmartige Aufsatz. Er ist in seiner Arbeit ein Meisterwerk der Gothik und es ist an ihm wohl weniger wie an der Kirche der sinkende Geschmack des XV. Jahrhunderts bemerkbar.

Der durchbrochene, durchsichtige Bau, der ihm das Leichte, Luftige und Schwebhafte gibt, und die sorgsame, zarte Vollendung und Ausarbeitung des Einzelnen bis ins Kleine und Kleinste hinaus, sind noch Zeichen des geläuterten Geschmacks.

Im Einzelnen erhebt sich der Thurm zuvörderst in drei Absätzen, wovon, wie der Grundriss zeigt (Fig. 4), der



(Fig. 4.)

unterste das Sechseck, der mittlere als Übergang ein Viereck und endlich der dritte die Pyramide ist. Die kleinen Dimensionen sind wohl der Grund, dass das Sechseck und Viereck gewählt ist. Das Viereck bildet hier den natürlichen, allmählichen Übergang vom Sechseck zur Pyramide. Der erste Absatz ist nun zunächst ein doppeltes Sechseck: ein inneres und engeres, aus sechs runden Säulen von Eisen (Eisenblech wie alles Übrige); eine jede Säule hat Basis und Capitäl, der Schaft misst 6 Fuss Höhe, die Basis 1 Fuss. Sodann ein äusseres und weiteres Sechseck, die Umgebung und gleichsam das Gehäuse des ersten; es besteht aus sechs eisernen Pfeilern mit pyramidalen Fialen und Bossen. Sehen wir diese erste Abtheilung des Thurmes unten, oben und nach innen an, so hat der Fuss wieder eine Umgebung von reichem Ornamentenwerk. Gegenüber den sechs Flächen steigen sechs Fialen bis zur Höhe von $2\frac{1}{4}$ Fuss auf, die gleichsam Fortsetzungen der sechs Pfeiler des darunterstehenden Kästchens sind und durch Laubwerk - Geschosse oder

Sprossen mit einander verbunden sind. Oben gehen von jedem Pfeiler nach jeder der beiden Seiten je zwei Zweige aus; die zwei niederen von je zwei Pfeilern kommen in der Mitte zusammen



(Fig. 5.)

und krümmen sich zur Ranke, die an der Spitze ein Laub trägt; die höheren Zweige, von je zwei Pfeilern ausgehend, streben hinüber zu den Säulen des inneren Sechsecks, verflechten sich dort, wachsen daran fort und bilden so alle zusammen den Knotenpunkt zwischen dem ersten und nächsten Absatz, gehen dann wieder aus einander und steigen endlich abermals vereinigt als sechs Fialen auf, den Fuss des nächsten Absatzes mit Ornamentenwerk umzierend. Im Holzschnitte Fig. 5 folgt ein Detail jenes Rankengeflechtes, welches zusammenstößt und sich verschlingt.

Die Pfeiler und Säulen des ersten Absatzes stehen auf einer Kuppel oder mässigen Wölbung von Kupfer, welche nach innen die gewölbte Decke des Kästchens bildet. Innerhalb dieses untersten Sechsecks stehen rings herum in den Nischen holzgeschnittene Figuren: Weiber, Männer, Mütter mit Kindern, in der Mitte und etwas höher als die Übrigen Moses, der noch das eine Horn hat; sie halten Schalen, Tücher und blosse Hände nach der Höhe, wo Gott Vater ist; der Mannregen ist es wohl, das alttestamentliche Vorbild der Communion oder des neustamentlichen Manna, entsprechend der ursprünglichen Bestimmung eines Sacramentshäuschens. Die 9 Personen (Figuren) sind etwas unbeholfene, doch charakteristische und immerhin interessante Gebilde. Der zweite Absatz, gleichsam das zweite Stockwerk des Thürmleins, ist nun ein Viereck, durch vier einfache Säulen gebildet, jedoch so, dass noch zwei Pfeiler von den früheren die Flanken bilden. Die Nische in der Mitte enthält das holzgeschnittene Bild des auferstandenen Christus, der die Erfüllung jenes vorbildlichen Manna ist. Der dritte Absatz endlich ist die Pyramide. Die vier Säulen erscheinen hier nämlich zusammengewachsen und gehen sodann über in die Spitze, welche an der Decke sich krümmt, als wolle sie noch fortwachsen, und zu äusserst die grosse Blume trägt (Fig. 6). So erhebt sich dieses Prachtwerk mittelalterlicher Kunst und Religiosität. Eine Inschrift am unteren Rande des Kästchens herum, nur theilweise noch lesbar, lautet: „Statt Veldkirch anno dm. 1520 jar ist das Werch ufgesetzt und gemacht“. Der gegenwärtige Anblick der Kanzel bietet

nun freilich nichts mehr von dem dar, was dieser Anblick ehemals gewesen sein mag; denn von Golde und der Farbe ist nichts mehr sichtbar, das Laubwerk ist zum Theil zer-



(Fig. 6.)

trümmert, die Figuren und auch die Säulen wanken und weichen aus der geraden Richtung; das Schlimmste ist,

dass der Rost das Eisenblech (die ganze Kanzel ist aus Eisenblech und nicht massiv) bald durchfressen haben wird.

Liesse sich dem Allen nun vorbeugen durch etwas mehr Sorgfalt, die man auf die Erhaltung des Kunstdenkmales verwenden sollte, so ist dagegen einem anderen Uebelstande wohl nicht mehr abzuhelfen: das Werk stand ehemals als Sacramentshäuschen unter dem sogenannten Frohbogen frei und frank, in günstigem Lichte, mit einfachem, schönem Hintergrund; und jetzt steht es im Dunkel, an die Wand gelehnt, nicht einmal mehr frei und allseitig sichtbar."

Von welchem Künstler hiezu die Zeichnung entworfen wurde und welcher Meister sie ausgeführt, darüber fehlen verlässliche Nachrichten, und es wird nur die Vermuthung ausgesprochen, dass der Entwurf zu diesem Sacramentshäuschen von Wolfgang Hueber von Feldkirch geliefert ist.

Schliesslich können wir aber auch nicht den Wunsch unterdrücken, dass für eine bessere Erhaltung desselben Sorge getragen werden wolle, da Feldkirch an demselben einen ganz eigenthümlichen Schatz mittelalterlichen Kunstfleisses besitzt, der gewiss die Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde in Anspruch nehmen wird.

D. Red.

Notizen.

(Ostung der Kirche.) Der Heiland hing an Kreuze mit dem Angesichte nach Westen. Wollen wir auf den Heiland sehen, müssen wir also nach Osten gewandt sein. So dachte das Christenthum seit seinen ersten Tagen, und um nicht die vielen bekannten symbolischen Gründe von Christus auf Sonnen-Aufgang, Sonne der Gerechtigkeit u. s. w. zu wiederholen, erwähnen wir nur, dass die apostolischen Constitutionen und Tertullian schon die kirchliche Ostung beobachtet wissen wollen. Über diesen Gegenstand ist eben eine beachtenswerthe Schrift von J. A. Alberdingk Thijm zu Amsterdam bei van Langenhayen erschienen, und wir empfehlen sie den gelehrten Kunstforschern. So viel wir verstehen, hat das Buch eine Seite, von welcher der angeregte Gegenstand bisher noch nicht besprochen worden ist. Es wird nämlich nachgewiesen, dass, wenn die Ostung nicht beobachtet wird, alle kirchlichen Baugesetze umgekehrt werden, und von einer christlichen Symbolik bei verständigen Leuten, die keinen Unsinne wollen, eben so wenig die Rede sein kann, als von einem gerade gebauten Menachen ohne Rückgrat. Einige Beispiele verliert bald die Sache klar machen. *Adorate ad ortum solis*, verlangt der weise Mann. Wie nun, wenn der weisere Baumeister *ad oceanum, meridiem, septentrionem* baut! Auf der ästlichen Kirchenachse beruht die Abtheilung der Geschlechter und eine Menge anderer Dinge. Wie nun, wenn die Achse anders liegt, um das Reich der sinnbildlichen Nacht und Finsterniss zu zerstören. Wie nun, wenn der Kirchenbau ihm die Stellung nach Süden zuweiset? Der Opferpriester hat beim *Gloria* u. s. w. die Verpflichtung, sich nach Sonnenaufgang zu wenden, wesshalb er bei der Volksbegrüssung *Dominus vobiscum* sich umdrehen muss. Wie aber, wenn der Altar im Norden oder in jeder anderen Richtung steht? Bei der Weihe der

Kirchen schreibt der Bischof das griechische und lateinische Alphabet in vorgeschriebener Richtung der vier Weltgegenden. Die Richtung verändert, und alle Bedeutung hört auf, ist wenigstens das, was in der Kirche nie genannt noch gedacht werden darf, — un wahr. Jedoch ich glaube hingänglich schon angedeutet zu haben, dass das Buch kein unbedeutendes ist, zumal für unsere Zeit, in welcher sich die Künstler für so souveräne Herren halten, dass sie es nicht für nöthig erachten frühere Gesetze zu beobachten, oder die Örtlichkeit vorsehüten. Wie der h. Gregor Thaumaturgos oder vielmehr Pontico das Hinderniss eines im Wege stehenden Berges überwand, so denke ich, können auch andere Leute.

Kreuser.

(Baurechnungen des Regensburger Domes.) Herr Schuegraf, der bekannte Verfasser des braven Werkes über den Dom zu Regensburg, hat Nachträge herausgegeben, d. h. Baurechnungen, aus welchen er eine Menge kleiner Wissenswürdigkeiten ermittelte, und uns gleichsam in das Tagesleben der mittelalterlichen Bauhütte versetzt. Bekanntlich versteht nichts in der Welt so gut die Poesie in die wirkliche und geschichtliche Welt zu versetzen, als eine Rechnung schwarz auf weiss. Diese Rechnungen führten aber auch zu anderen Dingen, die Niemand ahnen konnte, und so hat der fleissige Forscher herabgebracht, dass die Regensburger Bauhüttenversammlung in Deutschland 1459 nicht den Einfluss geübt hat, an den Einige glauben. Der Rath der genannten Reichsstadt wenigstens gab keine besondere Steinmetzenbrüderschaft an, sondern hielt fest an den alten Baubordnungen und duldete keine Steuerung. Zu den früheren Rechnungen hat Herr Schuegraf jetzt einen neuen Nachtrag geliefert: nämlich: drei Rechnungen über den Regensburger Dom aus den Jahren 1487, 1488 und 1489. Regensburg 1857, bei

J. Reitmayr (auch abgedruckt in den Verhandlungen des historischen Vereines für die Oberpfalz und von Regensburg). Dieser Nachtrag erläutert nicht nur mehrere Punkte der früheren Rechnungen, sondern bringt auch neue und nicht unwichtige Aufschlüsse. Das Bauherrnamt ruht noch in der Hand eines Geistlichen, Magister fabricae war der Domherr Johannes Geringger, und die von ihm aufgestellten Rechnungen zeigen, dass und wie er den Bauauslaß führte. Auch Mathäus Roritzer, Thumbmeister, tritt in ein helleres Licht, und früher unbekannt Namen treten aus dem Dunkel, wie der Gasmaler Leonhard Zauner u. s. w. — Die Sammlung solcher Namen wirft oft ein helles Licht auf ganze Kunstperioden, zumal die Kunst in vielen Familien des Mittelalters erblich erscheint, natürlich weil das Kind unwillkürlich zum Thun des Vaters leicht hineilt und erzogen wird. Dass an den Dombauten ein besonderer Bausehrer angestellt war, erhellt auch aus den Rechnungen, nicht minder, dass man dem Meister bei besonderer Mühewaltung zur Ehrung eines Roek gab, den Domgesellen am Martini-Tag eine Gans u. dgl., und so werden wir oft durch kleine Nachweisungen recht lebendig in das mittelalterliche Leben zurück versetzt. Wir machen daher auch anderwärts auf derlei Rechnungen, die oft allein von allem Raube übrig geblieben, aufmerksam, indem der verdienstvolle Schuegraf zeigt, dass aus ihnen manches zu lernen ist, was vergebens auf anderen Wegen gesucht werden mögte.

(Die Fresco-Malerei in der Capelle des gräfl. Thun'schen Schlosses Brughiero in Nonsberg in Tirol.) Diese Capelle wurde von Ritter Simon von Thun 1450—1458 ohne besondere Zier- und Bauformen mit Benutzung von schon bestehenden Mauern errichtet, auf einer Area von ungefähr 16 Quadratklaffern und 3 Klaffer Höhe, worüber eine Kreuzkugel gespannt wurde.

In den Jahren 1636—1638 wurde sie um die Hälfte verlängert, wobei die alten Dimensionen wiederholt wurde.

Der erste Bau wurde auf Kosten obengenannten Inhabers des Schlosses mit schönen Fresken geziert, was folgende an der Wand angebrachte Inschrift darlegt:

„In den ereo des almechtigen Gotts und des leidens „unsern Iheru Ihesu cristi halt lassen nalen und zieren „dise Kappell der edle und gestrenge Herr Symon von Thunn, „und ist das Gemalde volprucht worden da man zelt nach „Christi geburt: M.CCCC.LXI. †. An Sant Gallen abend?“

Von welchem Meister sind aber diese Bilder?

Darüber konnte bisher weder an der Malerei selbst noch aus Schriften etwas entdekt werden.

Berichterstatler, dem die berühmten Gemälde im Kreuzgange der Kathedrale von Brixen von Jugend auf gut eingepägt sind, fand schon beim ersten Anblicke dieser Capelle auffallende Ähnlichkeit in der Malerei mit den Darstellungen des Leidens Christi aus dem 15. Jahrhunderte in obengenannten Kreuzgange. Bei seiner Durchreise in Brixen im August 1857 stellte er den Vergleich näher an, und kann mit Sicherheit sagen, dass die nämlichen Concepte, Gruppierungen in gleicher Behandlung sich im Kreuzgange von Brixen wiederholen, ja dass viele Figuren sogar von den nämlichen Cartons gezogen zu sein scheinen. Wie froh war er zu hören vom Hoehw. Herrn Conservator Tinkhauser, dass diese Bilder in Brixen von Jakob Sunter (1462) herrühren. Also wurden die Fresken von Brughiero nur um ein Jahr früher gmalnt. — Zu Brixen regierte damals der berühmte Gelehrte Cardinal Nikolaus von Buxa. Mit ihm stand als bekannter tirolischer Ritter Simon v. Thun in näherer Verbindung. Dieser erbat sich

von Cardinale für seine neuerbaute Capelle verschiedene Ablässe aus, die ihm der Cardinal in Urkunde, Insigel und Unterschrift verlieh. — Aus allen diesen inneren und äusseren Prämissen kann man wohl einstweilig die Behauptung aufstellen: Die Fresken von Castel Brughiero seien von Jakob Sunter, angeblichen Vater des Lucas v. Krauer.

Die Bekanntheit der Werke solcher Meister könnte für die Geschichte der Kunst wichtig sein.

Die Bilder übrigens sammt der Capelle sind in sehr gutem Zustande.

Die Malereien sind angebracht an drei Seitenwänden und in den vier Dreiecken der Kreuzkugel.

Wand gegen Norden. Im Fensterraum oben: Gott Vater sendet seinen Sohn aus als kleines Kind, zwei Engeln schweben ihm voran mit Leidenswerkzeugen; rechts im Fensterraum: Maria an ihrem Betstuhle; links der Erzengel, hinaufweisend auf den obern Fensterraum oder vielmehr auf dessen Vorstellung.

Links vom Fenster. Der Ölgarten, Christus im Blutschweisse; der Engel mit dem Kelche, die Landschaft etwas getrennt durch Felsenstränge, mehr links die 3 schlafenden Jünger und dabei Christus. Im Hintergrunde Judas, mit grässlichem Rothbarthe und Blick, zeigt der Turia nach Christus.

Wand gegen Osten. Hinter dem Altare: Die Gefangennehmung Christi, Petrus mit dem Schwerte; Malchus ist beim Ausschlagen einer Chortüre hinter dem Altare verschwunden. Dieses Bild ist durch Feuchtigkeit etwas verletzt. — Rechts von dieser Thüre: Christus vor Pilatus, der sich die Hände wäscht. — Unter der Thüre: Veronica, das Schweisstuch getragen von zwei schwebenden Engeln.

Wand gegen Süden. Links: Die Geisselung; rechts die Krönung, mitten zwischen beiden im Fensterraum Pilatus mit Christus, als *Ecce homo*; gegenüber das Volk mit dem Spruchbände: *Crucifige*. Oben im Fensterraum das Osterlamm mit Fahnen, sieht dem Wapen des Bisthums Brixen gleich.

Im Gewölbe. Westliches Dreieck: Die Kreuztragung, voran die zwei Schächer in weissen Unterkleidern; sie schielen verstoßen unter der weissen Augenhinde hervor; Sehergen mit Fahnen; eine weisse mit 5 Skorpionen; die weinenden Frauen; Veronica; Simon von Cyrene. In den zwei Winkeln tief Jeronias und Daniel (mit Spruchbändern).

Im nördl. Dreiecke: Christus am Kreuze, Darreichung des Schwammes; Longinus stoss die Seitenwunde auf; die Frauen; Maria fällt dem Johannes in den Arm; zwei Berittene, einer mit dem Spruchbettel: *vere filius dei erut iste*; der andere: *si filius Dei est, descendat de cruce*; rechts die Gruppe der Looswerfenden über das Krid; — diese Scene überwacht vom Meister Henker, der gravitätsch sich auf sein Richtschwert lehnt. Die Schächer, sehensliche Klumpen auf ihren Kreuzen, mit zerschlagene Brinen, hauchten ihre Seelen aus, die von Engel und Teufel aufgefangen werden.

Im östl. Dreiecke über dem Altare: Die Kreuzabnahme, links die Frauen bei Maria und Johannes; die Landschaft rechts etwas geschieden; Christus in Schosse Mariens; die Freunde Jesu Joseph v. Arimathaea und Nikodemus halten Rath wegen des Begräbnisses.

Im süd. Dreiecke rechts: Die Grablegung, zwei Engel schweben über der Scene. Die Landschaft getrennt; links die Auferstehung und die schlafenden Wächter.

Im Gürtel des Gewölbes am Übergange zum Hauptschiffe: Mitten Christus, rechts und links zu sechs und sechs die Apostel in Medallionen; rechts am Bogenansatz dieses Gürtels obige Inschrift und links eine andere: *Domine dilecti decorum donna tua* etc.

Die in diesem Cyklus von Bildern wiederkehrenden Personen sind sich in jeder Vorstellung getreu im Costüme und Typus, auch bei verschiedenen Affecten. Der Gottmensch ist wohl grösser gehalten als die übrigen Figuren; die Hauptmomente sind alle mit Spruchzetteln versehen.

Die grösste Ähnlichkeit mit denen an Brizen haben die Kreuztragung, Christus am Kreuze, dann die Geiselsung und die Krönung.

Pr. Cyprian Pescosta.

Correspondenzen.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben den Conservator für Wien, Herrn Albert Camerinus, aus Anlass der Überreichung des von ihm in neun Blättern ausgeführten Welmuth'schen Plans der Stadt Wien die gross goldene Gekröntenmedaille allergnädigt zu verleihen geruht.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben zur Restauration des Domes in Trient einen jährlichen Beitrag von 2000 fl. auf die Dauer von fünf Jahren aus dem Staatschatze zu bewilligen geruht.

Melk. Über die in meinem Bezirke während des Jahres 1857 vorgekommenen Geschichtsgegenstände habe ich Folgendes zu berichten; bedeutende Restaurationen sind nicht vorgefallen, aber andere Vorkommnisse verdienen besonders angeführt zu werden.

Im ehemaligen Collegiatstifte Ardagger, wo der würdige Herr Pfarrer Ferdinand Huemer eifrig fortführt im Sinne und nach dem Wunsche der hochblühenden Central-Commission zu wirken, musste man sich, aus Mangel der erforderlichen Geldmittel, auf einige kleinere Restaurationen, namentlich der vor hundert Jahren gemalten Kreuzwäppler in Kreuzgänge beschränken, welche letztere auf Verlangen und durch die Beiträge der frommen Pfarrgemeinde theils von neuen Untergänge garetet, theils neu gemalt wurden. Der Errichtung eines neuen Hochaltars, welcher zur bessern Sichtungsmachung der herrlichen Glasgemälde hinter demselben in Versteck gebracht wurde, stehen nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegen, wovon ich, nach gepflegter Untersuchung an Ort und Stelle, weiter berichten werde.

Die zwei interessantesten Grabsteine neben der Pfarrkirche zu Yps wurden, weil in der Kirche selbst kein passender Platz für sie zusammen zu lassen war, an derselben von Aussen so befestigt, dass sie vor Beschädigung hinlänglich gesichert sind.

Im aufgelassenen Cistercienser-Stifte Seisenstein entdeckten der Herr Custos der kaiserlichen Hof-Bibliothek, Ernst Birk und ich bei einem Besuche daselbst einen merkwürdigen Grabstein, welcher vormals in der abgebrochenen Stiftskirche lag, in der neuesten Zeit an einer Mauer des jetzigen Schlossgebüdes, und zwar mit der Schriftseite der Wand zugekehrt, aufgestellt wurde.

Dieser Grabstein, ein grosser rother Marmor, enthält die Inschrift:

Hic. iigt. begraben. der. Edl. vnd.
Vest. Hans. von. streytweyn.
Johanna. sein. Hausfraw. vnd. Jr.
gesiecht. den. got. genest. f. 3. 81.

Uater der Aufschrift: In einem, von einem Kreise umschlossenen Dreieck, ein quergetheiltes Schild — oben zwei aus den oberen Schildswinkeln entspringende, sich an den Händen fassende bekleidete Arme; die Ärmel mit Aufschlägen sind an der auswendigen Seite von oben bis unten mit Knöpfchen geziert; die untere Hälfte des Schildes ist schachförmig getheilt.

Dieses Wappen, sonst nur unvollkommen aus Siegeln bekannt und noch im Wappen des Marktes Weiten (Kreis O. M. B.), einst den Herren von Streitwiesem gehörig, fortlebend, ist auf diesem Grabsteine am deutlichsten zu erkennen, und daher die Erhaltung

dieses Steines als ein wahrer Gewinn für die vaterländische Heraldik zu betrachten. Die gegenwärtige Gutabsitzerin, Frau Baronin von Liebenfels, welche selbst an den wenigen artistischen Überbleibseln der ehemaligen Abtei Seisenstein grosses Interesse nimmt, versprach den gedachten Grabstein durch Übertragung in die, erst 1855 restaurirte und mit einem höherem Thürmchen und mit einer Glocke versehene Loretto-Capella vor jeder Beschädigung schützen zu wollen. Diese Capelle, einst an den Ober der Stiftskirche angebaut, ist allein von der alten Kirche noch übrig und wird seitwärtig zur Feier der h. Messe gebraucht. Übrigens ist noch zu bemerken, dass der besprochene Stein nicht in das Jahr 1381 hinaufführt, sondern erst von dem thätigen Abte Johann Adam von Vilsbiburg (von 1325—1339) dem Andenken der gegen die Mitte des XV. Jahrhunderts erlesenen Ritterfamilie Streitwiesem gewidmet wurde. Die zerstreut vorkommenden Nachrichten über dieselbe, grösstentheils von mir gesammelt und mitgetheilt, sind in Reil's „Donauländische der kais. kön. Patrimonialherrschaften im Viertel Obermannhartberg“, Wien 1835, Seite 414—420 zu finden; das Siegel des Marktes Weiten ist in Chmel's „österreichischem Geschichtsforscher“, II. Band, S. 198—200 beschrieben.

Durch die nicht genau zu lobende Fürsorge des gelehrten Beneficiärs von Seitenaltens Wolfgang Müller (gest. 1829), welcher vom 17. August 1808 bis 28. December 1809 die Pfarre Seisenstein und hernach die nahe gelegene Pfarre Pörsenegg verwaltete, und durch die gefällige Mitwirkung des Hofrichters Joseph Blum wurden die merkwürdigsten Denkmale aus der im Jahre 1801 von den Franzosen in Brand gesteckten und hierauf den Verfall überlassenen Stiftskirche in die anstatt derselben zur Pfarrkirche bestimmten St. Donati-Kirche übersetzt, wo sie bestens erhalten zu sehen sind. Von dem grössten Interesse ist der Grabstein des Reinprecht von Walsee, gestorben 1451, auf welchem die Insignien des Drachenordens, des Adlerordens, des Ordens von der Stele und Kandel (Kanne), des Grafen und *de la Escama* (Squama) so vortreflich abgebildet sind, wo sie, meines Wissens, sonst nirgends erscheinen. Der gegenwärtige Hr. Pfarrer M. Schachl, Diöchant in der Malerkunst und von grosser Vorliebe für ältherländische Kunst, arbeitet an einer getreuen Copie dieses Denkmals für Herrn Custos Birk's nichtswenig zu erwartende Begeben von Seisenstein, durch welche Copie die ungenau und daher nicht genaugede ältere Abbildung in Hanthaler's „Festis Campilliensibus“, Tom. II, p. 1 entbehrlieh gemacht wird.

Auf dem Gange vor der Wohnung des Herrn Pfarrers befindet sich eine steinerne, mit Farben bemalte Statue der Mutter Gottes mit dem Kinde, eine Arbeit des XV. Jahrhunderts, leider schon beschädigt.

Was den Theil des gewesenen Stiftgebüdes, welcher wahrscheinlich heuer der Eisenbahnlinie weichen wird, betrifft, so ist derselbe hinsichtlich seines Alters und seiner Bauformen so beschaffen, dass er keine weitere Beachtung verdient.

Da bisher keine Bestimmung, was mit den häufigen Bestandtheilen der ehemaligen Karthause und des jetzigen Schlosses zu Aggsbach geschehen soll, erfolgt ist, so wird, sobald ich die Entscheidung hierüber erfahre, der unständliche Bericht folgen.

Zu Loosdorf, an der Strasse eine Stunde unterhalb Melk gelegen, wurde schon vor einiger Zeit der Grabstein des Ritters Leonhard Eusekel von Albrechtsberg an der Pielach (gest. 1884) durch den Herrn Pfarrer Franz König von der gänzlich zerstörten dadurch gerettet, dass er ihn vom Eingange in den Friedhof, wo er seit unedllicher Zeit als Pflasterstein diente, weggeschaffen und in eine entwikelte Nebenecke brachte. Leider ist der Stein, welcher das Bildnis und Wappen des genannten Ritters mit einer Umschrift zeigt, trotz aller angewandten Mühe beim Aufheben von der Erde in mehrere Stücke gebrochen!

In der Nähe des Schlosses Schallsberg, an der Strasse nach Loosdorf, entdeckte man zufällig in einem herrschaftlichen Acker vier mit Bruchsteinen gemauerte Gräber, welche mit Stücken von Steinplatten bedeckt, jedes für einen Viehhorn Ramm hatten, aber ohne alle inschriftliche Bezeichnung oder sonstige Merkwürdigkeit waren, ausser den Scherben von zwei eisernen Thronensitzen in zwei Gräbern, und (in einem andern Grabe) einen kleinen Fibula von Bronze und einem kupfernen schlangenförmigen Armeinge, welche Stücke sich im Besitze des Herrn Gutsbesizers Frihr. Karl v. Tinti befinden. Die in den Gräbern gefundenen Gebilde wurden auf Veranstaltung des Herrn Cooperators Andreas Dattler in den Gottesacker nach Loosdorf gebracht; wahrscheinlich weil die einem Kreuze (eher einem Schwärze) ähnliche Gestalt der Fibula ihn

verleitete, diese Gebilde für die ehrwürdigen Reste von Christen zu halten. Die inerten Grabstätten wurden, bevor mir ihre Besichtigung möglich war, wieder mit Erde zudeckt; der Herr Gutsbesitzer ist aber Willens, im Frühjahr die Aufgrabungen fortzusetzen, bei denen ich auf seine Einladung ausgehen sein werde, um von den Ergrabenen umständliche Nachrichten geben zu können, woraus man dann vielleicht geschichtliche Folgerungen über die einstigen Bewohner dieser Gegend, denen diese Gräber gehörten, zu ziehen im Stande sein wird.

Obwohl seit den (wie leicht vorzusesehen) verunglückten Versuchen in neuester Zeit das angeblich in der Habsburger Gruft zu Tain beigeordnete Herr K. Rudolph's I. wieder aufzuleben, das Interesse des Publicums an den Überresten des aufgehobenen Frankenklosters daselbst sich bedeutend vermindert hat, so dürfte es doch den Alterthumsfreunden willkommen sein, von der „älteren Ansicht des Klosters mit allen seinen Gebäuden und Plätzen, aus der Vogelperspective aufgenommen“ (die, nach Herr Meynert's Versicherung, gegenwärtig Herr Beyer, Fabrikant zu Tain, besitzt), bevor dieses Gemälde, gleich vielen andern, verschleppt wird oder zu Grunde geht, eine Copie in kleinerem Maasstabe verfertigt zu lassen, was am leichtesten durch einen in Wien zur Verfügung stehenden Künstler ausgeführt werden könnte.

Keiblinger.

Literarische Anzeigen.

Bonifat Wolmuth's Grundriss der Stadt Wien vom Jahre 1547 gezeichnet und lithographirt von Albert Camasina. Herausgegeben durch den Alterthumsverein zu Wien im Jahre 1857 und 1858. Druck aus der k. k. Staatsdruckerei in Wien.

Verstehende Publication, welche nach dem Abschlusse gelangt ist, konnte nicht erwünschter kommen, als in einem Augenblicke, wo man mit Spannung dem grossartigen Plane entgegengeht, welcher Wien neugestalten soll. — Als gegenwärtiger Grundriss von Bonifat Wolmuth — einem der Baumeister des St. Stephandomes — 1547 entworfen wurde, war die innere Stadt gleichfalls in einer Umgestaltung begriffen, und man kann sogar behaupten, dass die Umrisse zu ihrer heutigen Configuration entstanden sind. Der Drang zu diesen Änderungen ging freilich in beiden Epochen von verschiedenen Ursachen aus. Vor drei Jahrhunderten hatte man eben wenige Jahre vorher mit unsäglichen Gefahren in Drangsalen die erste Türkenbelagerung (1529) überstanden und durch die fortwährenden Einfälle der Türken die Nothwendigkeit erkannt, die Befestigung Wiens nach den neuesten Regeln der Kriegskunst in Angriff zu nehmen. An die Stelle der früheren fortificatorischen Werke, welche durch die Belagerung von J. 1529 grösstentheils zerstört wurden, erhob sich ein Kranz grossartiger Bastionen um die innere Stadt, die Stadtgraben wurden tiefer gelegt und durch einen kaiserlichen Befehl streng verboten, dass Niemand unter fünfzig Klafter weit von dem Stadtgraben ein Gebäude aufzuführen dürfe; auf den dadurch gebildeten Flächenraum entstanden dann die heutigen Gassen. Man war daher damals fest bestrebt die innere Stadt zu einem festen Bollwerk der von Aussen anstürmenden Feinde zu gestalten, sie mit kolossalen Steinmassen und Vorwerken zu umgürten und es entsprach dies ganz dem Begriffe einer mittelalterlichen Stadtanlage, die man sich in der Regel nicht anders als befestigt denken konnte. — Heute sind die Gefahren von Türkeninvasions vorüber; nach den neuesten Regeln der Kriegskunst legt man nur auf die Befestigung jener Städte einen Werth, die zugleich in strategischer Beziehung von grosser Wichtigkeit sind, und für Wien scheint nicht mehr die

Nothwendigkeit an einer befestigten Stadt vorhanden zu sein. Dagegen ist die Stellung der Kaiserstadt eine solche geworden, welche ein möglichst freie und unbehinderte Communication zwischen dem Weichbilde und daselbst umschliessenden Vorstädten verlangt. Das Netz der Eisenbahnen haben Wien zu einem Verkehrspunkte ersten Ranges erhoben, die wieder aufgesuchten alten Handelswege nach dem Oriente beibehalten die Stadt zu einem der wichtigsten Stapelplätze zwischen dem Westen und Osten Europa's zu erheben, und seine erhöhte Bedeutung als Residenz des Kaisers und Sitz der Centralstellen der Regierung haben einen Aufschwung des geistigen und materiellen Lebens, eine Bewegung des Handels und des Verkehrs hervorgerufen, welcher seit Langem die räumlichen Verhältnisse der inneren Stadt nicht mehr genügt und das Bedürfnis zu einer Erweiterung hervorriefen. So wie vor drei Jahrhunderten die Nothwendigkeit vorhanden war, die innere Stadt fest abzuschiessen und zu befestigen, so ist heute aus anderen Gründen der Drang entstanden, den Gürtel des Weichbildes zu sprengen und Wien in eine offene Stadt zu verwandeln.

Wenn wir nun den Wolmuth'schen Plan näher betrachten, so werden wir finden, dass die Gestalt der inneren Stadt durch beinahe drei Jahrhunderte keine wesentliche Abänderung erlitten, dass zwar einzelne Gassen und Häusergruppen verschwunden, die Hauptverkehrsraden und mithin auch die Hauptgruppierung seit dem XVI. Jahrhundert aber im Allgemeinen dieselbe geblieben ist. Welche grossartigen Veränderungen haben sich aber während dieser Zeit in dem äusseren und inneren Leben Wiens ergeben? Wie gewaltig ist der Unterschied zwischen beiden Epochen, welche Wendepunkte in der Umgestaltung der grossen Donaustadt bilden?

Was die Befestigungen anbelangt, so sind auf dem Wolmuth'schen Plane jene wohl zu unterscheiden, welche schon zur Aufzierung gebracht und welche nur projectirt waren und erst später factisch in Angriff genommen wurden. So war zur Zeit der Anfertigung des Planes von den vorspringenden Cavalieren nur einer (der Dominianer Cavalier) fertig, die übrigen wurden nach und nach und zwar erst in den Jahren 1532, 1534, 1535, 1561, 1646, 1659 und 1664

gebaut, aber desanngesachtet hier als bestehend eingezeichnet. — Welchen Rayon die Stadt zur Zeit der ersten Türkenbelagerung gehabt haben mochte und wie die alten Festungswerke angelegt waren, darüber gibt uns die roth eingezeichnete Umfassungs-Linie verlässliche Anhaltspunkte. Von den alten Thoren der Stadt bemerken wir noch das *Werdenthor*, welches später zernichtet und an dessen Stelle das neue Thor errichtet wurde, so wie das Thor beim *Salzburg*, welches gleichfalls nicht mehr besteht. Alle übrigen Eingänge der Stadt (das *Rothenbarnthor* ausgenommen) sind heute noch unverändert an ihrem Platze und es sind auch gegenwärtig nicht mehr Verbindungsunkte zwischen der Stadt und den Vorstädten, als vor Jahrhunderten waren. Welche Bedeutung besitzen aber heute die Vorstädte Wiens? Und wie unbedeutend waren sie noch in der Mitte des XVI. Jahrhunderts? — Bezüglich der Stadtgräben ist zu beachten, dass dieselben auf dem *Wolmuth'schen* Plane in einer Tiefe und Breite angegeben sind, wie sie angelegt werden sollten, nicht wie sie damals wirklich schon bestanden.

Verfolgen wir nun die Anlage der Strassen und Plätze im Innern der Stadt, so bemerken wir an verhältnissmässig wenigen Punkten bedeutende Abänderungen von der heutigen Gruppierung. In der *k. k. Hofburg* besteht noch der *Cillichhof*, worin später theilweise der *Amalienhof* eingebaut wurde, der *Schweizerhof* ist isolirt und umgeben von dem *Zier- und Irrgarten*, der bis an das *Augustinerkloster* sich anlehnte; an dem Platze der neueren *Reichskanzlei* ist noch die alte Gruppierung der Häuser vorhanden; dort wo die heutige *Stallburg* sich befindet, ist der *Grundriss* einer Kirche eingezeichnet, welche auch nie über die Fundamente hinaus gebaut und worauf die heutige *Stallburg* aufgeführt wurde; in der Nähe der *Stallburg* treffen wir das *Haus der Grafen v. Salim* (heute *Pallavicini*), das gegenwärtig noch in seinen Hauptmauern besteht und nur in neuerer Zeit adaptirt wurde. Am *Graben* begegnen wir dem alten *Peilertthor* mit seinem *Thurm*, die *Seiler gasse* mündet noch bis auf den *Schweini markt* (den *Lobkowitzplatz*) aus, was sich erst zu der Zeit verändert hat, als das *Kapuzinerkloster* entstand; ebenso verlängert sich die *Riemerstrasse* noch bis in das alte *Auwinkel* und wir bemerken daher die Anlage dieses Stadttheiles, bevor die *Jesuiten* die *Universität* erhielten und die bedeutenden Umbauten führten. Bei *St. Roprecht* besteht noch die alte *Fischerstrasse*, die bei Erbauung des *Klosters der Karmeliterinnen* aufgelassen wurde; im *Elend* der alte *Judenthurm* und die *Physiognomie* dieser ganzen Gruppe, worauf sich später das *k. k. Arsenal* erhob, welches in jener Zeit sich noch auf einer *Insel* der *Donau* in der Nähe des oberen *Werds* befand. Am *St. Stephansplatze* erblickt man den alten *Freithof* mit der *Häuserreihe* vor der *Kirche* mit den *Heilthumsstühl* und der *Magdalenenkapelle* in der *Ecke*, dann das kleine *Rubergrässchen*, welches gegenwärtig verschwand ist. Die *Brandstülpe*, wo die *Wechsler* ihren *Sitz* gehabt, ist noch unverbaut; am *Petersplatze* besteht der *Pranger* und die alte *Kirche*; am *Hof* ist hier die *genaue Lage* der *St. Paulsrapelle* ersichtlich, worüber einst so viel gestritten wurde; am *Michaelsplatze* die *Kirche* frei und ohne Anbauten mit dem *Freithofe* und den *Fleischbänken*, und bei dem *Minoritenkloster* haben sich noch einige *Weingärten* erhalten. Von den *Klöstern* und *Capellen*, die heute nicht mehr vorhanden sind, aber damals noch bestanden, erwähnen wir das *St. Clariskloster*, welches nach der türkischen Belagerung zum *Bürgerspitale* einbezogen wurde, im *Eck* die *St. Paulskapelle*, das *Kloster der Himmelsporte*, das *Hieronymuskloster* der *Büsserinnen* (heute *Franziscaner*), das *St.*

Niklas und *St. Laurenzkloster*, und an der Stelle des gegenwärtigen protestantischen *Bethauses* das *Königinkloster*.

Werfen wir nun einen Blick auf die *Vorstädte* und *Gleis* — insoweit sie auf dem *Wolmuth'schen* Plane berührt sind, so begreifen wir vor dem *Kirathenthor* noch den *Gottenseker*, wo einst die *Colomanskirche* stand, von hier bis zum *Stabenthore* ist die *Stadt* mit *Gärten* und *Landhäusern* angelegt und ein künstlich gebaueter und von der *Wien* abgeleiteter *Mühlbach*, welcher vier *Mühlen* treibt, ergießt sich in die *Donau*. Vor dem *Stabenthore*, d. h. zwischen dem *Mühlbache*, steht eine *Häuserreihe* und längs des *Ufers* des *Mühlbaches* bis zu dem *letzten* genannten *Thore* sieht sich der *Dehngries* hin. Vor dem *rothen Thurmthore* sieht man die alte *Schlagbrücke* mit den *Fleischbänken*, zwei *Inseln*, die *Schütt* und das *Arsenal*, im oberen *Werd* das einstige *St. Johans* und in der *Gegend* der heutigen *Rossau* des *Böhsen-* und *Stachelbichstäl*. Vor dem *Sehottenthore* mündet eine *Strasse* gerade gegen die *Sieheals* aus und die *Alb* ergießt sich künstlich heringeleitet in die *Stadtgräben*. Vor dem *Borghore* werden die *Gärten* von dem *Ottakringerbach* und den auch *St. Ulrich* und der *Laingrube* führenden *Strassen* durchschnitten. Gegenüber dem *Burghore* ist ein *Safrangarten* und in der *Gegend* des heutigen *Getreidemarkts* die *Mertenscapelle* ersichtlich.

Das *Original* dieses *Planes* ist im *Besitze* des *Wiener Stadtarchives*. Zu welchem *Zwecke* *Bonifazio Wolmuth*, *Bau-* und *Steinmaler*, dieselben angefertigt, lässt sich schwer bestimmen und es ist nur bekannt, dass *Wolmuth* bei den *Festungsbauten* viel beschäftigt war. Der *Werth* desselben beruht nebst dem gleichzeitig entstandenen *Plane* des *August Hirschvogel* darin, dass der *Rayon* der *Stadt* und *Vorstädte*, die *Strassen*, *Plätze* und *einzelnen Gebäude* mit *grosser Genauigkeit* und *Sorgfalt* vermessen und eingezeichnet sind und derselbe mithin ein *verlässliches Bild* der *dämigen Physiognomie* von *Wien* liefert. — Eine *Reproduction* dieses *Planes* war nicht ohne *Schwierigkeiten*. Er ist auf *Leinwand* aufgezogen, eine *grosse Anzahl* von *Details* sind jedoch so *schwer* erkennbar, dass nur ein mit der *Geschichte* *Wiens* und seiner *historischen Entwicklung* ganz *vertrauter Mann*, ein so *ausgezeichnete Kenner* der *ältesten Pläne* *Wien's* wie *Herr A. Cammas*, daran gehen konnte, denselben so *genau* zu *zeichnen*, wie es der *Gegenstand* erforderte. *Seine* *Kenntnisse* und *seinem Fleisse* gelang daher auch ein *Werk*, welches nur *wenige Stülde* aufzuweisen im *Stande* sind, und dem *Wiener Alterthumsvereine* gebührt das *schöne Verdienst* dasselbe nach *all* seinen *Kräften* gefördert zu haben. Was die *Ausführung* des *Farbendruckes* in *Blättern* von so *grossen Formate* anbelangt, so hat die *k. k. Staatsdruckerei* damit einen *neuen Beleg* ihrer *vollenendeten Leistungen* geliefert.

K. Weiss.

* Von neuen archäologischen Werken in Frankreich sind zu bemerken: *Esquisse historique sur l'ivoire* par L. N. Barbier. — *Histoire de l'ornementation des manuscrits* par Ferdinand Denis. — *Parage des églises dans le pays de Bray* par M. Fabbé Decorde. — *Catalogue général et raisonné des camées et pierres gravées de la bibliothèque impériale, suivi de la description des autres monuments exposés dans le cabinet des médailles et antiques* par M. Chabouillet. — *Des cloches et de leur usage* par Alexandre Schœpckens. — *Monuments inédits sur l'apostolat de sainte Marie Madeleine en Provence et sur les autres Apôtres de cette contrée: saint Lazare, saint Maximin, saint Marthin etc.* par M. Fallou.

Jedes Heft enthält 1 Heft von 125 Illustrationen mit Abbildungen.

Der Pränumerationspreis ist für jedes Jahrgang oder zwölf Hefte, welches Register sowohl für Wien als die Kreisländer und das Ausland 4 R. C. M., bei vorzeitiger Einzahlung in die Kreisländer der österr. Monarchie 4 R. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationspreis: jedes Heft oder jährlich alle k. k. Postämter des Kaiserthums, welche auch die portofreie Einzahlung der österr. Heftbestellungen, — im Wege des Buchhandels und alle Pränumerationen sind zwar nur zu dem Betrag von 4 R. an den k. k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czerning.

Redacteur: **Karl Weiss.**

N^o. 7.

III. Jahrgang.

Juli 1858.

Bericht über eine kunstarchäologische Reise in Böhmen und Mähren.

Von Dr. Erasmus Wocel, k. k. Conservator in Prag.

II. Neuhaus.

Die alterthümliche Herrenburg zu *Neuhaus* bewahrt ein Kunstdenkmal, welches zu den in seiner Art bedeutendsten in Böhmen gehört, nämlich die Wandmalereien, welche in neuerer Zeit in einem Gemache jenes Theiles der Burg, dessen Erbauung man dem Rosenberger Heinrich I. zuschreibt, entdeckt wurden.

Im Jahre 1838 war es, wo Se. Excellenz Graf Eugen Czernin an einer Stelle des überthünchten Gemaches, wo die Kalkschichte sich abgelöst hatte, Farbenspenden gewährte. Unter der Leitung des kunstsinnigen Grafen wurde nun die Kalkschichte mit möglichster Sorgfalt entfernt und es kamen rings an den Wandflächen Malereien zum Vorschein, welche unverkennbar den Charakter einer sehr frühen Kunstperiode weisen. Als ich im September dieses Jahres Neuhaus besucht hatte, beschäftigte ich mich damit, diese Malereien zu studiren und so weit es mir möglich war, zu pausen und abzuzeichnen. — Die vier Wände des gothischen Gemaches, welches mit einer aus Backsteinen gefügten Wölbung neuerer Construction überdeckt ist, waren mit Fresken geziert, deren grösserer Theil durch Ablösung der Kalktünche aufgedeckt wurde. Es konnte allerdings trotz aller Sorgfalt, mit der das Ablösen der Tünche vor sich ging, die Beschädigung einzelner Partien nicht vermieden werden; an andern Stellen, namentlich an der östlichen Wand haftet der Anwurf allzulest an der Mauerfläche, so dass die Aufdeckung der darunter befindlichen Bilder kaum mehr thümlich ist, und in dem westlichen Winkel wurde bei der Auführung einer kleinen Quermauer die Malerei ringsumher mit Mörtelverputz überdeckt und gänzlich vernichtet. Dessenungeachtet stellt sich noch eine so bedeutende Anzahl von Bildwerken dem Auge dar, dass der Freund der Kunst und des Alterthums mit Über-

rassung gewahrt, wie dieser enge Raum einen reichen höchst interessanten Stoff der Forschung einschliesst. Zwei fortlaufende Reihen bildlicher Darstellungen fesseln vor Allem die Aufmerksamkeit. In einer Höhe von etwa 2 Klaftern zieht sich die obere Gemalerei hin; durch einen Wandstreif von dieser geschieden, stellt sich der untere Bildercyklus dar; der Inhalt sämtlicher Darstellungen ist der *Legende* vom heiligen *Georg* entlehnt. Die Malereien der oberen Reihe mögen gegen 3 Fuss Höhe betragen, während die tiefere Reihe etwas niedriger erscheint. Diese untere Reihe ist durch eine gelbe und schwarze Bordüre unten abgeschlossen, unter welcher sich Wappenschilder hinzogen, auf denen die Wappen der altböhmisches Familien *Rosenberg*, *Cimburg*, *Riesenberg*, *Lichtenburg*, *Krawaß*, *Michalowic* u. a. mehr oder weniger deutlich sich darstellen. An der westlichen Wand befindet sich in bedeutender Höhe die *Minuskel-Aufschrift*: *Anno dni trecentes. XXXI fuerant hic balliste XVIII.*

Der Wortlaut dieser Aufschrift besagt, dass im Jahre 1331 daselbst 18 Wurfgeschosse sich befanden. Der um die Localgeschichte von Neuhaus verdiente *P. Joseph Claudius* war der Meinung, dass sich jene Aufschrift auf die Anwesenheit von 18 *Ballivi* des deutschen Ritterordens zu Neuhaus im Jahre 1331 bezieht. Aber davon abgesehen, dass das Wort *balliste* nur durch eine höchst barbarische Alterung anstatt *ballivi* gesetzt werden konnte, so ist es bekannt, dass der deutsche Orden in Böhmen und Mähren nur eine *Ballei* hatte, welcher viele *Comthureien* untergeordnet waren. Unhaltbar aus wichtigen Gründen, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann, ist ferner die Behauptung des *P. Claudius*, dass dieses mit Fresken gezierte Gemach die *Capelle* des heiligen *Dionysius* gewesen sei, welche *Ulrich I.* von Neuhaus im Jahre 1293 gegründet und dem deutschen Ritterorden eingeräumt

hatte. Die Meinung desselben Localhistorikers, dass der Inhalt der Wandmalereien der Legende des heiligen Dionysius entnommen sei, wird durch den blossen Anblick der Bilder und schlagender noch durch die Aufschriften derselben widerlegt. Nahe liegt allerdings die Vermuthung, dass jene Wappen zur Erinnerung an die Familienverwandtschaft der Herrn von Neuhaus hingehalt wurden; doch dürfte auch die Meinung einige Berechtigung haben, dass der Gemäldesehnuck dieses Gemaches — denn die Construction desselben hat mit der einer Capelle nichts gemein — in naher Beziehung zu dem deutschen Ritterorden steht. Durch Documente ist es nämlich erwiesen, dass Ulrich I. von Neuhaus ein Freund und Gönner jenes Ordens gewesen und am Kreuzzuge gegen die heidnischen Preussen unter Otakar I. Theil genommen hatte. Bedeutsam ist ferner der Umstand, dass die meisten der noch wahrnehmbaren unter dem Gemäldecyklus dargestellten Wappen böhmischen Herrentamilien angehören, deren Mitglieder in der zweiten Hälfte des XIII. und im XIV. Jahrhunderte Ritter des deutschen Ordens waren oder am Kreuzzuge im Bunde mit den deutschen Ordensrittern sich betheiliget hatten.

Möglich ist es daher, dass im XIV. Jahrhundert, in der Regierungsperiode König Johans von Luxemburg, ein Dynast von Neuhaus jenes Gemach mit den Darstellungen aus der Legende des heiligen Georg, des Schutzpatrons der Ritterschaft, hatte schmücken lassen, und dass ein späterer Burgherr (denn die Malerei der Wappenschilder ist offenbar späteren Ursprungs) die Wappen der böhmischen Herren, die im Interesse des deutschen Ordens gewirkt und gekämpft, zum dauernden Gedächtniss daseibst hatte himmeln lassen. Nicht zu übersehen dürfte endlich der Umstand sein, dass der Schild und das Gewand des heiligen Georg, so oft sich dessen Gestalt im Gemäldecyklus darstellt, mit einem schwarzen Kreuze, dem Abzeichen des deutschen Ritterordens, bezeichnet erscheint¹⁾.

Die Bedeutung der einzelnen Bilder des Gemäldecyklus ist durch *altdeutsche Überschriften* näher bezeichnet; leider ist ein grosser Theil derselben zerstört, und von den ursprünglichen etwa sechs zig Darstellungen haben sich beiläufig 35 mehr oder weniger beschädigte Bilder erhalten. Die Farben dieser Jahrhunderte lang unter dem Kalkanwurf begrabenen Fresken sind matt und verblasst, blos das Zinnoberroth tritt kräftig hervor. Die Umrisse der Figuren sind mit fester, sicherer Hand gezogen und wie wohl die Kenntniss des Nackten sehr mangelhaft und die

Darstellung der Gestalten conventionell gehalten ist, so gewahrt man an denselben doch das Streben nach Charakteristik und Ausdruck. Die wechselnden, höchst mannigfaltigen Gruppen sind sinnig geordnet, und obgleich die Extremitäten zumeist verzeichnet und die Bewegungen steif erscheinen, so macht die naive Kindlichkeit und eine gewisse Innigkeit des Gefühles, die in diesen Kunstreiten sich ausspricht, einen hefrigidenden Eindruck.

Das Costüm des zum Kampf mit dem Drachen gerüsteten heil. Ritters Georg ist das der früheren Zeit des Mittelalters, nämlich die Kettenrüstung, über welche der Wapperoock angezogen ist. Der in den Kampf ausziehende Ritter sitzt zu Pferde auf einem Sattel mit hoher Lehn; sein Schild ist klein und am untern Ende in eine Spitze auslaufend. Eben so stellen sich die Ritter in gleichzeitigen Miniaturwerken, z. B. in der Casseler Handschrift des Wilhelm von Oranse vom Jahre 1334, im Passional der Äbtissin Kunigunde vom Jahre 1314 (in der Universitätsbibliothek zu Prag), in dem *Scriptum super Apocalypsin* vom Anfange des XIV. Jahrhunderts (im Prager Domschatze) und in den zahlreichen französischen und englischen Miniaturen des XIII. Jahrhunderts dar. Interessant ist aber die Wahrnehmung, dass die Kleidertracht der auf den Wandgemälden vorkommenden Männer und Frauen dem Costüme des XII. und des XIII. Jahrhunderts entspricht. Das Gewand der Männer ist die spätrömische Ärmeltonica, welche nach Stand und Würde bald kürzer, bald länger ist; dieselbe schliesst fest an den Hals und ist um die Hüfte mit einem schmalen Bande gegürtet. Die Bekleidung der Füsse ist das enganschliessende Beinkleid. Das Untergewand des Königs reicht bis an die Knöchel, über dieses walt der weite, an der rechten Schulter mit einer Sehnalle festgehaltene Purpurmantel herab. Die Kopfdedeckung königlicher Personen, die in diesen Darstellungen häufig vorkommen, ist ein breites, mit lilienförmigen Zinken geschmücktes Diadem. Mit der böhmischen Königskrone Karl's IV. hat dieser Kopfschmuck keine Ähnlichkeit; hingegen gleicht derselbe durchaus der Krone, die man in französischen Miniaturen vom Schlusse des XII. und aus dem XIII. Jahrhundert gewahrt; insbesondere findet man in der Miniaturhandschrift des französischen Romans von Alexander dem Grossen vom Jahre 1195 Kronen, deren Form die auffallendste Ähnlichkeit mit jener der Königskronen unserer Wandgemälde hat, wie denn das Costüm, zumal der Könige, in der erwähnten Miniaturhandschrift mit der Tracht, wie sie auf den Bildern der St. Georgslegende zu Neuhaus sich darstellt, genau übereinstimmt. Die Felsen, Bäume und Pflanzen sind auf unseren Wandgemälden auf conventionelle Weise stylisirt; die Bäume gleichen Pfauenschweiften, die auf Pfähle aufgesteckt sind. Die wenigen Architecturen, die in den noch erhaltenen Bildern vorkommen, tragen das Gepräge des romanischen Styles; weder in den Bauformen, noch an den Ornamenten gewahrt man irgend eine Spur gothi-

¹⁾ Herr Gymnasiallehrer Malach hatte bei einer später angestellten Untersuchung der über den Wandgemälden angebrachten Aufschriften folgende merkwürdige Inscription entdeckt: Des gemelli (nos) viri (Ulrici) von dem heilen hause hier ge... nach cristos geburt dreyzehn C. der iar im acht und dreissigste iar. Der Gemäldecyklus wurde somit auf Anordnung Ulrich's III. von Neuhaus im Jahre 1238 ausgeführt, wodurch die Meinung Dr. Wocel's, dass die Entstehung dieser Bilder in die Regierungszeit König Johans von Luxemburg fällt, bestätigt wird.

scher Motivirung. Würden nicht einzelne Figuren, namentlich die viermal wiederkehrende Gestalt des heil. Georgs in voller Rüstung und dessen prächtig geschnitztes und für jene Zeit vortrefflich dargestelltes Ross, vorzüglich aber die Sprache und die Schriftzüge der deutschen Überschriften an den Anfang des XIV. Jahrhunderts mahnen, so wäre man genöthigt, die Ausführung dieser Gemälde in eine viel frühere Periode zu setzen. Wahrscheinlich ist es, dass der Künstler nach einem älteren Originalen sein Werk ausgeführt, und bloß einzelne Züge aus seiner Gegenwart, namentlich bei der Darstellung des heil. Ritters zu Pferde, hinzugegeben hatte.

Die Wandgemälde zu Neuhaus gehören ohne Zweifel zu den interessantesten Kunstdenkmälern Böhmens; denn mit vollem Rechte kann man behaupten, dass dieselben sich als die ältesten bis auf unsere Zeit erhaltenen Frescogemälde in diesem Lande darstellen. Die bekannten Wandgemälde zu Karlstein und in der St. Wenzelscapelle des Prager Domes mögen beinahe um ein halbes Jahrhundert jünger sein; überdies wurden dieselben in späterer Zeit mehr oder weniger übermalt, während sich die Darstellungen der Georgslegende zu Neuhaus in ihrem ursprünglichen Typus und Charakter — wenn auch verblichen und stark beschädigt — erhalten haben¹⁾. Das kunsthistorische Interesse dieser Fresken wird noch durch die altdeutschen Überschriften derselben gestigert, wodurch eine bisher wenig beachtete Seite der Culturverhältnisse, wie sich dieselben namentlich in den Herrenburgen Böhmens am Anfang des XIV. Jahrhunderts gestaltet haben, auf eigenthümliche Weise beleuchtet wird. Aber nicht bloß die Sprache und die Schriftzüge, sondern auch der Inhalt der Darstellung, die Art und Weise der Auffassung des durch die Legende gegebenen Stoffes ist geeignet die Aufmerksamkeit zu fesseln, indem eben dadurch der naive, kindlich gläubige Sinn, von dem in jener ferner Zeit die höchste und mächtigste Classe der Gesellschaft durchdrungen war, auf bedeutsame Weise sich auspricht. Um nun die culturgeschichtliche Bedeutung dieser Malereien näher würdigen zu können, habe ich die ältesten lateinischen und griechischen Enkomien des Megalomartyrs St. Georg, welche die *Acta sanctorum* der Bolandisten enthalten, mit den altdeutschen und altsömischen St. Georgslegenden verglichen, worauf ich zu entwickeln versuchte, auf welche Weise der Künstler den bunten Legendestoff in den Bildern zu Neuhaus zur Anschauung brachte.

Die diesen Gegenstand betreffende ausführliche Abhandlung, die ich in der königl. böhmischen Gesellschaft der

Wissenschaften am 30. November l. J. vorgelesen, gedenke ich später herauszugeben.

Da die Burg zu Neuhaus häufig, insbesondere in Heber's Burgen Böhmens 6. Band, sehr ausführlich beschrieben wurde, so will ich mich auf die Schilderung derselben nicht einlassen. Nicht umhin kann ich aber eines schönen, aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts herrührenden Bildes zu erwähnen, welches bisher wenig beachtet in einem Gemache der Burg aufgestellt ist. Dasselbe soll, wie mir der Schlossinspector H. See mittheilte, aus der sogenannten Tuchmachercapelle, von der weiterhin erwähnt werden soll, hieher übertragen worden sein. Es stellt eine gekrönte Madonna mit dem Jesuskinde auf Goldgrunde dar. Das Bild ist trefflich mit Gefühl und Zartheit auf einer Blechtafel ausgeführt. Die Haupttafel ist von einer Holzborde eingefasst, welche mit Darstellungen aus der Lebensgeschichte Christi ausgefüllt ist. Der Charakter und die Darstellungsweise dieser Bilder erinnert lebhaft an die Miniaturen des Zbyšek von Trojina im *Liber viaticus* (im böhm. Museum), und meiner Meinung nach dürfte dieses bedeutende Bild ein Werk der böhmischen Malerschule aus der Periode Karl's IV. sein.

Als interessante Baudenkmale der Stadt Neuhaus sind zu bezeichnen:

Die Stadtpfarrkirche zur Himmelfahrt Mariä. Ein schöner dreischiffiger Bau des XV. Jahrh.; die beiden Seitenschiffe sind zwar etwas niedriger als das Mittelschiff; der hohe und sehr leichte gothische Bau gewährt aber den Eindruck einer Hallenkirche. In einer mit kunstreichem Netzgewölbe gedeckten Seitencapelle befindet sich ein altes, trefflich geschnitztes Bild der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, welches aber in neuerer Zeit sehr bunt staffirt wurde. Dieses Denkmal der einheimischen Holzschnidekunst gehörte ohne Zweifel zu dem Altare, welchen Hermann von Neuhaus im J. 1397 zur Ehre der Mutter Gottes in der Pfarrkirche zu Neuhaus errichten liess. (*Libri Erectionum*, Vol. IV, H. 7.)

Die Spitalskirche zum heil. Johann dem Täufer. Ein interessantes, bisher wenig beachtetes Baudenkmal des XIV. Jahrhunderts. Die Kirche stellt sich gegenwärtig zweischiffig dar, weil das linke Seitenschiff in den daranstossenden Klosterkreuzgang in späterer Zeit einbezogen wurde. Die Länge des inneren Raumes beträgt 62 Schritte, wovon auf das Presbyterium 29 kommen. Die Breite des Hauptschiffes beträgt 11, die des Seitenschiffes 6 Schritte. Drei Pfeiler und zwei eigenthümlich gebildete Säulen trennen das Seitenschiff vom Hauptschiffe. Die eine dieser Säulen versuche ich hier darzustellen und lenke die Aufmerksamkeit auf den kleinen Säulenschaft, dessen scheinbar abgebrochener Schaft die Stelle eines Dienstes vertreten sollte, während doch der obere Theil der Säule in reicher, allerdings unorganischer Gliederung abgeschlossen erscheint. Ein schmäler, sehr

¹⁾ Aus der oben angeführten Inscription ergibt sich, dass die Neuhauser Fresken um beständig 30 Jahre älter sind als die Karlsteiner Gemälde. Es wird aber jeder, der mit dem Wesen solcher Forschungen vertraut ist, zugestehen, dass in diesem Falle der Unterschied zwischen der in unserem Texte angedeuteten, bis auf kunstrechnologische Kriterien basirten Zeitangabe und jener durch die von Herrn Maloch entdeckte Aufschrift sicher gestellten Jahreszahl von untergeordneter Bedeutung ist.

massiver Triumphbogen trennt das Langhaus vom Chore; die Kirche hat hohe, mit schönem Masswerk ornamentirte Fenster und die Wölbung ist durch ein Rippenwerk eigenthümlicher Form gebildet. Auf der rechten Seite des Presbyteriums befindet sich der Eingang in die sogenannte Todtenkapelle, welche einen Raum von 12 Schritten Länge und eben so viel Breite einschliesst, den ein schönes, gothisches Netzgewölbe überspannt. In derselben befindet sich an der westlichen Mauer der ornamentirte Grabstein der Gemahlin Heinrich's IV. von Neuhaus, Margaretha, gebornen Gräfin von Gleichen (†1499). — Über dieser Kirche erhebt sich, als besondere Zierde der Stadt, ein schlanker, polygoner, mit einem steinernen Helme gekrönter Thurm. An die Nordseite der St. Johanniskirche schliesst sich der wohlbehaltene, gothische Kreuzgang an, und weiterhin dehnt sich der weitläufige Bau des ehemaligen Minoritenklosters, welches späterhin in ein Armenhospital verwandelt wurde. Am äussersten nördlichen Flügel des Spitalgebäudes gewahrt man den Chörrest der sogenannten *Tuchmachercapelle*, eines gothischen Bandenknaus, das durch seine Eigenthümlichkeit die Aufmerksamkeit fesselt. Es ist ein Raum von 13 Schritt Länge und 11 Schritt Breite, der in der Mitte durch eine Säule von ungewöhnlicher Bildung gestützt wird. Die an der Stelle des Capitäls sich kelchförmig ausweitende Säule ist oben durch aufgesetzte Rippen geziert. Dieselbe Rippenverzierung haben die Kragsteine, welche die Bogen der Wölbung stützen, wie auch die Trugsteine, die auf den schlanken Wandsäulen aufruhcn, welche die beiden von Spitzbögen überhöhten Nischen im Hintergrunde flankiren. Der Vordertheil der Capelle wurde vor nicht langer Zeit abgebrochen.

Die Capelle der heil. Maria Magdalena bei Wittingau.

Etwa eine Stunde südöstlich von Wittingau steht am Waldesrande ein aus dem XIV. Jahrh. herrührendes Kirchlein von einfacher ziemlich roher Construction. Dasselbe wurde im Jahre 1844 renovirt und mit vielen unbedeutenden Bildern ausgeschmückt; doch hatte man mehrere alte Bilder, auf welche Dr. Anton Beek in der Museumszeitsehrift im Jahre 1843 die Aufmerksamkeit gelenkt, daselbst belassen und ihnen den Platz unter dem Musikhore angewiesen. Die zwei Bilder an den beiden Seitenwänden des Raumes unter der Empore stellen sich als Seitenflügel eines grossen Flügelaltars dar. An der Vorderseite der einen Tafel sind drei heilige Jungfrauen in den Bogen einer Arcade abgebildet. Die Gesichter derselben sind wunderschön und ausdrucksvoll, die Gestalten *à la tempera* recht gut gemalt, bios die Hände sind steif gezeichnet. Die Rückseite der 4' hohen und 3' breiten Tafel stellt Christum am Ölberge und rings die schlafenden Apostel dar. Die Figur Christi ist natürlich bewegt, gut gezeichnet, und im Gesichte liegt ein tiefer ergreifender Ausdruck. Über der Scene ist der Himmel geöffnet, mit goldenen Sternen besät, und ein

Engel blickt, die Hände mit gefühlvoller Geberde an die Brust drückend, herab.

Das zweite Bild stellt drei Heilige im Goldgrunde, von gothischen Ornamenten umgeben, dar. Die Darstellung dieser Figuren ist würdig, die Gesichtszüge derselben ausdrucksvoll. Auf der Rückseite dieser Tafel ist die Auferstehung Christi abgebildet, welche aber bedeutend schwächer als die Vorderseite ausgeführt erscheint. In dieser Vorhalle hängt ferner eine die Kreuzigung Christi darstellende Tafel von $4\frac{1}{2}$ ' Höhe und 3' Breite. Die sehr zahlreichen Figuren des Bildes sind gut gemalt; in den mannigfach bewegten Gestalten gibt sich ein Streben nach origineller, individueller Auffassung der leidenschaftlich bewegten Scene kund; die Anordnung und Perspective ist aber schlecht. Diese drei Bilder sind offenbar Werke des XV. Jahrhunderts.

An der Brüstungsmauer der Empore ist endlich ein Bild befestigt, welches höchst wahrscheinlich aus dem XIV. Jahrhunderte herrührt. Die Mitte dieses Mittelaltars wird von der Darstellung der Madonna auf gemustertem Goldgrunde eingenommen; das Mittelbild ist von einer breiten Bordüre eingefasst, in deren Ecken die Symbole der vier Evangelisten sichtbar sind. Auf dem einen Seitenflügel ist die heil. Jungfrau Maria knieend dargestellt, auf dem entgegen gesetzten Flügel gewahrt man den Erzengel Gabriel. Während das Mittelbild den strengen byzantinischen Typus hat, scheinen die Seitenflügel und die Bordüre einer späteren Zeit anzugehören. Da dieser Flügelaltar hoch oben aufgehängt ist, so konnte ich eine genauere Untersuchung desselben nicht vornehmen.

III.

Wittingau.

Die Decanatskirche zum h. Egidius. Einansehnliches, in seiner ursprünglichen Form wohlhaltenes Bauwerk des XIV. Jahrh. Die Kirche misst im Innern 58 Schritte, von denen 22 auf das Presbyterium kommen. Das letztere ist aus dem Achleek geschlossen und bedeutend schmäler als das Langhaus, welches 25 Schritte in der Breite zählt. Dieses Langhaus ist durch vier in der mittleren Durchschnittslinie der Kirche aufgestellte Säulen in zwei Schiffe getheilt. Das Capitäl der schlanken Rundsäulen weitet sich kelchförmig aus, ist mit zierlichen Akanthusblättern geziert und mit einem polygonen Abacus bedeckt, auf welchem die Rippen des Kreuzgewölbes aufruhcn. An der Südseite der Halle unter dem Musikhore schliesst sich eine Capelle mit einem zierlich gefügten Netzgewölbe an. — Das bedeutendste Baudenkmal dieser Stadt, und eines der interessantesten in Böhmen ist aber der schöne gothische Klosterkreuzgang, der sich an die Decanatskirche anschliesst. Dieser Bestandtheil des ehemaligen Augustiner-Klosters stellt sich als ein Werk der Blüthenperiode des gothischen Styles dar,

und seine prächtigen Arcaden mit ihrem reichen, wohl erhaltenen Maaswerk gewähren einen imposanten Anblick.

In dem grossartigen Archive zu Wittingau befinden sich bloss zwei minirte Codices, und zwar eine lateinische Bibel aus dem Anfange des XV. Jahrh., deren letztes Blatt die Worte enthält: *Anno domini milesimo quadringentesimo decimo quarto finita est biblia per Mathiam de Praga in die S. Apolonie feria sexta*, und ferner ein Missale aus der ersten Hälfte des XV. Jahrh., worin aber nur ein die ganze Seite ausfüllendes Miniaturbild vorkommt, welches Christum am Kreuze und ihm zur Seite die Mutter des Heilands und Johannes darstellt; das Bild hat aber keinen besonderen Kunstwerth.

IV. Kamenic.

Durch die Angabe in Sommer's Topographie über das hohe Alter „der unsehnlichen, solid gebauten“ Declantikirche zu Kamenic an der Linde (7 Stunden südlich von Tabor) fand ich mich bestimmt, die Stadt Kamenic zu besuchen, und das um so mehr, da Sommer's Angabe durch die Berichte, die ich über jene Kirche eingezogen, bestätigt wurde. An Ort und Stelle angelangt, fand ich jedoch einen allerdings alten, aber in neuerer und neuester Zeit so arg renovirten und verunstalteten Bau, dass die Bedeutung desselben für den Alterthumsforscher eine sehr untergeordnete ist. Nur das verwüstete Portal des ehemaligen Haupteinganges stellt sich als ein Denkmal des frühgothischen Styles dar. Als ein Beitrag zur Geschichte des Kunstvandalismus muss hervorgehoben werden, dass man unmittelbar vor den anscheinlich, mannigfach gegliederten Portallöchern im vorigen Jahrhunderte einen unformigen Thurm angebaut und so das alte Kunstdenkmal durch den neuen rohen Bau vollständig maskirt hatte. Übrigens befinden sich sowohl im Innern als an der Aussenseite der Kirche mehrere Grabsteine aus dem XVI. und XVII. Jahrh., welche mit bedeutenden Reliefsculpaturen geziert sind.

V. Goldenkron.

Etwas über eine Stunde nordöstlich von Krumau am linken Ufer der Moldau liegt in malerisch schöner Umgebung die Ortschaft Goldenkron mit der Pfarrkirche zur Himmelfahrt Mariä und den Gebäuden des ehemaligen Cistercienser-Klosters, welche in neuerer Zeit in Fabriken umgewandelt wurden. Das Kloster und die Kirche wurde bekanntlich vom Přemysl Otakar im J. 1260 zum Danke für den in der Schlacht auf dem Marchfelde gegen die Ungarn erfochtenen Sieg gegründet. Im Hussitenkriege wurde zwar die Kirche und das Kloster verwüstet und theilweise zerstört, doch betraf die Zerstörung nur den Holzbau, das Daech; das Mauerwerk hat sich aber grösstentheils in seiner ursprünglichen Form bis auf unsere Tage erhalten. Die

Kirche zu Goldenkron gehört ohne Zweifel zu den grossartigsten Baudenkmalen Böhmens. Es ist ein gothischer Bau von 90 Schritt Länge und 24 Schritt Breite im Schiffe; ein Querschiff trennt das Presbyterium vom Langhause. Das Presbyterium ist aus dem Zwölfeck geschlossen und misst 42' Länge und 22' Breite; dasselbe wurde jedoch im vorigen Jahrh. durchaus modernisirt und im Zopfstyle sehr reich ausgeschmückt; das Langhaus hat sich aber in seiner imposanten gothischen Structur unverletzt erhalten. Achtzehn massive einfach gegliederte Pfeiler sondern das sehr breite und hohe Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen ab; das Gewölbe des rechten Seitenschiffes ist das ursprüngliche alte Kreuzgewölbe, die Wölbung des Mittelschiffes und die des linken Seitenschiffes rührt aber von der Restaurirung im J. 1609 her. In der über den Arcaden des Mittelschiffes sich erhebenden Mauer sind, wie es in frühgothischen Kirchen häufig vorkommt, schmale Fenster paarweise angebracht; die weite Wandfläche wird überdies durch Halbsäulen, die als Fortsetzung der Dienste der Arcadenpfeiler sich zu dem Deckengewölbe hoch einpropstern, belebt. — Ein brillantes Radfenster zielt die rechte Kreuzvorlage; ein hohes Spitzbogenfenster mit schönem Maaswerk erhebt sich über dem westlichen Haupteingange.

In dem weilläufigen, gegenwärtig zu Wohnungen und Fabrikzwecken verwendeten Klostergebäude findet man noch viele Spuren der ehemaligen architektonischen Pracht dieses Baues. Namentlich hat sich daselbst das schöne gothische Betzimmer des Abtes, ferner die Reste des Kreuzganges, in dessen Arcaden die frühgothische Ornamentik in reichster Fülle sich darstellt, und der alte Capitelsaal erhalten, der insbesondere die Aufmerksamkeit zu fesseln geeignet ist. Derselbe stellt sich als ein oblonger Raum von mässiger Dimension dar, dessen reichgegliederte gothische Wölbung von zwei annelirten mit schön geforneten korinthischen Capitälern gekrönten Säulen gestützt ist. In diesem Saale, der eine bedeutende Menge der interessantesten Kunstformen umschliesst, befindet sich gegenwärtig eine Eisenliesserei!

Die Architecturdenkmäler zu Goldenkron, an die sich grosse historische Erinnerungen knüpfen, sind allerdings werth, dass ihnen die k. k. Central-Commission ihre Aufmerksamkeit zuwende und ihre immer mehr gefährdete Existenz durch genaue Aufnahmen und Zeichnungen im Andenken der Nachwelt bewahre.

VI. Krumau.

Die Erzdechanten-Kirche. Ein schöner gothischer Bau. dessen Gründung und ursprüngliche Anlage zwar aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. herrührt, der aber im Anfange des XV. Jahrh. umgestaltet und in seiner gegenwärtigen Form ausgeführt worden war. Bemerkenswerth ist es, dass wir nicht bloss über die Zeit der Erbauung, sondern auch

über die Baumeister dieser Kirche genaue Nachrichten besitzen. Im Krumauer Archive befindet sich nämlich eine Urkunde, welche besagt, dass Johann, der Sohn des Meisters Staněk¹⁾, mit dem Pfarrer zu Krumau einen Vergleich geschlossen habe, in welchem der erstere sich verbindlich macht, den Chor nach Art der Kirche im Kloster Milewsk zu wölben, die beiden Kirchenmauern bis unter das Dach auszugleichen u. s. w. Die Kirche soll er auf acht runde Säulen wölben und auf der einen Seite (gegen die Schule) fünf Fenster und auf der andern (gegen die Stadt) vier Fenster sammt der Capelle über dem Eingange herstellen und die beiden Seiten zuwölben. Das Gewölbe des Mittelschiffes soll von gehauenen Steinen, jenes der Seiten von Ziegeln sein. Über dem Eingange der Kirche soll er endlich den Chor bauen. Diese Arbeiten sollen innerhalb drei Jahren vollendet sein. Dafür soll der Baumeister 310 Schock Groschen erhalten und als Darangeld 3 Schock. Für die richtige Herstellung dieses Gebäudes verbürgt sich für den Fall des Todes des Baumeisters dessen Bruder Meister Kríz (Kriz)²⁾. Auf dieser Urkunde ist angemerkt, dass sie fünf Jahre vor dem Tode des H. Heinrich von Rosenberg, der im J. 1412 starb, somit im J. 1407 abgefasst worden, und ferner dass die Kirche vom H. Peter v. Rosenberg, Heinrich's Urgrossvater, der im J. 1348 verstorben war, angelegt worden sei.

Diese historische Notiz ist von besonderer Wichtigkeit für die Festsetzung der Entstehungszeit und für die Angabe der Kunstrichtung vieler bedeutender Kirchenbauten im südlichen Böhmen. Von der älteren Anlage des H. Peter v. Rosenberg mögen blos die unteren Partien des Baues herühren; der bei weitem bedeutendere Theil der Kirche stellt sich als das Werk des Meisters Staněk dar. Die Länge des inneren Raumes beträgt etwa 125', von welchen 45' auf den Chor entfallen; der letztere hat eine Breite von 12½ Schritt und eben so breit ist das Mittelschiff, welches durch acht Pfeiler von den beiden Seitenschiffen, deren jedes die halbe Breite des Mittelschiffes hat, getrennt ist. Der Chor, von dem die Urkunde sagt, dass er nach Art der Kirche im Kloster Milewsk (Mühlhausen) gewölbt werden solle, ist aus dem Achteck geschlossen und mit einer feingegliederten Sternwölbung überdeckt. Unter der angedeuteten Musterkirche zu Mühlhausen kann aber, wie ich mich durch den Augenschein überzeuge, nicht die Basilica des Klosters, von der später die Rede sein wird, sondern die nahe bei derselben befindliche Kirche des heil. Eligius verstanden werden. Das herrliche Sterngewölbe der St. Eligiuskirche zu Milewsk hat dieselben Constructionenformen wie jenes zu Krumau, nur dass ersteres viel weiter gespannt und kühner ausgeführt ist. Das Mittelschiff der Decahaupteikirche zu Krumau ziert jedoch ein schönes und kunstreiches Netz-

gewölbe, welches sich gleichsam als Prototyp der reichgegliederten Netzwölbungen der Rosenberg'schen Kirchenbauten darstellt; die Seitenschiffe sind mit einfachen Kreuzgewölben überdeckt, erheben sich jedoch zur Höhe des Mittelschiffes, so dass sich der ganze Bau als eine Hallenkirche darstellt. Zwei Pfeiler in jeder Längensstellung des Langhauses haben achteckige Grundformen, an denen man aber die Eigentümlichkeit gewahrt, dass dieselben sich in drei immer mehr sich verengenden Absätzen darstellen; an den Kern der beiden übrigen Pfeiler schliessen sich vier kräftige Halbsäulen an, so dass der Durchschnitt derselben eine aus vier Halbkreisen gefügte Form bildet. Schön und reich gegliedert ist das Gewölbe in der Eingangshalle unter dem Musikbore; von besonders eleganter Ausführung aber die Einfassung der Thür, welche zum Aufgange in den Chor leitet. Von der künstlerischen Begabung des Meisters Staněk geben die zahlreichen Ornamente des Baues, vorzüglich aber das schöne Masswerk der Fenster ein glänzendes Zeugnis. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, dass auf der Evangelienseite des Hochaltars ein schönes gothisches Sacramentshaus sich erhebt.

Die Minoritenkirche zu Krumau. Ein einfacher gothischer Bau aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh., der in späteren Zeiten sehr bedeutende Veränderungen erlitten hat. Den Kirchenraum deckt ein massives Tonnengewölbe; die weite Empore, der ehemalige Chor der Clarissinen, zieht sich an der Westseite hin und setzt sich noch an der Südseite der Kirche fort. Hinter dem Hochaltar dehnt sich der Chor der Minoritenmönche aus, welche gemeinschaftlich mit den Nonnen am Gottesdienste in diesem geweihten Raume Theil nahmen. Die Halle unter dem Chore deckt ein schönes Netzgewölbe.

Diese Kirche besitzt ein bisher unbeachtetes Kunstwerk von hohem Werthe, nämlich ein schönes Madonnenbild aus dem XIV. Jahrh., welches an der nördlichen Mauer nahe an der westlichen Empore hängt. Die Gestalt der heiligen Jungfrau mit dem Christuskinde ist auf Goldgrund trefflich gemalt; eine Bordüre umgibt das grosse Mittelbild; auf derselben ist oben ein Engel mit Spruchbande und ringsherum sind die Heiligen: Franciscus, Ludovicus, Bonaventura, Antonius und Clara dargestellt. Dieses Bild ist in derselben Weise und wahrscheinlich von demselben Meister gemalt, wie das vielbewunderte Madonnenbild zu Hohenfurt, dem es an Kunstwerthe wenig nachsteht. An die Südseite der Minoritenkirche schliesst sich der wohlerbaltene Klosterkreuzgang an, dessen Fenster mit gothischem Masswerk verziert sind.

Eine Schilderung der Burg zu Krumau wird man hier nicht erwarten, da dieser grossartige Bau häufig genug, am ausführlichsten aber in Heber's Burgen (2. Band) beschrieben wurde. Nicht unerwähnt darf aber bleiben, dass sich in diesen ausgedehnten Bauwerke, welches die auffallendsten

¹⁾ Staněk = Stanislaus.

²⁾ Kríz kommt als allböhmischer Taufname vor.

Spuren vieler, sehr divergirender Bautendenzen einschliesst, zwei Räume erhalten haben, welche für die comparative Architecturgeschichte wichtig sind. Es ist die alte kleine Burgcapelle, welche man neben der grossen, prunkvoll renovirten Schlosscapelle in ihrer ursprünglichen Form belassen hatte, und ferner die kleine sogenannte Schatzkammer der Burg. Beide Räume sind von einem künstlichen Netzgewölbe mit tief einschneidenden Kappen bedeckt, in den Ecken sind aber, ebenso wie in der Trebiter Basilica, Gewölbwinkel angebracht, durch welche der Übergang von den senkrechten Wänden zur Bedeckung vermittelt wird.

VII.

Rosenberg.

Acht Stunden südlich von Budweis liegt am linken Ufer der Moldau in romantischer Umgebung die Stadt Rosenberg. Die beiden die Stadt dominirenden Schlösser und der alte runde Wartthurm, der dieselben hoch überragt, erheben den imposanten Eindruck des von malerischen Waldhöhen eingerahmten Bildes. Auf die Schilderung des alten Schlosses der Rosenberge, dessen Räume der gegenwärtige Besitzer Herr Graf v. Buquoy mit grossem Aufwande und dem feinen Tacte eines Kenners im Style des Mittelalters herstellen und ausschmücken liess, will ich mich nicht einlassen und beschränke mich bloss darauf, die Aufmerksamkeit auf die schöne gothische Kirche der Stadt zu richten.

Dieses Gotteshaus zählt bloss 40 Schritte in der Länge, wovon auf das Presbyterium 20 Schritte kommen, so dass dasselbe eben so lang wie das Langhaus sich darstellt; die Breite des letzteren beträgt aber 17, die des Presbyteriums 11 Schritte. Das Gewölbe des aus dem Achteck geschlossenen Altarhauses stellt sich als ein aus tief einschneidenden Kappen kunstvoll gefügtes Sterngewölbe dar, welches durch die lebhaftige Licht- und Schattenwirkung seiner phantastischen Formen das Auge lebhaft fesselt. Eben so eigenthümlich ist das prachtvolle Netzwerk der Wölbung des Langhauses. Sechs Polygonal Pfeiler sondern das Mittelschiff, welches dieselbe Breite wie das Presbyterium hat, von den Seitenschiffen ab. In der Deckenwölbung der Pfarrkirche zu Rosenberg erscheint die eigenthümliche Construction der Kappenwölbung, welche die meisten Bauten der Rosenberge im südlichen Böhmen charakterisirt, in ihrer brillantesten Entwicklung.

VIII.

Hohenfurt.

Das in der südlichsten Spitze Böhmens am linken Ufer der Moldau liegende, von waldigen Bergböhen umgebene Cistercienser-Stift Hohenfurt bietet dem Freunde der Kunst und des Alterthums einen reichen Stoff der Forschung dar.

Am Klostergebäude, das mehrmal überbaut wurde, haben sich zwar nur wenige Reste der ursprünglichen Con-

struction erhalten, die Stiftskirche aber, welche von der Wuth des Hussitensturmes verschont geblieben, stellt sich in ihrer alterthümlichen Form heinahe völlig unverletzt dar. Es ist eine ansehnliche dreischiffige Hallenkirche von 70 Schritt Länge, von denen das aus dem Achteck construirte Presbyterium 16 einnimmt. Ein Querschiff, dessen Seitencapellen einen zweiseitigen Schluss (aus dem Dreieck) haben, scheidet das letztere von Langhause, welches durch zehn hochgestreckte Polygonalpfeiler in das 10 Schritt breite Mittelschiff, und zwei Absseiten, welche zusammen der Breite des mittleren Schiffes gleichkommen, gesondert erscheint. An den Pfeilern wiederholt sich die Eigenthümlichkeit, die man an den Pfeilern der Krumauer Dechantenkirche gewahrt, dass dieselben in ihrem obern Theile eine Abstufung bilden, worauf sie sich in schmälerer Dimension bis zu dem Punkte fortsetzen, wo ihre Deckplatten die Rippen der einfachen Kreuzwölbung aufnehmen. Die Decke des Querschiffes und des Presbyteriums bilden gleichfalls einfache Kreuzgewölbe. Die langgestreckten Fenster der Kirche sind mit schönem Masswerk versehen, besonders prachtvoll stellt sich das Masswerk in dem grossen Fenster über dem westlichen Eingange dar. Die Construction des hohen und überaus lichten Langhauses hat den Charakter des XIV. Jahrhunderts. Hingegen gewahrt man in der geräumigen Sacristei und insbesondere an der Thüre, welche in die rechte Kreuzvorlage führt, Motive, die an den romanischen Styl erinnern. Im Bogenfelde über dieser Thür stellt sich nämlich eine alterthümliche Sculptur, die segnende Hand von Weinranken umgeben, dar. Auch der Eingang aus dem Kreuzgange in die Sacristei lässt den romanischen Typus nicht verkennen. Nahe liegt die Vermuthung, dass das Presbyterium und das Querschiff sammt dem Sacristeireste der ursprünglichen nach der Mitte des XIII. Jahrhunderts von Wok I. von Rosenberg erbaute Kirche sind, an welche etwa hundert Jahre später das Langhaus angebaut wurde. — In der Capelle der rechten Kreuzvorlage der Kirche befindet sich auf einem gothischen in neuester Zeit ausgeführten Altare die Kunstperle des Stiftes, das herühmte Madonnenbild, zu welchem nach dem Zeugnisse der noch vorhandenen Urkunden bereits am Anfange des XV. Jahrh. fromme Wallfahrer zogen. Ergreifend ist die Wirkung des seelenvollen Antlitzes der Madonna und der lieblichen Züge des Jesuskinds, wiewohl die Extremitäten der Figuren steif erscheinen. Das Gemälde ist auf Goldgrunde und ringsum von kleineren Gemälden eingerahmt, gleich dem Madonnenbilde der Minoritenkirche zu Krumau, mit welchem es, wie bereits erwähnt wurde, die grösste Ähnlichkeit in der Conception, im Style und in der Ausführung hat und durch seine zarte, ionige, fromme Auffassung an die Werke des Angelico da Fiesole erinnert. — Die Fenster im Kreuzgange des Klosters haben grösstentheils noch ihr gothisches Masswerk bewahrt.

Die Architectur des alten Capitelsaales hat die unverkennbaren Kennzeichen des Übergangsstyles und rührt ohne Zweifel aus der Gründungszeit des Stiftes her. Er bildet ein Quadrat von mässiger Dimension; in der Mitte desselben erhebt sich eine cannelirte, mit dem Akanthus-Capitäl geschmückte Säule, deren Form an die Säulen im Capitelsaale zu Goldenkron erinnert. Ein schönes Netzgewölbe bildet die Decke des Capitelsaales zu Hohenfurt, an dessen linker Seitennauer man den Ort weist, wo das Haupt des Zwiß von Rosenberg eingemauert sein soll. — Die Gemäldegallerie des Klosters enthält manches interessante Bild der deutschen, niederländischen und der italienischen Malerschulen; meine Aufmerksamkeit wurde aber durch neun Bilder auf Goldgrunde gefesselt, welche unbedingt zu den schönsten alten Denkmälern der einheimischen Kunst gehören, welche Böhmen besitzt. Diese Bilder sind *à la tempera* auf Holz gemalt; jedes derselben ist $2\frac{1}{2}$ lang und eben so breit. Dieselben stellen Szenen aus dem Leben Christi dar, und zwar: 1. der englische Gruss, Maria in demüthiger Anmuth in Gebete hingegossen; der Engel voll Lieblichkeit; ein Spruchband zwischen dem Engel und Maria enthält mit gothischer Minuskel die Worte: *Ave Maria gratia plena*. Oben Gott Vater segnend, von einem Kreise umschlossen. Darauf folgt 2. die Geburt Christi, 3. die heiligen drei Könige (unlängst restaurirt). 4. Christus am Kreuze. Das Angesicht des gekreuzigten Heilands voll göttlicher Ruhe; Maria ist in Ohnmacht hingesunken und wird von zwei Frauen gehalten; ferner Johannes, in dessen schönem Antlitze sich der innigste gefühlvollste Ausdruck spiegelt. Dieses Bild, das in der Zeichnung und Ausführung vortrefflich ist, kann als Vorbild der innig frommen Auffassung religiöser Darstellungen den Künstlern unserer Tage dienen. 6. Die Kreuzabnahme, ein herrliches Bild, in welchem der Schmerz der zahlreichen naturwahr bewegten Gestalten auf ergreifende Weise ausgedrückt erscheint. 7. Die Auferstehung Christi. 8. Marias Himmelfahrt. Grosse Mannigfaltigkeit in den Zügen der in freudiger Verwunderung emporblickenden Apostel. 9. Sendung des heiligen Geistes (restaurirt).

Die Umrisse der Figuren dieser Bilder sind mit schwarzen Linien gezogen; die Farben kräftig mit feinen Lasuren. Wiewohl die Farben von Temperagrunde an vielen Stellen sich abgelöst haben, so stellen sich die Bilder im Ganzen ziemlich gut erhalten dar, und es wäre sehr zu bedauern, wenn man die Restaurirung derselben, wie man bereits vor einigen Jahren angefangen, fortsetzen sollte. Diese Bilder befanden sich ehemals in der Stiftskirche und mussten den Bildwerken der Renaissanceperiode, mit denen man später die Kirche ausgestattet, Platz machen. — Im Klosterschatze wird unter anderen Kostbarkeiten ein prachtvolles goldenes Kreuz von 3' Höhe bewahrt, welches sich als eines der bedeutendsten byzantinischen Kunstdenkmale in Europa bezeichne. Es ist ein Doppelkreuz

mit eingeleigten Reliquien und Emailbildern von Heiligen, deren Ausführung sowohl als auch die beigefügten griechischen Aufschriften den byzantinischen Ursprung kennzeichnen. Überdies ist das Kreuz auf das Reichste mit Perlen und Edelsteinen ausgeziert. Nicht aber die Kostbarkeit des Materials und des Schmuckes, sondern das überaus zart und kunstvoll eiselirte Arabeskenornament, das gleich einem durchsichtigen Schleier das ganze Kreuz überdeckt, verleihen diesem Meisterwerke der byzantinischen Kunst einen unschätzbaren Werth. Der Fuss des Kreuzes rührt jedoch aus der Renaissanceperiode her. Dieses kostbare Geschenk wurde von Heinrich von Rosenberg im J. 1412 (wie unkradlich nachgewiesen werden kann) dem Kloster übergeben.

Im Depositorium des Klosters befinden sich zwei Flügelläden aus dem XVI. Jahrh., deren Vorderseite mit vielen Hautrelief-Figuren, die Rückseite aber mit Malereien geziert ist.

Die Stiftsbibliothek besitzt mehrere Miniaturwerke, und zwar: ein Pontificale romanum aus dem XIV. Jahrh., sodann einen Liber precatorius (XV. Jahrh.) mit lieblichen Bildern in den Initialen; die zarten Randverzierungen verrathen den französischen Miniaturstyl; ferner einen grossen Codex aus dem XIV. Jahrh., der einen Theil der heil. Schrift enthält, und endlich ein Antiphonale aus dem XV. Jahrh., dessen Miniaturen zwar keinen besonderen Werth haben, aber die Randverzierungen erinnern mit ihren Architecturen, Genien, Arabesken u. s. w. lebhaft an die Pompejanischen Wandmalereien.

IX.

Budweis.

Das einzige alterthümliche Baudenkmal von einiger Bedeutung in dieser Stadt ist die Kirche des ehemaligen Domianklosters, welche von Přemysl Otakar II. gegründet wurde. Das Presbyterium der Kirche hat sich in seiner ursprünglichen Form erhalten; das dreischiffige Langhaus ist aber in seinen oberen Partien im Renaissancestyle überbaut. Auf dem Hochaltare befindet sich ein altes, trefflich ausgeführtes Marienbild von etwa 2' Höhe. Im Antlitze der Madonna, welche innigfromm die Hände faltet, spiegelt sich hohe Anmuth und Würde. Auf einem Seitenaltare steht ferner eine Art von Reliquiar, auf welchem zwei Gestalten von Heiligen auf Goldgrunde dargestellt sind, deren strenger byzantinischer Typus auf das hohe Alter des Bildes hinweist. An diese Kirche grenzt der Kreuzgang des Klosters, dessen schönes, auf ornamentirten Krugsteinen ruhendes Gewölbe, wie auch das reiche Masswerk in zwei Arcadenöffnungen der Restaurationswuth entgangen und wohl erhalten ist. Am Chore, der im XVI. Jahrh. durchaus modernisirten Kathedraleich wird ein Graduale bewahrt, dessen Miniaturbilder aber bis auf zwei

ausgeschnitten wurden, deren Trefflichkeit die Vernichtung der übrigen sehr bedauern lässt.

X.

Prachatitz.

Acht Stunden in westlicher Richtung von der Kreisstadt Budweis entfernt, liegt am Fusse der hohen waldigen Ausläufer des Böhmerwaldes Prachatitz, eine Stadt, die den mittelalterlichen Architekturcharakter trotz der Verwüstungstürme, die sie betrafen, besser bewahrt hat als irgend eine Stadt Böhmens. Einen eigenthümlichen romantischen Anblick gewährt diese Stadt, wenn man sich derselben auf der von Netolic führenden Strasse nähert. Aus der alten Umwallung tritt das gothische Stadthor hervor, dessen weitgespannter Bogen den Durchblick auf ein zweites gothisches Thor darbietet. Über die Häusergiebel ragt die vom Alter geschwärzte Dechantenkirche mit ihren zwei Thürmen hoch empor und bildet in ihrer düstern Grösse einen eigenthümlichen Contrast mit dem frischen Waldesgrün des nahen Gebirges, das den Hintergrund bildet. Die Stadt Prachatitz wurde im J. 1420 von Zizka niedergebrannt; sodann wieder aufgebaut, ward sie im Jahre 1507 durch Feuer verwüstet und endlich im Jahre 1832 durch einen grossen Brand verheert. Dessen ungeachtet hat sich an den Gebäuden derselben, wie bereits erwähnt wurde, der mittelalterliche Typus grossen Theils erhalten. Bis zum Jahre 1832 waren alle Häuser des Marktplatzes mit Aufschriften, Wappen und Malereien (aus dem XVI. Jahrh.) geziert. Durch den Brand jenes Jahres wurde dieser Schmuck aber zerstört bis auf einige Bürgerhäuser und das ansehnliche, im Style des XVI. Jahrh. ziemlich wohlerhaltene Rathhaus, dessen Façade mit zahlreichen alten Bildwerken und Aufschriften theils in lateinischer, theils in böhmischer Sprache prangt. Das bedeutendste Baudenkmal des Ortes ist die Dechantenkirche. Die Aussenansicht derselben hat den Charakter des frühgothischen Styles. Ihre Façade ist durch zwei mächtige Thürme flankirt, von denen jedoch der nördliche nicht ausgebaut und ohne Bedachung sich darstellt, während der südliche bedeutend höhere mit dem conventionellen Zwiebel-dache bedeckt ist. In der Mitte der Façade öffnet sich das schmucklose Portal in mächtiger Spitzbogenform. Der innere Kirchenraum stellt sich als eine dreischiffige Hallenkirche dar, deren Länge 47 Schritte beträgt, von denen 7 auf die Halle unter der westlichen Empore (dem Musikchore), 20 auf das Schiff, und eben so viel auf das aus dem Achteck geschlossene Presbyterium entfallen. Das Presbyterium, welches 12 Schritte in der Breite zählt, ist mit einer einfachen Kreuzwölbung bedeckt, welche ohne Zweifel aus der ersten Bauperiode der Kirche, dem Anfange des XIV. Jahrh., herrührt. Das Langhaus wird durch sechs Polygonalfleiler in drei Schiffe getheilt, von denen das mittlere dieselbe Breite wie das Presbyterium hat, während auf

jedes Seitenschiff nur die Hälfte dieser Breitedimension (6 Schritte) kommt. Die Wölbung des Langhauses fesselt vor Allem die Aufmerksamkeit; dieselbe stellt sich nämlich als ein aus unzähligen, ohne Rippenverbindung an einander gefügten Kapfen gebildetes Sterngewölbe dar. In kunstreichen Combinationen entsenden die Sterne der drei Gewölbjoche des Mittelschiffes und die neun Träver der beiden Seitenschiffe ihre zahlreichen Strahlen nach allen Richtungen; einen besonders lebhaften Eindruck macht aber die niedrige Sternwölbung unter der Empore, wo die kunstvolle Construction des Strahlengeflechtes dem Auge näher gerückt erscheint. Dieses phantastische Gewölbsystem, das insbesondere im südlichen Böhmen in der zweiten Hälfte des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhundert sehr beliebt war, stellt sich als einen der letzten Ausläufer des gothischen Styles dar, und dieser Umstand allein ist hinreichend, die Überzeugung zu wecken, dass die Wölbung der Dechantenkirche zu Prachatitz aus dieser späten Periode herrührt. Diese Ansicht wird durch den Anblick der Pfeiler des Langhauses zur Gewissheit. Denn man gewahrt an denselben in einer Höhe von etwa dritthalb Klaffern die Reste von Ansätzen der Bogen, welche sich ursprünglich über den niedrigen Seitenschiffen spannten. Wahrscheinlich wurden nach dem Brande vom Jahre 1507 die Seitenschiffe bis zur Höhe des Mittelschiffes, welches damals die neue Wölbung erhielt, erhöht, wodurch das Gotteshaus in eine Hallenkirche umgewandelt wurde.

Da mir früher von mehreren Seiten berichtet ward, dass zu Prachatitz Miniaturhandschriften vorhanden sind, so stellte ich daselbst die entsprechenden Nachforschungen an. Bereitwillig wurden mir sowohl auf der Dechanten-, als auch im Rathhause der Stadt die noch vorhandenen alten Schriftdenkmale und Bücher vorgewiesen, aber ich fand unter denselben eben so wenig irgend eine bedeutendere Miniaturhandschrift als in dem Archive der daselbst noch bestehenden uralten Literaten - Gesellschaft, dessen Einsicht mir der greise Vorsteher derselben mit freundlicher Zuverlässigkeit gestattete.

XI.

Soběslau.

Diese im nördlichsten Winkel des Budweiser Kreises an der Poststrasse gelegene Stadt besitzt in ihrer Dechantenkirche ein interessantes Baudenkmal des gothischen Styles. Dieses in der ersten Hälfte des XIV. Jahrh. gegründete Gotteshaus wurde, nachdem es im Jahre 1432 niedergebrannt war, um das Jahr 1493 durch die Herren von Rosenberg neu hergestellt. Das Presbyterium der Kirche ist aus dem Viereck construiert und hat einen geraden Schluss, das Langhaus ist durch zwei polygonale Pfeiler in zwei Schiffe geschieden; dieser Bau bildet somit in Betreff seiner Anlage eine merkwürdige Anomalie unter den Kirchen Böhmens. Die Länge des inneren Kirchenraumes

beträgt 47 Schritte, von denen auf das Presbyterium 19, auf die Schiffe 20, und auf die Halle unter der Empore 6 Schritte kommen. Das Langhaus misst in der Breite 20, das Presbyterium aber bloß etwa 12 Schritte. Über dem Kirchensäume spannt sich ein Sternengewölbe, welches ebenso wie jenes der Kirche zu Prachatitz aus tief einschneidenden Kappen ohne Gewölberücken gefügt ist. Einen interessanten Anblick gewährt besonders die weitgespannte Decke des Langhauses, welche bloß von zwei Pfeilern in der Mitte gestützt, in einer Flucht über den weiten Raum sich hindehnt und den Eindruck einer aus zahllosen Bienenzellen geformten Wölbung macht.

In der Nähe des Hochaltars befindet sich ein mit einem Gitter verschlossener, tabernakelartig gekrönter, zur Aufbewahrung des hochwürdigsten Gutes bestimmter Wandschrank, dessen Anordnung, Verzierung und Aufschrift auf die erste Bauperiode dieser Kirche hinweisen. In einer Seitensäule, deren Gewölbstein die fünfblättrige Rose der Rosenherge ziert, steht ein aus dem XV. Jahrhundert herrührender schön ornamentirter Taufkessel mit böhmisches Aufschriften.

Nicht unerwähnt darf bleiben ein zweites interessantes Baudenkmal zu Soběslav, nämlich die aufgehobene St. Veits-Kirche, welche vor etwa 20 Jahren an einen Bürger um 400 fl. verkauft wurde. Der Raum des ehemaligen Gotteshauses ist durch Quermauern in Wohnstuben und Kammern abgetheilt und im Erdgeschoss befindet sich eine Färberei. Ich scheute die Mühe nicht in den verschiedenen Abtheilungen des Wohnhauses und am Boden desselben die Details des interessanten gotischen Baues zusammenzulesen und den Grundriß desselben zu entwerfen. Es war eine durch zwei Mittelpfeiler in zwei Schiffe getheilte Kirche mit einem aus dem Achteck geschlossenen Presbyterium und einer Empore, die sich nicht bloß an der Westseite, sondern auch zu beiden Seiten bis in die Mitte der nördlichen und der südlichen Seitenmauer hinzog. Die reich gegliederten Gewölberippen ruhen auf Tragsteinen von zierlicher Bildung, deren unterer Theil einen Menschenkopf darstellt. Ein schöner schlanker Thurm mit hohem Helme erhebt sich noch immer über dem Baue, dürfte aber in Kürzen, — wie ich leider vernommen — verschwinden.

Bemerkenswerth ist endlich das alte Schloss der Rosenberge, ein einfacher, gegenwärtig in ein Bräuhaus umgewandelter Bau, der in seinem defecten Zustande viele Reste seiner gotischen Structur weist. Besonders merkwürdig ist der alte Schlossturm, indem die eine Hälfte desselben einen Halbkreis, die andere aber einen stumpfen Winkel bildet eine Anordnung, die man an mehreren alten Burgtürmen in Böhmen gewahrt.

XII.

Mühlhausen (böhm. Milewsk).

In einer Entfernung von zwei starken Meilen von der Kreisstadt Tabor in westlicher Richtung liegt die kleine

Landstadt Mühlhausen mit dem ehemaligen Kloster und der Kirche der Prämonstratenser-Chorherrn. Das in neuerer Zeit völlig umgebaute Kloster umschließt gegenwärtig die Dechantei und die Wohnungen der Beamten; die ehemalige Stiftskirche ist aber die Dechanteikirche der Stadt. Aus der Chronik des ersten Abtes zu Mühlhausen, Gerlach, geht hervor, dass das Kloster und die Kirche zu Milewsk um das Jahr 1190 gegründet worden sei. Eine Marginalnote der im Prämonstratenser Stifte Strabow bewahrten Originalhandschrift des Gerlach berichtet, dass das Kloster im Jahre 1190 abgebrannt sei. Im Jahre 1420 zerstörten die Hussiten unter Žižka's Anführung Kirche und Kloster, worauf die Herrschaft Mühlhausen in weltliche Hände kam, bis der Abt Kaspar von Questenberg das seit der Hussitenzeit in Ruinen liegende Kloster und die Kirche ankaupte, dieselben herstellte, und ein eigenes, dem Strahower Prälaten untergeordnetes Stift daselbst gründete.

Als ich mich der imposanten Klosterbasilica zu Mühlhausen näherte, war ich mächtig überrascht durch die Grossartigkeit des wohl erhaltenen alten Baudenkmals, von dessen hoher Bedeutung für die Architecturgeschichte Böhmens man im Lande selbst kaum eine Ahnung hatte. An jeder Seite der allerdings modernisirten Fassade erhebt sich ein mächtiger hoher Thurm, der bis auf das unvermeidliche Zwiebdach seiner ursprünglichen Formen bewahrt hat. Drei über einander angeordnete Reihen von Schallöffnungen, von denen die unterste durch ein romantisches Säulchen in zwei, die beiden oberen aber durch zwei Säulen in drei Abtheilungen geschieden sind, stellen sich auf allen vier Mauerflächen der beiden Thürme dar. Die Fenster des weitgestreckten Mittelschiffes und der Seitenschiffe sind in streng romanischen Formen angeordnet; ein gegliedertes Rundbogenportal, das aber, wie es scheint, unvollendet geblieben war, ist in das nördliche Seitenschiff eingelassen. Die Kreuzvorlage jedoch und das Presbyterium hat gotische Formen.

Der innere Raum der Kirche dehnt sich zu einer Länge von 72 Schritten aus; das hohe Mittelschiff wird durch zwei Pfeiler und zehn Rundsäulen von den beiden niedrigen Seitenschiffen geschieden. Die Apsis bildet ein Polygon, der Chor setzt sich jenseits des mit dem Mittelschiffe gleich hohen Querschiffes im Mittelschiffe in einer Tiefe von 18 Schritten fort, und ist daselbst durch eine bis zur Decke emporgeführte Mauer von den Seitenschiffen getrennt. Die niedrigen Säulen des Langhauses ruhen unmittelbar mit ihren Schäften auf dem Boden auf; das Capital derselben wird durch einen einfachen mit einer Platte bedeckten Wulst gebildet, an dem vier aus Kriesgesmeuten gefügte, einfache Ornamente hervorragen. Diese Capitale der Rundsäulen, welche durch niedrige Rundbogen verbunden sind, haben eine auffallende Ähnlichkeit mit der Capitalbildung der Säulen in der St. Georgs-Kirche zu Prag. Die Pfeiler im Presbyterium und im Quer-

schiffe weisen aber Formen der früheren Gothik, insbesondere gewahrt man an den Eckpilastern der Apis Capitälbildungen, welche dem Knospenornamente in der Kirche zu Tisebnowitz völlig entsprechen. An den nördlichen Thurm ist eine kleine Capelle im frühgothischen Style angebaut, deren Empore von einer schön ornamentirten Säule von eigentümlicher Form gestützt wird.

Meiner Ansicht nach rührt das Langhaus der Basilica aus der ersten Gründungsperiode, dem Schlusse des XII. Jahrhunderts her; das Presbyterium und das Querschiff aber, welche von dem im Jahre 1190 ausgebrochenen Feuer verwüstet sein mochten, wurden im Anfange des XIII. Jahrh. im Style der frühen Gothik ausgeführt.

In der nächsten Nähe der Klosterbasilica erhebt sich aus der Mitte des Gottesackers die alte ehemalige Pfarrkirche zum heil. Egidius, ein schönes Baudenkmal aus der Blüthenzeit des gothischen Styles. Das Langhaus, ein oblonges Parallelogramm von 30 Schritt Länge bildend, ist nicht gewölbt, sondern mit flachen bemalten Tafelwerk gedeckt, das aber, stellenweise zerstört, den Einsturz droht. Das aus dem Achteck geschlossene Presbyterium ist 20 Schritte lang, und mit einem wunderschönen streng gothischen Sterngewölbe überspannt. Die zierlich profilirten Rippen des Gewölbes ruhen auf reich ornamentirten Kämpfern auf, die von schlanken Halbsäulen gestützt werden. Auf dieses Gewölbe bezieht sich ohne Zweifel die Stelle der bereits oben angeführten Krumauer Urkunde vom Jahre 1407, worin der Meister Johann sich verbindlich macht, den Chor der Pfarrkirche zu Krumau nach Art des Chores in der Kirche des Klosters Milewsk anzuführen. Nicht blos die Sternformen, sondern auch die Profilirung der Rippen, Kämpfer und Halbsäulen sind in den Chören beider Kirchen einander ähnlich; jedoch stellt sich der Chor zu Mühlhausen viel zierlicher dar und ist ans vier Sterne gefügt, die in vier Schlusssteinen ihre Mittelpunkte haben, während die Wölbung des Krumauer Gotteshauses beinahe dieselbe Länge wie die der St. Egidiuskirche, aber blos drei Gewölbesteine hat. Am Thurme der St. Egidiuskirche gewahrt man in den Schallöffnungen Säulchen von streng romanischer Bildung. Auch die Mauern der Nord- und Westseite des Langhauses stellen sich deutlich als Reste eines romanischen Baues dar, und berechtigen zu dem Schlusse, dass das ursprüngliche im romanischen Style angeführte Gotteshaus erst gegen Ende des XIV. Jahrhunderts seine gegenwärtige Form erhielt. Das Innere dieser Kirche ist jedes Schmückes beraubt und arg verwüstet, doch hat sich das sehr zierliche Maaswerk in den Fenstern noch ziemlich wohl erhalten. Die Restaurirung dieses schönen Baudenkmales wäre sehr wünschenswerth und könnte ohne besonders bedeutende Kosten bewerkstelligt werden.

Die Baudenkmalte zu Mühlhausen, die ich hier blos flüchtig skizzirte, verdienen es im vollen Masse, dass die k. k. Central-Commission denselben ihre besondere Auf-

merksamkeit zuwendet und eine genaue Aufnahme derselben veranstaltet.

XIII.

Tabor.

Auf die Beschreibung der zahlreichen mittelalterlichen Bauwerke dieser historisch-denkwürdigen Stadt, die grossen Theils vom Wasser umflossen, auf einer steilen Bergzunge malerisch sich erheben, kann ich hier nicht eingehen und beschränke mich blos auf die Anführung einiger Denkmale, die einer besonderen Aufmerksamkeit würdig sind. Die erste Stelle unter denselben verdient die Dechanteikirche, ein gothischer Bau, der 55 Schritte in der Länge misst, wovon 23 auf das aus dem Achteck construirte Presbyterium entfallen. Das Langhaus, dessen Breite 34 Schritte beträgt, ist durch drei Polygonalpföiler in drei Schiffe getheilt; das Mittelschiff ist von einem Netzgewölbe, die Seitenschiffe von einfachen Kreuzgewölben überspannt. Über dem Presbyterium fügen kräftige, weitgestreckte Kappen ein Sterngewölbe, dessen Structur auf die spätgothische Periode seiner Ausführung, das sechzehnte Jahrhundert, binweist. Dieser Bau wurde bald nach der Gründung Tahors durch die Hussiten in der ersten Hälfte des XV. Jahrh. als eine Kirche mit zwei niedrigen Seitenschiffen aufgeführt. Etwa hundert Jahre später hatte aber die Kirche durch Brände so sehr gelitten, dass man dieselbe umbauen musste. Man befolgte dabei dasselbe Verfahren, welches bereits bei anderen Kirchenbauten in dieser Schrift erwähnt wurde, indem man nämlich die Seitenschiffe bis zur Höhe des Mittelschiffes emporführte. Die noch vorhandenen Ansätze von Arcadenbögen an den Pfeilern, welche die Empore tragen, gewähren einen deutlichen Beweis dieser Thatsache. — Die Kirche bewahrt ein interessantes Alterthumsdenkmal, nämlich einen zinnernen Taufkessel, der aus der von den Hussiten zerstörten Stadt Außf herrühren soll.

Im Rathhause der Stadt, einem im XV. Jahrhundert aufgeführten Gebäude, befindet sich eine schöne gothische Halle, deren Netzgewölbe von schlanken Polygonalpfählern gestützt sind. Dieser herrliche Saal wurde aber in neuerer Zeit durch Quermauern in mehrere Abtheilungen, welche zu Kanzleien verwendet wurden, geschieden, so dass sich nur ein Theil desselben, der als Vorhalle dient, in seiner ursprünglichen Structur darstellt.

Einen höchst malerischen Anblick gewähren die ansehnlichen Reste der alten Burg Kotonow, welche, hart am Bechyner Thore sich erhebend, den äussersten Vorsprung der Stadt gegen Südwesten bilden. — Das Prager Thor am entgegengesetzten Ende der Stadt stellt sich als ein Doppelthor dar; der vordere Theil desselben, dessen Abtragung bekanntlich beantragt wurde, ist ein unbeschönigtes Bauwerk, dem blos die historische Erinnerung einigigen Werth verleiht; viel ansehnlicher und architektonisch wichtiger erscheint hingegen die zweite, innere Abtheilung des Thorbaues.

XIV. Selenau.

Eine etwa vier Stunden von der Poststation Wotic entlegene Landstadt. Die *Dech antei k r c h e* dieses Ortes wurde bereits im XIII. Jahrhundert aufgeführt und stellt sich in ihrer ursprünglichen Bauform ziemlich wohl erhalten dar. Es ist ein einfacher gotischer Bau von 34 Schritt Länge, von denen das Presbyterium 15 zählt; die Breite des mit einer flachen Decke überdeckten Langhauses beträgt 12 Schritte; das von einem Kreuzgewölbe überspannte, mit geradem Schluss versehene Presbyterium ist um heinhau 2 Schritte schmaler. Über der Eingangsthüre wölbt sich ein spitziger Kleeblattbogen, wie er nicht selten an den Bauten des Übergangsstyles vorkommt; die Laibung des so gebildeten einfachen Portals ist durch Wulststäbe, die mit den Bogencontouren parallel laufen, ausgefüllt. Die Ausführung dieses Portals muss als ziemlich roh und primitiv bezeichnet werden. Die kurzen Polygonalpfeiler, welche die westliche Empore stützen, wie auch die Gewölberippen und die einfachen Tragsteine derselben haben gleichfalls das Gepräge der frühesten Gothik. Das Masswerk der Fenster, das sich ziemlich wohl erhalten hat, ist einfach, aber solid aus Drei- und Vierpässen gebildet. — Die Kirche bewahrt ein gutes Madonnenbild auf Gypsgrunde vom Jahre 1552. Ein mit Zinnen bekrönter massiver Thurm erhebt sich an der Nordseite der Fassade. Die Kirche ist von einer starken, mit mächtigen Streben gefestigten Mauer umgeben.

Zwei grosse Canticale, die mir von dem Bürgermeister der Stadt vorgewiesen wurden, enthalten zahlreiche schöne Initialen, und das eine derselben trefflich ausgeführte Randverzierung; aber bloss ein einziges, Christum mit dem Kelche in der Hand darstellendes Bild hat sich in dem letzteren erhalten. Hingegen befinden sich in der Kirche am Literaten-Chore zwei mit Miniaturen geschmückte Pergamentbücher von bedeutendem Werthe. Das eine ist ein lateinisches Cantional aus dem XV. Jahrhundert mit prächtigen Initialen und Arabesken-

verzierungen; die Heiligenbilder desselben sind aber, bis auf wenige, ausgeschnitten worden. Viel besser hat sich das zweite böhmische Cantional aus dem XVI. Jahrh. erhalten. Dasselbe enthält viele, trefflich ausgeführte Bilder, von denen einige die ganze Folioseite, andere die Hälfte derselben einnehmen. Die Namen, Wappen und zuweilen auch die Porträte der Adligen und Bürger, auf deren Kosten die einzelnen Pergamentblätter ausgeschmückt wurden, sind den Bildwerken beigefügt. Insbesondere wird die Aufmerksamkeit durch ein Blatt gefesselt, welches, wie die Abzeichen des Bauernstandes in der oberen Blattfläche andeuten, die Landleute, — wahrscheinlich der nächsten Dörfer — haben ausführen lassen. Die untere Hälfte des Blattes nimmt die Darstellung der Scene ein, wo Přemysl vom Pfuge auf den Herzogstuhl Böhmens berufen wird. Der Vorgang ist, so wie er von der Sage und dem Chronisten geschildert wird, mit grossem Geschick und ungeweiner Kunsttechnik ausgeführt. Die Zeichnung ist, bis auf die Perspective, correct, die Gestalten sind kräftig individualisirt, die Pferde richtig gezeichnet, die Farbe überaus lebhaft, und vor allem das altböhmische Costüm der zahlreichen Figuren beachtenswerth. Dieses Cantional reiht sich an die böhmischen Miniaturwerke aus der zweiten Hälfte des XV. und XVI. Jahrhunderts an, die in grosser Anzahl in den Landstädten Böhmens zerstreut, den schlagenden Beweis liefern, dass damals die Kunst in Böhmen und Mähren, zumal in der Regierungsperiode Königs Wladislaw's, einen mächtigen Aufschwung genommen und Werke hervorgebracht habe, die mit denen der gepriesenen Kunstepoche Karl's IV. würdig verglichen werden können. Ist doch die St. Barbaraikirche zu Kuttenberg, eines der glänzendsten Bauwerke des spätgothischen Styles, mit Ausnahme des Unterbaues, welcher der Karolinischen Zeit angehört, das Werk eines Meisters der Wladislaw'schen Periode, des böhmischen Bakalareus, der nach gleichzeitigen Berichten, weil er überaus schön zu zeichnen (*raisonné*) verstand, den Namen Raisek erhielt.

Beschreibung der Bandenkmalc der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Érséklél (Komorner Comitát). Der jetzt verödete Ort war früher der Hauptort der sogenannten Sedes praedialis de Érséklél, der erblichhöchlichen Adligen oder Lehensmänner. Die kleine kath. Pfarrkirche ist dem Aeusseren nach ein alter Bau, hat einen halbrunden Chorschluss, ebenso auch zwei halbrunde, an die Nordseite der Kirche angebaute Capellen. Da sie aber sonst gar keine charakteristischen Merkmale mehr aufzuweisen hat — (die Kirche wurde öfters renovirt und dadurch sehr modernisirt), — so ist es gewagt, den halbrunden Chorschluss für eine romanische Apsis zu erklären. Übrigens soll die hauffällige Kirche jetzt restaurirt werden.

Félf (Pressburger Comitát). Als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (s. O. 95), wie auch in der Urkunde v. 1390 (Cod. dip. X, VIII, 313). Die jetzige katholische Pfarrkirche wurde

zu Ende des XVII. Jahrhunderts vom Primas-Erzbischof Szepcsényi erbaut, oder wenigstens umgebaut.

Fölső-Bár (Pressburger Comitát). Mir kommt es erst in einer Urkunde vom Jahre 1300 vor (Cod. dipl. VI, II, 298); als alte Pfarre im Pázm. Verzeichniss angeführt (s. O. 95). Die jetzige katholische Pfarrkirche im Jahre 1778 am Orte einer älteren gotischen Kirche errichtet (wie die Pfarrgedenkbücher berichten, siehe auch Korabinsky a. O. 31), welche im XVI. Jahrhundert in den Besitz der Protestanten kam, und erst im Jahre 1830 von den Katholiken wieder zurückgenommen wurde. Aus der älteren Kirche sind noch manche Denkmale und Geröthe erhalten worden. Auch zwei neuere Grabsteine sind bemerkenswerth. Der eine dieser, an der nördlichen Seitenwand des Langhauses angebracht, ist eine weissmarmorne Gedenkstele

(mit rothemröthner Rahmefassung etwa 3 Fuss hoch) des einzigen Sohnes des berühmten ungarischen Geschichtschreibers Nicol. Istváffy 1). Darüber sind zwei Genien im Brautkleid mit Sanduhr und Totenkopf angebracht. Unter die Familien-Wappen, rechts (herald.) das des Vaters: Schild quadrat. 1. und 8. aus einer dreispitzigen Krone hervorwachsend gekrönt Adler. 2. Stern und Mond. 3. Lilien. Links der Mutter (Familie Beth de Bojau) gekrönter und geharnischter Arm, mit blankem Schwert; darüber rechts Halbmond. (S. Bonhardi Topogr. Nagy R. Hung. 2. Ausg. 352. Béi Notit. Hung. II. 247. Horányi Memoria Hung. II. 252.) Der zweite Grabstein aus rothem Marmor, mit dem Epitaphium des Joh. Lipessay vom J. 1606, liegt am Pfaher des Chores 2); das Basrelief darauf zeigt das Familienwappen: vom oberen rechten Eck zum unteren linken schräg gezogener Balken, worauf ein schreitender leopardierter Löwe in der etwas aufgehobenen rechten Pranke eine Kugel hält. Darunter am Fusse des Schildes eine birnförmige Blume. Auf dem gekrönten Helm, als Helmschmuck, die Figur des Löwen aufrechtstehend. — Auch ein alterthümlich aussehendes Taufbecken aus Sandstein, mit abseitigem Becken und Säulesfüßen, unterwärts mit Wulsten gegliedert, jetzt auf vierseitiger Base ruhend, mag noch aus der früheren Kirche herrühren. In neuerer Zeit wurde er mit marmorartigem Anstrich beklebt, und hat auch einen vergoldeten hölzernen Deckel erhalten. Nebst dem werden noch mehrere Geräths mit interessanten Inschriften und Darstellungen aufbewahrt. So kommen zwei ältere Kelche vor; beide haben die einfache spätmittelalterliche Form, mit hohlem, trichterartigen Oberrtheil und klattartig ausgeschliffenem Untertheil. Der eine, wahrscheinlich noch aus dem XIII. Jahrhundert nach der gesicherten mehr römischen als gotischen Muschelchrift gerührt, welche sich um die Mitte des Beckens herumzieht (Fig. 1).



(Fig. 1.)



(Fig. 2.)

Calix S. Stephani in Per (d. h. Bär, der Name des Ortes), indem nämlich die Kirche dem heiligen Stephan geweiht ist. Rithselhafter erscheinen die weiteren Bezeichnungen, welche nur einfacher gehalten, sonst mit der zweigetheilten Spitze (spicis bifurci) dem Obigen gleichkommen, und zu dem mittleren als Handgriff hervorragenden Buckel des Kelchschafes angebracht sind; und zwar in einzelnen rautenartigen Medaillons emallirt eingeleigt: J. A. S. H. A. H. Wahrscheinlich sind es die Anfangsbuchstaben eben so vieler Wörter.

1) Die vom Vater verfasste Inschrift lautet: *Palenud univo filio eidemque longe amantissimo, in tectis aetate proli dante! vita fante. Nival. Istváffy, Pauli F. et Elizabeth. Both. Parentes maerensiss. Pauer. Viri. an. III. Menz. VII. Dieb. XVII. O. Menz. Martio. Anno X^o MDLXXXI. Terum amor et charitas, spes et solatio nostra. Pater incant! Sed sine tulle imperiosa paterosa Futurum, ut quae te nobis pia adstare iusta Fas erit, hanc movent tibi reddimus ecce parentes.*

J. H. S. eine Kiechblittigk XPS. Fiat voluntas Tua, sicut in Caelo et in Terra.

2) Die Inschrift hat: *Hic iacet generosus Dnus Johannes Lipsey de Nagy-Luckite (Lüsse) liber dominus in Suro, qui obiit in Domino aetate suae trigesima septima Anno tero XI. MDCL.*

Dürfte man es als ein Wort nehmen, so könnte man mit Annahme von Abkürzungen und Auslassungen etwa *Haritas (Charitas) lesen*. — indem der Anfang beliebig gestellt ist —; und es würde sich etwa auf die in dem Opfer sich innerer göttliche Liebe beziehen? — An dem zweiten Kelche ist ebenso am Buckel des Schafes in hervorragenden fünf rautenartigen Medaillons das folgende Bild mit vier Buchstaben emallirt angebracht. (Fig. 2.)

Ohne Zweifel bedeuten die vier Buchstaben J. N. R. J. den Kreuztitulus *Jesus Nazarenus Rex Judaeorum*; während die symbolische Figur der segnenden oder sehwörenden Hand, mit dem Kreuznimbus, sich auf Gottrater beziehen dürfte 1). Ein dritter segnender Speisekelch (Ciborium), bereits neuerer Form, hat am Deckel die Inschrift: Reverend. Pat. Saent-Györgyi dedit pro Ecclesia Baricssi. Wahrscheinlich ist der Donator Pfarrer zu Bär gewesen, obwohl mir der Name in dem seit dem XVI. Jahrhundert geführten Namensverzeichnisse der hiesigen Pfarre nicht verkommt. Eine ältere hübsche silberne Lampe in durchgeborener Arbeit hat die ungarische Inschrift: *Csalattatis Selyem-Telki Nemes Selyem Imre. (Es liess machen der Edle Emerich Selyem von Selyem-Talki.)*

Bemerkenswerth sind auch noch zwei ältere Glocken. Die erstere hat oben unter der Krone die folgende Inschrift, in neugothischen Minuskeln ohne Jahreszahl: † *Maria hilf mir in den hmel (sic) zu dir* 2). Zwischen das Wortan kommen als Trennungssichen Thierfiguren vor, welche sich etwa auch symbolisch anlassen dürften, indem sie gleich gebildet sind den Bibergersten des von Karajan herausgegebenen Physiologus (deutsches Sprachdenkmal des XII. Jahrhunderts, Tafel 21). In wie fern sich die dort gegebene Deutung mit unserem Bilde etwa j[m Einklang bringen liasse, lasse ich dahingestellt. In der Mitte der Glocke,

die übrigens bereits die gewöhnliche spätere Form hat, ist das Bild des gekreuzigten Heilands — ohne das Kreuz — dargestellt, mit Maria und Johannes an den Seiten. Der strahlenartige Nimbus — bei Christina statatt das ursprüngliche kreuzartige mit

1) Soant kommt die Hand gewöhnlich aus dem Wolken hervorragend vor. Siehe Didron Iconogr. 36 n. 2. a. O. Menzel Symbolik. 269. Bei Caumont Abbéville archéologique 170 kommt auch diese Abbildung vor, das Kreuz in den Nimbus ist aber mehr krückenreartig gebildet. Nach der Beschreibung von Eitelberger (Jahrbuch der k. k. Central-Commission 1856, 114) scheint die Darstellung unserer gleich, ohne Wolken, im Basrelief auf einer Rosette der Quergerien an dem Decke der berühmten Gisel-Capelle an Vesprim in Ungarn vorzukommen.

2) Der erste Theil der Inschrift, mit der Anrufung Marias, scheint auf Glocken sehr oft vorzukommen. Eine Glocke in Niederviel (Mith. der k. k. Centr.-Com. Juniheft 146) hat: *Maria hilf uns aus aller Noth*. Die Glocke an Nadsch in Siebenbürgen (s. a. O. 29) in siebenischer Mundart: *heif Got Maria herf 1470*. Zwischen den 44 Mersbacher Glockeninschriften die einzige deutsche ruft: *O Maria omnia frust (Quast u. Otte, Zeitschrift für christl. Archäologie, I, 81)*. Auch sonst in der kirchlichen Epigraphik sehr gebräuchlich, hat es eine mit gothischen Schriften besetzte Thür der Rudobayer Kirche in Ungarn aus dem XIV. oder XV. Jahrhunder: *O Maria hilf* (s. Budapest Visahg 1856, 35).

Bücheln gebildet — so wie die ganze Vorstellung und die Inschrift weisen auf das Ende des XV., oder den Anfang des XVI. Jahrhunderts. Die zweite noch spätere Glocke, die aber auch aus einer früheren umgegangen wurde, zeigt diesen Zustand und das Jahr mit der Inschrift an: † *Fracta et refusa per Gregorium Berki Franciscum Nagi (Nagy) et Joka † Surfői (Sérfői) ceterosque nobiles in Bar Par (oebus) Gregor-Mohácsi 1632.*

Hier befinden sich noch mehrere alte Bauten, ehemalige Stammhäuser berühmter Familien. End zwar das Castell der Grafen Amadé, einst mit vier Thürmen ein Viereck bildend, jetzt gänzlich umgestaltet. So auch die castellartige Wohnung des Propalatin Nic. Iathvámfy, der seine berühmte Geschichte hier verfaßt haben soll (siehe Bél s. O. 244, Bonhardi 352), ist jetzt zu einem Kornspeicher geworden. Die anderen halbrundförmigen Häuser der Grafen Illyésházy, Boboki, Móssáros von Bodó-Bár (auch ein namhafter ungarischer Schriftsteller und Dichter) sind eben so zu profanen Zwecken, als Wohnhäuser und Branntweinbrennereien verwendet, wie die Grabsteine ihrer Ahnen in der Kirche zu Thürschwällen und Treppenstufen. Ein Statue des heil. Johans von Nep. hat eine sinnreiche, längere, im vorigen Jahrhundert von dem Grafen Ladislaus von Amadé, einem der berühmtesten ungarischen Dichter, verfasste Inschrift, der auch zeitweilig hier gewohnt hat. Aus diesem Orte ist uns herbeiz aus dem XIII. Jahrhundert ein gelehrter Pressburger Domherr Joannes Literatus bekannt. (Siehe die oben angeführte Urkunde.)

Béla-Geller (Komorner Comitat). Urkundlich genannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 432), jetzt eine neuere Kirche der Hefemirten H. C. Bedürfnisbau.

Tűs (Komorner Comitat). Urkundlich bekannt vom J. 1268 (Cod. dipl. IV, III, 432). Seit 1383 Präbital-Sitz der adeligen Lebensmänner des Benedictiner-Stiftes zu Martinsberg und Pfarre dieses Ordens. Die jetzige Pfarrkirche, ein kleines Gebäude im Style des vorigen Jahrhunderts, ist wahrscheinlich aus derselben Zeit, welches die ziemlich guten Fresco-Bilder der Altarwand, sammt dem Namen des Malers angeben, nämlich: 1762. St. Scheller pinxit.

Gomba (Pressburger Comitat). Als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse angeführt (s. O. 95), als solche auch in der Urkunde von 1399 (Cod. dipl. X, VIII, 313) genannt; jetzt Filiale zu Cútótkút. Die kleine kath. Kirche ein ursprünglich spätgotischer Bau, etwa des XV. Jahrhunderts, der aber bereits teilweise modernisirt wurde. Man bemerkt noch an der Eingangs- wie an der Sacristieithür den stark gestützten Kleeblattbogen, mit kräftigen Hohlkehlen- und Kreuzstuckeinfassung. Äusserlich sind um den Chor noch einige plump gestaltete zumeist gegliederte Strebepfeiler zurückgeblieben, so wie auch der vierseitige Thurm mit dem sechseckigen pyramidalen Helm und den vier Nebenthürmchen gekrönt ist. Übrigens ist der Chor, wie es scheint, schon ursprünglich platt geschlossen gewesen; neu ist aber dessen Tonnengewölbe, so wie die flache Decke des Schiffes, welche erst statt des spitzbogigen Gewölbes angebracht worden sind. Die Länge dieser kleinen Kirche im Lichten — und ohne die ziemlich weite Vorhalle des Thurmes — beträgt nur 35 Fuss 5 Zoll, die Breite des Chores 12 Fuss 13 Zoll, des Schiffes 16 Fuss 3 Zoll.

Das hiesige Schloss ist bekannt als das Stammhaus der im XIII. Jahrhundert berühmten Familie Gomba. Der Name kommt urkundlich seit 1128 vor (s. Jerney a. O. 49 und Thiele a. O. I, 11) später noch als ein vierthürmiges Castell, war es im Besitze das Primes und Reichstathhalters Szelepcsényi, der darin auch eine namhafte heimische Tuchfabrik im XVII. Jahrhundert eingerichtet hat. Nachmals kam es in den Besiz des Cistercienser-Ordens, später in den der Barone von Moholányi; jetzt ist es eine im neuern Geschmacke umgebaute prächtige Landwohnung der Herrn v. Udvarnokyi, mit einer ausgezeichneten werthvollen Bildergallerie in mehreren grossen Sälen, nebst Paritäten und Kunstausstellungen rater-

ladischer und römischer Alterthümer, Vasen, Gegenständen aus Pompeji und Herкулsum u. s. w.

Güter (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt von 1257 (Cod. dip. V, III, 343, VIII, IV, 661. X, I, 144, 461); als alte Pfarre im Pázm. Verzeichnisse und in der Urkunde von 1390 angeführt; jetzt Filiale zu Somorja. Die kath. Kirche, ein kleiner gotischer Bau. Der bedeutend niedrigere Chor, so wie das Schiff sind jetzt zwar anstatt des ursprünglichen Spitzgewölbes neu überwölbt und theilweise nur mit Dieleu gedeckt. Auch die anscheinend ursprünglichen schmalen Fenster schlossen mit Rundbogen. Doch ist noch mancher von dem früheren Schmuck erhalten; so sieht sich um den Chor noch ein mit Zickzack und darüber mit Zahnornament geschmücktes Gesims; und an den Ecken des aus dem Achteck dreiseitig geschlossenen Chores laufen halbrunde Säulchen herab. Die Strebepfeiler sind mit Sockeln azwaimal gegliedert. An der Westfront hebt sich in drei Stockwerken der vierseitige Thurm, oben mit achteckiger pyramidaler Helmkrönung. In dem obersten Stockwerke sind mit Säulchen gekuppelte Fenster, in den mittleren theilweise mit glasem Kleeblattbogenfenster, welche auch die Kirchenthür hat. Am Giebel der Chorbedachung ist anstatt des Kreuzes noch der ehorne Hahn erhalten. In der Kirche sind die Bruchstücke eines älteren Taufbeckens aus Sandstein und ältere Bilder ex voto mit Wappen und Jahreszahl, sonst ohne Kunstwerth, vorhanden.

Guta (Komorner Comitat). Urkundlich vom Jahre 1268 genannt (Cod. dip. IV, III, 430); als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse angeführt. Die kath. Pfarrkirche an der Stelle einer früheren wurde im Jahre 1724 errichtet.

Im Friedhof eine aus der römischen Zeit ererbte Capelle. Unmittelbar in der Nähe des Ortes, zwischen den Zusammenfluss der Vág und des Pressburger Danauarmes, waren die Ruinen des Schlosses Békévár (d. h. Friedensburg) sichtbar (s. Thiele a. O. II, 205 und Fejécs Magyarországi állomása I, 137), die aber durch die Überschwemmungen grösstentheils weggerissen, jetzt nur noch die Gräben und Erdauwürfe aufzuweisen haben.

Hodos (Pressburger Comitat). Etwa unter villa Hodos (Cod. dip. II, 94) schon v. J. 1128 genannt. Bestimmter vom J. 1245 (Cod. dip. IV, I, 381 u. V, III, 345). Jetzt nur eine neuere Kirche der Rfermirten H. C. Bedürfnisbau.

Illyésháza (Pressburger Comitat). Urkundlich bekannt vom Jahre 1228 (Cod. dip. VII, III, 24) als der Stammort des bereits ausgestorbenen berühmten Geschlechtes des Grafen von Illyésháza; mit dem kleinen Orte Szent-Péter verbunden; auch unter diesen letzteren Namen gewöhnlich genannt, und damit als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse angeführt (s. O. 95). Von der hiesigen alten Kirche sagt Bél (Not. II, 239) das von mir bereits bei der Cistercienser-Besitzung Csákyi berührt, das hier eine ältere verfallene Kirche nabst Einsiedlerei gewesen ¹⁾. Seitdem (die Angabe des Bél ist von 1736) wurde hier im J. 1790 eine neue Pfarre gestiftet und zu der alten Kirche, oder damals schon als Capelle, mit dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes, und des heil. Aposteln Peter und Paul geweiht, eine neuere zugeban. Diese ältere Capelle, oder eigentlich der Chor einer älteren Kirche, bildet auch jetzt den Chor des zugebauten Langhauses, und ist ein kleiner, niedriger, spätgotischer Bau, bereits mit neuem Gewölbe und Fenstern versehen, schliesst dreiseitig aus dem Achteck, und hat nebst dem Strebepfeiler am Äussern auch das Sacramenthäuschen im Innern erhalten, zina vier-eckige Nische, mit Hohlkehlen, Plättchen und Kreuzsteinen eingefasst. Die letzteren, etwas mehr hervorathend, ruhen unten säulenartig auf breiten gedunden Basen; der obere Theil des Viereckes ist mit

¹⁾ *Præsent hic templum S. Petri dedicatum abest, assessorum errorum Epitaphiis, Illyésházayorum ipsorum iungue. Jam fere in vastissimum abest, frequentiar tamen singulis diebus venenit, qui venerandum accipiant, magna religione; procelat eremita perfugium.*

Zinnen gekrönt. Auf dem neueren Altar steht im gläsernen Kasten das Gnadenbild der Mutter Gottes, eine gewöhnliche aus Holz geschnitzte Statue, bekleidet mit kirchlichen Paramenten, und mit der Inschrift: *Pa la 1488. Renovata 1744.* Das Schiff der Kirche im gefälligen Renaissance-Style, mit stark hervortretenden Pfeilerartigen Leutenen. Am Bodenpfeiler, unmittelbar vor dem Chöre, liegt der rothmarmorne Grabstein des Siebenbürger Dompropstes von Weissburg, Matthias von Ilyésbázy, der im vollen Ornat, mit der alterthümlichen *Cassa „inter brachia plicata“* angethan, den Kelch in der Hand dargestellt ist.

Die an allen vier Seiten des Grabsteines fortlaufende Inschrift mit vielen Abkürzungen in sangothischer Minuskelchrift lautet: *Anno Dom. 1510. 20ma mensis Augusti hic sepultus est Raverendus Dnus Mathias Ilyés de Ilyésbáza, olim prepositus et canonicus in Ecclesia cathedrali Sancti Michaelis Archangeli in Alba gula (Alba-Gyula) Gyula Fejérvár, jetzt Karlweissenburg) Transilvania. Eius suima Deo vivit. Die Kirchenschatzungs-Protokolle haben noch die Inschrift eines zweiten Grabsteines aufbewahrt, der bei der Gelegenheit der letzten Neubauten beseitigt, jetzt nicht mehr vorhanden ist. Er gehörte der Mutter des berühmten Palatins Grafen Stephan von Ilyésbázy. Das sind die einzigen Reste der vielen Grabsteine, deren Bel noch aus dem vorigen Jahrhundert Erwähnung macht. Nur noch ein neueres Denkmal des letzten der Ilyésbázy's (des Grafen Stephan, Ritter des goldenen Vlieses, Erbohergespan, Papifer des Reiches u. s. w. † 1838) befindet sich an der Südwand des Langhauses.*

Hier stand auch das ehemalige Schloss der Ilyésbázy's (siehe die oben angeführte Urkunde), erneuert von dem Palatin Stephan Ilyésbázy; welches aber Kaiser Rudolf aus geschichtlich genügend bekannten Ursachen zerstören liess (s. Bel. Notiz II, 222), und von dessen Trümmern jetzt kaum mehr etwas zu bemerken ist.

In der unmittelbaren Nachbarschaft steht die kleine Ortschaft Szerházy; nur durch einen Weg von dem Bestäthome der Ilyésbázy's abgeschieden, die aber jetzt ein kaum mehr dem Namen nach bekannter Weiler geworden ist, und meistens der Stammort des berühmten Geschlechtes der Fürsten und Grafen von Exterházy war, früher Szerházy genannt, und gleicher Abstammung mit jenem der Ilyésbázy's (s. die Urkunde vom Jahre 1238. Cod. dip. VII, III, 24 und Bel. a. O.).

Izsap (Komorner Comitat). Eine neuere Kirche der Reformirten H. C., die aber aus den Haupt- und Grundsteinen einer ehemaligen, schon im XVI. Jahrhundert gestandenen kath. Kirche bestehen soll, wie es die Pfarrgedenkbücher zu Nagy-Megyery angeben, wozu der Ort als Filiale gehört.

Keszegfalva (Komorner Comitat). Ruinen einer älteren Kirche an dem anderen Ufer der Donau, indem ein Theil des Ortes in früheren Zeiten von der Donau weggerissen wurde. (S. Thiele a. O. II, 207.)

Keszölenés (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt vom 1205—1235 (s. die Urkunde von 1223 Cod. dip. VIII, II, 473). Filiale zu Vajka (s. dieses), mit einer unbefestigten Capelle.

Kis- u. Nagy-Luce (Pressburger Comitat). Urkundlich genannt von 1301 (Cod. dip. VIII, I, 83). Stammort des aus der Zeit des Matthias Corvinus berühmten Geschlechtes: *Dóczi* von Luce, mit einem modernisirten älteren Castell.

Közo-Néma (Komorner Comitat). Urkundlich genannt vom J. 1268 (Cod. dip. VI, III, 453) f), im Pázm. Verzeichnisse als alte Pfarre angeführt. Der Name dieser Ortschaft würde im Ungarischen: stummtes Kloster bedeuten, und darauf hinweisen, dass hier etwen die Karthäuser (ungarisch *Néma barátok* — stumme Mönche genannt) ein Kloster gehabt haben. Die Geschichte berich-

tet nichts davon. Auf einem erhöhten Hügel, ausserbhalb des Dorfes, in der Mitte des Friedhofes stehen hier zwei kleine Kirchen, eine den Katholiken, die andere den Reformirten H. C. angehörend, beide Bedürfnisbauten neuerer Zeit.

Kulcsod (Komorner Comitat). Urkundlich genannt v. J. 1268 (Cod. dip. IV, III, 450). neuere Kirche der Reformirten H. C. Bedürfnisbau.

Kürt (Pressburger Comitat). Etwas schon in einer Urkunde von 1138 (Cod. dip. II, 101) dieser Ort gemeint. Bestämmt genannt v. J. 1245 (Cod. dip. IV, I, 381 u. VIII, IV, 485); vormalig Pfarre, angeführt im Pázm. Verzeichnisse unter Egház-Kürt s. 95), jetzt Filiale zu Vásárut. Die alte kleine katholische Kirche, im XVI. Jahrhundert von den Protestanten in Besitz genommen, später von den Katholiken zurückgenommen, ist ein gothischer Bau, etwa aus dem XV. Jahrhundert. Der Chor ist aus dem Achteck dreieitig geachlossen, aber bereits hat er, so wie die ganze Kirche, das ursprüngliche Spitzgewölbe eingestürzt. Die Süssert schmilzt, lanzettartigen Spitzbogenfenster haben hier und da noch das einfache Dreieit-Masswerk. Eines dieser Fenster — da nicht alle von gleicher Breite sind — hat nur 6 Zoll Lichtbreite. Nebst zwei spitzbogigen Thüren hat die Saerseite wieder den plattgestützten Kleeblattbogen. Man bemerkt noch eine an der Südwand des Langhauses hervorspringende achteitige schlanke Halbsäule, so wie auch im Chor einzeln einfach gegliedertes Kragsteine, welche die einstmaligen Gewölbträger und Dienste vorstellen. Die ganze Länge im Lichten, ohne die Vorhalle unter dem Thurm, beträgt nur 50 Fuss 10 Zoll, die Breite 22 Fuss 9 Zoll. Am Äusseren sind die Strebepfeiler den ehemaligen Gewölbträgern entsprechend, mit vorspringender Base, zweimal gegliedert angebracht. An der Westseite erhebt sich der vierkürnige Thurm drei Stock hoch, mit sechsseitiger pyramidaler Helmkrauz; einer jeden dieser Seiten correspondirte ein kleineres Nebenbühnen, welche aber jetzt durch die Renovirung zu barocken Zinnen verunstaltet worden sind. In der Kirche sind auch die Bruchstücke eines bedeutend grossen, aus Sandstein gearbeiteten achteitigen Taufbeckens zu sehen.

Bemerkenswerth ist noch eine Glocke von älterer Form, nämlich unterwärts weniger ausgezwifelt, am Rande bereits an mehreren Stellen ausgebrochen; sonst oben alle flüchtige Darstellung, ist sie oben an der Krone din rund herum laufende Inschrift in neugothischen Minuskel.

Aus der übrigen gut erhaltenen Inschrift ist nur das Wort *vischur* zu lesen und etwas unzufällig, indem es auch fast wie *va* vorkommt¹⁾. Der Name *Magister Thomas* war kaum für den des Glockengießers anzunehmen. Otte macht schon darauf aufmerksam (Handbuch der christ. Kunst-Archöl. 3. Aufl. 256), dass selbst dann, wenn das Wort *fecit* in lateinischen Glockeninschriften neben einem Namen vorkommt, es noch zweifelhaft bleibt, ob der Gießer oder der Donator gemeint sei. Wir haben oben bei Földvár das Beispiel gehabt, dass selbst mit der Formel *refusa per Gregorium Berki etc. ceteroque Nobiles in Bar* nicht der Ubergießer, sondern die Donatoren angegeben werden. Bekanntlich bezeichnete der Titel *Magister* in Ungarn besondere Würden.

¹⁾ Der erste Theil dieser Glockeninschrift, wie bekannt, war sehr theilhaft, und kommt häufig vor (s. Otte Handbuch der k. Archölogie 246 u. 256); wie sie auch bei uns schon öfter nachgewiesen wurde; so werden neuerdings von ihr. Haas (Mithteil. d. C. C. Aprilheft 04) nebst einer Glocke in Seidenstadt noch drei Glocken aus Ungarn, zwei im Neograder, eine im Eisenburger Comitate aus dem XIV. und XV. Jahrhundert angeführt. Doch scheint überall der zweite, hier vorkommende Theil zu fehlen. Eine zweite Glocke hier hat die Inschrift. *Fecit me Jua. Ernest. Christielli Anno 1724 ad Vándor Fejérvár kővárosát* (mit dem Bilde der Mutter Gottes und Johannes v. Nep.); da von der Siebener Zahl der obere Theil ausgebrochen ist, gab sie den Anlass dazu, dass sie trotz der Schrift und arabischen Ziffern für eine Glocke aus dem Jahre 1159 (!) gehalten wurde.

¹⁾ Siehe auch Cod. Dipl. VII, I, 134: *restipum diplomatis S. Ladislai sine A. circa 1094, über eine Grenzstreitigkeit inter possessionem Monasterii de Babokol et Locum Patony Hieronymi Kula de Néma.*

Fejér (Cod. Ap. V, III. Vorrede 5—6) sagt: magistrorum nomen baronibus regni secundariis fuit proprium, et später: magistrorum nomina filii omnium factum est commune. Hier kann man beiden anwenden, indem es unendlich bekannt ist, dass um diese Zeit der Ort das Bestattung der Grafen von Bazin und Saent-György war, unter welchen aus dem Jahre 1493 ein Graf Thomas dieses Namens verkonnt: (S. Magyar Acalemia étesítési 1847, S. 372 und Béli Notiz. I. 248). Die Grafen von Bazin waren eben Barones regni secundarii, und somit ist kaum zu zweifeln, dass wir hier den Namen des Donators haben. Wahrscheinlich ist daher, dass sowohl die Kirche um das auf der Glocke angegebene Jahr herum, wenn auch vielleicht um etwas früher errichtet wurde, wie auch, dass der Gründer und Erbauer der Kirche selbst der genannte Graf Thomas gewesen, der

sie mit besonderer Pracht ausgestattet hat. Das Material der Kirche besteht aus hier grösstentheils aus Ziegeln, und nur theilweise aus Bruch- und Hausstein. Das alles aber, was wir von dieser Kirche jetzt noch sehen, sind nur eigentlich diejenigen Reste, welche die Ungunst der Zeiten und Menschen überdauert haben, die aber kaum aben lassen die Schönheit und künstlerische Ausschmückung dieser kleinen Kirche, welche mit prächtigen Wandmalereien ausgestattet, mit einem auf schlanken Säulen ruhenden Spitzgewölbe überdeckt, mit marmornen und vergoldeten Altären so herrlich geziert war, dass noch die jetzigen, welche die Kirche im XVII. und dem vorigen Jahrhundert, nach mehrmaliger Verwüstung und in ihrem gütlichen Rein betrachtet und beschrieben haben, von ihrem künstlerischen Werth und ihrer Schönheit entückt waren ¹⁾. (Fortsetzung folgt.)

Über einige kirchliche Alterthümer des Unter- und Oberinntales in Tirol.

Von P. Bertrand Schöpfl, Correspondenten in Innsbruck.

Obwohl mein Bericht über die kirchlichen Alterthümer in diesem Theile Tirols in vieler Beziehung mangelhaft sein wird, so will ich es doch versuchen, dieselben, in so weit sie zu meiner Kenntniss kommen, darzustellen, um so wenigstens auch öffentlich auf sie aufmerksam zu machen. Ich beginne mit einigen der ältesten kirchlichen Gebäude des Oberinntales.

Von Baulichkeiten, welche noch die Formen des romanischen Styles an sich tragen, sind mir nur aus dem Unter- und Oberinntale wenige bekannt.

In Telfs, 6 Stunden ober Innsbruck, steht im Gottesacker eine alte, unbeachtete Doppelcapelle. Sie heisst jetzt „zur schmerzhaften Gottesmutter“, mag aber früher wohl „Michaelskirchlein“ geheissen haben, wie so viele ähnliche Gebäude. Solche Michaelskirchlein gibt es z. B. im Gottesacker zu Imst und zu Schwarz, welches auch beide Doppelkirchlein sind im zierlichen gothischen Style erbaut. Man weite diese Gottesacker-Kirchlein dem hl. Michael, als dem Patron der abgeschiedenen Seelen. Was nun dies Doppelkirchlein in Telfs betrifft, so besteht das untere, in das man über einige Stufen hinabsteigt, aus einem einfachen, düsteren Gewölbe. Ein Bildniss der Schmerzhaften wird da fromm verehrt. In die darauf gebaute obere Capelle steigt man über eine von Aussen angebrachte, hölzerne Stiege hinauf. Der Eingang ist am westlichen Ende der Nordseite angebracht. Der zopfige Altar steht im Osten in einer wohl erst später dafür ausgebrochenen Mauernische. Dieses Kirchlein ist im Viereck gebaut (wie auch das Michaelskirchlein in Imst) 15' 3" lang und 18' 5" im Lichten breit. Durch halbe Wandsäulen und zwei freistehenden Säule zerfällt es in sechs durch Gurten getrennte Kreuzgewölbe oder drei Schiffe, von denen das mittlere um einen Fuss breiter ist als die beiden abseitigen. Die Säulen, aus Stein gehauen, bis zum Capital hinauf 5' 4" hoch, haben runde Schäfte, an der etwas steilen attischen Basis die romanischen Knollen oder Eckblätter und verschiedne gefornnte Capitäle, die theilweise mit etwas flachen Vögel- und Pflanzenornamenten geziert sind. Die Fenster, deren gegen Norden keines

angebracht ist, erhielten später einen unschön gearbeiteten Spitzbogen. Über die Entstehungszeit dieses Kirchleins, das einzige in hiesiger Gegend mit dem Gepräge des romanischen Styles, erfuh ich nichts Näheres.

Übrigens steht dasselbe in Gefahr, wegen des vorzunehmenden Neubaus der Pfarrkirche, abgetragen zu werden. Da nämlich die im gothischen Style erbaute, aber von Innen im vorigen Jahrhunderte modernisirte Pfarrkirche viel zu klein ist, so geht man mit dem Gedanken eines Neubaus um, wozu bereits durch den k. k. Ingenieur von Claricini, einen sehr begabten Architekten, ein Plan im romanischen Style entworfen wurde. Die Erhaltung des alten Kirchthurmes, die man aus Sparsamkeitsrücksichten beantragen muss, fordert eine solche Stellung der Kirche, dass dadurch die Entfernung dieses alten Kirchleins notwendig wird.

Im Cisterciensers-Stifte Stams bemerkte ich nur im Vorbeigehen (aus Mangel an Zeit konnte ich mich nicht aufhalten) am östlichen, geradlinigen, aber mit drei tiefen, schmalen Absäiden gezielten Abschlusse der sehr lang gestreckten Kirche ein Fenster romanischen Styles mit einer Mittelsäule.

Im Dorfe Prntz, 20 Stunden ober Innsbruck, fand ich, dass der Mauerstock des Kirchthumes unzweifelhaft aus der romanischen Periode herrührt. Die Wandflächen sind nämlich durch flache Nischen, wie sie an romanischen Bauten durch die flach hervortretenden Lesenen an den Ecken und durch den oben zwischen denselben befindlichen Rundbogenfries gebildet werden, belebt. Über diesen Rundbogenfriesen ist in den zwei obersten Etagen, welche die durch Mittelsäulen getheilten Schallöffnungen enthalten, auch noch ein Fries angebracht, welcher ein Baudarstellt, das aus an einander gereihten Mauervertiefungen von der Form eines über Eck gestellten halben Würfels gebildet wird. Übrigens sind diese Verzierungen nicht eben streng

¹⁾ Die Gedächtnis der Väter der Pfarre — wozu, wie gesagt, Kört als Filiale gehört — enthalten Beschreibungen der Kirche, welche ein richtiges und erwünschtes Zeugnis dienen für das ursprüngliche Aussehen und die ehemalige künstlerische Ausschmückung derselben.

nach der Massschnur gearbeitet. Der Thurm ist vierseitig mit 4 hohen Giebeln, wie man sie hier zu Laude, aus der gothischen Periode herrührend, häufig sieht, und hat einen achteckigen nicht übermässig schlanken Helm.

Kommt man über Prutz und Ried hinaus gegen Tösen, so sieht man von einem grasreichen, mit Obstbäumen besetzten Platze des sonst mageren und schroffen westlichen Gebirgsabhanges ein freundliches Kirchlein herabblicken. Man erreicht dieses St. Georgenkirchlein von der Thalsole aufsteigend in einer guten Viertelstunde. Herr Pfarrer Grutsch, welcher im Jahre 1821 die Pfarre Serfaus, zu der dieses Kirchlein gehört, bezog, sammelte und schrieb in das Taufbuch, was er über St. Georgen und die Kirche in Serfaus finden konnte. Das St. Georgen-Kirchlein wird dem 8. oder 9. Jahrhunderte zugeschrieben. Es war ursprünglich im Viereck gebaut, indem das Presbyterium oder der Chor erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts hinzukam. Nur der Chor hat Aussen herum einen Sockel und unter den Fenstern das Kaffgesims. Eine Kluft in der Mauer, dort, wo das Presbyterium und das jetzige Schiff zusammenstossen, zeugt ebenfalls für den Anbau.

Auf der Mauer des Chores, hinter dem Hochaltare, liest man die Zahl 1496. Pfarrer Grutsch sagt, dass das *Instrumentum Consecrationis Chori* vom Jahre 1497 vorhanden ist.

Das alte Langhaus ist 24' lang, 18' 7" breit und etwa eben so hoch. Die Thüre an der Westseite wurde nicht in der Mitte, sondern gegen Süden zu angebracht. Strebpfeiler hat das mit einer flachen, durch Leisten in längliche Felder eingetheilte, einfachen Holzdecke versehene Kirchlein keine. Es hat nur zwei Fenster gegen Süden, gegen Norden keines. Das erste ist ein sehr schmales, das zweite breiter. Sie sind mit gothischem Masswerk versehen.

Die Wände sind ganz mit der Geschichte des Leidens Christi und des hl. Sebastian übermalt, die einzelnen, grösseren und kleineren Gemälde über und neben einander. Die glatten Wandungen der Fenster sind mit gemaltem Laubwerk verziert. Die Malereien bestehen hauptsächlich in Contouren, ohne Schattirung; die Zwischenräume sind mit sehr verblassten Farben ausgefüllt. Der künstlerische Werth ist offenbar sehr gering. Von einer Schrift bei diesen Malereien an der Wand zur Linken konnte ich Folgendes lesen: „Anno dni 1482 das Gemal hat gemacht max maller“. Das Weitere ist unleserlich.

Der Chor wurde nicht in der Mitte der Ostseite der Kirche angebracht, sondern mehr links, und so blieb der südlichere Theil dieser Mauer stehen. In diesen Theile der östlichen Mauer ist eine etwa 1 Fuss senkrecht vertiefte Nische angebracht, in welche Gestalten von Heiligen gemalt sind, die jedoch gegenwärtig durch ein vor der Nische aufgestelltes Altärehen verdeckt werden. Dieses Altärehen ist gothisch, nach Pacher's Manier gearbeitet, mit sehr schönen Gemälden an den Flügeln, die hl. Ursula mit den 11,000

Jungfrauen und die hl. Helena, das Kreuz suchend, darstellend.

Der angehaute Chor ist 14 Fuss breit, 25 Fuss lang, aus dem Achteck geschlossen, hat 3 mit Masswerk verzierte Fenster und ein Gewölbe mit starken Rippen, getragen von schlanken Wandsäulen ohne Capitale. In diesem Chore ist an der linken Seite eine mit einem eisernen Gitter verschlossene Vertiefung in der Mauer angebracht, in welcher ein altes Reliquarium aufbewahrt wird. Die Sage erzählt darüber Folgendes: Im Mittelalter kam ein deutscher Cardinal auf seiner Rückreise aus Rom in diese Gegend, erkrankte aber und starb in dem etwa eine halbe Stunde von dieser Kirche entfernten Weiler Tschuppach. Er hatte einen Schatz von Reliquien aus Rom mitgebracht und in Bezug auf dieselben die Verfügung getroffen, dass sie der nächstgelegenen Kirche zufallen sollten. So kamen diese Reliquien nach St. Georgen, welches damals die nächste Kirche war. Diese Reliquien befinden sich nun im Choraltare dieser Kirche und nehmen, in kleine Partien vertheilt und mit Verzierungen versehen, die Stelle ein, welche bei anderen Altären vom Altarblatte ausgefüllt wird. Der Altar ist aus der Zeit der Renaissance. Das Reliquarium, in dem sich die Reliquien befinden, wird in der Nische der Seitenmauer aufbewahrt.

Die Gestalt desselben ist höchst einfach, ohne einen besonderen plastischen Schmuck. Es bildet ein hölzernes Kästchen von etwa 27 Zoll Länge, 9 Zoll Tiefe, und hat mit dem Dache, dessen Zinne mit runden Knöpfen verziert ist, eine Höhe von circa 22 Zoll. Die schmalen Seiten bilden nämlich in der Höhe von etwa 11 Zoll Giebel, auf denen ein Dach ruhet. Auf einer der Langseiten ist sowohl Dach als Wand mit Malerei auf Goldgrund geschmückt. Am Dache hin ist in der Mitte Christus als Weltenrichter angebracht; neben ihm Engel in die Posaunen stossend. An der Wand sind Gestalten der Apostel und die heiligen Franciscus Seraphicus und Dominicus dargestellt. Die Zeichnung ist im Ganzen gut, die Schattirung mehr in starken Contouren angedeutet, die Farbe kräftig. Die Darstellungen erinnern noch an die byzantinische Manier, die Füsse sind oft gerade herabgestreckt, doch nicht übermässig lang. Diese Malerei mag wohl um den Anfang des 14. Jahrhunderts entstanden sein, wo S. Dominicus und Franciscus noch im lebendigen Andenken waren.

Von St. Georgen kommt man etwa in einer Stunde steil aufwärts steigend in eine alpenmässige, heitere, hügelige Hochebene, in der das uralte Pfarrdorf Serfaus liegt. Hier hoffte ich Interessantes zu finden. Es hiess, da befände sich im Pfarrhause ein Gemal, das die älteste Kirche des Ortes gewese sei, mit allen, verblassten Wandmalereien. Richtig befindet sich da gleich beim Eintritt rechter Hand ein Gaden, etwa 14 Fuss ins Gevierte, mit einer flachen Holzdecke, welche durch Leisten in lange, schmale Felder getheilt ist. Von weiteren alterthümlichen Formen konnte ich nichts gewahren. Die Wandmalereien

gehören der Renaissance an. Von Figuren sieht man noch Petrus und Paulus, welche für mich nichts Auffallendes in der Zeichnung hatten. Obenherum ist an die Mauer eine Verzierung gemalt, welche rund ausgeschnittene, mit Quasten versehene Tuchstücke vorstellt, wie man sie an Baldaclinen sieht.

Die Einfassungen des niederen, breiten, viereckigen Fensters sind im nämlichen Style gemalt und stellen Schnürkel aus der Renaissancezeit dar. Alles dieses deutet wohl darauf hin, dass dieses Gemälde ehemals eine edlere Bestimmung hatte, aber von alterthümlichem Interesse bietet es nichts mehr.

Von sehr hohem Alter ist hier die alte Pfarrkirche, welche bis in das Jahr 804 hinaufreichen soll. Sie ist ein ganz einfacher viereckiger Bau, 34' 5" lang, 29' breit und 10' 4" im Innern hoch, mit einer flachen Holzdecke. Die Mauerdicke beträgt 2 1/2 Fms. Die Seitenwände sind gefälzt. Dieses Gefälz, so wie die Leisten der Decke sind aus der Renaissancezeit. Das Gefälz hat oben herum ein ziemlich reines dem Griechischen ähnliches Gesims mit Sparenköpfen und wurde in neuester Zeit theilweise arg angegriffen.

An der südlichen und nördlichen Seite sind zwei Fenster angebracht, die später aus Missverständnis spitzbogig gestaltet wurden. An der südlichen Aussenseite erblickt man die Heiligen Christoph und Georg, der den Drachen tödtet, in rothen Contouren, mit weniger Farbensausfüllung zwischen denselben, steif hingemalt. Die Hand Gottes segnet aus einer Wolke neben den hl. Georg. Später, unbekannt wann, wurde ganz rechter Hand an der Ostseite die Mauer durchbrochen und ein gewölbter Chor, ohne Rippen und Wandpfeiler, höher als die übrige Kirche und 11' 2" breit angehängt. Er hat von Aussen einen 3' hohen Sockel. Auf dem

Chorbogen war früher zu lesen: „erpauth 80₅ 2, wofür dann 804 gesetzt wurde, was auch Pfarrer Grutsch noch las. Auf einer renovirten Tafel über der Kirchthüre, welche die Aufindung des in dieser Kirche verehrten Gnadenbildes, Maria im Walde, darstellt, steht die Zahl 427, was die Zeit dieser Thatsache angeben soll. Linker Hand an der Ostseite steht ein Altar im Renaissance-Style fleissig geschnitten, und in der Ecke ein Taufstein aus dem 15. Jahrhundert mit der Jahrszahl CCCIV. Die ganze Umschrift konnte ich nicht lesen, da er in der Ecke steht. Sie ist sehr erhöht und rein herausgemesselt.

Der Thurm steht abgesondert westlich von der Kirche und besteht aus einem bedeutend hohen, bis zu den Schallöffnungen hinauf mit keinerlei Fenstern versehenen, vierseitigen Mauerstocke und einem achteckigen, etwas geschweiften und ebenfalls gemauerten Helm. Die Schallöffnungen sind mit Masswerk geziert, an dem auch die Fischblase vorkommt; ihre Wandung ist mit Hohlkehlen und Rundstäben gegliedert.

Die neue Pfarrkirche reicht zum Anfang des 16. Jahrhunderts hinauf und wurde 1516 consecrirt. Sie ist im gothischen Style erbaut, hat aber keinen Thurm, indem der vorher beschriebene ganz nahe steht und benützt wird. Von Aussen sieht man hier, wie an anderen Kirchen des Oberinthaltes niedliche Strebepfeiler; im Innern traf auch diese Kirche im vorigen Jahrhunderte das nämliche Schicksal, dem so viele Kirchen gothische Stile erlagen, zu deren Umgestaltung irgendwie Geld aufgetrieben werden konnte: — Pfarrer Ingenius Vergeherer modernisirte sie, wie er früher die Kirche in Leornos modernisirt hatte. *Etiam veterem ecclesiam destruxerit nitidior, ac communitas fortiter restitit*, sagt Grutsch.

Das Schloss Blatna in Böhmen.

Von Bernhard Grueber, Correspondenten in Prag.

Im ehemaligen Prachiner Kreise Böhmens, 13 Meilen südwestlich von Prag, liegen in einer hügeligen, von vielen Teichen durchzogenen Gegend Stadt und Schloss Blatna.

Die Stadt, vor wenigen Jahren durchaus abgebrannt, bietet ausser der schon in den „Mittheilungen“ beschriebenen, im Anfange des XVII. Jahrhunderts durch die Herren von Rozdražowa neu aufbauten Maria-Himmelfahrtskirche wenig bemerkenswerthes; desto mehr jedoch das Schloss, welches rings von natürlichen und künstlichen Teichen umgeben und nur mittelst einer steinernen Brücke zugänglich, zu den sogenannten Wasserburgen gehört.

Wer der Gründer von Blatna gewesen, ist nicht bekannt; alle Wahrscheinlichkeit spricht jedoch dafür, dass die mächtigen Dynasten von Strakonitz in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hier eine Burg angelegt haben. Von dieser Familie, deren Haupt sich immer Bavarus (Bawor) de Strakonitz nannte und den Titel eines Land-

grafen führte, findet sich neben vielen übereinstimmenden Nachrichten auch eine von dem Jahre 1300 gefertigte Urkunde, worin Blatna als ein den Herren von Strakonitz gehöriges Besitzthum aufgeführt wird. Wilhelm von Strakonitz, Bruder des Bavarus III., unterzeichnet als Zeuge den Strakonitzer Bürgerbrief und nennt sich hiebei Herr auf Blatna¹⁾.

¹⁾ Woher diese mächtige Familie stammt, ist nicht aufgeklärt und vielleicht in gefollosentliches Dunkel gesetzt. Der Beiname Bavarus (Bawor), wozus später Bawor entstand, und der in Böhmen ganz ungewöhnliche Landgrafenstitel deuten auf deutsche Herkunft. Die Strakonitze führten einen Pfeil im Wappen, erst schwarz im rothen, später weiss im goldenen Felde. In Horzadiowitz, gleichfalls einem ehemaligen Sitze der Landgrafen Bawor, kommt als ihr Wappen ein Bogen mit dem Pfeile vor, ganz ähnlich dem Wappen der bayrischen Grafen von Bogen, welche unmittelbare Grenzaneebarn der Herren von Strakonitz waren. An der Kirche zu Blatna ist ein uraltes Wappenschild eingemauert, worauf das Strakonitzer Wappen nur mit dem Pfeile dargestellt ist, ein Zeichen, dass die ältere Kirche von den Baworen erbaut worden ist.

Nachdem dieses Geschlecht im Jahre 1336 mit Wilhelm von Strakonitz an gestorben war, gelangte die Herrschaft, wahrscheinlich durch Verschwägerung, an die Herren von Roenthal oder Rožmítal. Ein Doppelwappen am alten Brückenthurme des Schlosses, worauf die Strakonitzer und Roenthaler Abzeichen in gegenüberstehenden Feldern vorkommen, spricht für obige Annahme, wenn auch geschichtliche Nachrichten fehlen. Von diesem auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht interessanten Wappen, welches ganz nach romanischer Weise aus einem Stück Prager Mergelsteines sehr sanfter ausgearbeitet ist, wurde (Fig. 1) eine genaue Abbildung beigelegt. Die Arbeit gehört unbestritten dem XIV. Jahrhundert an. In welcher Beziehung der Adler auf dem einen Felde erscheint, ob Familien-, ob Landes-Wappen lässt sich schwerlich ermitteln, die Zeichen des Löwen von Rožmítal



(Fig. 1.)

„Löwe und Eberkopf“ sind später in das Blatnaer Stadtwappen übergegangen.

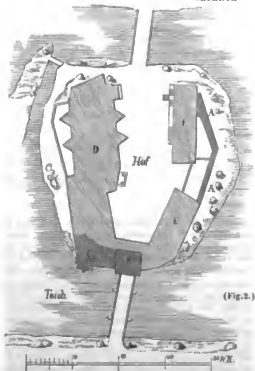
Bis zum Jahre 1535 blieb Blatna im Besitz der Rosenthale, kam dann für kurze Zeit an die Herren von Sternberg und Lobkowitz und ums Jahr 1600 an die Grafen Rožďazowa. Auf dieses Geschlecht folgten als Besitzer die Grafen Kolo wrat¹⁾ und Serený, von welchen letzteren im Jahre 1798 Wenzel Freiherr Hildprandt von Ottenhausen die Herrschaft Blatna übernahm²⁾.

Das Blatnaer Schloss zeigt Hufeisen-Form und beurkundet seine alte Anlage noch durch manche Einzelheiten, wenn auch die Hauptpartien in einer eigenthümlichen Mischung von Gothik und Renaissance aufgeführt sind. Der beigelegte Grundriss (Fig. 2) erklärt die Situation des Schlosses und die verschiedenen Bauperioden. Als ältester

Theil erscheint eine in Ruinen liegende Mauer an der Nordseite (Fig. 2, A, A), welche wohl noch von den Herren von Strakonitz herrühren dürfte. Da an dieser Partie kein besonderes Kennzeichen, Wappen, Fenster, Gesims, ja nicht einmal ein regelmässig bearbeiteter Quader vorkommt, lässt sich über deren Alter kein näheres Urtheil fällen.

Hingegen zeigt der Brückenthurm (Fig. 2, B) mit der nebenstehenden Burgcapelle des heil. Andreas (F. 2, C) mancherlei Überreste, welche ausser Zweifel setzen, dass die Herren von Rožmítal nicht allein diese Theile, sondern überhaupt die ganze Burg neu aufgebaut haben.

In viel höherem Grade als die einfache gotische Capelle nimmt der Thurm unser Interesse in Anspruch, nicht allein wegen des schon beschriebenen Wappens, sondern hauptsächlich wegen



(Fig. 2.)

eines über dem Thore im ersten Stockwerke befindlichen Gemaches, welches ganz mit Frescomalereien ausgeschmückt

¹⁾ Die Grafen von Kolo wrat führen zwar auch einen Adler im Wappen, allein der über dem Burgthore angebrachte Adler steht schwerlich in irgend einem Bezuge zu dieser Familie. Die Kolo wrats waren erst im achtzehnten Jahrhundert Herren zu Blatna, während das Wappen der ältesten Periode Blatna's angeht.

²⁾ Diese kurzgefassten Notizen, welche hier nur in Bezug auf die Baugeschichte eingeschaltet sind, verdanke ich grösstentheils den Mittheilungen des gegenwärtigen Besitzers, Freiherrn Robert v. Hildprandt, welcher einen bedeutenden Restaurationsplan am südlichen und östlichen Theile des Schlosses ausführen liess.

ist. Ob dieses Gemach als zweite Hauscapelle oder Prunkzimmer diente, ist zweifelhaft; wahrscheinlich hat der gelehrte und hochangesehene Zdenko Löw v. Rosenthal sich hier ein Studirzimmer errichtet und die Malereien herstellen lassen¹⁾. Die Bilder sind zwar zum grossen Theile biblischen Inhaltes, jedoch finden sich in den Gewölbefeldern auch profane Darstellungen, unter anderen eine Hochjagd.

Das Gemach ist quadratisch, mit einem gothischen Kreuzgewölbe überdeckt und war an der Westseite durch einen nun vermauerten und gleichfalls ausgemalten Gang mit den Wohnzimmern im südlichen Flügel verbunden.

Obschon Wandmalereien ehemals in Böhmen sehr beliebt waren, kamen wirkliche Fresken (in nassem Kalk gemalt) äusserst selten vor, und es werden daher diese Schildereien, da sie auch Kunstwerth besitzen und oft sehr feine Empfindung aussprechen, doppelt merkwürdig.

Beiliegender Grundriss des Thurmgemaches (Fig. 2) verdeutlicht die Stellung der Bilder.

An der Westseite befinden sich neben einer für ein Haussaltärchen angebrachten Vertiefung rechts und links zwei musizirende Engel in Arabesken verflochten. Der Grund dieser Bilder ist mattgrün mit Schwarz schattirt und aufgesetzten weissen Lichtern. Auch Gesichter und Hände der Engel sind in diesem grünen Ton belassen, nur die Gewänder und die umgebogenen Blumen der Arabesken erscheinen gelb in dunkler Ockerfarbe.

In den Nischen der drei Fenster sind biblische

Darstellungen angebracht und zwar im südlichen Fenster der englische Gruss, welchem gegenüber Maria und Eli-



(Fig. 2.)

sabeth. Die östliche Nische zeigt die Geburt Christi und gegenüber die heiligen drei Könige, während nördlich die heilige Katharina und das Fegefeuer zu erblicken sind. Diese Bilder sind farbig, die Farben jedoch sehr gebrochen, vielleicht gefässentlich so aufgetragen.

Es ist auch möglich, dass der Maler mit der Frescoarbeit nicht gehörig vertraut war, und sich einiger Farben bediente, welche ganz verblissen sind. Diese Annahme wird um so wahrscheinlicher, als in sämtlichen Bildern keine Spur von Blau vorkommt und sogar das Gewand der Maria, wie auch die Luft, weiss erscheint.

Die Landschaften zeigen ein starkes Grün, ähulich dem Schweinfurtergrün; eine solche Farbe hat unter andern auch der Mantel des heiligen Joseph. Als rothe Farben kommen das sogenannte englische Roth und gebrannter Oker, als Gelb die Okerfarben vor. Es ist immer nur ein einziger Ton aufgetragen und sodann mit schwarzer Farbe ausstraffelt.

Hie und da will es scheinen, als ob Dürer'sche Holzschnitte benutzt worden seien, wie bei der Geburt Christi; andere Partien hingegen sind durchaus originell, wie unter andern das Fegefeuer, welches leider allzu beschädigt ist, um davon eine verständliche Copie machen zu können. Gelitten haben alle Bilder mehr oder weniger von dem Einfluss der Witterung, so ist auch der untere Theil von dem Bilde „die Geburt Christi“ stark angegriffen (insbesondere das Gewand der heil. Jungfrau, von welchem auf der rechten Seite unten nur die Pausestriche übrig geblieben sind). Das Christkindchen ist, wie die Kinder auf altdeutschen Bildern, arg verzeichnet mit frosehartigen Händen und Füssen und steht in keinem Verhältnisse zu der übrigen Anordnung.

Auch die Gewölbefelder sind bemalt und hier finden wir: im südlichen Felde eine Jagd, im östlichen den heiligen Wenzel, im nördlichen den heiligen Georg und an der Westseite die Gründung einer Kirche.

Alle übrigen Theile der Wände und Gewölbe sind mit Arabesken und Wappen überdeckt, wobei zu merken ist, dass die Wappen wiederholt überall und sogar spätere Familienwappen blos mit Leinfarbe auf die alten nordentlich hinaufgeklebt worden sind. Nehen dem öfters angebrachten Rosenthaler Wappen erscheint das Sternberg'sche und Schwamburg'sche, dann viele andere von verwandten oder verschwägerten Geschlechtern.

Die Contouren der Bilder sind deutlich mit dem spitzen Eisen in den nassem Kalk eingedrückt und lassen als echte Frescomalereien ohne allen Nachtheil sich abwaschen. Die Gewölbefelder sind indess fast gänzlich zerstört und unkenntlich, indem längere Zeit hindurch das Thurmdach schadhaf war und der Regen auf die Wölbung eindrang. Wenn auch die Ausführung einigermassen an Martin Schön erinnert, dürfen diese Gemälde nicht vor dem Jahre 1530 gefertigt worden sein und einen böhmischen Künstler zum Urheber haben.

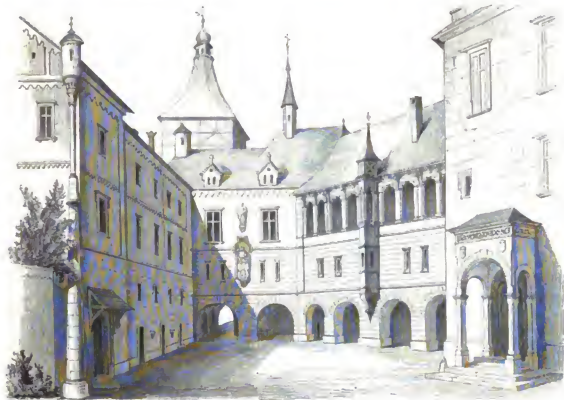
¹⁾ Zdenko Löw Desmal war Oberstthurgraf von Böhmen unter dem Könige Wladislaw II. und Ludwig, und wegen seiner Gefeßsamkeit und Bedenngeweise hochgeehrt von seinen Zeitgenossen. Er erstrebte in seiner Jugend eine Reise nach Constantinopel und hielt sich späterhin, wenn es anders seine Geschäfte erlaubten, vorzugsweise in Bistum auf. Wahrscheinlich verfasste er daneben auch seine Reisebeschreibung und die anderen gelehrten Werke, welche ihm zugeschrieben werden. Da dieser Mann sich in seinem Lieblingsaufenthalte ein besonderes Studirzimmer habe einrichten lassen, wird um so wahrscheinlicher, als der Charakter der Schildereien ganz seiner Zeit entspricht. Das eine der Bilder, welches, wie schon erwähnt, die Grundsteinlegung einer Kirche darstellt, hat Anlass gegeben zu der Sage: „Bistum sei von den Templern erbaut worden“ weil auf diesem Bilde einige Mönche in Ordensrecht (Bühler der Tracht des Tempelordens) vorkommen. Geschichtliche Belege für diese Annahme konnten bisher nicht vorgefunden werden.

Bei mancher schönen Auffassung und stellenweise ziemlich richtigen Zeichnung spricht sich in der ganzen Arbeit eine besondere Derbheit aus; dabei sind Perspective und landschaftliche Ausstattung sehr verwahrlost.

Namen, Monogramme oder Jahrzahlen konnte ich trotz aller angewandten Mühe nicht auffinden.

Nach dem Abgange der Familie Roseuthal zeigen sich die Herren von Rozdražova als besonders baulustig, und von ihnen scheint die gegenwärtige Hauptpartie des Schlosses, der ganze südliche Flügel (vergl. Grundriss Fig. 2, D) herzurühren, welcher, erwähntermassen in einem

sonderbar genug findet sich im Schlosshofe eine Quelle des vorzüglichsten Wassers. Die übrigen Gebäude des nördlichen Flügels sind unbedeutend und erst vor etwa 80 Jahren als Beamtenwohnungen und Ökonomiebauten, zum Theile aus alten Bruchstücken hergestellt worden (Fig. 2, E—E). Eine Ansicht des in den Jahren 1850 bis 1856 restaurirten Schlosshofes, mit dem Brückenthurm und der Burgepelle im Hintergrunde, gewährt der beigefügte Holzschnitt Fig. 4 wo zur Linken die Beamtenwohnungen, zur Rechten der neue Anbau ersichtlich sind. Capelle und Thurm blieben unverändert.



(Fig. 4.)

Übergangsstyl zwischen Gotik und Renaissance gehalten, zu ungewöhnlicher Höhe in drei Stockwerken emporsteigt. Die Gemächer in diesem Schlossflügel sind an der Nord- und Südseite mit weit vorspringenden dreieckigen Erkern versehen, so dass der die ganze Schlossbreite einnehmende Rittersaal eine sechsseitige Grundgestalt aufweist.

Dieser Schlossflügel, der eigentlich bewohnte Theil, war in hohem Grade baufällig und theilweise sogar demolirt, und wurde in stylgemässer Weise vom gegenwärtigen Besitzer nach meinen Plänen theils neu aufgebaut, theils restaurirt. Die neuen Arbeiten sind in schönem Granit hergestellt worden, welcher in der Gegend von Blatna von vorzüglicher Güte gebrochen wird. Das Schloss selbst steht auf einer Granitinsel mitten im Teiche und

Granit ist das vorherrschende Gestein dieser Gegend und liegt theils plattenweise gelagert, theil in losen einzelnen Blöcken auf allen Fehlern umher. Die Lagerung dieses Steines hat zwei Naturspiele hervorgebracht, welche nicht unerwähnt bleiben sollen.

Man behauptet nämlich von zwei in der Gegend befindlichen Steinblöcken, sie wären heidnische Opferaltäre (Teufelsteine wie man sie nennt), weil sie nur auf einem Punkte aufliegen und bei starkem Sturme schwanken, auch von Menschenhand in solche Bewegung gesetzt werden können, ohne dass jedoch die alte Lage verändert würde. Der eine dieser Steine liegt zwischen Blatna und Horaždowitz, der andere nördlich von der Stadt Blatna, isolirt auf einem kleinen Hügel.

Der letztere und interessantere dieser angeblichen Rockingstones, der sowohl durch seine vereinzelte Lage, wie wegen seinen bedeutenden Dimensionen auffällt, misst 20 Fuss in der Länge, bei 10' Höhe und 8' Dicke und ruht auf einer kleineren, nur etwa 4 Fuss aus dem Boden emporragenden Steinplatte auf. Früher liessen sich die Bewegungen sehr leicht hervorbringen, gegenwärtig aber bedarf es eines heftigen Sturmes oder mehrseitiger Anstrengung, bis der Stein Schwankungen macht. Ursache hiervon ist, weil die Feldarbeiter, die oft vor dem Unwetter unter diesem Steine Schutz suchen, denselben unterfangen haben.

Dass dieser, so wie der zweite gegen Horaždowitz hin liegende sogenannte Opferaltar nichts anderes als Naturspiel seien, davon kann man sich in dieser Gegend wiederholt

überzeugen. Im nahen Plöckensteingebirge, besonders im sogenannten Hohenstein und Dreisessel, finden sich wohl zwanzig Steinblöcke, die von der Natur so unterwachsen sind, dass sie Zittern und Schwankungen machen. Als die Felder bei Blatna cultivirt und die silenthilben liegenden Steinblöcke fortgeschafft wurden, fand man das beschriebene Stück zu gross und schwer, um es zu bewältigen. Das gemeine Volk, welches den Teufel bei allen ungewöhnlichen Dingen und Verrichtungen sprichwörtlich im Munde führt, nannte den schwierigen Stein erst Teufelstein blos deshalb, weil derselbe den bisherigen Anstrengungen widerstanden hatte. Nach und nach knüpfte sich an diese Bezeichnung eine Sage, welche jedoch aller Begründung entbehrt. Auch im Ssdsteingebirge nm Trnau findet man einige Zittersteine.

Die Originalzeichnung eines Bischofstabes vom Jahre 1514.

(Mit einer photo-lithographischen Tafel.)

Der Baumeister der Wiener Votivkirche, Herr F. Kranner, ist im Besitze der Originalzeichnung eines Bischofstabes, welche im Jahre 1514, und zwar wahrscheinlich zu dem Zwecke angefertigt wurde, um seiner Zeit in Wirklichkeit ausgeführt zu werden. Es ist uns nicht bekannt, ob dies auch geschehen; wenigstens haben wir in den uns bekannten Kirchenschatzen keine Spur eines ähnlichen Kunstwerkes entdecken können. Wäre nun dieser Entwurf auch wirklich in Metall oder Elfenbein ausgeführt und uns erhalten worden, so müsste dem Kunstfreunde an und für sich die Kenntniss der Originalzeichnung von grossem Interesse gewesen sein, weil diese dann zu interessanten Vergleichen zwischen einer künstlerischen Idee und deren praktischer Durchführung die Veranlassung geboten hätte.

Um so grösser dürfte der Werth der Zeichnung in dem vorliegenden Falle sein, wo nichts auf eine Benützung derselben hinweist, und wo es bekannt ist, dass Handzeichnungen der mittelalterlichen Kunstpoche sehr selten vorkommen.

Nachdem Herr Kranner so gefällig war, die Vervielfältigung seiner Zeichnung in diesen Blättern zu gestatten, war man natürlich darauf bedacht, dieselbe so getreu wie möglich wiederzugeben. Ein Mitglied der k. k. Central-Commission, Herr Albert Camesina, dem die Kunstfreunde Prachtwerke, wie z. B. das von ihm gezeichnete und herausgegebene Niello-Antependium in Klosterneuburg, zu verdanken haben, und welcher mit dem Wesen der graphischen Künste vollkommen vertraut ist, brachte ein Verfahren in Vorschlag, welches seit Mai 1857 in der k. k. Staatsdruckerei in Anwendung ist. Damit die Original-Zeichnung getreu bis auf das kleinste Detail und genau in dem Charakter derselben wiedergegeben würde, beantragte Herr Camesina im Wege der Photographie die Zeichnung auf den Stein übertragen und auf dem letzteren derart fixiren zu lassen, dass von

demselben eine beliebige Anzahl Exemplare abgezogen werden können.

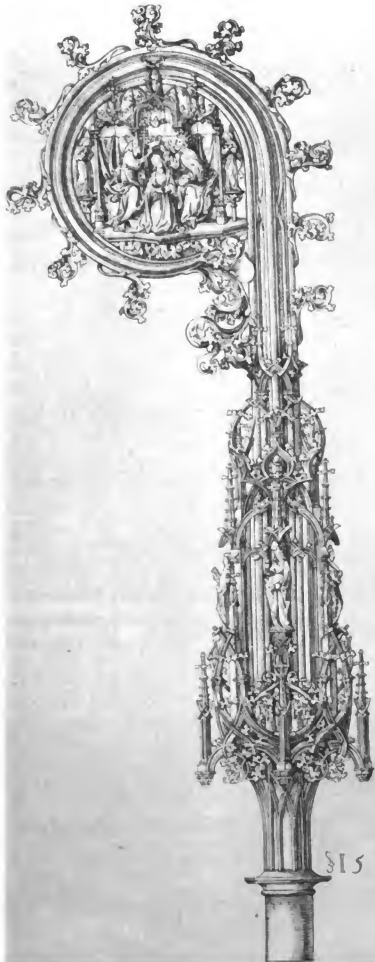
Mit ausgezeichnetener Bereitwilligkeit gestattete Herr k. k. Hofrath Auer, in der photogr. phischen Abtheilung der k. k. Staatsdruckerei von diesem Verfahren für die Zwecke der k. k. Central-Commission Gebrauch zu machen. Der beifolgende Bischofstab (vgl. Taf. VI) ist nach der Originalzeichnung photographisch auf den Stein übertragen und das Bild dort ohne irgend eine künstlerische Nachhilfe — ohne die geringste Beihilfe der Nadel oder des Griffels — derart fixirt worden, dass alsogleich Abdrücke durch die lithographische Presse veranlasst werden konnten. Diese Photo-Lithographie — wie wir sie näher bezeichnen wollen — ist für die Vervielfältigung von Zeichnungen, welche nur in Contouren behandelt sind, ferner für paläographische Werke,



(Fig. 1.)

wobei es wesentlich darauf ankommt, dass die verschiedenen Charaktere der Schrift in Facsimiles reproducirt werden, von grossem Vortheile, da mit weit geringeren Kosten und in kürzester Zeit die grösste Anzahl Exemplare erzeugt werden kann.

Bischofstab



Was nun die Zeichnung selbst anbelangt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass sie das Werk eines sehr geschickten Künstlers ist. In stylistischer Beziehung begehen wir zwar an derselben allen Merkmalen der Schlussperiode der Gotik. Die ornamentale Anwendung der Formen überwuchert so sehr einzelne Theile, dass dadurch der Eindruck des architektonischen Aufbaues gestört wird; aber die Formen sind reich und lebendig gestaltet und die figürlichen Theile, wie die Krönung Mariens in der Krümung und

die h. Barbara in dem thurnartigen Aufbau des mittleren Theiles des Stabes so zart und edel, so warm und empfindungsvoll, dass man im Vergleiche mit der Zeichnung eines Bischofstabes von Martin Schön versucht ist, einen Einfluss dieser Schule auf obiges Werk anzunehmen.

Wir lassen noch im Holzschnitte den Grundriss des Stabes folgen, welcher der Zeichnung beigegeben ist (Fig. 1), und hemerken schliesslich, dass derselbe im Originale eine Grösse von 48½ Centimetres besitzt. K. Weiss.

Notizen.

(Der Grabstein der Frau Anna v. Villanders, geb. von Trautson, an der Domkirche zu Laibach.) Der Unterzeile vermisste bei der historischen Erklärung der Grabsteine, welche das Franciscaner-Kloster zu Neustadt in Unterkrain besitzt, die weiteren Angaben über Anna v. Trautson, Witwe Wilhelm's v. Villanders, der als der letzte aus diesem altirösischen Geschlechte am 8. April 1547 in Krain gestorben ist¹⁾.

Als er im September 1837 in Laibach die Domkirche besuchte, gewährte er an deren äusserer Mauer gegen Norden das Hufeisen und den schwarzen Hahn (tröhan?) des gleichfalls uralt irösischen, im J. 1711 von Kaiser Joseph I. in den Fürstenstand erhobenen und 1775 zu Wien erloschenen Hauses Trautson und erkannte alsogleich den Grabstein der vorerwähnten Anna von Trautson. Sie verheiratete sich in zweiter Ehe mit dem von Martha Frein von Madruz²⁾ aus Trient verwitweten Johann (nicht Franz) Joseph Freiherrn von Egk und Hungerspach und starb laut der unten folgenden Inschrift am 20. Juli 1839. Der Freiherr vermählte sich zum dritten Male nach Wissgrill V, 368 mit Potentiana Frein von Lamberg, Kaiser Ferdinand I. liess nach damaliger Sitte durch ihren Vormund Jakob Freiherrn v. Lamberg, Landeshauptmann in Krain, dem Brautpaare ein grosses silbernes und vergoldetes Trinkgeschirr überreichen. Solche Reliquien mit Wappen, die man nun gar selten bei Familien alten Adels findet, sind sorgfältiger Beachtung und Bewahrung werth.

Die Inschrift dieses Grabsteines lautet nach der dankwerthen Mittheilung des k. k. Kämmerers Herrn Anton Frhr. v. Codelli, Conservators im Kronlande Krain, wie folgt:

HIIC LIGT BEGRAVEN
DIE WOLLGEBORNE FRAU
FRAU ANNA GEPORNE TRAVT-
NAMIN FREYE ZV SPRECHEN-
STAIN VND SCHROFFENSTAIN

SO ERSTLICH HERRN WILHELM
VON VILLANDERS ZV WEHL
ZV EINEM ERELICHEN GEMAHEL
GEHABT, DIE AM 20. TAG
IVLLY IN 1559 IAR
IN GOT VERSCHIEDEN
IST, DER SEEL GOT
DER ALLMECHTIG GNADIG
SEIN WELLE. AMEN.

Jos. Bergmann.

(Ein Grabstein im Dome zu Seekau ob Judenburg.) Der merkwürdige romanische Dom zu Seekau, das grösste und schönste Bauwerk jenes Styles in Steiermark, besitzt manches einzelne Kunstwerk, welches über den gewöhnlichen Eindruck des Innern der Kirche, oder neben glänzenden Partien wenigstens von dem flüchtigen Beschauer übersehen wird. Ein solches Werk ist der grösse marmore Grabstein Georgs Überögkers, Bischofs von Seekau, gestorben im Jahre 1477, ein durch kunstvolle, in den Details unendlich fleissige Arbeit, ebenso wie an Wichtigkeit für das kirchliche Costüm gleich ausgezeichnetes Denkmal, dessen treue Abbildung der nachfolgende Holzschnitt gibt (Fig. 1).

Er ist im Innern der Kirche an der rechten Wand vor dem Presbyterium stehend eingemauert¹⁾, von rothem Marmor, trefflich erhalten und hat die bedeutende Grösse von 8 Schuh 11 Zoll Höhe auf 4 Schuh 8 Zoll Breite, welche letztere unten um einen Zoll zunimmt.

Der Bischof steht im Pontifical-Anzuge mit der Mitra bedeckt, den Bischofstab in der Rechten und ein Buch in der Linken haltend, zwischen zwei dünnen Säulen, deren ebenfalls sehr schlanke Säulenfusse achteckig, deren Schäfte mit Laubwerk verziert, und deren Capitüle gleichfalls aus Blättern gebildet sind. Ober diesen Säulen läuft eine aus vier kurzen

¹⁾ Dieses alte und reiche Geschlecht erlosch mit dem Freiherrn Karl Ladwig, Fürstbisch. von Trient, im J. 1658.

²⁾ Ursprünglich lag er am Boden, und war daher sehr gefährdet. Dem gegenwärtigen Herrn Pfarrer Adalbert Janitsch, voll Liebe für die Denkmale des vaterländischen Alterthums und durch Gefälligkeit gegen die Besucher des ehrwürdigen Seckauer Domes bekannt, — und dem k. k. Bezirks-Ingenieur Pokorny in Judenburg gebührt das Verdienst der Anregung und reichlichlich Ausführung der im Jahre 1853 vollbrachten Aufstellung des Steines.

¹⁾ S. diese „Mittheilungen“, Jahrgang II. 1857, S. 182.

²⁾ Ihro Brüder waren: a) Christoph Freiherr von Madruz, Cardinal und Fürstbisch. von Trient, unter dem desselbst das Concilium gehalten wurde, † 1578; b) Alcxrand, Oberster der Antonschen Lehnrechte K. Karl's V., starb kaum 27 Jahre alt im Beginn des Schmalkdenkrieges am 17. Februar 1537 zu Ulm an Nervenleiden; hierauf trat dessen älterer Bruder Nikolaus in diese Stelle ein und war nach der Erhebung der Stadt Wittenberg Commandant der kais. Besatzung. † 1576.

Pfeilern und drei Bögen bestehende Gallerie, welche demnach drei kleine mit Blätterkorren und Kreuzblausen geschmückte Wimperge bildet. Die Bögen selbst sind mit reichem Masswerk gefüllt, welches jedoch nur zu einem derselben ganz sichtbar ist, da es auf den beiden andern durch den Bischofstab und die Mitra theilweise verdeckt ist. Die Consolen, welche die beiden Mittelpfeiler tragen, sind phantastische Thierköpfe. Da unter dem Kopfe des Bischofes ein Kissen (mit Quasten an den Ecken sichtbar) ist, scheint die Figur zu liegen, was aber durch ihre zu freie Haltung und durch den Faltenwurf des Gewandes am unteren Theile des Steines widersprochen wird, welches dort auf dem Boden aufliegt und die Füße gänzlich bedeckt.

Das bischöfliche Gewand, die Mitra, die Handschuh, selbst das Buch sind mehr oder weniger reich verziert. Auf der linken Seite der Figur ist oben das bischöfliche, unten das Familienwappen angebracht. Um die schräge erhobene Leiste, welche den Grabstein umgibt, läuft folgende Inschrift:

„Anno domini Millesimo quadringentesimo lxxvii feria sep ad purificacione obijt Reverendus in xpo — et dnc Georgius Überägker — decretor doctor yakl ecclesie Seecoviensis epus pontif. sui anno xxv.“ welche ergänzt lautet:

Anno domini millesimo quadringentesimo septuagesimo septimo feria septima ante purificationem Marie obijt reverendus in Christo — et dominus domine Georgius Überägker decretorum doctor inlitus ecclesie Seecoviensis episcopus pontificatus sui anno vigesimo quinto.

Der Grabstein lag, wie bereits in der Anmerkung erwähnt wurde, früher dort, wo er jetzt steht, doch so, dass die Inschrift von dem Worte „decretor“ an bis zum Schluße vom Kirchenpflaster verdeckt war. Dass er ursprünglich gar nicht bestimmt war aufrecht hingestellt zu werden, obwohl dies die Bezeichnung erleichtert und die Erhaltung begünstigt, beweiset die Stellung der Buchstaben der Inschrift, welche so angebracht sind, dass man um den Stein herumgehen können muss, um sie bequem zu lesen, während bei seiner gegenwärtigen Stellung die obere Zeile ganz umgekehrt erscheint.

Georg Überäger, aus einer alten adeligen steiermärkischen Familie¹⁾ war vor seiner Ernennung zum Bischofe von Seckau Pfarrer in Pöls, ein gelehrter Mann, ein unaussprechlicher Feind der zu seiner Zeit im Mönchsleben eingerissenen Unordnungen und ein strenger Reformator derselben, von Kaiser Friedrich III. persönlich gekannt und geachtet. Als dieser im Jahre 1433 mit seinem Hofstaate nach Graz kam, trat dort auch Bischof Georg ein, und erliess ausGraz die Ernennung an alle Geistliche seiner bischöflichen Diöcese, ihrem Erzpriester, dem Dompropste Andreas zu Seckau gehorsam zu sein. Auf der Provinzial-Synode zu Salzburg im Jahre 1456 beschwerte er sich über die Franciscaner wegen eigenmächtigen Baues eines Klosters in seiner Diöcese. 1463 nahm er an den Verhandlungen über die Heiligensprechung Hemma's, der Stifterin von Gurk, Theil. Seinen Domherren hinterliess er ein Vermögen von zweihundert Pfund Pfennigen.

Wir können diese kurze Notiz nicht abschliessen ohne auf den bei vielen Gelegenheiten ausgesprochenen Wunsch zurückzukommen, es möge für die zahllosen, dem schnelleren oder ferneren Versterben geweihten christlichen Grabsteine in den tausend und tausend Kirchen unseres grossen Vaterlandes doch baldigst ein erster Schritt geschehen, und man möge den Grabdenkmälern unserer Vorfahren wenigstens einen Theil jener Pietät widmen, mit der wir die Monumentalsteine der einstigen Fremden Bewohner unserer Lande ausgraben, reinigen, weithin an sichere Aufstellungsorte überbringen und sorglich schützen.

Freilich haben auch an einzelnen Orten mittelalterliche Grabdenkmäler bereits ähnliche Pietät gefunden, wie z. B. jene der Familie Tefel u. s. w. in Feistritz nächst Sehenstein durch den verstorbenen Freiherrn v. Dietrich, aber ihre Zahl ist in Verhältnisse zu dem Vorhandenen sehr gering und Tausende der durch historisches Interesse und durch Kunst-



(Fig. 1.)

¹⁾ Ob er von jenen „Überägerern“ herkomme, von denen einer Namens Abraham in der Seckau bei Salsdorf im Jahre 1903 gef. und im Kloster Roll begraben wurde, ist mir unbekannt.

worth wichtigsten Grabplatten stecken noch unter Kirchenbänken begraben, sind an den Auswärtigen der kirchlichen Gebäude dem Verlebten schatzlos Preis gegeben, oder werden im Innern von den Nägeln der Bauernschuhe bis zur Unkenntlichkeit verwetzt, — im besten Falle sind sie mit dicker Kalktünche überstrichen.

Übrigens mag von der in neuester Zeit weit liebevolleren Pflege der väterlichen Alterthumskunde und der mit ihr im gleichen Schritte erwachenden Liebe und Achtung für die Alterthümer selbst mit Grund auch für unsere Grabsteine eine bessere Zeit erwartet werden, — möge sie nur nicht zu spät kommen!

Scheiger.

(Das Frescogemälde vom Jahre 1502 an dem nun abgebrochenen Amtsthore der Oberstadt Bregenz.) Nach des Herrn Conservators Faustins Ess gefälliger Mittheilung hatte die innere Seite des sogenannten Amtsthores in der Oberstadt Bregenz, das mit den anstossenden Mauern im vorigen Sommer einer neuen Frohnveste Platz machen musste, ein Frescogemälde vom Jahre 1502, welches Christus am Kreuze mit Maria und Johannes zu beiden Seiten darstellte. Unter demselben gewahrte man zwei männliche Halbfiguren als Träger des Stadtwappens. Dies ist ein Herminelfeld, in dessen Mitte eine weisse Strasse emporläuft, die mit zwei über einander stehenden schwarzen



(Fig. 1.)

Hermin-Schwänzen besetzt ist ¹⁾. (Fig. 1.)

Über diesem Wappen trägt ein sehendes Band die Worte des Paulus CXXVI, Vers 1: „NISI DOMINVS CVSTODIERIT CIVITATEM, FRVSTRA VIGLAT QVI CVSTODIT EAM.“

Zu jeder Seite dieses Bildes steht ein wilder Mann mit einem Wappenschild in der Hand. Der wilde Mann zur Rechten (vom Thore aus genommen) hält in seiner rechten Hand einen Baumstamm und in der gesenkten Linken den quadrirten Wappenschild des Königs Maximilian's I., nämlich im ersten goldenen Felde den schwarzen eisköpfigen Reichsadler ²⁾ (Fig. 2), indem er bekanntlich erst am 10. Februar 1508 in



(Fig. 2.)

Trient den Titel eines erwähnten römischen Kaisers annahm und von nun an den zweiköpfigen Adler im Wappen zu

führen hatte; das zweite Feld links ist abermals viertgetheilt und zwar oben in a) und b) mit dem älteren und neueren Wappen des Königreiches Ungarn, nämlich mit den acht in Roth und Silber weisenden Querstreifen und dem silbernen Patriarchenkreuz auf einem dreifachen grünen Hügel; unten in c) mit den drei goldenen Leopardenköpfen im blauen Felde wegen Dalmatien und d) mit dem rothen geharnischten Arme, der einen blanken Säbel in der blossen Faust schwingt auf goldenem Grunde wegen Bosnien; das dritte Feld zeigt uns den österreichischen Bindschild, und das vierte das Wappen von Burgund in Folge der Vermählung (19. August 1477) mit Maria, der Erberzogin dieser reichen Lande.



(Fig. 3.)

Der wilde Mann zur Linken hält in seiner linken Hand einen Baumstamm und in der gesenkten Rechten den graflich Montfort'schen Wappenschild, d. i. die rothe Kirchenfabrik auf silbernem Felde. (Fig. 3.)

Warum diese beiden Schilde? — Zur Antwort diene: Weil Stadt und Grafschaft Bregenz damals noch zweien Herren gehörten. Die erste Hälfte der Stadt und Grafschaft Bregenz, die sogenannte alte Herrschaft mit der im J. 1359 an dieselbe käuflich gelangten, nach 1814 bei der Krone Baiern verbliebenen Herrschaft Hoheneck — kaufte Erzhzog Sigmund von Tirol von Elisabetha, Erbgräfin dieser Hälfte und Gemahlin Wilhelm's Markgrafen von Hachberg, am 12. Juli 1451. Zugleich mit Tirol und den vorläufigen Besitzungen trat dieser am 6. März 1489 seinen Vetter, dem römischen Könige Maximilian, auch seine in Voralberg gelegenen Grafschaften Feldkirch, Pludenz mit dem Thale Montavon, Sonnenberg (Hauptort Näuders) und die eine Hälfte von Bregenz freiwillig ab, daher hier zur Rechten dessen Wappenschild.

Die andere Hälfte der Stadt und Grafschaft Bregenz, die sogenannte neue Herrschaft, gehörte im Jahre 1302 noch den beiden Brüdern Hugo und Georg II., Grafen von Montfort-Bregenz-Pfannberg gemeinsam ¹⁾. Sie theilten am 29. October 1315 ihre Besitzungen. Jener bekam diese Hälfte von Bregenz, die er, in seiner Ehe mit Veronica Gräfin von Truhsess-Waldburg-Sonnenberg kinderlos, am 5. September 1523 an K. Maximilian's Enkel, den Erzhzog Ferdinand I. um 50,000 Gulden verkaufte und ddo. 6. September jährlich 300 Gulden Provision und lebenslänglich die österreichische Vogtei Feldkirch annahm, die er aber 1531 niederlegte. Er hinterliess die drei unehelichen Kinder Namens Christoph, Daniel und Marina, die auf seine Witte K. Karl V., ddo. Regensburg am 24. Juli 1532, besonders in Anbetracht des angenehmen und nützlichen Verkaufs der Herrschaft Bregenz an seinen lieben Bruder, den nunmehrigen römischen König Ferdinand, nach den Reichsadels-Acten nicht nur legitimirte, sondern auch mit dem Prädicate „von Flugberg“ nobilitirte. Graf Hugo starb als der Letzte dieser Bregener Linie im Jahre 1550.

kaufte Grafschaft Feldkirch und wegen dieser Hälfte von Bregenz mit allem Rechte nach den andern Wappenschildchen das Kirchenfabrik.

¹⁾ Über die Grafen von Altbregenz (bis 1157) und jene von Montfort, besonders der Linie zu Bregenz, s. diese „Mittheilungen“ Bd. II, 298 f.

¹⁾ Irig haben Einige, so auch die Verfasser des österreichischen Staatswappens von den Jahren 1804 und 1836 die drei Hermin-Schwänze für drei schwarze Felder; andere für schwarze Kleinstengel, wieder andere für drei Gruppen (Fische) mit schwarzen Kopfe und Munde. Ist *Cottus gobio* gehalten und erklärt. Den Wappbrief von Erzhzoge Ferdinand I. ddo. Innsbruck am 24. Februar 1529, dessen Original der Magistrat zu Bregenz verwahrt, habe ich in den Sitzungsberichten der philon.-historischen Classe der kais. Akademie der Wissenschaften, 1832, Bd. IX, S. 794 seinem vollen Inhalte nach mitgetheilt.

²⁾ Schon Kaiser Friedrich III. führte kraft des Friedensschlusses ddo. Ödenburg 19. Juli 1463 den Titel eines Königs von Ungarn etc. (cf. Pray, Ann. Hung. III, 282); so auch dessen Sohn und Erbe K. Maximilian in Urkunden. Schon Erzhzog Sigmond führte auf seinen schönen Thronen von den Jahren 1484 und 1486 wegen der von Herzog Leopold III., ddo. Baden im Aargau am 22. Mai 1375 bedingungsweise er-

Dessen Bruder Georg II. erhielt bei der genannten Theilung Peckach oder Perkau in Steiermark, da die anderen Montfortisch-Pfannbergischen Herrschaften und Güter nach und nach verkauft waren. Mit seiner Gemahlin Katharina, einer

unehelichen Tochter des Königs Sigismund von Polen, ward er der Stammvater der neuen Montfort-Tettmann'schen Linie in Oberschwaben. Er starb 1544.

Joseph Bergmann.

Correspondenzen.

Wien. — Von Ihren Majestäten dem Könige von Preussen und dem Könige von Baiern sind an den Herrn Präses der k. k. Central-Commission Kertl Freiherrn v. Czernig gleichfalls Allerhöchste Handbills — beide ddo. 10. April d. J. — eingelangt, worin der k. k. Central-Commission aus Anlass der Allerhöchstdenselben unterbreiteten Publicationen in sehr schmeichelhaften Worten die Anerkennung für ihre Leistungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde ausgesprochen wird.

* — Der Gemeinderath der Stadt Wien hat auf Antrag des Herrn Bürgermeisters, Dr. Ritter v. Seidler, für die Restauration des St. Stephansdomes in Wien vom Jahre 1839 eingezahlte die jährliche Summe von 15000 fl. vorläufig auf die nächstfolgenden fünf Jahre angewiesen.

* — Auf Veranlassung des Conservators von Wien, Herrn A. Comesina, wird von Seite der k. k. Central-Commission noch im Laufe dieses Jahres ein Plan der Stadt Wien aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, dessen Original im Besitze des Vicepräsidenten der k. k. Akademie der Wissenschaften, Herrn v. Karajan, ist und sich früher zu Nürnberg in einer Privatsammlung befand, veröffentlicht werden.

* — In Anerkennung der ausgezeichneten Verdienste, welche sich der Conservator für Wien, Herr A. Comesina, durch seine Forschungen um die Geschichte der Stadt Wien erworben, hat der Gemeinderath der Stadt Wien in seiner Sitzung vom 17. Juni d. d. demselben die grosse goldene Salvator-Medaille verliehen.

Brixen. Die hohe k. k. Statthalterei hat angeordnet, dass in der romanischen Florianikirche bei Neumarkt der gotische Altar und die vormalig in Langhause derselben befindlichen zwei Gemälde zurückgegeben und erhalten werden sollen.

G. Tinkhauser.

Linz. In Folgendem berichte ich über ziemlich umfassende Wiederherstellungen an der Pfarrkirche in Steyr.

Diese Kirche ist auf dem Platze, an dem vor ihr schon eine Kirche gestanden war, am südlichen Ende der Stadt nach Pris von dem Baumeister Hanns Busbaum im Jahre 1443 begonnen worden. Hanns Busbaum starb im Jahre 1434. Nach ihm baute Martin Kronschaefer an der Kirche weiter. Diesem folgte der Steinmetzmeister Wolfgang Deak, welcher im Jahre 1515 starb. Nach ihm kam Hanns Schwedcher, welcher die Kirche bis 1522 fast ganz vollendete. Am 18. März 1522 zertrat ein grosser Brand die Bauteile an der Kirche dergestalt, dass man meinte, die Mauern tragen die Gewölbe nicht mehr, und dass man den Weiterbau einstellen. Von da bis 1628 stand die Kirche leer und man baute nicht weiter. Im Jahre 1628 hat der Abt Anton II. von Garsten die Vollendung der Kirche übernommen und im Jahre 1630 waren die Wölbungen fertig. Nicht lange darnach wurde die Kirche eingeweiht. Die Kirche ist im gotischen Style begonnen worden und die ältesten Theile, darunter vorzüglich das Portale, welches im Jahre 1454 schon fertig gewesen sein soll, sind von ausserordentlicher Schönheit. Spätere Baukörper sind von dem ursprünglichen Style und Plane abgegangen, aber wesentlich nur in äusserer der Kirche. An der Schmalseite derselben, welche dem Hochaltare gegenübersteht und welche den Haupteingang enthält, ist eine Wölbung

längs ihrer ganzen Wand angebracht worden, welche einer Durchfahrt gleicht, die nur die zwei Öffnungen nach Nord und Süd hat und nach Westen eine blinde Mauer zeigt. Die Länge der Kirche ist von West nach Ost gerichtet. Dieser Anbau ist wohl sehr alt; aber er dürfte um so weniger im Pseze Busbaum's gelegen sein, als die Schmalseite der Kirche in der Hauptsache Ähnlichkeit mit der Kirche von St. Stephan in Wien hat, und gewiss nicht zum Verstehe bestimmt war, so wenig das Hauptthor von St. Stephan verhalten ist. Überhaupt hat die Kirche in Steyr mit der von St. Stephan in Wien viele Ähnlichkeit der Motive. Der ziemlich hohe Thurm hat am Querschiff ein Seebeck, hohe Thurmfenster, an denen nach aussen Balcone mit bausigen Eisengittern nach der Seite des XVII. Jahrhunderts sich befinden, und trägt ein Kuppelgeh. Das Innere der Kirche wurde fast ganz rein gotisch vollendet. Nur fehlen in dem hinteren Theile der drei Schiffe an den Wölbungen die Rippen, welche in dem vorderen Theile äusserst schön und zierlich sind. Im Laufe der letzten Zeiten ist das Innere der Kirche sehr entstellt worden. Im Chore der drei Schiffe hat man sieben Fenster zugemauert, um drei Zopfstühle aufstellen zu können, welche so gross gemacht wurden, dass sie die drei Chöre vollständig füllten und jede Spur der Bauwerke und ihrer Verzierungen so wie das Sacramentshäuschen deckten. An zwei Stellen wurde die Wand des südlichen Seitenschiffes zwischen den Säulen durchbrochen und hinter dem Durchbruche ein stielcher Aussaube angebracht, in welchem jeden ein Seitenaltar im Zopfstyle gesetzt wurde, die Fenster über diesen Zubauten waren natürlich dadurch sehr verkürzt und entstellt worden. Das Innere dieser Zubauten wurde mit Stucco ornamentirt und zwischen die gotischen Säulen eine Art dorischen und korinthischen Gebälk gestellt. An einem Pfeiler wurde eine sehr grosse Kanzel im Zopfstyle befestigt. An vielen anderen Pfeilern wurden grosse, in demselben Style gearbeitete vergoldete und gemalte Heiligengestalten aufgebängt. Um sie abringen zu können wurden an mehreren Stellen die Baldehne über den Säulenisen, in welche gotische Figuren bestimmt waren, zerstört oder verstimmt. Ein Musikchor nebst einer Orgel wurden ebenfalls im Zopfstyle aufgestellt. Die Gewölbe und Pfeiler waren braun in Braun (nach Sepiaart), theils allegorisch, theils mit Zierwerk bemalt, wie man es öfter in Stiegenhäusern und Vorällen zu Rathhäusern u. dgl. aus den letzten zwei Jahrhunderten trifft.

Schon seit meiner Jugendzeit, welche ich in dem Steyr sehr nahe gelegenen Kremsmünster verlebte, war mein Augenmerk auf diese Kirche gerichtet. Oft habe ich in neuerer Zeit für ihre Wiederherstellung das Wort ergriffen, aber vergebens. Erst in neuester Zeit fand sich in Steyr eine grössere Liebe zu der schönen Pfarrkirche ein, und Wünsche für ihre Reinigung wurden reger. Früher waren einsichtsvolle und gebildete Menschen in dieser Hinsicht mehr oder weniger allein gestanden. Nach meiner Ernennung zum Conservator von Ober-Österreich ergriff ich jede Gelegenheit, auf eine Wiederherstellung der Pfarrkirche in Steyr zu dringen. Ich hatte viele Besprechungen mit dem seither verstorbenen hochw. Herrn Stadtpfarrer, Cononius und Dechant Plarsch, und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Alle Betheiligten waren fast ohne Ausnahme zu einer Wiederherstellung in einzelnen Theilen, soweit die Mittel reichen würden, geneigt, und dieser Geist breitete sich immer mehr aus. Zur Feier der Wiedereingeweiung Sr. k. k. apost. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers Franz Joseph vollrührte der Stadtrath von Steyr einen gotischen Hauptaltar an die Stelle des Zopfstalles. Der Bildhauer Sebaldus in Mün-

eben wurde mit dem Baue desselben betraut. Seitdem benützte ich jede Gelegenheit auf Reinigungen aufmerksam zu machen, die mit der Aufstellung des neuen Altars Hand in Hand gehen könnten. Ich besprach mich mit dem höchst würdigen gegenwärtigen Herrn Stadtpfarrer Dechant Zwickl, mit dem einachtstjährigen Herrn Bürgermeister Gaffl, mit dem in alten Bauwerken bewanderten Magistrats-Secretär und mit Mitgliedern des Gemeinderathes. Besonders im December 1856, zu welcher Zeit ich fast drei Wochen in Amtsgeschäften in Steyr zubrauchte, wurde diese Angelegenheit im Einzelnen vorgeommen und ich brachte in Gemelnschaft der Obgenannten viele Zeit in Besprechung und Beratung in der Kirche zu. Mein Rath ging damals auf folgende Gegenstände:

1. Entfernung der drei Zopfaltäre im Chore.
 2. Ausbrechung der sieben vermauerten Fenster und Wiederherstellung der etwa verlorenen oder verstümmelten Masswerke derselben.

3. Entfernung der Bemalung der Kirche und Blosslegung des behauenen Steinen, wenn die Wände aus einem solchen bestehen, oder Anbringung eines passenden Tones, wenn etwa unbehauener oder unregelmässiger Stein oder gerührter und zu Ziegel unter dem Anwurf war. Als Ton rieth ich die Forth eines nicht gar alten Sandsteines oder Tuffsteines, fügen aber hinzu, dass für diesen Fall Schönlaub gebeten werden möge, dass er den Ton, auf Papier getragen, ansehe und übersehen wolle.

4. Einsetzung von desinirten farbigen Fenstern in die sieben ausgebrochenen Nischen, falls die Mittel zu Glasgemälden nicht vorhanden sein sollten. Würden Glasgemäldemöglich, so selbig ich vor, nicht desfalls um Weisung an die hohe k. k. Central-Commission zu wenden. Könnten nur desinirte Fenster genehmt werden, so möge Schönlaub um die Zeichnung im gothischen Styl angegangen werden. Kinnefalls aber möge man fertiges desinirtes Glas kaufen.

5. Vorläufige Aufstellung des gothischen Hochaltars und Leerlassung der Stellen der Seitenhauptaltäre, bis man auch gethische aufstellen könnte.

6. Beseitigung der Seitensopfpaltre und Herstellung der ursprünglichen Kirchenwände und der verstrümmelten Fenster.

7. Beseitigung der vergoldeten Figuren an den Pfeilern, Herstellung der Pfeilernischen sammt ihren Baldhainen und allmähliche Anschaffung der notwendigen gothischen Figuren.

8. Erhaltung der Kanzel durch eine gothische.

9. Bau eines gothischen Musik-Chores und gothische Fassung der Orgel.

Die Betheligenen stimmten mir in allen Stücken zwar bei, sagten aber, dass die Mittel nicht zu allem reichten, und dass sich vielleicht Schwierigkeiten in Hinsicht der kirchlichen Einfälle der Gemeinde und bei den vorgesezten Behörden erheben dürften. Sollten aber nach und nach die Mittel beschafft werden können, so dürfte, falls die Erlaubnis nicht vorerhalten würde, nicht nur das Vorgeschnene in Vollzug kommen, sondern auch noch die Ornamentirung des Äusseren der Kirche Fortschritte machen. Der Gemeinderath stellte die Bitte um Genehmigung der Umpantelung in der Kirche an den hochwürdigsten Herrn Bischof in Linz, welcher in bereitwilliger Weise die mit Anstellung des Volontärs verbundene Umgestaltung und die Verschönerung der Kirche überhaupt umginstand. In Folge dessen wurden von den oben angeführten Besatzungen folgende ausgeführt: Alle drei Zopfaltäre im Chore entfernt.

Die sieben vermauerten Fenster des Chores wieder ausgebrochen. Es erschienen drei grosse im Hauptschiffe und je zwei schmäleren in den zwei Nebenschiffen. Die verloren gegangenen Theile der Masswerke wurden durch Schönthaler aus Sandstein ergänzt.

Die ganze Kirche erhielt im Inneren einen Ton, weil ihre Wände nicht überall Stein sind, sondern thüchlein Beckstein oder unregelmässiger unbehauener Tuffstein. Der Ton wurde von Schönlaub angeben. Er ist dem des Tuffsteines ähnlich und trocknete ziemlich klar

hervor. Mir erschien er ein wenig zu gelblich und an getrockneten Lehm erinnernd; allein ich sah ihn, da er vielleicht noch nicht ganz getrocknet war, und kann mich darum ein Urtheil nicht mit Beruhigung abgeben, weil ich die Kirche fast leer und hauptsächlich ohne den Hochaltar und die farbigen Fenster sah.

Schönlaub hat sehr schöne im gothischen Style desinirte Fenster gezeichnet und sie sind eben in Mänschen in der Ausführung. Heute erfahre ich, dass die drei grösseren bereits angekommen sind und man eben zur Einsetzung schreitet. Die vier schmäleren werden erst in vier Wochen fertig.

Der gothische Hochaltar von Schönlaub ist fertig. Er war in Wien ausgestellt, ist angekommen und wird demnächst aufgestellt werden. Die Stellen in dem Chore der Seitenschiffe bleiben einstweilen frei, bis auch dort gothische Altäre angeschafft werden können.

Die Altäre in Zopfstyle an der südlichen Seitenwand sind vollständig stehen geblieben. Aber die antiken Gebälke sind weggenommen worden, so dass nun rings um die Vertiefungen dieser Altäre die glatten Kirchenwände sind. Auch hat man die Säulen, welche durch Errichtung der antiken Gebälke vielfach beschädigt worden sind, wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit hergestellt. Die genannten zwei Seitensäulen stehen so unstmündend von der ganzen edlen und reinen Schönheit der Kirche ab, dass ich keines Zweifels bedenke, dass man in Kurzem auch in die Beseitigung dieses Uebelstandes denken wird.

Alle Figuren an den Säulen in Zopfstyle sind beseitigt worden. Man hat die Säulenbeschädigungen ausgebessert und die beschädigten Nischen und Baldhain ergänzt. Die Gestalten der zwölf Apostel im gothischen Style sind bereits bestellt und man hat noch und nach alle Nischen mit gothischen Figuren zu besetzen.

Die Kanzel wird durch eine gothische später ersetzt werden.

Der Musiker und die Fassung der Orgel bleiben einstweilen noch.

Das Sacramentshäuschen, welches jetzt sichtbar ist, ist von sehr schöner Arbeit. Es fehlte der Thür, welche, wie Spuren angingen, einst gewaltsam entfernt worden war. Der Schlossermeister Sippmayr in Steyr erinnerte sich, einmal eine eiserne altertbühliche Thür in einer Auction gekauft zu haben und bot an, dieselbe für das Sacramentshäuschen herrichten zu lassen. Sie war aber die echte; denn als man sie versuchte, passte sie vollkommen in die Angeln und in den Steinfalz. Sie ist von doppelten Eisenwänden in durchbrochener Arbeit, gothisch, sehr schön und kunstreich gearbeitet. Ich habe zu Ende September 1857 Steyr besucht, um mich von dem Fortgange der Arbeiten zu überzeugen. Der Eindruck, den die Kirche jetzt, nach Wiedereröffnung der vermauerten Fenster, namentlich vom Musikchor aus macht, ist ein ausserordentlicher. Der Bau vereinigt Erhabenheit und religiöse Mässigkeit mit der grössten Anmuth und Lieblichkeit. Ich werde mir erlauben, sobald die jätigen Wiederherstellungsarbeiten beendet sind, wieder zu berichten. Sehr zu bedauern ist, dass man mit einem Theile einer fast faustischen Bevölkerung zu kämpfen hat, welche sich der Umänderung widersezt und darin eine Entscheidung erblickt. Es ist dies ein Grund mehr, weshalb jetzt nur ein Theil oder Umänderungen vorgenommen werden konnten, damit man früher fertig wird und die Unzufriedenen an der Stelle des Weggenommenen etwas anderes sehen und sich damit versöhnen. Ich glaube, dass bei dem Geiste, welcher bei den Einsichtvolleren herrscht, in nicht langer Zeit auch noch der Rest, der jetzt bleibt, in seiner ursprünglichen Gestalt wieder hergestellt werden wird. So wie ich bisher in Hinsicht dieser Kirche meine Pflicht wahrgenommen zu haben glaube, werde ich auch in Zukunft die mir mögliche Mühe aufwenden, damit dieses schöne Werk wenigstens im Inneren von den noch an ihm haftenden Verunreinigungen befreit werde. An die Stelle einer Einfassungsmauer des ehemaligen, die Kirche umgebenden Kirchhofes wird an der Stadtseite, wo der Auhack der Kirche besonders durch die Mauer verdeckt ist, ein eisernes Gitter

A. Stifter.

Literarische Anzeige.

Archäologisches Wörterbuch von Heinrich Otte.
Mit 166 Holzschuitten. Leipzig Weigel 1857.

Otte und von Quast haben als Kunstschriftsteller und Herausgeber ihrer Zeitschrift sich einen ehrenhaften Ruf erworben und verdient; denn gutes Streben und gutes Wissen finden sich nicht immer zusammen, um so mehr, da ausser den nothwendigen Gewerbs-Ausdrücken sich gerade in der Kunst eine fremdländische Phrasenecherei geltend gemacht hat, vermittelt deren man sehr lange reden kann, ohne etwas gesagt zu haben. Im vorliegenden Werkchen hat es nun Otte allein übernommen, gleich den Synonymen- oder Fremdwörterbüchern für ungelehrte Kaufleute ein Erklärungsbüchlein über die mittelalterlichen oder überhaupt die allgemeinen Kunstausdrücke in Baukunst, Malerei u. s. w. für die Nichtkenner zu schreiben. Es würde zu weit führen, den Grundsatzen zu untersuchen, ob solchelei Werke für Verbreitung einer am Ende immer oberflächlichen Kunstkennntniss für die Kunst selber von Nutzen sind, allein es ist einmal die Zeitrichtung, die Wissenschaften und Künste, wie ich sage, zu verpöhlen, wie der Zeitgeist sagt, im Volke immer weiter zu verbreiten. Von diesem Standpunkte angesehen, ist Otte's Schrift eine nützliche und zwar um so mehr, als, wo es nöthig ist, Abbildungen den kurzen Erklärungen anschließen.

In dem Wörterbüchlein unseres fleissigen und gewiss achtungswerthen Sammlers Otte wird man indess sehr oft gemerkt, dass es leicht ist in Irrthümer zu verfallen, wenn man ausserhalb der Welt- oder allgemeinen Kirche steht.

S. 2. Unter Abteikirche werden die Benedictiner, Cistercienser, Prämonstratenser und Cluniacenser aufgeführt. Letztere sind aber nichts verschiedenes, sondern schlechte Benedictiner, wie Hirsangenser, Casinenser u. s. w.

S. 3. Unter Alba, Messchid (unwürdiger und unabwehr Ausdruck) wird auf dem seidenen Hemden gesprochen. Über die Leinwand bei priesterlichen Gewändern (Hemde hat noch kein Mensch gegürtet) verweisen wir auf das alte Ägypten und Judeoland; bei dem Seidenhemde aber sieht man, wie die bischöfliche Kleidung verwechselt und ohne den dazu gehörigen Bischof gesehen ward.

Der Altar stellt ein Märtyrerg Grab vor, und enthält Reliquien??

S. 4. Altarhaus soll correcter sein, als der seit fast zwei Jahrtausenden übliche Ausdruck Chor. Wir streifen hierüber nicht; nach katholischer Ansicht hat aber über solche Dinge nur der Bischof und kein anderer zu richten. In der katholischen Kirche gibt es kein Altarhaus, denn die ganze Kirche ist eines.

S. 12. Beiechtstühle reiches, und zwar die ältesten, höchstens bis zum XIV. (!?) Jahrhundert hinauf. Da hierüber Widerlegungen überflüssig sind, so hülten wir den Verfasser, sich die Katschomben zu Rom etwas oberflächlich anzusehen, und er wird sich selbst von seiner Meinung bekehren.

S. 21. Capuze soll Kopf und Schulter bedecken; bis herab haben die Mönche sie bis über den Kopf (caput) gezogen.

S. 26. Credenz steht auf der Kelchseite des Altars. Es gibt eine Evangelien- und Epistel- aber keine Kelchseite. Der Verfasser scheint auch die Kateschomben-Messe nicht gut zu kennen, und wie bis zum Offertorium der Kelch verhüllt bleibt und bei solennen Ämtern nicht auf den Altar gesetzt wird u. s. w.

S. 29. Diptychen als Prachtstück von eledarinen möchte man lesen, weil dem homerischen Briefe (Il. VI, 169) $\rho\alpha\pi\tau\eta\varsigma$; $\epsilon\upsilon$ $\mu\iota\upsilon\alpha\varsigma$ $\alpha\tau\alpha\tau\epsilon\phi$ $\beta\epsilon\pi\alpha\sigma\tau\epsilon\phi\alpha$ $\mu\epsilon\lambda\lambda\epsilon$.

S. 34. Epistelstele wird zur Kelchseite erklärt, obgleich der Kelch eben so wenig auf der Epistel- als der Evangelienstele steht, sondern gerade in der Mitte des Altars. Der Credenzisch wurde oben genannt, hier aber vergessen.

S. 34. Erzengel. Ihrer sind drei, die Kirche kennt den Uriel nicht an, und statt seiner wäre besser der Leuchter genannt, auf welchem dieser apokryphische Engel allein steht.

S. 36. Das Fastratuch, noch an mehreren Orten gebräuchlich, hat mit der Fasten nichts zu schaffen, wohl aber mit der Verkündigung des Kreuzes von Dominica Passionis bis zur Adoratio crucis am Charfreitag.

S. 52. Hemd, leinenes Untergewand, in dem man im Hochmittelalter zu schlafen pflegte; im späteren Mittelalter legte man sich nackt zu Bette. Hat Otte auch bedacht, was er hier schrieb??

S. 58. Karjatiden sind genannt von Karyas nicht Karyan, das wohl ein Druckfehler ist. Über Karyas in Lakonien (auch in Arkadien gibt es eins) spricht Pausanias (III, 10, §. 8, vgl. IV, 16 Vitruv. Arch. I, 1. Athen. Dipnos. VI u. s. w.), und ebenfalls aber die von Aristomenes gefangenen lakonischen Jungfrauen, welche den Namen veranlassten.

S. 60. Kelchseite hat wieder den alten Fehler, und denkt an den Altarisch, statt an den Credenzisch. Der Priester liest nämlich den ersten Theil der Messe am vornen Epistole, und rechts daneben ist der Altar — am Ende.

S. 88. wird das Osterei auf das heidnische (?) — non. bios ägyptische Weltel gedeutet!!

S. 99. Ritualbücher beginnen mit Abominisium.

S. 124 kommt unter Tencherleueher Curiosos vor.

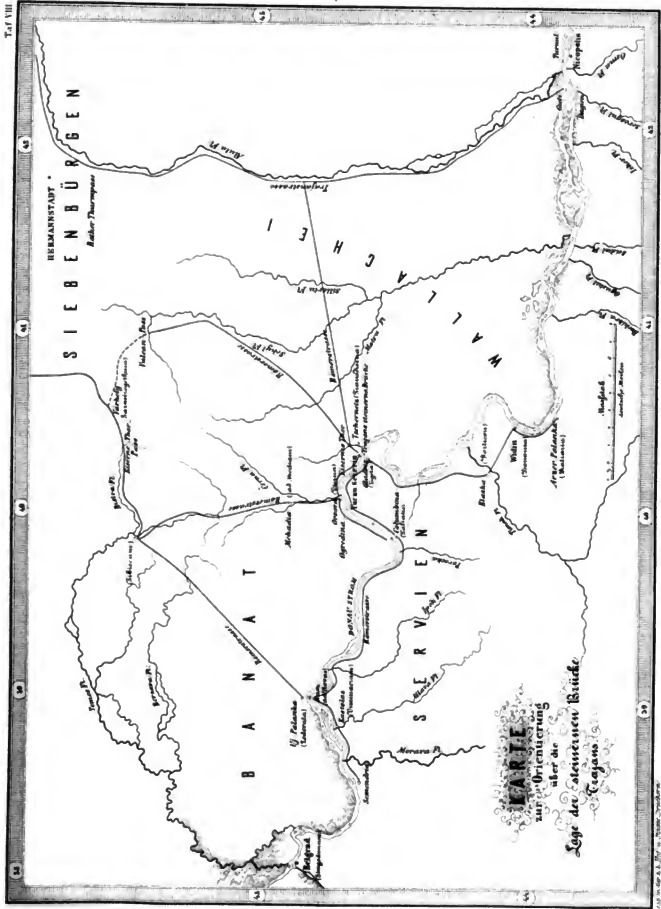
S. 127. Todtenleuchte. Bei nächtlichen Begräbnissen zur Erleuchtung angezündet. Was soll das sein? Offenbar die Armeseele-Lampe, das Armeseele-Licht, welches früher vor der Frömmigkeit auf den Kirchhöfen, die früher um die Kirchen unmittelbar herumlagen, gleich der ewigen Lampe im Innern erhalten wurde. Nun sind die Kirchhöfe von der Aufklärung fortgeschafft, der Stein für die Armeseele-Lampe ist noch an manchen Orten, wie im Süden des Domes zu Münster in Westphalen, vorhanden, man weiss nichts mehr von ihrer Bedeutung, und es werden daraus anmuthige Todtenleuchten. Mir dünkt, für die Lebendigen wären diese Leuchten nützlicher: denn wahrlich sie bedürfen Licht.

S. 129. Trippen sind falsch erklärt. Trippen heissen noch jetzt am Rheine die Schuhe, welche die Mädchen beim Scheuern gebrauchen. Sie hängen nur voran am Fusse, haben an der Ferse und an der Seite keinen Schluss und trippeln eben in Trippelweise.

S. 132. Veronika wird erklärt aus vera icon. Griechisch ist dies nicht, lateinisch auch nicht, auch nicht halb und halb. Was bedeutet nun diese Kymologie?

S. 136. Wir wollen mit einem argen Verstoffe schliessen. Beim Weihkessel kommt natürlich auch der Weihquast. Wehwedel, Aspergil u. s. w. vor. Nicht achten wir darauf, dass die Weihkessel an den Kircheneingängen von den tragbaren Weihkesseln beim Anfange der sonntägigen Hochmesse und beim Abgehen des Psalmverses: Asperges me etc. nicht unterschieden werden, dass Aspersorium und Aspergillum ebenfalls nicht gleich sind. So wird wir Weihquast gesagt, dass er ursprünglich aus Baumzweigen (vermuthlich eine Verwechslung mit dem Palmbreis, das noch in den Marienlegenden vorkommt, aber auch noch jetzt bei Hanauweihen u. s. w.), später aus einem Fuchsschwanz bestand, jetzt aber eine an einem Stabe befestigte Bürste ist.*

Da nun eine Reihe grober Irrthümer sich nur aus einer geringen Berücksichtigung der Bibel erklären lässt, so sei zum Schluss bemerkt, dass im Glauben, Thun, Wissen und auch in Kunstarbeit bis auf die Kleinste und Unbedeutendste der Katholicismus nichts ist, sondern bilden darf, als was nach dem Apostel nicht sein, sondern Christi und seiner beiden Bunde ist. Was also sich nicht auf die h. Schrift bezieht, in ihr nicht fasset, in ihr nicht seine Erklärung findet, ist menschlich daran, weil es neu ist, nicht katholisch. **Crosser.**



KARTE
 zur Orientierung
 über die
 Lage der siebenbürgischen Banate
 (Banate)

1:10 000 000 1:250 000 1:100 000 1:50 000 1:25 000 1:12 500 1:6 250 1:3 125 1:1 562 1/2

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 216 Druckbogen mit Abbildungen.

Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Heftchen Register Anzahl für Wirthe als die Kreisländer und das Ausland 4 R. C. W. bei partheiliger Zusendung in die Kreisländer der meist. Monarchie 4 R. C. W.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationspreis übergeben bei den oder partheiliger alle k. Kreisländer der Monarchie, welche auch die partheiliger Zusendung der einzelnen Heftchen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerations und zwar zu dem Preise von 4 R. C. W. zu den k. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu beziehen.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

—HERAUSGEBEN—

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czerning.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 8.

III. Jahrgang.

August 1858.

Über Trajan's steinerne Donaubrücke.

(Mit 2 Tafeln.)

Von Prof. Dr. Aschbaech.

Es ist allgemein anerkannt, dass Trajan der grösste unter den römischen Kaisern war. Seine Eroberungen gaben dem römischen Reiche die weitesten Grenzen, die es jemals hatte; seine Regierungsweise beglückte die Römer und erhob sie aus der sittlichen Verkommenheit wieder zu einem edleren Aufschwung. Seine grossartigen Bauwerke machten seinen und der Römer Namen unsterblich. Nicht Schneichelei, sondern vollste Anerkennung des wahrhaften Verdienstes war es, wenn der Senat ihm den Beinamen „der Beste“ (*optimus*) verlieh. Die Römer kannten keinen höheren Ausdruck zur Bezeichnung einer ganz vollkommenen Regierung als den der Trajanischen. Noch in den späteren Jahrhunderten der Kaiserherrschaft pflegten sie bei der Thronbesteigung eines neuen Kaisers demselben zuzurufen: „Sei glücklicher als Augustus und besser als Trajan“.

Es ist nicht die Absicht, an dieser Stelle von Trajan's glänzenden Kriegsthaten gegen die Germanen, gegen die Daecier, gegen die Parther zu handeln und seine Eroberungen an den früher gefährdeten Grenzen des römischen Reiches aufzuzählen, welche ihm die Ehrennamen *Germanicus*, *Dacicus* und *Parthicus* erwarben; es soll auch nicht auf seine treffliche Regierungsweise, auf seine mannigfaltigen Staatseinrichtungen, auf seinen wohlthätigen Einfluss hinsichtlich der Weckung von Bürgertugenden, der Förderung des allgemeinen Wohlstandes, der Pflege der Künste und Wissenschaften näher eingegangen werden. Nur ein Segment aus dem grossen Kreise seiner Wirksamkeit wird hier zur genaueren Betrachtung vorgeführt: es soll nämlich über den von ihm veranstalteten wundervollen Bau einer steinernen Brücke über die Donau gehandelt und dabei, soweit der geschichtliche Zusammenhang es erbeischt, die nächste Veranlassung zu dem Werke, seine Ausführung und seine Wichtigkeit für die römische Herrschaft an der Donau dargelegt werden.

Trajan's ganze zwanzigjährige Regierung (vom Januar 98 bis August 117 n. Chr.) ist in einem und demselben Geiste durchaus planmässig durchgeführt. Es ist nicht zu verkennen, seine Hauptneigungen waren Kriegsführen und Bauen. Ein solches Universaltalent wie das römische konnte nicht im Frieden bestehen, ohne dass Erschlaffung oder inneres Verderbniss erfolgte. Die tyrannischen Regierungen des Tiberius, Caligula, Claudius, Nero, Domitian hatten das Blut römischer Bürger in Strömen vergossen; blutdürstiger Sinn und auführerischer Geist hatten sich allmählich in alle Schichten des römischen Volkes verbreitet. Durch die Beschäftigung mit auswärtigen Kriegen und schwierigen Unternehmungen wollte Trajan beim römischen Volke wie beim Heere einen neuen Geist schaffen. Der Krieg gegen die barbarischen Völker aber wurde von dem Kaiser nicht nur mit allen materiellen Mitteln und mit allen grossen Talenten geführt, er benützte auch die grossen Fortschritte der Mathematik und Baumeister seiner Zeit in der Mechanik und Architectur als mächtige Waffen zur Bezwingung der durch Gebirge und Wälder, durch Sumpfe und Ströme, durch Einöden und Wüsteneien geschützten barbarischen Völker. Militärstrassen, Brücken, Castelle, Wälle waren anzulegen; mancherlei Maschinen zum Transport der Kriegsbedürfnisse, zum Angriff auf die feindlichen Stellungen und Städte, zur Grundlegung und Aufriehung der grossen Bauwerke waren einzurichten. Trajan bedurfte nicht allein zu seinen grossen Unternehmungen und Kriegszügen der Soldaten; er brauchte auch grosse wissenschaftliche Capacitäten in der Mathematik, Mechanik und vorzüglich in der Baukunst.

Trajan war als erprobter Feldherr wegen seiner Tüchtigkeit und Energie von dem alten Kaiser Nerva adoptirt und mit der Cäsarwürde bekleidet, somit zum Nachfolger und Mitregenten erklärt worden (gegen Ende October 97)

Als der Tod Nerva's nicht sehr lange darauf erfolgte (27. Januar 98), bestieg Trajan, ohne von irgend einer Seite Widerspruch zu erfahren, den Kaiserthron. Von Geln an Rhein, wo ihm die Kunde von Nerva's Tod zukam, begab er sich erst im folgenden Jahre nach Rom, um da die Zügel der Kaiserherrschaft in die Hand zu nehmen.

Bis gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung waren die drei grossen Ströme: Rhein, Donau und Euphrat die Grenzcheiden des römischen Reiches gegen die Barbarenländer im Norden und Osten. Das sollte nun anders werden. Trajan's Plan ging dahin, durch Eroberungen über diese Ströme hinaus den Reiche nicht nur eine weitere Ausdehnung, sondern auch durch Gebirgszüge und neuangelegte Wälle gesichertere Grenzen zu geben ¹⁾. Schon unter den Regierungen Domitian's und Nerva's, wo er am Rhein befehligte, hatte er den Anfang gemacht, die Grenzen über den Rhein auszudehnen. Die Römer besetzten die Flussgebiete der Lahn, des Mains, des Neckars und der oberen Donau. Von dem heutigen Regensburg bis an das Siebengebirg am Niederrhein lief eine Reihe von Castellen und befestigten Lagern, verbunden durch Hochstrassen, Wälle und Brücken. Man nannte diesen grossen befestigten Grenzwall in Germanien *limes Romanus*.

Er schützte das römische Reich auf dieser Seite zu jeder Jahreszeit, indem vorher der Rhein, wenn er zugefroren war, was bei den damaligen rauheren klimatischen Verhältnissen in Deutschland fast in jedem Winter stattfand, keinen vollkommenen Schutz gewährt hatte. Zur Bewachung der Rheingrenze waren früher acht Legionen mit den dazu gehörigen Auxiliartruppen nothwendig gewesen: seit Trajan's Zeit bedurfte man bei der besseren Grenzvertheidigung nur die Hälfte der abgegebenen Truppenmacht, obschon das Andringen germanischer Völker sich nicht verminderte, im Gegentheile stetiger und heftiger wurde. Auch an der oberen und mittleren Donau, in den Ländern Vindelicien, Noricum und Pannonien (von Regensburg bis Belgrad), waren die Grenzen durch zahlreiche Castelle und befestigte Lager, durch Gebirgszüge oder sumptige Landsehaften hinreichend gesichert und durch gute Militärstrassen war eine regelmässige Verbindung zwischen den Standlagern und Kriegsposten hergestellt.

Es hatte Trajan, der nach Nerva's Tod aus Germanien nach Rom sich begab, zunächst die Aufgabe zu lösen, die unteren Donauländer nicht nur gegen die augenblicklichen Angriffe nordischer barbarischer Völker zu schützen, sondern auch dem Reiche auf dieser Seite dauerhaft für die Folge eine bessere Grenze zu gewinnen, als die Donau sie darbot. Das römische Grenzland Mösien, welches längs dem südlichen Donauufer von Pannonien bis an das schwarze Meer sich erstreckte, war ungeachtet der Breite des Stro-

mes den häufigen Angriffen der Dacier und armatischen Völker ausgesetzt. Der damalige dacische König Decebalus hatte letztere grossentheils mit seiner Herrschaft vereinigt: sie reichte nördlich von der Donau bis an das Karpathengebirge und umfasste das Flussgebiet der Theiss, die transylvanischen Gebirgsländer und die Ebenen der Wallachei und der Moldau bis an das schwarze Meer.

Der Mittelpunkt der Macht der Dacier und ihre eigentlichen Wohnsitze waren der östliche Theil des Temesvarer Banates und Siebenbürgen, in welchem letzterem Lande Decebalus auch seine Hauptstadt Sarmizegethusa und seine wichtigsten befestigten Orte hatte. Die Dacier, welche von den Griechen Geten genannt wurden ¹⁾, hatten sich schon vor der Zeit des Kaisers Augustus mächtig an der unteren Donau erhoben. Sie waren reich durch Bergwerke, ziemlich cultivirt, überhaupt weiter vorgeschritten in der Civilisation als die Germanen. Sie hatten feste Städte mit hölzernen Häusern, einen Adel, der sich durch äussere Tracht von den geringeren Freien unterschied, und eine gute und gleichmässige Bewaffnung. Sie fochten zu Fuss und zu Pferd. Schon Kaiser Domitian war gegen die Dacier zu Felde gezogen, um sie wegen ihrer öfteren räuberischen Einfälle in Mösien zu bestrafen. Jedoch die römischen Waffen waren in den wiederholten Feldzügen gegen die Dacier nicht glücklich. Domitian's Feldherren erlitten Niederlagen, zuerst der Consular Oppius Sabinus, dann der Prätorianer-Präfect Cornelius Fuscus. Was noch die Schmach der römischen Waffen vermehrte, war der Umstand, dass ein Legionsadler in die Gewalt der Feinde gefallen war.

Da Domitian nicht mit Ausdauer den Krieg führte und zu den schwelgerischen Genüssen nach Rom zurückzukehren eilte, so liess er sich herab mit den Daciern Frieden zu schliessen unter Bedingungen, die für die Römer höchst schimpflich waren. Er wollte zwar glauben machen, als habe er gesiegt und bei seiner Rückkehr nach Rom hielt er einen Triumphzug; aber es lag klar am Tage, dass der

¹⁾ Der eigentliche Name des Volkes in der römischen Kaiserzeit war nach seiner eigenen und der benachbarten Völkerschaften Benennung *Dacier*. Die Römer hatten die Formen *Dacia*, *Daci*, *Dacia*; die beiden letzteren stammten aus dem Griechischen *δάσις*. Die Griechen gaben den Daciern den Namen *Γέται* (*Γέται*), was sie gewöhnlich weit über die Tiberenbeugung, dass sie unter *Γέται* die Gallischen, unter *Dacier* die westlichen Völkerschaften der zwischen der Theiss durch Siebenbürgen, die Wallachei und Moldau bis zu's schwarze Meer wohnenden Völker verstanden. Justin. XXX. 3. *Daci quosque scythos Getarum*. Pline hist. Nat. IV. 12. *Getae, Daci Romanis dicti*. Dio Cass. hist. Rom. LXVII. c. 3. *Ἰακκούς ἢ γέταις ἠνεμαζομένους*. *Ἰακκούς πῶς καὶ γέταις ἰακκούς καὶ οἱ Ῥωμαῖοι γέταις ἠνεμαζομένους* καὶ ἀπὸ γέταις ἢ Ἐλλήνων τινες Γέταις πῶς οὐκ ἴσθουσιν. Jedemfalls scheinen Dacier und Geten ursprünglich nicht dasselbe Volk gewesen zu sein. Die Meinung von J. Grimm aber, dass die Geten dasselbe Volk seien, welches man später die Gothen benannte, ist durchaus nicht stichhaltig. Vgl. Abel, *Makedonien* von K. Philipp. Leipzig 1847, S. 265 ff.

¹⁾ Eutrop. VIII. 2. *Romae imperii, quod post Augustum defensionis magis fuerat, quam nobilitatis ampliatum, haec longe teleque diffidit*.

dacische König Sieger geblieben. Denn Domitian hatte sich dazu bequemt, ihm jährlichen Tribut zu bezahlen und ausserdem noch geschickte Arbeiter in den Künsten des Friedens, wie in den Werken des Krieges zu überlassen, somit selbst Mittel dem Feinde zu liefern, immer mächtiger und den Römern gefährlicher zu werden ¹⁾.

Als nun Trajan Kaiser geworden war, so wollte er das erniedrigende Verhältnis Roms zu dem dacischen Herrscher nicht weiter dulden. Die Zahlung der Gelder an Decebalus ward eingestellt und der Frieden gekündigt. Ungesäumt wurden die umfassendsten Kriegsanstalten getroffen. Die Hauptstreitkräfte der Römer wurden an der mittleren und unteren Donau concentrirt. Von den orientalischen Legionen, welche wegen der feindlichen Haltung der Parther an der armenischen Grenze und dem Euphrat ungeschwächt zu verbleiben hatten, konnte keine Verstärkung geholt werden. Aber am Rhein war durch die bessere Grenzbesetzung beim *limes Romanus* eine ansehnliche Heeresmacht verfügbar geworden. Anstatt der früheren 8 Legionen verblieben nur noch 4 im germanischen Grenzland zurück, nämlich die VI. Victrix und XXX. Ulpia Victrix am Niederrhein, die VIII. Augusta und XXII. Primitigenia am Oberrhein. Da in Britannien 3 Legionen standen, in Spanien, in Nordafrika und in Ägypten je eine, im Orient aber noch acht ihr Lager hatten, so waren dem Kaiser von den damals existirenden dreissig Legionen für die Donauländer noch 12 zur Verfügung verblieben. Von diesen aber hatten die XI. Claudia und die XXI. Rapax Rhätien und Vindelicien, die X. Gemina und XIV. Gemina Noricum und das obere Pannonien zu bewachen. Von den acht Legionen, die zum dacischen Kriege verwendet werden konnten, standen zwei in festen Lagern in Unter-Pannonien, die I. und II. Adjutrix, vier in Mösien, die I. Italica, die IV. Flavia, die VII. Claudia, die V. Maedonica ²⁾.

Zwei Legionen waren zum Behuf der besonderen Verwendung im dacischen Krieg herbeigezogen worden, die I. Minervia ³⁾, welche ihr Standortquartier am Niederrhein zu Bonn gehabt hatte ⁴⁾ und die XIII. Gemina, deren Stau-

lager zu Poetovio in Pannonia gewesen war. Diese beiden Legionen bildeten mit ihren Auxiliärtruppen eine Heeresmacht von weitestens 20.000 Mann ⁵⁾.

Von den 4 mösischen ⁶⁾ und 2 niederpannonischen ⁷⁾ Legionen ⁸⁾, deren Standlager an das Kriegstheater angrenzten, wurden nur Legionstheile und einzelne Alen und Auxiliärcohorten zum eigentlichen Operationsheere abgegeben. So konnten die Streitkräfte, welche Trajan gegen die Dacier ins Feld führte, ohne die Besetzungen in den festen Donaulagern und in den Castellen an der unteren Donaugrenze erheblich zu schwächen, auf achtzig tausend Mann gebracht werden. Denn es waren auch noch aus verschiedenen Theilen des Reiches leichte Truppen in grosser Zahl herbeigezogen worden. Namentlich führte ein mauretianischer Fürst, Quintus Lusius, eine zahlreiche numidische Reiterei herbei ⁹⁾.

Trajan eröffnete den ersten dacischen Krieg im Frühjahr 101 n. Chr. ¹⁰⁾ Auf der ganzen Donaulinie von Singe-

lat. Nr. 5448, worin vorkommt: (Traiana) gentem Dacorum et regem Decebalum bello superavit sub rudem duce (i. e. legato) leg. I Minerviae. Arch. Kellermans Vigil. Nr. 33 gibt eine Inschrift, welche von der Verwendung der Leg. I. M. P. F. (i. e. Leg. I. Minerviae Pia Fidelis) erwähnt. L. TERENTIO [M. F.] QVIR. RVF. | PRAEF. COH. VI BHTTONVM | J. LEG. I. M. P. F.] BOX. BOX. AV. | IMP. TRAIANO | BEL. DAC. PP. LEG. XV APOLL. | TRIB. COH. II. VIG. | DD.

¹⁾ Die Namen der Alen und Auxiliär-Coahorten bei der Leg. XIII. Gemina lassen sich ermitteln aus den Militärdiplomen der Kaiser Titus und Domitian aus den J. 80 und 85 für Auxiliärtruppen in Pannonia, wo damals die Leg. XIII Gemina lag (bei Araneb zwölf Militärdipl. III und IV). Zu vergleichen sind damit die beiden Militärdipl. Trajan's und Hadrian's nr. 110 und 129 für solche Truppen in Dacia, wo damals die Leg. XIII Gemina ihr Standlager hatte (Araneb i. e. p. 49 und 34).

²⁾ Inschriften erwähnen der Theilnahme am dacischen Kriege von Seiten der Leg. I Italica; Gruter, 357, l. 430, 5. 391, 4; der Leg. IV Flavia; Orsil. 2049; der V. Maedonica; Borghesi, Console Barbuleto p. 24; der VII. Claudia; Gruter 429, l. Kellermans Vigil. N. 52.

³⁾ Q. Gilius Albinus Agricola hatte mit einem Theile des pannonischen Heeres Abtheilungen der Leg. I Adjutrix und der Leg. II Adjutrix in dacischen Kriege befehligt und war von K. Trajan wegen seiner ausgezeichneten Dienste mit dem höchsten militärischen Ehrenzeichen geschmückt worden. Vgl. in Inschriften bei Gruter 357, l. Nafel Mas. Veron. 213, 3—5. Cardinali dipl. mit n. 282. Orrell. n. 5448. Von dem Primitivus T. Andrius der in der Leg. II. Adjutrix in bello contra Dacos gediect hatte, spricht die Inschrift bei Orrelli a. 3048.

⁴⁾ In einer dieser 6 Legionen wird auch L. Sincetius Natalis gediect haben, der von Trajan nie bis dason expeditione Dacia sagpazantet wird. Gruter 408, 5. Murat. 835, 6. Borghesi Saggiatore 1846. VI. 270. Orrelli 5450 und 7081.

⁵⁾ Dio Cass. LXVIII. c. 22.

⁶⁾ Plineus erwähnt in seinem Panegyricus, den er im September des J. 100 hielt, noch nicht des dacischen Krieges. Er deutet auf die Anwesenheit des Kaisers in Rom im Anfange des Jahres 101, wo Trajan sein virtuos Consulat antraterte hielt. Panegyrr. c. 78. Manucri. res Trajanae ad Du. grat. p. 15 setzt die Abreise Trajan's von Rom an die Dacia des Herbst des J. 100; doch giebt er, dass der Krieg erst im Frühling des folgenden Jahres begonnen habe. Zur älteren Begründung der Zeitbestimmung dienen Münzen aus dem dritten Consulat Trajan's (100 n. Chr.). cf. Eckhel D.V.N. VI. 412. Nach jeder Legende auf einer Münze bei Medouard. p. 149 muss Trajan Rom noch vor dem Schlusse des J. 100 verlassen haben, da die Abreise in den Krieg noch im dritten Consulat angehebt hat. Ueberaus leidet die Legende der Münze bei Medouard, nicht genau; er gibt sie in folgender Gestalt: DIVO NERVAE TRAIANO AVG. P. M. TR. P. COS. III. P. P. † PROPECTIO AVG. GERMANIAE S. C. Ohne Zweifel ist es angedacht und

¹⁾ Über Domitian's Kriege mit den Daciern Dio Cass. LXVII. 6. 7. 10. Sueton. Domitian. c. 6. Expeditions suscepti in Dacos daco, primam Oppio Sabino consulari oppresso, secundam Cornelio Fusco praefecto cohortium praetorianarum, cui belli summam commiserat. De ceteris Daciae post vario fortuna duplicem triumphum egit. Entrop. VII. c. 15. Von dem Herrscher Proetus spricht auch Petrus Patricius in den histor. eor. ad. Bonn. p. 122.

²⁾ Manucri res Trajan. ad Danub. grat. p. 17 seqq. und Franke zur Gesch. Trajan's, S. 96 ff. zeigen in dem, was sie über die Legionen in der Zeit Trajan's sagen, ihre vollkommenste Unkenntnis über diesen Theil des römischen Kriegswesens in der römischen Kaiserzeit.

³⁾ Sie führte die Beinamen Pia Fidelis, sie aber hiess sie Adjutrix und Trajana, wie Manucri p. 17 und Franke S. 96 falsch behaupten.

⁴⁾ Kaiser Domitian hatte sie an der Stelle der Legio I. Germanica errichtet. Im zweiten dacischen Kriege wurde sie von Hadrian, dem nachherigen Kaiser, befehligt. Spartacus. Hadrian c. 3. Im ersten Kriege war Licinius Sars ihr Legat gewesen. Vgl. Borghesi in den Annal. Instit. Arch. Rom. 1846. p. 243 und Henzen in Orsil. coll. Inscrip.

dunum (bei dem heutigen Belgrad) bis an die Küste des schwarzen Meeres bedrohte der Kaiser das daeische Reich mit Einfall und Angriff. Dadurch wurden die Streitkräfte der Feinde nothwendiger Weise getheilt und auf verschiedenen Seiten beschäftigt.

Trajan hatte vor allen Dingen Anstalten getroffen, eine vollständige und bequeme Verbindung zwischen den Lagern und Castellen an der Donau zu Wasser und zu Lande herzustellen. Zu diesem Behufe mussten die pannonischen und nüssischen Donauflothen in beständiger Thätigkeit sein, zum Transport der Kriegsbedürfnisse und zum Übersetzen der Truppen über den Strom oder zur Herstellung von Schiffbrücken; aber auch die Militärstrassen längs des rechten Donaufufers mussten in guten Stand gesetzt werden. Damals auch veranstaltete es Trajan, dass am südlichen Donaufufer, Ogradina gegenüber, einige Stunden oberhalb des eisernen Thores bei Orsova, ein Weg längs des Flusses durch die Felsen gelauten wurde. Schon Kaiser Tiberius hatte das Werk beginnen lassen ¹⁾, aber es war unangeführt geblieben bis auf Trajan's Zeit. Dieser Kaiser hatte den Weg noch vor Eröffnung des daeischen Krieges vollenden lassen. Eine in den Felsen selbst eingehauene Inschrift bewahrt bis auf den heutigen Tag das Andenken an das merkwürdige Römerwerk ²⁾.

zu lesen: IMP. CAES. DIVI NERV. F. TRAIANO AVG. P. M. TR. P. COS. III. P. P. PROPECTIO AVG. GERMANICI. S. C.

¹⁾ Dieses besagt eine noch vorhandene Inschrift. Bei Gratiast, Temesvarer Banat, p. 254 und Neigelour, Dacien, S. 7 ist sie ungenau gegeben. Sie lautet:

TIB. CAESARI AVG. DIVI
AVGVSTI F. IMPERATORI
PON. MAX. TR. POT. XXX
LEG. III SCYTH. ET V. MACED.

²⁾ Neigelour, Dacien, S. 7, der die Inschrift nur verstümmelt mitgetheilt hat, beschreibt die Localitäten ohne Zweifel aus eigener Ansicht; „Oberhalb Orsova, gegenüber von Ogradina bei dem in Serbien gelegenen Dorfe Tacina, erhebt sich ein 2160 Fuss hoher Felsen, unter welchem die Römerstrasse zum Theil in Stein gehauen ist; wo die Donau am schmalsten ist, befindet sich die schön varicirte von zwei Genien gehaltene (Trajan-) Tafel“. — L. A. R. E. L. hat von der sehr verstümmelten Inschrift zuerst eine ganz genaue Abschrift geliefert in seiner gelehrten Abhandlung: Die Trajan-Inschrift in der Nähe des eisernen Thores. Wien 1856, in Jahrbuch der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhalt. der Denkmäler d. L. S. 83 ff. Sie lautet:

IMP. CAESAR. DIVI NERVAE F.
NERVA TRAIANVS AVG. GERM.
PONTIF. MAXIMVS TRIB. POT. IIII
PATER PATRIAE COS. IIII
MONTIS . . . L. HAN BVS
SVP. . . AT E

Armenk liest die beiden letzten verstümmelten Zeilen:

MONTIS K. FLVVI ANFRACITIVS
SVEPATIUS VIAM PATRECIAT.

Wir möchten dafür folgende Lesung vorsehlen:

MONTIS ET FLVVI DANVBI RVPIDVS
SVEPATIUS VIAM PATRECIAT.

Wenn richtig ist, was gegen Eckhel VIII. 412 Heunen Orelli inser. nr. 5443 nicht behauptet, dem Trajan am 27. Jenner 98 schon das 2. Jahr der IIIIthiln potestas gezählt habe, so fällt die Zeit von Trajan's Trib. Potest. IIII. COS. IIII in den Januar 101, und zwar vor dem 27. dieses Monats.

Trajan concentrirte seine Hauptstreitmacht, welche angriffsweise gegen den Feind agiren sollte, in Obermösien, unweit Singedunum. Indem er die Grenzen unterhalb des eisernen Thores bis an das schwarze Meer in den stärksten Vertheidigungsstand setzte, um alle Einbrüche und Angriffe der Dacier und der mit ihnen verbundenen Sarmaten auf dieser Seite abzuwehren zu können, wählte er zwei günstig gelegene Punkte zum Übersetzen der Donau, um ins Herz des daeischen Reiches vorzudringen.

Die eine Schiffbrücke wurde bei Viminacium geschlagen, da, wo das befestigte Lager der Leg. VII Claudia sich befand, ungefähr 4 Stunden unterhalb der Einmündung der Morava (Margus) in die Donau, wo gegenwärtig Kostolatz und Brennikolatz, der Insel Ostrova gegenüber, nicht sehr entfernt von Ram liegen. Man könnte vermuthen, dass phöniciische Seeleute beim Schlagen der Brücke besonders thätig gewesen, da das zum Schutz der Brücke am rechten Donaufufer angelegte Castell den Namen *Punicium* führte, den man später in das Wort *Piknus* entstellte. Das in der Nähe befindliche Flüsschen bekam denselben Namen, der gegenwärtig *Pek* oder *Ipek* heisst.

Eine zweite Schiffbrücke wurde zwölf Meilen unterhalb Viminacium bei Taliatis, einige Stunden oberhalb Orsova, bei dem jetzigen Kolumbina geschlagen. Durch den doppelten Donauübergang ¹⁾ konnten die daeischen Streitkräfte, wenn sie sogleich entgegentraten, getheilt werden, und die Römer waren im Stande rascher eine grosse Heeresmasse auf das linke Donaufufer zu werfen. In zwei Heersäulen rückten sie über die Gebirgszüge des östlichen Temesvarer Banats gegen die daeische Hauptstadt Sarmizegethusa vor, Das westliche Heer, das über die obere Brücke bei Viminacium gezogen war, befehligte Trajan selbst; es bildete die Hauptstreitmacht und nahm seine Richtung nach Tibiscum, an der Vereinigung der Flüsse Temes und Bistria, während die andere Armee weiter östlich den Fluss Czerna hinauf, das Gebirge links, über *Ad mediam* (Mehadia) ebenfalls nach Tibiscum zog, zur Vereinigung mit dem Hauptheer unter dem Kaiser ²⁾.

Nochmals versuchte es Deccebalus mit Friedensverhandlungen, um die Römer in ihrem siegreichen Vordringen aufzuhalten. Er sandte die Vornehmsten seines Volkes an Trajan, aber dieser stellte seine Bedingungen dem daeischen König zu hoch. Es mussten daher weiter die Waffen entscheiden ³⁾.

¹⁾ Die Basisirufs der Trajanssäule und die Tabula Peutingeriana bei den Städten Viminacium und Taliatis (i. e. Taliatis) geben gute Fingerzeige. Vgl. Mommert l. c. p. 20 sq. Franke s. a. S. 102 ff. und ganz besonders Böcking annotat. ad Notit. Imper. p. 474 und 479 sq.

²⁾ Columna Trajanae. Tabula Peutingeriana. Vgl. Mommert p. 25 und 29, Franke S. 105 und 108.

³⁾ Die vornehmsten Dacier, welche auf den Basisirufs der Trajanssäule mit Iliien abgebildet sind, werden *αὐτόπποι* bei Petrus Patric. hist. excerpt. ed. Bonn. p. 123 und bei Cass. LXVIII. c. 9 genannt. Es erwähnt ihrer auch die ziemlich corrumpte Stelle bei Aurel. Victor.

Eine blutige Schlacht bei Tapá, worin die Römer Sieger blieben, öffnete ihnen den Weg zur dacischen Hauptstadt, nachdem sie durch den jetzt sogenannten eisernen Thorpass vorgedrungen waren. Keine Vesten, keine Engpässe, keine Gebirgszüge hemmten die Eroberungen Trajan's. Ein anderes römisches Heer unter dem Mauretanier Quintus Lusius hatte mittlerweile auch unterhalb Bonouia (unweit dem heutigen Widin) über die Donau gesetzt und war den Schlyffus hinauf gegen den Vulcan-Pass vorgedrungen¹⁾.

Nachdem die dacische Hauptstadt (im Hatzegei Thal, bei dem jetzigen Vahely)²⁾ in Trajan's Gewalt gefallen; nachdem derselbe die steilsten Bergvesten erobert, eine Menge Kriegsmaschinen erbeutet, auch den früher unter Fuscus verlorenen Legionsädel wieder gewonnen hatte, war dem dacischen Könige der Muth gesunken. Er bequeme sich zum Frieden, so hart er auch für ihn war, indem er ihn nur als Waffenstillstand betrachtete, um sich zum neuen Kampf vorzubereiten. Decebalus lieferte, wie Trajan es verlangte, die Waffen, die Kriegsmaschinen, die Waffenschmiede und Maschineneuameister wie auch die zahlreichen römischen Soldaten aus, die zu Decebalus übergetreten waren. Decebalus hatte durch gute Bezahlung viele brauchbare Leute aus dem Römerrreiche für die Geschäfte des Friedens und Krieges an sich gezogen. Er musste versprechen, in Zukunft dieses nicht mehr zu thun. Ja, er musste selbst vor Trajan erscheinen, sich demüthigen und vor ihm niederfallen. Auch eine Kriegssteuer an die Römer zu bezahlen ward er genöthigt, doch sollte er ferner noch über die Dacien herrschen, und zwar als *amicus populi Romani*, d. i. Freunde und Feinde mit den Römern gemein haben und im Grunde ein römischer Vasallkönig sein³⁾. Dass er nicht mehr ganz unabhängig über Dacien herrschte, konnte Decebalus schon daraus entnehmen, dass nicht nur die Hauptstadt Sarmizegethusa von den Römern besetzt blieb, sondern dass auch in beiden Richtungen hin, auf welchen die römischen Heere von der Donau nach Sarmizegethusa vorgedrungen waren, Castelle und militärische Posten angelegt und Hochstrassen zur Verbindung derselben erbaut wurden⁴⁾.

Selbst als nach Trajan's Rückkehr nach Rom der abgeschlossene Friede von dem Senat genehmigt worden war (im J. 103)⁵⁾, konnte Decebalus nicht die Räumung seines Gebietes und seiner Hauptstadt von den römischen Truppen erlangen.

Sobald Trajan, der nach glücklicher Beendigung des Feldzugs den Ehrennamen *Dacicus* führte, einen glänzenden Triumphzug⁶⁾ mit grossen Festlichkeiten in Rom gefeiert hatte, dachte er schon daran, wie er ganz Dacien in die Form einer römischen Provinz bringe. Er sah das besetzte dacische Land, welches den östlichen gebirgigen Theil des Banats und den Südwesten Siebenbürgens in sich schloss, nur als die Operationsbasis für einen weiteren grösseren dacischen Krieg an, wodurch ganz Dacien mit den dazu gehörigen sarmatischen Gebieten, d. i. alles Land von der Donau bis zu den Karpathen, von der Theiss bis zum schwarzen Meere und dem Dniester, in die vollständige Abhängigkeit von Rom käme⁷⁾.

Aber noch ehe der Krieg wieder eröffnet wurde, mussten mancherlei Anstalten getroffen werden, nicht nur um denselben mit allem Nachdruck und dem besten Erfolge führen zu können, sondern auch den Verkehr und die Verbindung mit den in Dacien zurückgelassenen Truppen ununterbrochen zu unterhalten, selbst in Winterzeit, wenn durch Eisgang die Communication zwischen den beiden Donaufern gestört sei. Eine stehende steinerne Brücke über den Strom konnte allein solches möglich machen⁸⁾.

διαβίων, ἐς Ἱταλίαν ἀνεκρήσθη. Cap. 12 wird erzählt, wie Decebalus hiesiger Weise bei einer Unterredung des Longinus, des Präfecten einer Legion (wohl der I. Minervia) gefangen nahm und Dio Cassius gibt dann weiter an: Καὶ πρῶτον διὰ τὸν πύργον 4 Δακίαιος πρὸς τὸν Τραϊανόν, ἧξιον τὸν τὴν χώραν μέχρι τοῦ Ἱετροῦ κυριεῖσθαι καὶ τὰ χρήματα, ὅσα ἐς τὸν πύργον ἐδέξατο· καί, ἀποβάντων, ἐπὶ τῷ τῷ Λαγρόν ὁ ἀποθόναυ. Petr. Petrie, *hist. anc. p. 172.* Παρὰχωρῶν διὰ καὶ τῆς γῆς, ἣν ἐεράττησαν ὁ Τραϊανός.

- 1) Vgl. Mansert S. 37—42, Engel S. 89 ff. und Franke S. 116 ff., welche auch den Münzen das Jahr feststellen versuchen. Mansert l. c. Nomi qui resti anni tribunatus potestatis (i. e. 27. Jan. 102 bis 27. Jan. 103) mentionem faciunt, alias Imperator III, alias Imp. IV, adjuvant. certis indicio, ultimas duas victorias intra eundem annum esse adeptum.
- 2) Dio Cass. LXVIII. 10. Τραϊανός διὰ τὰ τε νικητικὰ ἔργα, καὶ Δακίαις ἐπινομήσας. Zonar. *Annal.* XI. 21. ed. Bonn. II. p. 508 ganz nach Dio Cass., nur λόζατ: Τραϊανός διὰ καὶ ἐπινομήσας καὶ Δακίαις ὄνομασας. Auf die Beendigung des ersten dacischen Krieges sind einige Münzen zu beziehen, die bei Santi Bartoli l. c. Th. 115. 7 mitgeteilt werden:

SPQR OPTIMO PRINCIPI
DANVVIVS
oder: SPQR OPTIMO PRINCIPI
VIC
DAC

- 3) Dahn deutet die Stelle bei Ammian. Marcellin. XIV. 2. Trajanus fecerat aliquoties hermae dicta cossuamens frontes: Sic in provincialium spectum redierunt videtur Daciam: sic postibus Helorum et Euphratibus imperium.
- 4) Dio Cass. LXVIII. 12. Ὅ μὲν γὰρ Τραϊανός, θέσας μὴ ποτὶ κενόν τοῦ Ἱετροῦ, πόλεμος τοῖς πύργον Ἑρμανίους γίνεσθαι, ἵστούσθαι τὸν γύρωθεν, ἵνα αὐ ἐπιβάντας ἀεὶ αὐτῶς ἐκείνησιν. So ähnlich spricht sich auch Cosmop. de aedific. IV § 6 u.

Caesar. Trajanus. Primus solus vires Romasus trans Istrum propagavit. domilia in provinciam Dacorum pilevatis Sarcopae (legend. Sarmaticus) nationibus, Decebalus regis ac Sardonius (legend. Dardanius). Von den Dacis oder Götis päntis sprechen auch Pausan. in carn. de Niceta, episc. Dacica a Dio Chrysostom, orat. LXVI. p. 625.

- 1) Dio Cass. LXVIII. 8. Ἀρχαὶ, Röm. Alterthümer in Siebenbürgen, I. c. S. 10 ff. im Jahrb. d. k. k. Centr.-Comm. zur Erforsch. und Erhalt. der Baudenkmale, Bd. I. nach diesem Zug in den zweiten dacischen Krieg und Kaiser Lausius die Verschanzungen des Decebalus am Bothenitharmpass stürmen
- 2) Ἀρχαὶ, Röm. Alterthümer in Siebenbürgen, I. c. S. 10 ff.
- 3) Hauptquelle über den ersten dacischen Krieg ist ausser den Abbildungen auf der Trajan's-Stele Dio Cass. LXVIII. 6. 8—10. über den Frieden besonders das 9. Cap. und Petrus Petrie, *Nist. excerpt.* ed. Bonn. p. 122. Vgl. Mansert, p. 24—30, Nagel, *de expedit. Trajan.* ad Danub. p. 167 seq. Franke, S. 105—120, von Holstenhausen die Alterthümer Daciens und des heutigen Siebenbürgen S. 25 ff.
- 4) Dio Cass. l. c. 9. Τὰς τὰ στρατεύουσιν (i. e. legationes) ἐς Ἱετροῦ (Ἱετροῦ) κρηναίων, τὴν τὴν χώραν ὑπονοεῖται;

Sollte ganz Dacien erobert und bleibend als Provinz dem römischen Reiche erhalten werden, so war eine steinerne Brücke die erste Vorbedingung für diesen Plan.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Trajan die Anstalten zu dem steinernen Brückenbau sogleich nach Beendigung des ersten dacischen Krieges traf. Während desselben hätten die römischen Truppen nicht mit einem solchen Werke beschäftigt werden können, das viele Tausende von Händen in Anspruch nahm. Sobald aber der Friede mit Decebalus geschlossen war, so konnten die römischen Streitkräfte, die für den dacischen Krieg aufgeboden worden waren, soweit man ihrer nicht zur Besetzung des eroberten dacischen Gebietes bedurfte, zu dem Riesenbau verwendet werden. Es ist sicher, dass eine ganze römische Armee von Legionen und zahlreichen Auxiliar-Truppen unausgesetzt an dem Brückenbau arbeitete, und dadurch die rasche Vollendung des ungeheueren Werkes ermöglichte.

Was zunächst die Zeit des Baues der Brücke betrifft, so ist es nicht schwer, dieselbe genau zu bestimmen; noch ehe der zweite dacische Krieg eröffnet wurde, war sie vollendet. Schon aus dem fünften Consulate des Kaisers Trajan (104 n. Chr.) haben wir eine Münze desselben, worauf die Brücke genannt wird¹⁾, und bei Eröffnung des zweiten Feldzuges, sagt Dio Cassius ausdrücklich, dass der Kaiser das Heer über die steinerne Brücke geführt habe²⁾.

Da der Friedensschluss, wornach erst der Brückenbau begonnen wurde, sicher nicht vor dem Herbst 102, wahrscheinlich aber erst im Anfang des Jahres 103 stattgefunden hatte, so musste im Laufe von einem Jahre das Werk heendigt worden sein. Mag auch der Kaiser schon früher das Baumaterial grösstentheils haben herbeischaffen lassen, mit der Grundlegung der Pfeiler liess er nicht eher den Anfang machen, als der Friede abgeschlossen und die versammelten römischen Streitkräfte zu dem Baue verwendet werden konnten.

Gerade der Brückenbau war die nächste Veranlassung den dacischen König zur Erneuerung des Krieges anzureizen. Decebalus erkannte aus diesem Werke, dass es auf eine bleibende Eroberung Daciens abgesehen war. In diesem Sinne sind die Worte in seinem Auftrufe an die Nachbarvölker zur Vereinigung und gemeinsamen Bekriegung der Römer, so lange es noch nicht zu spät sei, zu verstehen³⁾.

Decebalus wollte der ihm drohenden Gefahr zuvorkommen. Er traf nun von seiner Seite Kriegsrüstungen, nahm Überläufer an, stellte die Befestigungen wieder her, schickte Gesandtschaften nicht nur an benachbarte Völker

zum gemeinsamen Kampfe gegen die drohende Römerherrschaft, sondern auch an den Partherkönig Parorus, um mit ihm ein Trutz- und Schutzbündniss abzuschliessen⁴⁾. Von allen diesen Dingen erhielten die Römer Kunde und legten sie natürlich als Feindseligkeiten und als Friedensverletzungen von Seiten des dacischen Königs aus, der sich bald auch der Person des Legions-Präfecten Longinus in Sarmizegethusa bei einer vorgeliehnen Friedensunterhandlung hemächtigte⁵⁾. Doch so lange die steinerne Brücke noch nicht fertig war, zögerten die Römer, förmlich an Decebalus den Krieg zu erklären. Sie suchten Zeit zu gewinnen, und mancherlei Unterhandlungen wurden daher gepflogen, ehe der Friedensbruch erklärt ward. Trajan aber hegab sich nach Obermösien, um in Person die Beschleunigung des Baues zu leiten⁶⁾.

An welcher Stelle Trajan die steinerne Brücke erbauen liess, ist eine Frage, die erst in unseren Tagen zur vollen Evidenz entschieden worden ist, obschon sie eigentlich schon längst mit aller Sicherheit hätte beantwortet werden können, wenn man sich einfach an die alten Nachrichten⁷⁾, an die noch gegenwärtig vorhandenen Überreste der Brücke, an die für einen solchen Brückenbau geeigneten Localitäten und endlich auch an die *ratio belli* gehalten hätte.

Es ist unbegreiflich, wie noch in dem neuesten Geschichtswerk, das über Kaiser Trajan mit Gelehrsamkeit handelt und nicht ohne Verdienst um die Aufklärung der Trajanischen Regierung abgefasst ist, die verkehrte Ansicht einiger neuerer Schriftsteller⁸⁾ über den Ort, wo die Brücke

¹⁾ *Plin. Nat. hist. X. ep. 16.* Plinius fand als Statthalter von Bithynien und Pontus bei Nicomedia einen Griechen, Callidromus, von dem der Kaiser schreibt: *servatis (rom) aliquando Laberio Maximo (Legatus) in Mösien in der Zeit des dacischen Krieges) optinasse a Suscepto in Moesia et a Decebalis muneri missum Parorus, Parthis regi, pteribusque saanis in ministerio quo fuisse: deinde fugisse, atque ita in Nicomedia pervenisse.*

²⁾ *Dio Cass. LXVIII. 12.*

³⁾ *Dio Cass. LXVIII. 11.* In Mösien wollte Decebalus den Trajan durch einen gedungenen Menschenmörder aus dem Wege räumen lassen. Derselbe aber wurde ergriffen und hingerichtet. Man bezieht auf dieses Ereigniss eine Inschrift, die bei Gruter 73. 8 und Neigebauer *Itin. 8. 31* mitgetheilt wird, die aber ohne Zweifel falsch ist:

FORTYNAE AVG. OMNIPOTENT
VBI ERAS, RHANVSIA VBI ERAS
QVANTVM ABVIT, NE ROMA LVGERET
Sed. VIVT TRAIANVS VE THE DECEBALK
MILES LKG. VI. ET. XII. G. DEVOTIS
CAPTIVIS

Bei Neigebauer ist die Zeilenabtheilung anders. Wäre die Inschrift echt, so wäre zu lesen: *MILT. LEG. V. M. XIII. G. Wader die Leg. VI. Vietria, noch die Leg. VI. Ferrata wurde in dacischen Krieg verwendet.*

⁴⁾ *Manneri p. 45.* De loco quo possit ille Trajan Pambisio impositione fuerit, olim nullis erat ambiguitas; omnia, ab auctore Tabulae impositione scriptores scilicet XVI. charactere aliunde non geographica Hungarica, quis quidem nihil inspicere contigit, illam agnoscunt ab Orava passulo ad orientem vergentem, apud vicum in diversis Rumanis ripa ab oppido, quibus amnes Severin et Felician, in proximo oppidum Caerreta. Cf. Engel, *de exp. Trajan. ad Danub.* p. 203 sqq.

⁵⁾ Schwann ad *Plin. panegyric. Norimb. 1740.* p. 54. Solzer, *Geogr. Istriens. Wien 1781. I. 226 n.* in der Siebenbürg. Quartalschr. VII. Hermannst. 1801. p. 81.

¹⁾ *Mediolan. p. 154.*

IMP. CARIS. SERVAE TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. CENS. V + S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. POSS. TRAIANI DANUVIS
Cf. *Spanheim. de an. et pres. tom. p. 855.*

²⁾ *Dio Cass. LXVIII. 13. Tacit. Hist. II. v. 65. Zonar. Annot. p. 510 ad Rom.*

³⁾ *Dio Cass. LXVIII. 11.*

erbaut sein sollte, festgehalten werden konnte. Francke (in seinem Werke „Zur Geschichte Trajan's“¹⁾) sucht den Ort der Brücke fünf Stunden oberhalb der Stelle, wo die Aluta in die Donau mündet und wo (wie er meint) früher die Römerstädte *Romula* und *Castra nova*, jene auf dem linken, diese auf dem rechten Ufer gelegen, und zwar in der Gegend, wo gegenwärtig Gieli oder Tschelleh liegt. „Hier“, sagt Francke, „sind Ruinen einer Festung zu sehen, welcher gegenüber auf dem anderen Donauufer sich ganz ähnliche einer zweiten Festung finden. Beide Festungen dienten offenbar als Brückenköpfe zur Vertheidigung einer Hauptbrücke, von welcher bedeutende Überbleibsel erblickt werden, nämlich ungeheure Pfeiler, die im Sommer bei niedrigem Wasserstande aus der Tiefe hervortreten. Dazu kommt, dass bei Gieli und dem gegenüberliegenden Dagien eine grosse, stellenweise noch ganz erhaltene Römerstrasse beginnt, welche sich mit der Aluta parallel, nordwärts über Antina, Brankowan vorbei nach dem rothen Thurme (Pass) gegen Hermanstadt zieht und noeh jetzt bei dem Volke unter dem Namen des trajanischen Weges bekannt ist.“

Die Gründe, welche in vorstehender Stelle Francke für seine Meinung vorbringt, sind alle nicht stichhaltig. Selbst wenn man zugeben wollte, dass die Gegend bei Gieli sich zu einer Anlage einer steinernen Brücke eignete, und dass die bei niedrigem Wasserstande an den Tag tretenden Mauerwerke Überreste von Pfeilern einer alten steinernen Brücke sein sollten²⁾, so wäre noch zu untersuchen, ob diese Pfeilerpuren nicht vielmehr auf eine andere steinerne Brücke, welche Constantin der Grosse über die Donau schlug, um die Gothen in den nördlich von dem Strome gelegenen Gebieten zu bekämpfen, herührten. Alles würde viel eher auf diesen späteren Krieg passen, als auf die Trajanischen Kämpfe. Man darf bei der Erbauung der Trajanischen Brücke nicht vergessen, dass ihr eigentlicher Zweck nicht auf die Führung eines Krieges ging. Zu diesem Behufe hätten wie im ersten dacischen Krieg Schiffbrücken vollkommen genügt. Die Absicht Trajan's ging viel weiter, er wollte eine bleibende Verbindung mit dem römischen Grenzland Dacien herstellen. Das konnte nur in einer Gegend möglich gemacht werden, wo die Donau noch in einem festen Bett eingeschlossen war, nicht in einer Ebene wie bei Gieli, wo der Strom so häufig seine Ufer überfluthet und seine gewöhnliche Breite³⁾ ausserordentlich überschreitet. Daher ist selbst zweifelhaft, ob Constantin der Grosse die Gegend bei Gieli für seine steinerne Brücke wählte, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die dort in Flüsse etwa vorkommenden Reste von Mauerwerk nicht Pfeilertrümmer sind, sondern Ueberbleibsel von

zerstörten Burgen und Vesten, welche zahlreich am Donauufer angelegt und durch den Strom, der häufig sein Bett verändert, überfluthet worden sind. Der Name der Trajan-Strasse längs der Aluta aber beweist gar nichts, da in dem eroberten Dacien die Strassen, welche Trajan anlegen liess, nach seinem Namen benannt wurden. Eine Strasse nach dem Rothenthurmpass längs der Aluta kann aber wohl angelegt worden sein, ohne dass in der Nähe dieses Flusses eine steinerne Brücke stand.

Es würde sicher überflüssig sein, alle die Gründe, welche Francke für die Lage der Brücke bei Gieli und gegen die herrschende Ansicht, dass sie einige Meilen unterhalb (Orsova gestanden habe, vorgebracht hat, ausführlich widerlegen zu wollen⁴⁾.

Auch Bödinger⁵⁾ in seiner österreichischen Geschichte irrt in dem, was er über die Lage der Brücke sagt: „Es passt ganz zu dieser grossartigen Strassenanlage, dass Trajan, als er in den Jahren 101 bis 104 n. Chr. die Eroberung von Dacien vollbrachte (?), durch eine steinerne Brücke über die Donau, ebenda, wo bei Alt-Orsova Felsen von beiden Seiten den rasch fluthenden Strom einengen, das eroberte Land durch eine sichere Communication mit dem übrigen Reiche in Verbindung brachte“. In der Note bezieht Bödinger die Trajanische Inschrift auf dem Felsen, Ogradna gegenüber, (sie ist oben mitgetheilt) fälschlich auf den Brückenbau. Er versetzt demnach denselben oberhalb der Stadt Alt-Orsova, was sicher ganz unrichtig ist.

Es kann gegenwärtig keinem Zweifel mehr unterliegen, Trajan erbaute seine steinerne Brücke unterhalb der Stromschnellen und Strömungen bei Orsova, zwischen dem wallachischen Orte Turn Severin bei der Stadt Czernetz und dem serbischen Dorfe Fetislan oder Cladova. Die Nachrichten der alten Schriftsteller, die alten römischen Itinerarien und Strassenzüge, die noeh jetzt vorhandenen Überreste, welche mit der uns überlieferten Beschreibung von dem Bau der Brücke übereinstimmen, und vor allem die günstige Localität, die sich wie kaum eine andere zu diesem Zwecke im unteren Stromgebiete eignete⁶⁾ und auch ganz dem Eroberungsplan Trajan's entsprach, sind zusammenfassende Beweise für die Richtigkeit der Behauptung, dass an der angeführten Stelle die wahre Lage der Brücke gewesen.

Gleichzeitige geschichtliche Nachrichten über die Erbauung der Brücke sind nicht vorhanden. Des jüngeren Plinius Panegyricus auf Trajan wurde vor der Zeit des dacischen Krieges gehalten⁷⁾. Es kann darin daher keine

¹⁾ Quedlinb. und Leips. 1840. S. 128.

²⁾ Die Untersuchungen des Ingenieurs der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft haben nichts von steinernen Pfeilern in dieser Gegend entdecken können.

³⁾ Sie beträgt über $\frac{1}{4}$ geographische Meile.

⁴⁾ Der Ansicht von Francke haben in neuester Zeit beipflichtet: Dörner (das Banat, 1829), Ad. Müller (die antere Donau, 1841), M. de Koyalsnikow (hist. de la Dacie, 1854).

⁵⁾ Leips. 1838. Bd. I, S. 21.

⁶⁾ Marsigli, Danubius II, 26.

⁷⁾ Plinius hielt seine Lobrede auf Kaiser Trajan im J. 100 in der Form wie wir diesen Panegyricus jetzt noch besitzen. Ist er wohl eine in späterer Zeit von dem Verfasser gemachte ausführlichere Uebersetzung

Erwähnung von der Brücke vorkommen. Ob der Dichter Cinnius, ein Freund des Plinius, seine Absicht ein historisches Gedicht über die dacischen Kriege zu schreiben, wirklich durchführte, ist mehr als zweifelhaft ¹⁾. Es findet sich wenigstens nirgends ein Spur, ein Fragment oder eine Erwähnung von dem Gedichte.

Dass Tacitus, der grosse römische Historiker, eine Geschichte Trajan's verfasst habe, wie man geglaubt hat aus des berühmten Schriftstellers eigenen Worten schliessen zu dürfen ²⁾, ist wohl eine irrigte Annahme. Er mochte allerdings den Plan gehabt haben, als letztes Werk seines Lebens Trajan's Regierung zu schildern und zwar unmittelbar als Fortsetzung seiner Historiae. Er gelangte aber nicht dazu, diesen Vorsatz auszuführen.

Trajan selbst hinterliess Denkwürdigkeiten über seine Kriegsthaten. In ähnlicher Weise wie der grosse C. Julius Cäsar über den von ihm geführten galischen Krieg Commentarien schrieb, so verfasste Trajan solche Denkwürdigkeiten über die dacischen Kämpfe und Eroberungen. Leider sind diese verloren gegangen. Nur ein ganz kleines Fragment aus einem der Bücher über den ersten dacischen Krieg hat sich erhalten ³⁾.

Auch der Theil von der römischen Geschichte des Alexandriner Appianus, eines Zeitgenossen des Kaisers Trajan und Hadrian, worin (im 23. Buche) von dem römisch-dacischen Krieg gehandelt worden, ist verloren ⁴⁾. Ohne Zweifel hat Ammianus Marcellinus, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts lebte und zu des Tacitus Geschichtsbüchern eine Fortsetzung lieferte, von Kaiser Nerva bis auf den Tod des Valens (von 96—378 n. Chr.)⁵⁾, den Appian benutzt; aber gerade der wichtigste Theil des Werkes von Ammianus Marcellinus ist verloren, und wir

können daher auch nicht aus dieser abgeleiteten Quelle schöpfen und Nachrichten über Trajan's steinerne Donaubrücke daraus entnehmen ¹⁾.

Zwar haben sich noch Münzen mit der Erwähnung der Donaubrücke oder der Hindeutung auf dieselbe erhalten ²⁾, und auch die berühmte Trajanssäule in Rom auf dem *Forum Ulpium*, deren zahlreiche Basreliefs Darstellungen aus den beiden dacischen Kriegen liefern, zeigt uns eine theilweise Abbildung der steinernen Donaubrücke. Diese gleichzeitigen Monumente können uns aber keinen näheren Aufschluss über die Gegend, wo die Brücke erbaut worden, geben; kaum dass über die Construction der Brücke die Abbildung auf der Trajanssäule ein Verständniss erschliesst ³⁾.

Da auch die Schriften der gleichzeitigen Architekten über die Construction der steinernen Donaubrücke — über welche später noch näher gesprochen werden soll — verloren sind, so bleiben uns nur abgeleitete Quellen zweiter und dritter Hand übrig, deren Berichte hier zunächst mitgetheilt werden sollen.

Der älteste von diesen Berichterstattern ist der römische Senator und Consul *Dio Cassius*, der in der Zeit von Domitian bis gegen das Ende der Regierung des Alexander Severus blühte, also nicht einmal hundert Jahre nach Trajan schrieb. Er konnte in so ferne über die Donauggenden gut unterrichtet sein, als er eine Zeit lang Statthalter im oberen Pannonien war ⁴⁾ und wohl auch den Ort, wo Trajan die Brücke erbaute, aus eigener Ansicht kannte und die Brückenpfeiler, die noch in seiner Zeit hoch aus dem Wasser wie Thürme hervorragten, sah. Ohne Zweifel hat er in seinem grossen Werke der römischen Geschichte

der im Senat wirklich gehaltenen Rede. Die darin vorkommende Vision von Trajan's Triumpfen (c. 17), welche eine Hindeutung auf des Kaisers dacische Siege enthalten könnte, dürfte vielleicht auch ein spätere Beifügung sein.

¹⁾ Plinei Epist. VIII, 4. Plinius schreibt an Cinnius: Optime tua, quod bellum dacicum scribere parares. — *Dices immixta terris nova flumina, novos pontes flaminibus injectos, insecuta castris, montium scopulis, pulsum regis, pulsum nimis vita regem nihil desperantem. Super haec actos his triumphis; quorum alter ex insulae gente primus, alter novissimus fuit.*

²⁾ Tacit. Histor. I, 1. *Quod si vita suppeditet, principatum D. Nervae et imperium Trajani, uberiorum securiorumque matris, senectuti seposui.*

³⁾ In einem Citat des Grammatikers Priscianus (Auctor. grammatic. lat. ed. Putsch. p. 682) als Trajan Commentar, de bell. dacic. lib. I. „unde Berachin, deinde Atil processimas“. Die beiden Orte kommen in der Tabula Peutingeriana auf der Herzogstrasse, nördlich von der Donau, von Viminianum über die Schiffsbrücke nach Thibiscum, unter den Namen Berachia und Abitia vor.

⁴⁾ Phot. Bild. 'O ðè ðραξιός (ὁ λόγος κτ') Δακρυχ (ἱστορία). Zonar. Annot. lib. XI, 21. ed. Bonn. p. II. 508. (Τραϊανός) ἰσθάρησεν μὲν τὸν ἐπὶ Δάκκας ἔδ Δάκκους κατὰ Ἴωνας, ὡς ὁ Ἀμμωνίος ἐν τῇ εἰκοστῇ τριτῇ λέγει τὸς Ῥωμαίους ἱστορίας περὶ.

⁵⁾ Ammian. Marcellin. lib. XXV, 8. Trajanus et Severus — cum atrocibus poene delecti sunt (in Asia), ut in eorum acilibus has quoque dignissimas partes

¹⁾ Die kurzen Geschichtsbücher der Kaiserzeit sprechen nicht ausdrücklich von der Brücke, nur Aurel Victor de Caesarib. Trajan. erwähnt dieselbe: *Castra asperioribus atque locis opportunitis extructa — ponteque Danubio impavimus*

²⁾ Spanheim de usu et pres. num. p. 828. Eckhel, doct. vet. num. VI 415. IMP. TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. † DANUVIUS (Danubii fluvii iunctis ippus, dextra leuonem, sinistra vas, ex quoque effundit) Gysel. tab. 28, n. 3. Medaebert. p. 152. IMP. CAES. NERVAE TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. V. † S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. PONS. TRAIANI DANUVIUS Medob. p. 124. IMP. CAES. NERVAE TRAIANO AVG. GER. DAC. P. M. TR. P. COS. V. P. P. † S. P. Q. R. OPTIMO PRINCIPI S. C. (Pons supra Danubium cum aedificio anteriori et aeviculis) Medob. p. 156.

³⁾ Die Columna Trajanus wurde als Denkmal an die dacischen Kriege errichtet, und sollte zugleich auch als Grabstätte für den Kaiser Trajan dienen (siehe Gebirge darüber beigezeichnet). In der Münchener Schatzkammer befindet sich von ihr eine mehr als mannshohe getreue Nachbildung. Die Trajanssäule ist abgetheilt von Bellorin in 128, von Sauti Bartoli in 120 Kaptefaffen. A. Ciaccioffo liefert eine historia belli dacici, die columna Trajani, Rom. 1616, Fol. (mit den Abbildungen). Gelehrte Abbildungen darüber gibt A. Fabretti de Columna Trajani aedificata. Rom. 1690, Fol. Columna Trajani ab A. Moraglio delineata et iam illustrata ab A. F. Gorio. Annot. 1752, Fol. ist das Hauptwerk über die Säule.

⁴⁾ Dio Cass. Hist. Rom. Lib. LXXXI, 1.

genau die Lage der Brücke beschrieben. In dem Auszuge aber, welchen von dem dionischen Werke der byzantinische Mönch Xiphilius liefert, findet sich nur das mitgetheilt, was der Geschichtschreiber über die Grösse des wundervollen Baues, über die Schwierigkeit der Brückenanlage bei der Beschaffenheit des Stromes, über den Zweck des Bauwerkes und seinen späteren Verfall erzählt hat. In Bezug auf die Lage der Brücke ist aber durch aus der exzerpirten Stelle so viel zu entnehmen, dass die Brücke nicht in einer ebenen Gegend wie bei Gicli, wo der Strom ein sandiges und breites Flussbett hat, sondern in einen von Bergen eingeschlossenen verhältnissmässig schmalen Thale angelegt war. Die Worte Dio's lauten: „Ist nicht die Kunst zu bewundern, wie das Werk in dem wirbelvollen Wasser und in dem lehmigen Boden aufgeführt wurde, da man den Fluss nirgends ableiten konnte? Ich führte die Breite des Stromes an, nicht weil sie überhaupt so viel beträgt (an einigen Stellen ist er zwei-, ja dreimal breiter) sondern weil selbst die schmalste und zum Bau der Brücke bequemste Stelle in der Gegend noch so breit ist. Aber je schmaler das Bett ist, in das die Donau aus dem breiteren zusammenläuft, desto reissender und tiefer ist sie hier, so dass auch dadurch die Schwierigkeit des Baues der Brücke noch vermehrt werden musste“ 1).

Aus dieser Beschreibung der Localität, die Dio Cassius gibt, ist zu entnehmen, dass wenn Trajan die Brücke nicht oberhalb Orsova erbaut hatte, wogegen die gewichtigsten Gründe sprechen — er sie unmittelbar unterhalb der Katarakten, die den Namen des eisernen Thores führen, angelegt haben muss. Auf die Umgegend von Gicli passt die Beschreibung Dio's durchaus nicht.

Es lag in der Natur der Sache, dass die Stelle, wo die steinerne Brücke über die Donau erbaut wurden, ein wichtiger Platz nicht nur als Militärposten, sondern auch für den allseitigen Verkehr werden musste. Wenn vorher noch kein bedeutender Ort an der Stelle existirt hatte, so musste nun einer entstehen. Schon das zur Deckung des Stromübergangs Brückenköpfe, Castelle und befestigte Lager ganz in der Nähe zu errichten notwendig war, legte den Grund zu Städten und Ortschaften. Daher müssen die geographischen Werke und Karten, die Itinerarien und statistischen Übersichten über die Militärstationen aus den Zeiten der Kaiserherrschaft uns Winke und Andeutungen über den Ort, wo die Brücke erbaut worden, geben.

Da es (namentlich aus Dio Cassius) feststeht, dass Trajan von *Moesia superior* (dem heutigen Serbien) aus den zweiten dacischen Krieg gegen Decebalus eröffnete

und er das Hauptheer über die steinerne Brücke gegen die Dacien führte 2): da es auch die *ratio belli* verlangte, dass die Römer mit den im ersten dacischen Krieg gemachten Eroberungen in Verbindung blieben, um diese als Operationsbasis benützen zu können — so muss die Brücke in einer Gegend erbaut worden sein, welche dem Kriegsschauplatze des ersten dacischen Feldzuges nicht allzu entfernt lag. Wir müssen daher die Donaustrasse von der Einmündung der serbischen Morava (Margus bei den Alten) in die Donau unterhalb Semendria bis zu Widin oder Arzer-Palanka (unweit Bononia oder Ratiaria bei den Alten) im Auge behalten 3) und in den alten geographischen und topographischen Werken nachsehen, wo wichtige Militärposten und Donauübergänge angedeutet sind.

Es kommen hier folgende Werke in Betracht:

1. Des Claudius Ptolemäus *Geographie*, welche um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, also nicht sehr lange nach Trajan's Tod abgefasst ist. Er gibt in *Moesia superior* folgende Donaustädte an 4):

Θυσινάκισον, λεγόμενον
Ταράντις
Ἐπίστα
Δερβιάνον
Ἰατταρία Μυσών.

2. Das *Itinerarium Antonini Augusti (Caracallae)* in der Angabe der Orte auf der mittleren Donaustrasse von Viminatio bis Ratiaria 5):

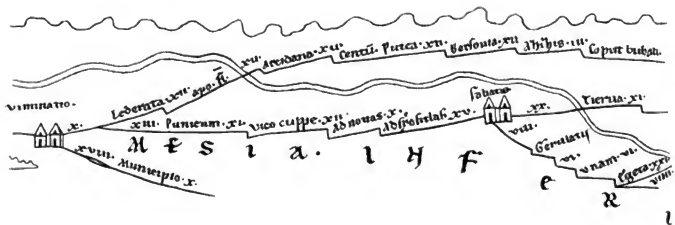
Iter per ripam a Fiminatio

Cuppe M.P.XXIII
Novas M.P.XXIII
Talia M.P.XII
Ageta M.P.XXI
Aquis M.P.XVI
Dortico M.P.X
Bononia M.P.XVII
Ratiaria, Leg. XIII. Gem. M.P.XVII.

3. Die aus der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts herrührende Strassenkarte, welche unter dem Namen *Tabula Peutingeriana* bekannt ist 6), in dem Donaustrassenzuge von Viminatio bis Ratiaria 7):

1) Dio Cass. LXXIII. 12. Mariti II. 26 (indelt Dio, dass er die Localitäten als besonders schwierig für den Brückenbau geschildert habe, in Gegenbild zu sein für diesen Zweck so günstig, als irgend eine andere Stelle an der alten Donau, die Tiefe der Donau gibt er an der Stelle auf höchstens 18 bis 21 Par. Fuss an.
2) Dio Cass. LXXIII. 14. Zonar. Annot. XI. 21. Trav. (Kühnd. II. 34.
3) Vgl. die Taf. VIII beigelegte Karte zur Orientirung über die Lage der steinernen Brücke Trajan's.
4) Ptolem. Geograph. lib. III. 9. ed. Nobe. Lips. 1843. I. p. 181.
5) Itinerar. Antonin. Ang. ed. Parthey et Pader. Berol. 1848. p. 219.
6) Mannert in der Schrift: Res Trajan ad Daub. gest. die diss. de Tab. Peut. serate. p. 101. Norimb. 1793. Die Abschrift gehört dem XII. Jahrhundert an.
7) Tabul. Peutinger. ed. Mannert Lips. 1824. Fol. Segm. VI et VII. Vgl. den beigelegten Holzschnitt (Fig. 1) über einen Theil von Mädan und Dacien aus dem auf der k. k. Hofbibliothek in Wien befindlichen Original der Tabula Peutingeriana.

1) Dio Cass. LXXIII. 12. Mariti II. 26 (indelt Dio, dass er die Localitäten als besonders schwierig für den Brückenbau geschildert habe, in Gegenbild zu sein für diesen Zweck so günstig, als irgend eine andere Stelle an der alten Donau, die Tiefe der Donau gibt er an der Stelle auf höchstens 18 bis 21 Par. Fuss an.



(Fig. 1)

Viminatio (nach Lederata, mit Donauübergang von Apo(n)te) bis nach Tibiscu).

XIII Punicum

XI Vico Cuppe

XII ad Novas

X ad Scrofulas (vielleicht zu lesen: ad Scopulos).

XV Faliatis (mit Donauübergang nach Tierna, Ad mediam bis nach Sarmizegethus).

VIII Gerulatis

VI Unam

VI Egata (mit Donauübergang nach Drubetis, Anutria an die Schyl und Aluta).

VIII Cleuora

VIII Ad Aquas

XXIII Dortico

XXV Ad Malum

XVI Ratiaris.

4. Die *Notitia dignitatum Imperii*, welche aus dem Anfange des 5. Jahrhunderts herrührt ¹⁾. In den Capiteln, welche Moesia Prima und Dacia Ripensis (d. i. Theile der alten Provinz Moesia Superior) betreffen, werden die damals noch bestehenden Militärstationen mit ihren Besatzungen angegeben.

A. In *Moesia prima* (cap. 38):

Praefecturae legionis VII Claudiae Viminatio.

Praefecturae classis Histricae Viminatio.

Cuneus equitum promotorum Viminatio.

Praefecturae militum Vincentiensium Laederatae.

Cuneus equitum sagittariorum Laederatae.

Cuneus equitum Constantiacorum Pinea.

Cuneus equitum Dalmatarum Pinea.

Praefecturae legionis VII Claudiae Cuppis.

Auxilium Cuppense Cuppis.

Praefecturae militum exploratorum Novis.

Auxiliares Novenses ad Novas.

Praefecturae militum exploratorum Taliatae.

Auxilium Taliatense Taliatae.

B. In *Dacia Ripensis* (cap. 39):

Praefecturae legionis XIII Geminae Aegetae.

Praefecturae classis Histricae Aegetae.

Cuneus equitum scutariorum Aegetae

Praefecturae legionis XIII Geminae Zernis.

Praefecturae militum exploratorum Transdiernis.

Cuneus equitum Dalmatarum Divitensium Dortico.

Cuneus equitum Dalmatarum Bononiae.

Praefecturae legionis XIII Geminae Ratiariae.

Praefecturae classis Ratiariensis.

5. Procopius, Belisar's Secretär, der unter der Regierung des Kaisers Justinian um die Mitte des sechsten Jahrhunderts schrieb, zählt in seinem Werke über die Bauwerke, welche der genannte Kaiser an der Donau in Dacia Ripensis, theils neu errichten, theils restauriren liess, von Viniuacium ausgehend bis Raetaria folgende Orte am rechten Donauufer auf ¹⁾:

ΒΡΗΜΙΝΑΚΙΟΝ.

ΠΙΝΕΥΣ (i. e. Pincum).

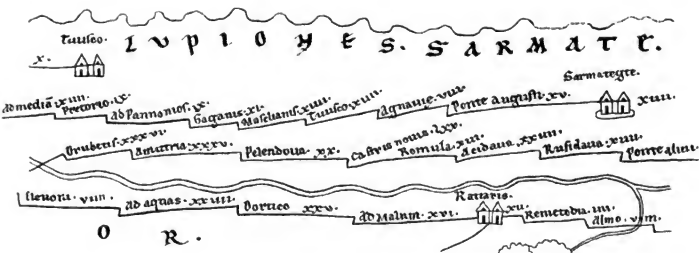
ΚΟΥΠΟΥΣ (i. e. Cuppi).

ΝΟΒΑΙ (i. e. Ad Novas), gegenüber auf dem linken

Ufer Αρδισπαζι.

¹⁾ E. Böcking, über die Notitia dignitatum aetrucae imperii, Bonn 1834, und von demselben die Ausgabe mit Commentar: Notitia dignitatum et administrationum omnium tam civilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis, Bonn 1839—1833.

¹⁾ Procop. de aedificiis ex rec. Dindorf, Bonn. 1828. lib. IV. c. 6. p. 287.



(Fig. 1.)

Tavarás (i. e. Taliatis) mit mehreren Castellen in der Nachbarschaft.

Zápus, Δουδύρατον (i. e. Tierna und Drubetis, gehören aber auf das linke Ufer).

Záves mit mehreren Castellen, so auch

Πόντες (i. e. Trajani) gegenüber auf dem linken Ufer

Θεσδωρα (i. e. Clevara, gehört aber auf das rechte Ufer).

Axós (i. e. Aquis).

Δορικόν mit mehreren Castellen.

Βορσάνα.

Ψατριάνα (i. e. Ratiaria).

Aus der Zusammenstellung vorstehender Ortverzeichnisse gewinnen wir folgende Resultate. Erster wichtiger Posten auf der für die daeischen Kriegsoptionen Trajan's in Betracht zu ziehenden Donaulinie ist Viminacium (das heutige Kostolatz und Breninkolatz mit Ban in der Nähe), das Standlager der VII. Claudia Pia Fidelis ¹⁾, wo Trajan im ersten daeischen Krieg eine Schiffbrücke hatte schlagen lassen, zu deren Schutz die Castelle Picus (am Flusse Ipek), Cuppi und Novae erbaut wurden. Dieser Befestigungslinie gegenüber lag auf dem linken Ufer die Veste Lederata (dieselbe liegt jetzt Uj-Palanka), welche Procopius nicht ganz genau als Novae gegenüber liegend angibt, anstatt sie schon bei Viminacium oder vielmehr bei Picus anzuführen; denn streng genommen lag sie eigentlich diesem Castelle gegenüber. Von Lederata führte nach der Tabula Peutingeriana (die dies Casell noch auf dem rechten Ufer angibt) eine römische Heeresstrasse (durch das

heutige östliche Banat) über Apo (i. e. A ponte), Arcidava, Centum Putei, Bersovia, Ahlbis, Caput Bubali, Tibiscum gegen Sarmizegethusa ²⁾).

Als zweiter wichtiger Punkt erscheint Tannatis oder Taliatis (einige Meilen oberhalb des eisernen Thores bei Lukadnizza oder Kolumbina ³⁾). In der Tabula Peuting. steht irrtümlich Falatis statt Taliatis. Trajan schlug hier seine zweite Schiffbrücke und deckte sie durch eine Reihe von Castellen ⁴⁾. Der Weg von Taliatis über die Donau führte erst am linken Stromufer abwärts nach Tierna, da wo die Caerua in die Donau mündet und jetzt Alt-Orsova liegt ⁵⁾, dann nördlich in das daeische Land über Ad Mediam (Mehedia), Praetorium, Ad Pannonios, Gagana, Macliana nach Tibiscum an den Zusammenfluss der Temes und Bistra ⁶⁾).

Als dritte Hauptposition, welche für unsere Untersuchung die wichtigste ist, erscheint zwischen Taliatis und Dorticum (d. i. Blaska am Timok ⁷⁾) ein Ort angegeben, der bei Ptolemaeus Eteta, im Itinerarium Antonini

¹⁾ Cf. Marsigli, Danub. Tab. 15. secl. XIII. D'Anville Mémoires de l'Acad. des Inscri. T. XXVIII. p. 434. Böcking annot. ad Not. II. p. 474 und 478.

²⁾ D'Anville l. c. p. 436 nimmt für Taliatis an Ruinaro oder Neu-Orsova, Mannert, Geogr. VII, 8 setzt den jetzigen Ort Talia abbin, wo Marsigli Tab. 16. secl. XIV bei dem Thorfe die Ruinen von Sitaravos und Gradusitas angibt. Grissini in der Geschichte des Temesvarer Banats bezeichnet Columbina als Ort der Schiffbrücke. Vgl. über das Nähere bei Böcking l. c. p. 486.

³⁾ In der Tab. Peuting. werden Ad Serolinas und Gerutalis, bei Procopius die Φρούρια Καταβλάνας, Σπόρος und Καρφός genannt.

⁴⁾ Mannert res Traj. p. 26. l'no mill. geogr. supra Orsova veterem, in occidentali Buniis Caerana latera, Ptolemaeus eundem locum qui et in Digestis et alibi sub nomine Coloniae Zernensis clarectis, Dierzax appellat. Die Behauptung Mannert's aber, dass Colonia Zernensis und Traudensis gleichbedeutend sei, ist sicher falsch.

⁵⁾ Tabul. Peuting.

⁶⁾ Cf. Böcking l. c. 494.

⁷⁾ Böcking annot. ad Not. Imp. II. 472 liest die verdorbene Stelle im Itiner. Ant. p. 122: Margo P. M VIII. (Viminacio M. P. X.) Leg. VII. CL. P. F.

und in der Tab. Peutling. ¹⁾ Egeta, in der Notitia Imperii Aegeta ²⁾ heisst. Dass bei Ptolemäus für Eleta gelesen werden müsse Egeta ³⁾, unterliegt keinem Zweifel.

Dass Egeta ein sehr wichtiger militärischer Punkt war, geht aus Mehreren hervor. Ptolemäus, der nur die bedeutendsten Städte nennt, führt den Ort an. Die Tab. Peutingeriana setzt einen Donau-Übergang dabei an zu der Heeresstrasse über Drubetis, Amutria und andere Stationen, die zu den Flüssen Schyl und Aluta und zu den Pässen Vulcan und Rothenthurm führte. Die von derselben Tabula bei Egeta angeführten Orte Unam und Cleuora waren ohne Zweifel Castelle zum Schutze des wichtigen Donauüberganges. Noch im Anfange des fünften Jahrhunderts findet sich nach der Angabe in der Notitia Imperii ein Theil der leg. XIII. Gemina und der Istrischen Flotte dasebst stationirt. Wenn ein Zweifel über die Lage von Egeta und seine Identität mit den Orte, wo Trajan die steinerne Brücke über die Donau erbaute, noch bestünde, so muss dieser ganz und gar verschwinden, wenn man die Angaben des Procopius liest, die er über die Orte zwischen Tanatis (d. i. Tanatis oder Taliatis) und Aquis bei Dorticum liefert, wobei er ausdrücklich sagt, dass in dieser Gegend Trajan die steinerne Brücke über die Donau erbaut habe ⁴⁾.

Nachdem Procopius von dem Castell Caput bovis unterhalb Tanatis und der Stadt Zanes gesprochen, nennt er das Castell Pontes. Er fügt hinzu, dass an dieser Stelle die Donau sich in zwei Arme theile und eine Insel bilde. Dieses sei durch Kaiser Trajan bewerkstelligt worden, als er die römische Herrschaft auch jenseits der Donau habe ausbreiten wollen. Er habe damals an dieser Stelle eine Brücke erbaut, um zu jeder Zeit frei und ungehindert über den Strom ziehen und die jenseitigen Barbaren bekriegen zu können. Zu jener Zeit habe er auch auf beiden Ufern Castelle bei der Brücke angelegt; das auf dem jenseitigen Ufer habe den Namen Theodora, das auf der Seite von Dacia Bipensis (d. i. auf dem rechten Ufer) sei Pontes genannt worden. Die letztere Burg, welche durch die Zeit

und durch die feindlichen Angriffe in Verfall gekommen und zerstört worden, habe Justinian wieder aufgebaut, und zwar unter dem Namen Pontes; das andere Castell auf dem jenseitigen Ufer sei in Ruinen liegen geblieben. Aber von Justinian seien noch mehrere andere Castelle errichtet worden bis in die Nähe der nicht entfernt liegenden kleinen Stadt Aquis (ad Aquas), die ebenfalls wieder aufgebaut worden. Dann nennt Procopius noch weitere Burgen und Städte die Donau hinab, darunter in der Reihenfolge: Dorticon, Bononia und Raetia.

Man sieht aus der Vergleichung des Procopius mit Ptolemäus und dem Itinerar. Antonini, dass er das Castell Pontes an der Stelle, wo letztere die Stadt Egeta habe, nennt, und dass dahin ohne allen Zweifel Trajan's steinerne Brücke zu setzen ist.

Nur hinsichtlich der dabei befindlichen Castelle hat Procopius offensbare Verwechslungen gemacht. Zu seiner Zeit verstand man unter dem daeischen Ufer das rechte, weil Dacia Bipensis nur auf dieser Seite lag; früher aber, als noch die Römer ganz Dacien als Provinz besaßen, war das daeische Ufer das linke. Trajan hat das auf dem linken Ufer zur Deckung der Brücke erbaute Castell sicher nicht Theodora genannt; Procopius hat irrtümlicher Weise das von Trajan auf dem rechten Ufer erbaute Castell Clevera auf die andere Seite übertragen, und ebensowenig verkehrt die Stadt Zanes (wofür Zernes zu lesen) auf dem südlichen anstatt auf dem nördlichen Ufer angegeben. Nach der Notitia Imperii ist Aegeta zu setzen gegenüber Traudierns (in der Nähe des kleinen Flüsschens Czernot), was wohl zu unterscheiden ist von dem Tierna der Tabula Peutingeriana an der Mündung der Czerna in die Donau, wo gegenwärtig in der Nähe die Stadt Alt-Orsova sich befindet ⁵⁾. Procopius kannte nicht mehr den Namen Aegeta, da die Stadt bereits in der Zeit Attila's ganz zerstört worden war, der Platz behielt aber den Namen Pontes. Es scheint, dass die dortige, fast in der Mitte des Stromes liegende Insel ⁶⁾, die durch den Trajanischen Brückenbau erst entstanden war, die später aufgestellte Schiffbrücke in zwei Abtheilungen schied und daher die Benennung: Pontes in der Mehrzahl gebraucht wurde.

Es führen nach den angeführten Daten alle ältesten Nachrichten dahin, dass Trajan's steinerne Brücke einige

¹⁾ In dem Itiner. Antonin. kommt auch die Lesart Aegeta vor.

²⁾ Notitia ad Ill. Anton. p. 218 berichtet: In vestito exemplari Notitiae scriptae ad Ill. Anton. legatur, Böcking i. e. bei nur die Lesart Aegeta gefunden. In Egeta mag wie in dem Nomen der daeischen Hauptstadt Sarmisagethusa (Stadt der Sarmaten-Goten) die Bindelung auf die Geten enthalten sein. Wie Aegeta so Budel nun auch die Schreibung Sarmisagethusa (Gräfer 257. 1.) und das in der Tab. Peutling. vorkommende Sarmisagethusa sollte richtiger Sarmisagete heißen. Es scheint nicht, dass die Römer den Ort erst bekannt haben, sondern dass sich der Name bereits vorfindet.

³⁾ Schönb. Cellar. I. p. 466, S. 43 hat EHTA in EPHTA corrigirt.

⁴⁾ Mauzeret res Traj. p. 29 ladelt mit Unrecht den Procopius und wirft ihm irrtümlicher Weise eine unrichtige Auffassung vor: Omnia nota est aut praeter istam pontis, quon locorum ignarus, error manifeste permittit cum sita primi pontis a Trajano in priore expeditione quod gradicium nobiles jurell. Castellum enim ad istum pontis locum quoniam Pontis; idem in Tab. Peutling. nomen abstant a Ponte in der Zeit Justinian's heisst das Castell bei Aquae in der Nähe von Dorticon l'anc; das munde Procopius genua Wasser.

⁵⁾ Böcking l. c. p. 302. Burgen Zonam (in Notitia Imp.) fortasse Zanes oppidum, quod supra Trajan's pontem fuisse Procopius refert. Über die Lage von Zerna und Traudierns findet sich bei Böcking p. 302 sqq. gehandelt. Locum Zernes (sagt derselbe p. 304) cum hod. Vaskiro oppido Czernets s. Tebernets ad cognominis flavium ostia, in ripa sinistra ripa sito consuevit creditur, Traudierns, de quo loco hic quaerimus, contra Procopium Zernes, ad Czernae fluvii ostia in bod. Hungariae oppido Alt-Orsova, ubi Marsiliae Rem nomen „Orsova, Ant. Rom.“ habet, in sinistra Danubii, dextra Czernae ripa existens creditur. Procopii Haque Zarnes s. Durum forum, a quibus propter oppositum solum Traudierns nomen nostrum castellum receperit.

⁶⁾ Bei hohen Wasserstand ist die Insel nicht sichtbar.

Meilen unterhalb Orsova nächst dem eisernen Thore gestanden habe, wo zwischen dem wallachischen Orte Turn Severin unweit Czernetz und dem serbischen Dorfe Fetisan, das von den Türken in den Ruinen der alten Stadt Cladova erbaut ist, im Donauströme sich eine Sandinsel und ansehnliche Pfeilertrümmer von einer steinernen Brücke vorfinden ¹⁾.

Auch erhielt sich in den späteren Jahrhunderten die allgemeine Überlieferung des romanischen Volkes von der Lage der Brücke in der dortigen Gegend. Damit stimmt die freilich etwas allgemein gehaltene Angabe des Constantinus Porphyrogenitus im X. Jahrhunderte überein, dass die Trajanische Brücke drei Tagereisen unterhalb Belgrad an der Grenze der Türkei (d. i. des Ungerlandes) sich befunden habe ²⁾.

Auch Caspinius, Paulus Jovius und Andere im Anfang des XVI. Jahrhunderts wissen noch davon, dass die Trajanische Brücke bei Severin gestanden habe ³⁾.

Der Graf Marsigli, der im Anfange des XVIII. Jahrhunderts sich lange in Serbien und in der kleinen Wallachei aufgehalten, hat die Localitäten und die Bauüberreste bei Turn Severin und dem Dorfe Fetisan, wie auch die Pfeilertrümmer im Strome ziemlich genau untersucht und sich in bestimmter Weise dafür erklärt, dass an dieser Stelle Trajan die Brücke erbaut habe ⁴⁾. Dieser Ansicht sind vollkommen beigetreten: d'Anville ⁵⁾ und Griselin ⁶⁾, wie auch Mannert ⁷⁾ und Engel ⁸⁾ in ihren Untersuchungen über Trajan's Kriegszüge an der Donau.

Wenn auch einige Stimmen, wie die von dem Philologen Schwarz ¹⁾ und von Sulzer ²⁾ sich für eine andere Lage in der Nähe der Aluta-Mündung in die Donau erklärt haben, so fanden sie doch bei den Geschichtschreibern wenig Beifall, die fast insgesammt im XIX. Jahrhunderte die Lage der Brücke bei Severin als die wahre annahmen. Erst Franke ³⁾ hat die Schwarz'sche Ansicht, wie schon oben bemerkt, wieder zur Geltung bringen wollen, und Büdinger ⁴⁾, durch eine verstümmelte Inschrift irre geleitet, hat die Brücke einige Stunden oberhalb Alt-Orsova (demnach in die Nähe von Taliatis) gesetzt, wogegen unter vielen anderen Gründen besonders spricht, dass man an jener Stelle keine Pfeilertrümmer fand und dass sie überhaupt nicht bei der reissenden Strömung zur Anlage einer stehenden Brücke geeignet ist.

Der ganz ungewöhnliche niedere Wasserstand der Donau im Jänner 1858 liess mit Ausnahme der mittleren Pfeilerfundamente, die der Sand der in der Mitte des Stromes liegenden Insel bedeckt, die Überreste der übrigen erscheinen, und die nähere Untersuchung stellte klar und unwiderlegbar heraus, dass keine andere Stelle als die bei Turn Severin und dem Dorfe Cladova die wahre ist, wo Trajan's steinerne Brücke gestanden hat ⁵⁾.

Es ist sicher, dass Trajan selbst ein grosser Baumeister war, und viele von seinen zahlreichen Bauschöpfungen unmittelbar nach seinen Plänen und Rissen ausgeführt wurden. Die Anlagen von Brücken geschahen meistens unter seiner besonderen Leitung ⁶⁾. Wenn man auch von den Schiffbrücken absieht, welche Trajan über den Rhein, über die Donau und einige ihrer Nebenflüsse, über den Euphrat und den Tigris schlagen liess ⁷⁾, so bleibt doch eine ziemliche Anzahl stehender Brücken übrig, die theils von Holz, theils von Stein Trajan in den verschiedenen Theilen seines Reiches erbaute. Namentlich errichtete er mehrere in Italien: über den Metaurus ⁸⁾, den Anfidus ⁹⁾ und die pontinischen Sümpfe ¹⁰⁾; auf der pyrenäischen Halbinsel baute er ebenfalls einige Brücken: eine wurde in Lusitanien zu Aquae Flaviae über den Tamago ¹¹⁾, eine

¹⁾ Ku öd über die Localitäten an vergleichen die Karten bei Marsigli Danub. II. p. 21 ff. D'Anville l. c. p. 426: „Je ne vois point de lieu qui lui convienne comme lui celui de Fetisan, près du quel de chaque côté du Danube on distingue les vestiges d'une ancienne forteresse sous le nom de Cladova à une petite distance au dessus de ce qui reste du pont de Trajan.“ Damit stimmt Mannert, Geogr. VII, p. 82 überein. Marsigli Tab. 16, sect. XIV gibt auf dem rechten Ufer römische Basen an bei Corvita, Banal, Cladova, Fetisan, Corvinograd. Auch auf dem linken Ufer finden sich Spuren von mehreren römischen Castelln. Marsigli II. 26. Nach den neuesten Spezialkarten wird der in Serbien Turn Severin gegenüber liegende Ort Kostol oder Kostula (vielleicht das römische Castra?) genannt.

²⁾ Constantinus Porphyrogenus. de thematib. et administr. imperio (ed. Bonn 1810 p. 173) lib. II. c. 40: „Ἡ τοῦ Στρατιῶτος Τραϊανῶς γέφυρα κατὰ τῆς Τουραίας; ἄρχην, ἔσται δὲ καὶ Βολγαροῦ ἀπὸ τοῦ τριῶν ἡμέρων τῆς αὐτῆς γέφυρας. Cf. Engel l. c. p. 207. Constantinus gibt dann auch noch an, dass Belgrad 2 Tagereisen von Sirinium (Mitrowitz) entfernt liege, wudurch Franke's Ansicht (S. 129) von der Unbestimmtheit der Länge der Constantinischen Tagereise leicht widerlegt werden kann.

³⁾ Paul. Jov. hist. ad temp. lib. XI. Altera (pars Valtichis) ad meridiem versus Ierominibus Danubia atque item ab oceanis Transylvaniae flura attingens ad oppidum Severinum, cui Trajanus pontis admirabilis pilarum triginta quatuor, aequans totos oceanos Danubia celsior.

⁴⁾ A. F. Comes Marsigli, Daemibus Pannonico-Mysiacis. Observat. geogr. astr. hydr. hist. phys. illustr. 4 Voll. Hg. of Amst. 1726 Fol. cf. T. I. Tab. 16. 37. 39. 4. Tab. II. p. 21 ff. und 25 ff.

⁵⁾ D'Anville Mémoir. de l'Ac. d. Inscr. XVIII. p. 426.

⁶⁾ Griselin Gesch. des Domestruer Basins. Wien 1786. H. 200.

⁷⁾ Mannert res Trajan. p. 46 seq.

⁸⁾ Engel, commentat. de expedit. Trajan. ad Danub. Vindob. 1795. p. 205.

¹⁾ Plin. Panegyric. ed. Schwarz in Praefat.

²⁾ Sulzer, II. c. 6.

³⁾ Franke, zur Geschichte Trajan's. Götzwor 1827. S. 127 ff.

⁴⁾ M. Büdinger, österr. Gesch. b. 2. Abg. des 12. Jahrh. Leipz. 1858 I. S. 21.

⁵⁾ Vgl. Anhang, die Berichte an die k. Central-Commission zur Kerkhaltung und Erforsch. d. Baudenkmale.

⁶⁾ Über Trajan's Brücken im Allgemeinen: Dio Cass. LXVIII. 15. Plin. Epist. VIII. 4. Luperid. Alex. Sever. c. 25. Die Basreliefs auf der Columna Trajan. Suidas s. v. Νᾶῶς. Vgl. Franke zur Gesch. Trajan's S. 102 ff. und 584 ff.

⁷⁾ Dio Cass. LXVIII. 21. 22. 26. 28. Suid. s. v. Νᾶῶς. Ammian. Marcell. lib. XXV. 3. Münzen bei Mediolanob. 157. 163. Spaham de usu et praed. num. p. 858.

⁸⁾ Inscrift bei Zell, Epigraph. I. nr. 1253.

⁹⁾ Wesseling ad Rim. Ant. p. 120.

¹⁰⁾ Dio Cass. LXVIII. 15.

¹¹⁾ Inscrift bei Orelli, n. 162.

andere in Spanien bei Salamanca über den Tormes ¹⁾), eine dritte bei Alcantara über den Tajo gebaut. Die letztgenannte steinerne Brücke, welche sich noch bis zum Jahre 1858 erhalten hatte, wird als ein besonders prachtvolles Bauwerk gerühmt. Sie wurde von dem Baumeister C. Julius Lacer errichtet im Jahre 1605, also ungefähr gleichzeitig mit der steinernen Brücke über die Donau ²⁾).

Die steinerne Brücke über die Donau erbaute Trajan nicht selbst³⁾; er liess sie durch den ersten Architekten seiner Zeit, den berühmten Apollodorus von Damascus ⁴⁾), einen syrischen Hellenisten, erbauen, dessen eminente Kenntnisse in der Mechanik und Bankunst der Kaiser bei fast allen seinen grossen architektonischen Werken verwendete.

Wir haben noch von Apollodor ein für die Kriegswissenschaft der Alten höchst bedeutendes Werk in griechischer Sprache unter dem Titel: *Ἱστορικὰ* (über Kriegsmaschinen), welches bis jetzt noch nicht die verdiente

Beachtung von den Alterthumsforschern erhalten hat ⁵⁾. Trajan übertrug unserem grossen Architekten die Anlage des Forum Ulpium in Rom mit den prachtvollen Gebäuden und den beiden Triumphbögen und der Trajanssäule. Auch das Odeum und Gymnasium wurden von ihm erbaut ⁶⁾. Auf einem der beiden Triumphbögen hatte er sein eigenes Bildniss angebracht. Dieses hat sich durch einen eigenthümlichen Unfall bis auf den heutigen Tag erhalten. Constantin der Grosse liess sich einen Triumphbogen zum Theil von abgetragenen Trajanischen Bauwerken errichten. Seine Zeit war nicht im Stande, in der Baukunst so Vorzügliches wie in der Trajanischen zu leisten. So geschah es, dass von dem geplünderten Trajanischen Triumphbogen der Constantinische zusammengesetzt wurde und auf letzteren das Bild Apollodor's kam ⁷⁾.

Apollodor errichtete auch noch unter Hadrian grosse Bauwerke ⁸⁾, er fiel aber zuletzt durch seine Freimüthigkeit bei diesem Kaiser in Ungnade. Er hatte einen Tadel gegen einen Hadrianischen Bauriss ausgesprochen; der von der Richtigkeit der Ausstellung betroffene eitle Kaiser konnte dem Architekten seinen Freimuth nicht verzeihen; er verbannte ihn zuerst aus Rom und liess ihn später hinarichten ⁹⁾.

Wir erfahren aus Procopius, dass Apollodor nicht nur die steinerne Brücke über die Donau erbaut, sondern auch eine Schrift darüber verfasst habe, worin die Construction des grossartigen Bauwerkes vollständig dargelegt war ¹⁰⁾. Es stimmt damit der im 12. Jahrhundert lebende Byzantiner Tzetzes überein, der zwar die Hauptangaben, die er über die Brücke enthält, nach seiner ausdrücklichen Erklärung dem Dio Cassius entnommen hat, aber ausserdem doch noch einige interessante Notizen beifügt, und dabei bemerkt,

¹⁾ Reimar, ad Bion, Cass. LXVIII. c. 12.

²⁾ Gruter 162, 1, FabelH. Col. Trajan. p. 160, Franke, S. 584 theilen die am Zugange zu der Brücke befindliche Inschrift mit, die aber nicht aus Trajan's Zeit rührt, dagegen ist die auf dem Triumphbogen, der mitten auf der Brücke stand, befindliche Inschrift von einer Anzahl spanischer oder lusitanischer Manicipien für den Kaiser Trajan selbst, sie beginnt mit den Worten: Imp. Caesaris Divi Nervae F. Nervae Trajanus Aug. Germ. Dacico Pontif. Max. Trib. Pot. VIII. Imp. V. Cos. Y. P. P. Leges in dem Artickel „Brücke“ in der Encykl. von Erich und Gruber, Bd. XIII, S. 28 beschreibt die Brücke näher. Er gibt ihre Länge auf 578', ihre Breite auf 27', ihre Höhe auf 150' an mit 6 vollen Bögen, wozu jeder der beiden mittleren eine Spannweite von nahe 100' habe. Etwas abweichend lautet die Notizen über diese Brücke in dem *Dictionnaire geogr. et statist. hist. de l'Espagne* T. I. Madrid 1848. p. 468, woran die Länge 676' (estill.) und die Breite 28' beträgt. In Bezug auf die Höhe heisst es daselbst: Su altura medida desde el suelo del r. se distribuye: 27' están de ordinario cubiertas de agua, 170 aparecen en seco hasta el pino, que todos componen 213 pies de elevacion; los pios derechos hasta el arranque del arco Gizee 87' y la cavidad de los arcos mayores es de 110'. Die Brücke wurde im Mittelalter herabgelassen, von Karl V. (1543) restaurirt, im 19. Jahrhundert wurden einzelne Bögen zerstört, besonders in den Bürgerkriegen im J. 1836 erlitt die Brücke sonderliche Beschädigungen, dass sie nicht mehr gebraucht werden konnte. Nach einer Notiz in der *Madrider Preinsal- Correspondenz* vom 9. Jun 1838 (vgl. *Wiener Presse*, 17. Jun 1838) ist die Brücke vor Kurzem abgebrochen worden, aus die Steine anderweitig zu verwenden.

³⁾ Nölscher, *Dacien*, S. 31 und André legen den Bau der Brücke dem Kaiser selbst bei; sie sind durch eine offener Inschrift, welche man in den Brückenresten gefunden haben wollte, an der unrichtigen Annahme bestimmt worden. Die Inschrift lautet:

PROVIDENTIA AVGVSTI VEDE PONI TIFICIS VIRTVS ROMANA QVI NON DOMAT SVB IVGVN ECCE RAPITVR ET DANVIVS.

Das Wort-piel Pontifex in der eigentlichen Bedeutung und als Kaiser-titel erinnert an die Inschrift der L. J. 1243 von P. Innocenz IV. erbauten Brücke über die Elbe zu Luga: Pontifex amaranus fecit pontem ignarum

⁴⁾ Procop. de aedific. IV. c. 6 nennt ihn ausdrücklich: Ἀπολλόδωρος ὁ Δαμασκένος. Auch Tacit. *Chilid.* II. 24. v. 82 und 91, der nicht aus Procopius seine Nachrichten entnommen hat, nennt ihn als Erbauer. Meyer, *Gesch. der Mildenden Kiste*, Dresden 1836 III. 202 bezeichnet ihn irrthümlich als einen Athener.

⁵⁾ Apollodor's Schrift mit vielen Figuren findet sich von dem Franzosen Thevenot in der Sammlung der *Opera veterum mathematicorum*, Paris 1693. Fol. p. 12-46 herausgegeben. Eine Erwähnung der Apollodorischen Schrift macht der Mathematiker Hero der Jüngere in der *Practica* seines Buches *de ballis machinis*, worin mitgetheilt wird, dass Apollodor seine Schrift dem Kaiser Hadrian gewidmet habe. In einem besonderen Capitel (p. 42) handelt der Architekt im Allgemeinen über den Brückenbau, jedoch nicht über die Anlage steinerner Brücken. cf. *Fabric. biblioth. groec.* IV. p. 230

⁶⁾ *Die Cass.* LXIX. 4.

⁷⁾ Nubner's *Vorh. ab. röm. Geschichte*, III. 221. „Apollodor von Damascus war sein (Trajan's) grosser Baumeister. Sein Bild habe ich die Freude gehabt zu entdecken; es ist ein griechisch gekleideter Mann, wie er dem alten Kaiser eine Zeichnung in einer Rolle überreicht. Er befindet sich auf den Basreliefs des Bogens das Constantia, dessen oberer Theil auf die alexandrinische Weise von den Bögen des Trajan genommen. Unter Trajan kommt die Banknahl wieder an Glanz und Ehre, das verdankt man diesem Griechen.“

⁸⁾ Spartian. *Hadrian*, c. 18. Quam hoc simulacrum post Nervam vultum eius antea duntaxat fuisse consecratum, atque tale Apollodoro architecto auctore sacro Lani mollius est.

⁹⁾ *Die Cass.* LXIX. 4 erzählt über die Sache das Nähere.

¹⁰⁾ Procop. de aedif. IV. 6. Ὅραμα μὲν οὖν τῶν γέφυρων (Trajan's) ἰσχυρὰ, ἐμὲ μὲν οὖν ἐν τῷ σπουδῆ γένεσσι, Ἀπολλόδωρος δὲ ὁ Δαμασκένος, ὁ καὶ παντὸς γέφυρας ἀρχετέκτων τῶν ἔργων, ἐποίησεν.

das der grosse Mechaniker und Wasserbaumeister Theophilus ¹⁾ auch eine Beschreibung des Trajanischen Brückenbaues geliefert habe, die offenbar aus Apollodor's Schrift grösstentheils entlehnt war.

Bei Dio Cassius ist zwar Apollodor nicht genannt, aber es ist nicht zu bezweifeln, dass der Geschichtschreiber die Schrift des Architekten vor sich gehabt hat. Zwar konnte Dio Cassius, der Statthalter in Oberpannonien gewesen, aus eigener Anschauung der Brücke, die damals im Anfange des III. Jahrhunderts noch in ihren Pfeilern stand, das Werk als einen Wunderbau beschreiben nach dem süsseren Eindrucke, den es auf ihn machte, aber die genauen Zahlen von den Dimensionen, welche er an gibt, deuten darauf hin, dass er eine architektonische Schrift vor sich gehabt haben muss.

Die Hauptstelle des Dio Cassius über die Construction und Dimensionsverhältnisse der Brücke ist folgende:

„Es sind 20 Pfeiler aus Quadersteinen, die Höhe derselben beträgt, ungerechnet die Fundamente, 150 Fuss, die Breite aber 60 Fuss. Die Pfeiler selbst stehen 170 Fuss von einander ab und sind durch Bogen mit einander verbunden ²⁾. Sie sind in dem wirbelvollen Wasser und auf dem lehmigen Boden aufgeführt worden, denn man konnte den Fluss nirgends wohin ableiten.“

Aus dem späteren byzantinischen Schriftsteller Zonaras, der den Dio Cassius noch in einem vollständigeren Texte als wir ihn gegenwärtig besitzen, vor sich gehabt hat, und der dazu noch den Geschichtschreiber Appianus aus Alexandria über die daeischen Kriege benützte ³⁾, erfahren wir nichts Näheres über den Brückenbau. Dagegen ist ein anderer byzantinischer Schriftsteller, der nach seiner ausdrücklichen Ausererung den Dio Cassius benützt hat, nämlich Tzetzes, in seinen Angaben hinsichtlich der Dimensionen ganz übereinstimmend mit Dio Cassius, und liefert damit einen Beweis, dass die Zahlen bei diesem nicht in

späteren Abschriften corruptirt worden sind. Tzetzes nennt ebenfalls 20 Pfeiler aus Quadersteinen, die 60 Fuss breit und 150 Fuss hoch gewesen, und die 170 Fuss auseinander gestanden und durch Bogen mit einander verbunden gewesen ⁴⁾. Er führt aber aus dem Werke des Patricius Theophilus die interessante Notiz bei, dass der Architekt Apollodor in der Weise den Brückenbau bewerkstelligt habe, dass er Kästen oder Kammern im Flusse angelegt, in der Länge von 120 Fuss, in der Breite von 80 Fuss zur Fundirung der Pfeiler ⁵⁾.

Zur Vervollständigung der Nachrichten über die Art der Erbauung der Brücke kann noch die Angabe des Procopius dienen, die er offenbar aus der Schrift des Apollodor entnommen hat, worauf er den Leser in Bezug auf das Nähere auch hinweist. Er spricht zwar nicht von den Dimensionen und er gibt auch keine Zahlen an, aber er gedenkt der Schwierigkeit des Baues. Er sagt: „Nicht weit von Zanes liegt ein Castell, Pontes genannt. Der hier getheilte Strom trennt einen Theil des Ufers ab, kehrt aber bald wieder in sein eigenes Flussbett zurück ⁶⁾. Dieses that er nicht von Natur aus, sondern durch menschliche Kunst ist dieses so gemacht worden. Warum der Ort Pontes heisst und weshalb die Donau hier einen künstlichen Lauf nimmt, davon will ich das Nähere angeben. (Er spricht dann darüber, wie Trajan dazu kam, eine steinere Brücke an diesem Orte über die Donau zu erbauen.) Wie er jene Brücke construirte (führt Procopius fort), will ich nicht auseinandersetzen. Apollodorus aus Damascus, der Erbauer des ganzen Werkes, mag das thun. Damals auch erbaute Trajan an beiden Ufern zwei Castelle (als Brückenvesten).— Aber da wegen der Trümmer und der Brücken-Fundamente der Fluss an der Stelle unfahrbar geworden war, so nöthigte man ihn, seinen Lauf wieder zu verändern und sein Bett (den Thalweg) wieder (an der alten Stelle) zu suchen, um die Schiffe zu tragen“ ⁷⁾.

¹⁾ Tzet. Chil. II. 34. v. 91. (Θεοφίλος) λέγειν τὸν Ἀπολλόδωρον τὸν Ἴστρον γερουσίαν. α. v. 87 sq.

Αὐτὸς ὁ φιλοτέχνος ἐν λυμυνοσίαις,
Κῆν ταῖς ἀρκεμισίας ταῖς παραδολοσίαις,
Θεοφίλος ἀνδραγατός, Πατριάρχος, Κομισιστός,
Ἐπαρχὸς τε τῆς πόλεως ταύτης τῆς βασιλείδος.

Da auch Tacitus Theophilus Patricius war, welcher Ehrenamt erst durch Constantin d. Gr. eingeführt wurde, so kann er nicht vor dem Anfange des 4. Jahrhunderts geschrieben haben. Auch das kobe Amt eines Quaestors oder Staats-Secretärs ist erst als ein byzantinisches im 4. Jahrhunderte aufgenommen. Da aber Theophilus auch ἀνδραγατός (Promotus) genannt wird und unter Justinian im 6. Jahrhunderte das Consulat ganz einlang, so kann er nicht nach diesem Kaiser gelebt haben. Der berühmte Jurist Theophilus unter Justinian aber kann hier nicht gemeint sein, denn dieser war, so viel wir wissen, weder Patricius noch Promotus, weder Quaestor, noch Praefectus urbis.

²⁾ Dio Cass. LXVIII. 12. Ἐξ γὰρ ἀρκησίδος εἰσὶ λίθων τετραπέδων σταυροί, τὸ μὲν ὄψος πεντάκωντα καὶ ἑκατὸν πόδιον, πλεῖν τῶν ἑξαμίλιον, τὸ δὲ πλάτος ἑξήκοντα καὶ βιβήκοντα καὶ ἑκατὸν ἀπ' ἀλλήλων πόδιον ἀπέχοντα, ἕκαστον συμπληρούμενον.

³⁾ Zonar. Annot. lib. XI, 21. ed. Boiss. II. 508.

⁴⁾ Joann. Tzet. Chiland. lib. II. v. 67. ed. Kiesting p. 43.

Εἰκοσι λίθοι τετραπέδων πεντάλι,
Πλάτος ἑξήκοντα πόδιον, τὸ δ' ὄψος πλεῖν ἑξαμίλιον,
Ἡδὼν ὡς ἑκατὸν εἰσι ποταμίσματα λαχούσι.
Ἐκαστὸ δ' βιβήκοντα καὶ ἑκατὸν τοὺς πόδιον
Ἀλλήλων ἀπέχοντα, ἕκαστον ἀπ' ἀλλήλων πόδιον.
Ὅσων μὲν ἑξαβήκοντα Τρανίαν τὸν Ἴστρον.

⁵⁾ Tzet. Chiland. I. c. v. 91.

Λέγειν τὸν Ἀπολλόδωρον τὸν Ἴστρον γερουσίαν,
Κεβήτων τετραπέδων πρὸς προδολοσίαις.
Μήκους πόδιον μὲν ἑκατὸν καὶ εἴκοσι, σὺν τοῦτοις,
Εἰς πλάτος δ' ὄψος ἑκατὸν: ταῦτα πασι οἱ γινώσκουσι.

⁶⁾ Procop. de aed. IV. 6. Ὅ τι ποταμὸς ἔχοντα τὴν ἐνταῦθα ἐπέβαλλον ταύτην τε περιεπέδον ὄλιγον τὴν τῆς ἀκτῆς μείζονα, ἐπιστρέφει ἀπὸ τῆς βόθου τὸν οὐρανὸν καὶ ἐπ' ἑαυτὸν ἀνακαίρειται.

⁷⁾ Procop. de aedificiis lib. IV. 6. Der Schluss der Stelle heisst: „Ἄλλ' ἐπεὶ ἐνταῦθα γρημίνιας γινόμενος ἀέλιος τὸ λοιπὸν ὁ ποταμὸς ἐν τῶν τῆς γερῆρος πότιδι ἔρριπτος τε καὶ ἀρκεμισίον κτερούμενος, τοῦτο δὲ ἐνταῦθα τὸν ποταμὸν ἀνακαίρειται μεταπορεύμενος· τὸν αὐτὸν ὄριον καὶ τὴν πότιον ἀνακαίρειται αὐτῆς ὄριον ἐν πλείονον καὶ

Stellen wir die angeführten Angaben des Dio Cassius, Treztes und Procopius über die Beschaffenheit des Ortes, über die Breite des Stromes, über die Anlage des Werkes und die Verhältnisse seiner einzelnen Theile zusammen, so erhalten wir zwar im Ganzen nur dürftige, zum Verständnisse der Sache aber doch ausreichende Nachrichten. Versuchen wir darnach die Erbauung der Brücke anzugeben.

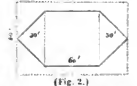
Man benutzte eine am linken Uferanfer (in der Nähe des heutigen Ortes Turn Severin) in den Fluss vorspringende kleine Landzunge zur ersten Grundlage für den ganzen Brückenbau. Von der äussersten Spitze der Landzunge bis zu der Stelle, wo das Ufer sich ansehnlich zur Anhöhe erhoht, wurden die ersten Pfeiler ohne sehr grosse Schwierigkeit erbaut. Sobald dieser Theil der Pilotirung auf der deutschen Seite vollendet war und man von der Brücke ungefähr ein Drittel vollendet hatte, wurde unter diesen fertigen Pfeilern, die auf dem Lande standen, ein Canal gegraben zur Aufnahme eines Donauarmes. Die ausgegrabene Erde wurde zur Anschließung einer künstlichen Insel gegen die Mitte des Stromes verwendet, und zwar von der Stelle an, wo der letzte Pfeiler auf der Landzunge sich befand. Durch Dämme und Fangbuhnen wurde die Hauptströmung, der Thalweg, in den Canal unter den fertigen Brückenpfeilern geleitet. Der eigentliche Wasserbau hatte nunmehr in dem ruhiger fließenden Strome weniger Schwierigkeiten bei der Legung der Fundamente für die Pfeiler zu überwinden. Durch Abblamungen legte man Kammern von 120 Fuss Länge und 80 Fuss Breite im Flusse trocken. Eichenstämme wurden in den Boden getrieben ¹⁾ und darauf die Pfeiler gebaut, welche in der Länge 60 Fuss und in der Breite (d. i. entgegen der Strömung) 50 Fuss hatten ²⁾. Nur die äussere Verkleidung bestand aus Quadersteinen von einer halben Kubikklafter Körpermass. Der mittlere Theil war mit gemischtem Mauerwerke ausgefüllt ³⁾.

Das die Pfeiler gegen die Strömung hin in einen rechten Winkel zuliefen, könnte vermuthet werden, schon um bei Eisgängen die anprallenden Eismassen leichter zu spalten, jedoch finden sich keine Andeutungen darüber, weder in den alten Nachrichten, noch lassen sich aus den noch vorhandenen Pfeilern Spuren davon nachweisen ⁴⁾.

Da die auf den beiden hohen Ufern erbauten Castelle dermassen mit der Brücke in Verbindung standen, dass man nur von ihnen aus auf den Brückenweg gelangen konnte ⁵⁾, so mussten natürlich die Pfeiler in einer sehr ansehnlichen Höhe aufgerichtet sein. Auch schon zur Sicherung der Brücke selbst war es notwendig, die Brückenbahn hoch wie auf einer Stadtmauer zu legen, damit die Feinde nicht zu Schiffe auf dem Strome herbeikommand das Werk erstiegen und sich in den Besitz desselben setzten, oder falls dasselbe ganz oben von Holzwerk bestand, es mit Feuer zerstörten. Aber wenn auch diese Umstände in Betracht gezogen werden, so wird man doch geneigt sein, die angegebene Höhe der Pfeiler von 150 Fuss für ungenau oder übertrieben zu finden, zumal ausdrücklich dabei erwähnt wird, dass die Fundamente in dem Höhenmasse nicht inbegriffen waren ⁶⁾. Da die Handschriften des Dio Cassius in den Zahlenangaben nicht differiren, da auch Treztes, der hier den Dio Cassius ohne Zweifel ausgeschrieben hat, vollständig übereinstimmt, so können wir nicht annehmen, dass durch die Abschreiber unrichtige Zahlen in den Text des Dio Cassius gekommen. Ganz unstatthaft aber ist die Annahme von einigen neueren Schriftstellern, man müsse bei dem Höhenmasse im Dio Cassius nicht Fuss- sondern Palmens-Mass verstehen, denn letzteres sei bei architektonischen Dimensionen das

bestehen. Der weitere Aufbau dürfte aus den Ufer-Pfeilern (Brückenköpfe), deren Basis auf manchen Stellen von Aussen noch heute Quader vorliegen, zu ertheilen, aus griechischem Mauerwerk (Bruch- und Backsteinen) bestanden haben.

¹⁾ Fabretti cod. Traj. synagm. p. 98 meist, auf die Angabe bei Vitruv. l. c. v. 91 seq. gestützt, wo von 120 Fuss langen Kammern zur Legung der Fundamente die Rede ist, die Pfeiler seien auf beiden Seiten spitz angefaßen in folgender Gestalt:



(Fig. 2.)

²⁾ *ἡ ἐπιπέδη ἀπέδη ἕξαστα*, Francke, s. Geogr. Trajan's S. 120, Not. 3 versteht offenbar den Procopius nicht richtig, wenn er ihn sagen läßt, dass zu seiner Zeit die ausgehauenen in den Fluss gefloßenen Brückenräumer daseelbst dergestalt versammelt geblieben, dass er nur durch Ableitung in einen andern Canal (?) wieder schiffbar gemacht werden konnte.

³⁾ Aus dem Bericht des k. Majors H. Imberville von 6. März 1858. „In der Mitte eines Brückenpfeilers fand sich ein eigenartiger Erbstamm“, und in dem Bericht des H. Pfarrers Bilsky: „In der Mitte des Pfeilers Nr. 1 befand sich ein mit weichen Brettern angelegter Eichenstamm in senkrechter Lage in Beton.“ Kugel L. c. p. 214. *Ums ex palis, qui ad firmenda pontis fundamenta summi infusus fuit, iubebat Franciscus I. (ergo Franciscus) anserunt post multos interversales Sultano Ottomanico, evolutae, qui ad tres usque quadrantes anius digiti profectus erat.*

⁴⁾ Das Resultat der am 15. Jänner 1858 angestellten Messungen der aus dem unteren Wasser der Donau hervorstehenden Pfeilertrümmer ergab, dass die Pfeiler noch jetzt 69' bis 72' Wiener Mass in der Länge hatten, in der Breite mehrere noch 45' bis 47' (Wiener Mass).

⁵⁾ Bericht vom Pfarrer Bilsky: Die Beschicung lehrt, dass die Pfeiler nicht aus runden in der Gegend gebrachenen Stielen von Aussen mit breitem Backsteinen überkleidet sind, sondern, dass sie mit in der Gegend gebrachenen bekannten theils Sandsteinen, theils Granit mit bis $\frac{1}{2}$ Kubik-Klafter starken Quadern umkleidet, im Inneren aus Beton

⁵⁾ Bericht vom Pfarrer Bilsky: „Die künstlichen Holzwege in der Nähe deuten darauf hin, dass die Uferpfeiler oder Brückenköpfe mit dem Abhöhen durch eine krückenartige Holzbohle verbunden gewesen sind. Die Sohle der Holzwege sind feste von den Fundamenten des Mauerwerks dieser Bänke.“ — Bericht von dem Architektura-Denker: „Von hohen Brückenköpfen gegen die Anhöhe sind Cherestee von Modern sichtbar, die mit der Brücke in Verbindung standen, woraus sich schliessen lässt, dass die Brückenbahn in einer bedeutenden Höhe über dem höchsten Wasserstand erbaut wurde.“ Vgl. auch über die Höhe der Ufer Murgell, Danub. Tom. I. Tab. 39. I, II und III.

⁶⁾ Mauerer res Traj. p. 35. *Quod ad altitudinem distansione formacionem accidet, ut primum visus docuit insperat, ut non diem falsi visus, nec posterior altit apparat — confidendum est, sui Dinnon hujus rei imperitum fuisse aut non constare de verbis graecis, quae nameris exprimit. Aed Murgell II. 26 ff. fidelet mancherlei Ungenauigkeiten an Dio zu tadeln: er meint, die Tiefe der Fundamente sei in dem Höhenmasse mit inbegriffen.*

übliche ¹⁾). Abgesehen davon, dass letztere Behauptung gar nicht erwiesen ist, erscheint die ganze Annahme als eine durchaus willkürliche und selbst unsinnige, denn wenn bei dem Höhenmasse von Palmen die Rede ist, so muss Gleiches auch von der Breite der Pfeiler und der Spannweite der Pfeilerbogen gelten. Da aber das Palmenmass zu dem Fussmass wie 1 zu 4 sich verhält, so würden sich nach der oben angegebenen Ansicht alle Dimensionen auf den vierten Theil von dem, was wir im Dionischen Texte lesen, reduciren; der Bau käme nicht nur um seine Grossartigkeit und sein Wundervolles, worüber Dio Cassius nicht genug sein Erstaunen ausdrücken kann, sondern es würde auch bei Berechnung der Strombreite im Ganzen, welche uns hier allein einen sicheren und festen Massstab abgeben muss, die Entfernung der beiden Ufer von einander sich bedeutend geringer herausstellen, als sie wirklich ist.

Übrigens versteht es sich von selbst, dass bei der Höhe nicht bloss die Pfeilerschäfte, sondern auch die Wölbungen, Bogen oder Pfeilerverbindungen in das Höhenmass mit einbegriffen werden müssen, und sind die Angaben neuerer Schriftsteller von Höhenmassen anderer Brücken richtig, so würde die Höhe der Trajansbrücke über die Donau eine nicht ganz beispiellose sein.

Die Brücke, welche Trajan über den Tormes bei Salamanca in Spanien erbaute, soll 104 Fuss hohe Pfeiler gehabt haben, und von der steinernen Höhe, welche unter Trajan's Regierung von dem Baumeister Julius Lacer bei Alcantara errichtet wurde, werden die mittleren Pfeiler in gleicher Weise wie bei der Donaubrücke auf 150 Fuss Höhe angegeben ²⁾.

Ohne die beiden Brückenköpfe zu zählen, an den beiden Endpunkten der Donaubrücke auf den Ufern, waren es zwanzig Pfeiler ³⁾, welche in ihren Axen 170 Fuss von einander abstanden. Da aber jeder Pfeiler eine Breite von 50 Fuss (nicht 60 Fuss, so viel war die Länge oder Tiefe) hatte, so betrug der Durchlass zwischen den Pfeilern oder ihre Spannweite nur 120 Fuss. Da die Breite der Pfeiler durchaus eine gleiche war, und alle Pfeiler gleichweit von einander abstanden, so lässt sich aus den 20 Pfei-

lern mit den beiden Brückenköpfen ⁴⁾ leicht die Entfernung der beiden Ufer von einander, oder die Breite des Stromes an der Stelle berechnen. Sie betrug: $21 \times 170 = 3570'$ römisch.

Gegenwärtig beträgt an der Stelle die Breite des Stromes 596 Klafter oder 3576 Fuss Wiener Mass. Daraus liess sich folgern, dass das gegenwärtige Wiener Fussmass nur sehr unbedeutend von dem römischen differire ⁵⁾.

Einer der wichtigsten Punkte in der Untersuchung über die steinerne Trajansbrücke über die Donau ist die Frage, in welcher Weise die Pfeiler-Verbindungen Statt fanden. Waren sie gewölbte Bogen, oder waren sie von Holz-Construction? Dio Cassius gebraucht das Wort *σπίς*, welches überhaupt jede Verbindung bezeichnet. Nach der Abbildung der Brücke auf der Trajanssäule ⁶⁾ sollte man vermuthen, dass die Verbindungen der Pfeiler nur bei einem Theile derselben vermittelst steinerer Überwölbungen Statt hatten, die übrigen aber von Holzwerk waren ⁷⁾.

Zunächst kommt der Abstand der Pfeiler von einander in Betracht. Dieser betrug sicher nicht 170 Fuss, wie man aus den Worten des Dio Cassius fälschlich geschlossen

¹⁾ Bericht von dem Architekten Deuster: „Das Plateau der Brückenköpfe beträgt dieselbe Breite eines Pfeilers und dürfte das Widerlager der Wölbung gewesen sein“.

²⁾ Die am 15. Jan. 1858 vorgenommenen genauesten Messungen ergaben, dass die Breite des Stromes von Brückenkopf zum wälschischen Ufer bis zu dem des serbischen Ufer 596 Klafter Wiener Mass beträgt. Marsigli (II, 26) fand die Breite nur 440 Toises = 2846 Pariser Fms. cf. Marsil. epist. ad Montfaucon in Thes. Saltinger. — Die Berechnung bei D'Anville p. 459 und Mauerer p. 54 ist nach dem Messung des Baron Engelhard etwas verschieden. Mauerer sagt darüber: *Baro de Engelhard — Institutum inter utraque parte rudera invenit 535 argyris (Klafter) Viennensium, quae aequat 320 argyris (Toises) Parisi = 2120 pedes Paris. Mauerer, die von der irrthümlichen Ansicht ausgeht, Dio Cassius gebe die Spannweite der Pfeiler zu 170 m, kommen somit zur Strombreite von 4600 röm. Fms. — Ganz richtig und auf falschen Voraussetzungen beruht Frasek's Bemerkung S. 130 Not. 2. „Sehon aus dieser Länge (von 4770' röm.) es sind aber nur 3570' geht hervor, dass die Brücke nicht bei Severin gestanden haben kann, wo die Donau kaum 1000 Schritte breit ist, und so scheint es bis zur Evidenz bewiesen, dass jene Brücke bei Severin nicht Trajan's Brücke gewesen sein kann, so viele Schriftsteller auch, vorzüglich auf das Zeugnis der Pentagischen Tafel gestützt, einer dem andern blind folgen und jedem Irrthum huldigen“.*

³⁾ Vgl. Santì Bartoli Tab. 74. Sagen. 260. und danach einen Theil der Brücke auf beigefügter Fig. 3. Nicht die ganze Brücke, sondern nur ein Theil derselben erscheinend dem Bauwerk, zu welchem sie gehören und dazu noch fünf steinerne Pfeiler mit Verbindungen, von denen ein zwölftelst erscheinend, ob sie von Holz oder Stein gewesen. Vgl. Favretti I, c. p. 201. Bei Mauerer, res. Traj. Fig. 8 ist eine theilweise Abbildung von drei Pfeilern gegeben. Bei Marsigli T. II, Tab. 15 ist mit Grundriegen des Brückens auf der Trajanssäule eine genaue Abbildung der Brücke geliefert.

⁴⁾ Santì Bartoli I, c. II Ponte edificatosi da Traiano era tutto di marmo con gli archi, questo che vediamo e fabbricato di trancato di legno con il suo pillo di pietra forse per le necessità di passarvi. Favretti I, c. p. 96 und 201 meint, dass die Verbindungen der Pfeiler ebenso wie der übrige obere Theil der Brücke von Holzwerk gewesen sei und er beruft sich p. 98 auf eine Münze im Cabinet der Königin Christine von Schweden, worauf die Abbildung eines Bogens der Trajansbrücke von Holzwerk sich befindet.

¹⁾ D'Anville, in des Mémoires de l'Acad. des Inscri. XVIII, p. 459. Mit Recht erklärt sich Frasek zur Gleich. Trajan's, S. 136, sehr entschieden gegen diese Ansicht D'Anville's.

²⁾ Lacer, im Attilik „Brücke“ in der Hist. Encycl. Bd. XIII, S. 128 ff. Das Diccionario geogr.-hist.-litt. de España. Madrid 1848, p. 406 bestimmt die Höhe auf 120' (castril).

³⁾ Die Nachricht des Paus. Justin, dass es 24 Pfeiler gewesen, ist eine ganz unrichtige. Marsigli (II, 25 ff.) stimmt nicht ganz genau 22 an. In dem Bericht des H. Architekten Deuster über die am 13. Jan. 1858 an Ort und Stelle angestellten Messungen und Untersuchungen heisst es: „Im Strombett waren 16 Pfeiler sichtbar, wovon 3 vom wälschischen Ufer bis zur Insel und 11 Pfeiler von der Insel gegen das serbische Ufer aufgenommen wurden, die ganze Brücke dürfte jedoch aus 30 Pfeiler erbaut worden sein, da sich in dem Zwischenraum des mit Nr. 5 bezeichneten Pfeilers bis Nr. 6 jeder Pfeiler stülphen lassen“. Man vgl. Taf. 13.



(Fig. 3.)

hat ¹⁾, denn wir würden dann ein viel breiteres Flussbett, als die Donau in der Gegend hat, erhalten ²⁾. Offenbar meinte Dio das Mass des Abstandes eines Pfeilers vom andern in ihren Axen, nicht in ihrer Spannweite ³⁾; es muss demnach in 170' die Breite des Pfeilers, die wir zu 50' (nicht zu 60') annehmen, enthalten sein. Die Spannweite zwischen zwei Pfeilern betrug daher höchstens 120' (wenn 60' die richtige Pfeilerbreite wäre, nur 110') ⁴⁾.

Immer bleibt der Abstand der Pfeiler von einander noch ein weiter, und es muss gewiss als ein überaus schwieriges Bauwerk betrachtet werden, in solcher Spannweite Pfeiler durch steinerne Bogen oder durch Balkenwerk mit einander zu verbinden, schon die Errichtung der dazu notwendigen Gerüste musste ein überaus schwieriges Unternehmen sein. Sollte das Werk Festigkeit und Dauer haben, so war ohne Zweifel eine Verbindung der Pfeiler durch steinerne Bogen leichter auszuführen als durch Balkenwerk: letzteres bot offenbar grössere Schwierigkeiten dar und nur eine sehr complicirte Construction hätte die Verbindung möglich gemacht, aber beim Transport schwerer Lasten und dem Übergange grosser Menschenmassen den ganzen Bau gefährdet ⁵⁾.

Schon aus diesem Grunde ist wohl nicht anzunehmen, dass die Verbindungen der Pfeiler von Holzwerk gewesen ⁶⁾, aber es spricht auch noch gar manches Andere gegen die Holz-Construction. Trajan hätte seinen Zweck, eine beständige und ununterbrochene Verbindung mit den Ländern jenseits der Donau nur halb erreicht, wenn er ein so unsicheres Werk, das jeden Tag durch Feuer zerstört werden konnte, errichtet hätte. Wir hören, dass später der Kaiser Hadrian den oberen Theil der Brücke habe abtragen lassen, aus Furcht vor den nordischen Barbarenvölkern, sie möchten die Brücke zu bequemern Einbrüchen ins Römerreich benutzen ⁷⁾. Wäre der obere Theil von Holz gewesen, so hätte Hadrian diese Vorsorge nicht nöthig gehabt: man hätte in der Zeit der Gefahr, wo die Brücke nicht mehr verteidigt werden konnte, den Übergangsweg schnell durch Feuer zerstören können; bei steinernen Bogen war eine rasche Zerstörung des Überganges nicht leicht möglich, da den Alten es an augenblicklich wirkenden Mitteln fehlte, grössere Steinmassen zu sprengen.

Indem es daher mehr als wahrscheinlich ist, dass die Brücke mit steinernen Bogen versehen war und einen steinernen Übergangsweg hatte, wird nicht damit behauptet, dass nicht die Gallerien und manches Beiwerk an der obersten Brückenbedeckung von Holz gewesen sein können ⁸⁾.

¹⁾ indem man diese Spannweite der Bogen annahm, bestritt man die Möglichkeit der Ausführbarkeit der Letzteren. Gualter traité des Ponts. Paris 1716, p. 2. Les dimensions d'un pareil ouvrage sont presque au dessus de toutes les idées des architectes d'aujourd'hui, s'il est vrai qu'ils n'ont été siés. Reimar, ad Dion. (Cass. LXVIII, 12, Tom. II, p. 1129). Eritiani Fabretti hoc non argimus, hincmodi trabationes pontis intellegi non vultimus, dum hincmodum pontem dixit, sed tantum pilas (sunt et aliorum quis columnas Trajani refectoribus) et lascos sicut in eis murallibus reperibendos.

²⁾ Manmert, p. 54, bemerkt, dass man bei dieser Berechnung die Breite des Stromes von 4800' erhalte, id quod istitutum Desubili spud Severianum longe excedit.

³⁾ Nach des am 15. Jan. 1855 vorgenommenen Messung betrug die Entfernung der Pfeiler vom Mittel zum Mittel 289 2' 2" = 170' 3" Wien. Mass, der Durchlass 185 2' 2" = 110' 3" W. M., woraus sich sogleich ergeben würde, dass das Wiener Mass sehr ansehnlich von dem römischen verschieden ist.

⁴⁾ Marcell stimmt mit Fabretti die Pfeilerbreite zu 60' an, und bringt diese bei der Dionischen Angabe der Spannweite von 170' in Abzug, so dass die Bogenweite nur 110' röm., oder 102' Pariser Mass betragen habe.

⁵⁾ Wir stimmen ganz Manmert p. 57 bei: Fec, formosae esse lignosae circum diametrum non pro dimensione 170 pedum, sed juxta orientatum Marcellii pedum 102; tunc considerat architectonica arte vel leviter imbutus, non quoslibet lignos, simpliciter est, quem figura ostendit, modo later se orax, sine alio fulcro, sicut ipsa ostentare, molto

minus superjectae structurae pondus maximum suscipere sine ruina possunt.

⁶⁾ Deuster's Bericht vom 15. Jan. 1858: „In der vorderen Ansicht der Brückenböge sind Lächer mit einem Querschnitt von 3' bis 6' und einer Tiefe von 18' bis 2' sichtbar, in denen Oberseite von Holz aufgefunden wurden“. Fraucke, S. 131, Not. 2 sagt: „Dass alles Obere an der Severian Brücke Holz gewesen ist, beweisen noch die Lächer in den Pfeilern, aus welchen die Balken heraufgeführt sind.“ — Die kaiserliche Brücke war aus Überstätzen von Kriegsheeren für die Dauer eines Feldzuges zu wiederholten Malen in solcher Weise mit Balken besetzt worden sein, dass man innerhalb der Spannweite der Pfeiler Holzstämme anbrachte. Bei dieser Gelegenheit mügen auch in die Pfeiler selbst die Balken eingestiftet worden sein, woron jetzt noch die Spuren in den Lächern sich vorfinden. Manmert erklärt sich die Sache anders, p. 57: Interjecta passim foramina, indicio certo, lignos olim inditis fuisse structurae pilorum, quae opus firmissime continerent, sicut lignis petrificatis, foramina varas.

⁷⁾ Dio Cass. LXVIII, 13.

⁸⁾ Über die Abbildung der Trajanbrücke bei St. Bartoli, Tab. 74. Segm. 260 (vgl. Fig. 3) bemerkt Manmert, p. 57. Quod in foraticulis pignore lignarum patet, indicio ordo triples est, ornamenti gratia panto prostantium Fraucke, S. 131: „Die Behauptung, dass die auf der Trajanstafe sichtbar Brückengeleider von Holz seien, ist vielleicht richtig; falsch ist auch, die Bogen für Holz halten zu wollen.“

Dass übrigens Brückenbogen von ähnlicher Spannweite zu erbauen, zur Zeit Trajan's möglich war, lässt sich aus der bereits genannten steinernen Brücke, die Julius Laer über den Tajo im Jahre 103 n. Chr. vollendete, entnehmen. Die beiden dortigen mittleren Pfeiler-Paare, die 150' hoch waren, hatten im vollen Bogen eine Spannweite von nahe 100 Fuss. Die Pfeiler hatten ungefähr $\frac{1}{4}$ der Bogenweite zur Breite, also nicht wie bei der Donaubrücke, wo die Pfeilerbreite mehr als $\frac{1}{2}$ der Spannweite betrug. Die nun zerstörte Brücke von Avignon über die Rhone hatte eine Länge von 2770' mit 21 Bogen, mit einer Spannweite von 100 bis 104 Fuss. Die Pfeiler hatten $\frac{1}{4}$ in der Breite zur Bogenweite. Eine der längsten Brücken in Europa, die heil. Geist-Brücke zu Lyon über die Rhone, hat 2524' mit 19 Bogen von einer Spannweite von 76 bis 107'. Die Pfeiler haben ungefähr $\frac{1}{2}$ der Breite zur Bogenweite ¹⁾.

Bei der Trajanbrücke ist vieles wunderbar und staunenswerth; dazu gehört auch die rasche Vollendung des Werkes. Es ward dazu eine nicht viel längere Zeit als ein Jahr verwendet. Denn als der zweite daeische Krieg im Jahre 104 u. Chr. eröffnet wurde, war die Brücke in soweit schon fertig, dass Trajan sein Heer darüber nach Dacien führen konnte ²⁾. Auch zeigen Münzen, die im Jahre 104 geschlagen wurden, worauf die Donaubrücke erwähnt wird, dass sie damals schon fertig gewesen sein muss ³⁾.

Ein so ungeheures schwieriges Werk in so kurzer Zeit zu vollenden, wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht viele tausend Menschen zu derselben Zeit mit dem Baue beschäftigt gewesen wären. Wie in den alten Zeiten der persische König Xerxes bei der Durchstechung des Vorgebirges Athos verschiedenen Stämmen von den ihm unterworfenen Völkerschaften, wie den Phöniziern, Joniern u. A. ⁴⁾ bestimmte Strecken zur Ausgrabung zutheilen liess, so machte es auch Trajan bei dem Brückenbaue, indem er den einzelnen Abtheilungen seines Heeres, namentlich den Auxiliarcohorten der verschiedenen den Römern unterworfenen Völkerschaften bestimmte Pfeiler, Bogen, Brückenköpfe, Castelle zu erbauen anwies, indem andere schon früher für die Herbeischaffung der nöthigen Baumaterialien hatten arbeiten müssen. Dass in solcher Weise die Arbeiten unter einem grossen Theile der Trajanischen Armee vertheilt wurden, lässt sich schon vermuthen aus den allgemeinen Einrichtungen beim römischen Heerwesen; aber es haben insbesondere für den Brückenbau Trajan's sich auch Spuren erhalten, dass eine Vertheilung der Arbeiten unter den Abtheilungen des Heeres Statt gefunden. Es liefern die Basreliefs auf der Trajanssäule uns Abbildungen von den

Beschäftigungen der Soldaten mit Steinbrechen, Graben, Ziegelbrennen, Holzfällen, Mauern u. dgl., und es finden sich in den einzelnen Pfeilertrümmern und in den Überresten des Mauerwerks Ziegelsteine mit den Stempeln der Cohorten, die bei dem Baue verwendet wurden. Die bis jetzt aufgefundenen liefern Namen von Cohorten, welche zu der leg. XIII Gemina gehörten, die Trajan ganz vorzüglich im daeischen Kriege verwandte, und auch in Dacien ihre Quartiere nehmen liess. In einem Pfeiler fand man Ziegelsteine mit dem Stempel COH III HISP, d. i. Cohors secunda Hispanorum ⁵⁾, in einem anderen einen römischen Ziegel von 15' 6" Länge und 10" Breite und 2" Dicke mit dem Stempel: . . HICRE, d. i. cohors prima Civium Romanorum Equitata ⁶⁾. Von einem dritten Stempel ist nur noch COH . . . lesbar. Diese Ziegelsteine sind im Januar 1858 aus den Pfeilertrümmern genommen, und theils nach Wien, theils nach Bukarest gesendet worden.

Würde man mit grösserer Sorgfalt und Aufmerksamkeit in weiteren Pfeilern nach solchen noch gut erhaltenen Ziegelsteinen Nachforschungen angestellt haben, es würden ohne Zweifel auch die Stempel von den anderen zur leg. XIII. gehörigen Auxiliar-Cohorten ⁷⁾, vielleicht auch von den

¹⁾ Unter dem Namen II Hispanorum gab es mehrere spanische Cohorten. Eine derselben lag schon unter Nero in Illyrien (Armeth, 12 Militärdipl. Tab. I, S. 26); unter des Kaisers Titus und Domitian kommt sie in Pannonia vor (Armeth, l. c. III. 33 und IV. 39). In dem domitianischen Militärdiplom liest Armeth II Hispanorum: es muss aber II Hispanorum heissen, wie die Reihenfolge der Nummern der Cohorten zeigt. Unter Trajan kam die Coh. II Hispanorum mit der Leg. XIII Gemina, wozu sie gehörte, nach Dacien. Im Jahre 1808 fand man am Kaiser bei Klausenburg in Siebenbürgen einen römischen Irststein, welcher der Cohorte erwähnt. Neugebauer, Dacien, p. 242 und Ackner, röm. Alterth. Siebenbürg. im Jahrh. der Central-Commiss. I, S. 25. HM | AEL I TATONI | DEC COH II HIS VIX AN X AEL I IULIANVS SO | CER ET HER | AET SILVANA CON | BEMF C. — Später kommt in der Zeit von K. Antoninm Plin eine Coh. II Hispanorum. Scutala (Armeth, p. 62) und unter Marc. Aurelius eine Coh. II Hispanorum equitata vor, cf. Orell. n. 6944. In den späteren Jahrhunderten der Kaiserzeit findet sich bei Nicola in Kleinasien (Bonner Jahrbuch, XIII, p. 86) und in Afrika in der Tingitanischen Provinz eine Coh. II Hispanorum. (Noll. Imperii.)

²⁾ Die Coh. I. civium Romanorum equitata lag früher, als zu der Leg. V Macedonica gehörig, in Germanis inferior. Vgl. Inschr. b. Grut. II, 1108, 8. Orell. 3298.

³⁾ Nach den beiden Militärdiplomen von Titus und Domitian für Truppen in Pannonia, wo damals die Leg. XIII Gemina stand (cf. Armeth, zwölf Militärdipl. p. 33 und 39) gehörten in den Hillärsbüchern dieser Legion die Ala I und II Aravacorum, I Civium Romanorum, I Frontianus-Tungorum, Praetorius und Siliana und die Cohorten: I Alpinorum peditum und I Alpinorum equitata, I Montanorum peditum und I Montanorum equitata, I Noricorum, I Lepidiana, I Lusitanorum, I Britannicus miliaris, I Hispanorum silliana, I Augustus Hispanorum, I Lucensium, II Astorum et Gallacorum, II Hispanorum, II Augustus Thracum, III Thracum, V Brevacorum, V Gallacorum, Lucensium, V Gallorum, VI Thracum, VII Brevacorum, VIII Brevacorum. Nicht alle diese Auxiliärtruppen verliessen Pannonien und kamen nach Dacien; sondern die britanischen, britanischen, galliischen und thracischen Cohorten: die Ala I Frontianus-Tungorum und die Ala Praetorius, wie auch africanische, spanische, gallicische und thracische Cohorten finden sich später in Dacien.

¹⁾ Leger in dem Artikel „Brücke“ in der Holl. Encycl. von Ersch und Gräber. Bd. XIII, S. 128 ff.

²⁾ Dio Cass. LXVIII. 14.

³⁾ Vgl. oben S. 204.

⁴⁾ Herodot. VII. 23.

zur leg. V Macedonica, Claudia VII Pia Fidelis, leg. I Italica, leg. IV Flavia u. A. gehörigen Hilfstuppen gefunden worden sein.

Die steinerne Brücke leistete dem Kaiser Trajan zur schnellen und kräftigen Führung, wie auch zur raschen und glücklichen Beendigung des zweiten dacischen Krieges die wesentlichsten Dienste. Nimmer konnte er den König Decebalus von mehreren Seiten zugleich angreifen. Da er schon vom früheren Kriege her in Besitz des Eisernen-Thor-Passes und des Hatzeger Thales war, so richtete er seine Angriffe in derselben Zeit von Westen und Süden her auf die festen Positionen Decebal's. Über die steinerne Brücke ergossen sich die römischen Heeresrücken theils an die Schyl, theils an die Aluta, und an den Ufern dieser Flüsse hinaufziehend, drangen sie gegen den Vulcan- und Roethenthurm-Pass ¹⁾ und forcierten überall die festesten und für uneinehmbare gehaltenen Positionen des dacischen Königs. Nachdem die Römer seine neue Hauptstadt in der Nähe des Vulcan-Passes erobert hatten, trieben sie Decebalus von Ort zu Ort, bis er endlich, rettungslos sich verloren sehend, sich selbst den Tod gab, da er die Schmach seiner gänzlichen Niederlage nicht überleben wollte ²⁾. Die Sieger hieben ihm das Haupt ab und schickten es dem Senat nach Rom ³⁾.

Das Ende des zweiten dacischen Krieges fällt in das Jahr 106 ⁴⁾. Trajan erbaute zur Erinnerung an seine da-

rischen Siege die Stadt Nicopolis ¹⁾, dann feierte er bei seiner Rückkehr nach Rom einen zweiten dacischen Triumph und beging grosse Festlichkeiten. Damals liess er das Forum Ulpium anlegen mit zwei Triumphbögen und der Trajanssäule zur Verewigung der gegen die Dacier erfochtenen Siege ²⁾.

Das eroberte Dacien mit den sarmatischen Landschaften, welche Decebalus beherrscht hatte, wurde zur römischen Provinz eingerichtet ³⁾; sie erhielt einen Legatus Augusti zum Propäcator oder Statthalter ⁴⁾ und zwei Legionen: die leg. V Macedonica und leg. XIII Gemina mit ihren Auxiliärtruppen bildeten die militärische Besatzung Daciens ⁵⁾. Heeresstrassen durchzogen nach jeder Richtung hin das Land ⁶⁾. Da durch die blutigen Kriege und den hartnäckigen Widerstand der Dacier die heimische männliche Bevölkerung sehr geschmolzen war; da ein grosser Theil des Volkes, um die Unabhängigkeit zu bewahren, das Land verlassen und neue Wohnsitze sich aufgesucht hatte ⁷⁾; da die noch übrige jugendliche Kriegsmannschaft in die römischen Auxiliärtruppen eingereiht wurde ⁸⁾; so waren im Ganzen von der alten Bevölkerung nur sehr geringe Reste zurückgeblieben.

Das ziemlich entvölkerte Land erhielt neue Ansiedler aus fast allen Theilen des römischen Reiches ⁹⁾, vorzugs-

die fünfte Imperatoren-Begräbniss gegeben (Orell. 161, Grut. 162, 1) und die Münzen bei Oreo, p. 263, Goltz, p. 47, Eckhel VI. 462.

¹⁾ Ammian. Marcell. XIII, 5. Iudicium viciorie contra Dacos. Es ist nicht die an der Donau gelegene Stadt Nicopolis, sondern die gleichnamige Stadt am Hämanggebirge, cf. Mannert res. Traj. p. 71. Egel, de expedit. Trajan. p. 221.

²⁾ Dio Cass. I. c. Eutrop. VIII, 2. — Vgl. Niebahr Vorträge über röm. Gesch. III, 218.

³⁾ Dio Cass. LXVIII, Eutrop. VIII, 2. Ruf. Fest. brevior. Anfänglich war Dacia doppelt getheilt in superior und inferior. Später gab es drei Daciae: Apurana, Auresia u. Maluonica, cf. Heuzen od. Orelli, ar. 6919.

⁴⁾ Gruter. 254, 5.

⁵⁾ Dio Cass. LV, 22. Die von den beiden Legionen in Dacien gefundenen Inschriften finden sich bei Neigebour, Dacien, jedoch nicht vollständig. Ein Claudius Paulus Trib. milit. Leg. XIII Gemina in Dacia kommt in der Inschrift bei Kottmann, Vig. a. 270 vor. Unter Caracalla wird in Dacien C. Aurelius Silvanus Trib. mil. Leg. XIII Geminae Antoniniana genannt, Orelli, n. 1809.

⁶⁾ Tabul. Pentinger. Vgl. Acker, röm. Alterth. in Siebenbürgen, I. c.

⁷⁾ Das letzte Beneficium auf der Coluna Trajan zeigt davon eine Abbitdung, die sich Mannert, res. Traj., Fig. 19 gibt.

⁸⁾ Mannert's Angabe, p. 92, ist falsch: A Trajan temporebus atrocibus sumus (Getarum et Dacorum) in historia non amplius legimus. — Die Ala I Decorum wird bei Orelli, n. 4908 und 5669, die Ala I Ilipa Decorum bei Kellermann, Vigil. a. 243, n. bei Orelli n. 6049 erwähnt. Die Ala Getarum unter Hadrian in Armenia (Petrus. contr. Alan. Eine Coh. I Decor. kommt vor in Britannia (Nepos. Rom. hist. Brit. p. 118, n. 115); eine Coh. I Aelia Decor. findet sich bei Orelli, 2889 und 6688 mit dem Beinamen Antoniniana, ar. 6688, mit dem Beinamen Gordiana, ar. 6690; mit dem Beinamen Postumiana, ar. 6691; mit dem Beinamen Tetriciorum, ar. 6692.

⁹⁾ Dio Cass. LXVIII, 14. Eutrop. VIII, 2. Trajanus vicia Dacia v. toto orbe Romano instituit et copias hominum transalutar ad agros et urbes colendas: Dacia vicia distarbo bello Decebalii viris fuerat exhausta. Arel. Viet. de Caesar. Traj. Dedaciae (in Daciam) colobiorum plerique.

¹⁾ Acker, röm. Alterth. in Siebenbürgen, im Jahrb. der k. k. Central-Commission u. Forsch. und Erhdt. der Baudenkmä. S. 9. gibt die Localitäten genau an. Von Salsita Maria oder Bologofitia führt eine Strasse zum Pass Vulcan, über welchen in dem zweiten römisch-dacischen Feldzuge Trajan's das Centrum der römischen Armee beizubehalten, nachdem die weitherrliche Brücke über den Danubius erlitten war, ein Theil der Legionen denselben überschritten hielten, und sowohl gegen Crispa, auch dem Roethenthurm-Pass, als auch am linken Ufer der vereinigte Schyl hinauf bis Bombast, woesthalb ein röm. Castrum, vordrang. — Letzteres ist 2 Meilen von dem hohen Übergangspunkte des Vulcaner Grenzpasses entfernt.

²⁾ Plin. Epist. VIII, 4. Pulsam regis, pulsam etiam vicia, regem sibi deperantem. Nach einem Beneficium auf der Trajans-Säule bildete sich Decebalus selbst mit einem Dolch. Dio Cass. LXVIII, 14 sagt auch *ἀποκτενῶν ἑαυτῶν*.

³⁾ Über den zweiten dacischen Krieg geben die Beneficium auf der Trajanssäule n. 275—312 und Dio Cass. I. c. die beste Auskunft. Uebersicht Inschriften auf den belagerten dacischen König finden sich bei Gruter 72, 3; 100, 5. Selyert, Mon. Rom. Tac. p. 4 seq., welche auch Neigebour, Dacien, wiederzugeben hat.

⁴⁾ Die meisten Neuesten bestimmen für das Ende des dacischen Krieges das vierzigste Jahr 107, nach dem Vorgange des Hirsauer in Dio Cass. Niebahr (Vorträge über röm. Gesch. III, 218) verweist ganz und gar die Chronologie, Justin, de Const. ed. Sylburg, p. 846 selbst die ganze Dauer der dacischen Kriege mit Einschluss der vierzigjährigen Wälfahrt auf fünf Jahre. *Ἐπιπέτετο δὲ πέντε (spricht Trajan) τῶ ἔτην τούτῳ ἐ ἐκείναι; αὐτὸς μὲν ἔπειτα*. Mannert (p. 74) hat dar-mach mit Hebel das Jahr 106 bestimmt, welches sich aus Inschriften und Münzen rechtfertigen lässt, da Trajan in der Tribunit. potest. IX als Imperat. IV und V erscheint. Imperator IV war er schon am Schlusse des ersten dacischen Krieges vor seinem fünften Consulat (104) und auch im Jahre 106 (Trib. pot. VIII, Imp. III, Cos. V. cf. Orelli. 6837). In Folge der Siege im zweiten dacischen Kriege wurde

weise aber aus Italien ¹⁾ und Griechenland ²⁾. Es ging Trajan's Absicht offenbar dahin, die Länder zwischen der Donau und den Karpäthen schnell zu romanisiren: sie sollten den Kern, die Basis für neue römische Eroberungen bilden. Gegen Osten sollten die Völkerschaften nördlich am schwarzen Meere und weiter bis zu den Armeniern und Parthern, gegen Westen die germanischen Nationen bis an den Limes Romanus und den Rhein unterworfen werden. Die Operationsbasis, der Centralpunkt für die neuen Eroberungskriege musste der römischen Herrschaft vollständig gesichert sein, wenn Trajan sich bei den weiteren beabsichtigten Kämpfen vollständig den Erfolg und Sieg versprechen wollte. Daher ist die ungewöhnliche Sorgfalt und das eifrige Bemühen Trajan's zur vollständigen Romanisirung Daciens zu erklären und daher auch wird es nicht auffallend erscheinen, warum der Kaiser auf seine steinerne Brücke über die Donau so grosse Wichtigkeit legte; sie bildete in Wahrheit den Übergang von dem römischen Reiche mit den alten Stromgrenzen des Rheins, der Donau und des Euphrats zu dem neuen grösseren römischen Reiche, dessen Grenzen weit in das mittlere Europa und in Asien bis zu den Hochgebirgen sich erstrecken sollten. Daher sollten auch die Strassenzüge aus Italien und der Hamus-Halbinsel, welche an die Donau führten, ihre Richtung zur steinernen Brücke nehmen und die lebhafte Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Donauländern gerade bei diesem Knotenpunkte stattfinden. Der Kaiser ordnete für die steinerne Brücke einen Curator an, der zugleich Präfect über die benachbarten Flussgebiete der Donau und Theiss war ³⁾.

Trajan war es nicht beschieden, seine grossen Eroberungspläne vollständig zu verwirklichen; die Kürze seiner weiteren Regierung gestattete ihm nur, die glänzenden Eroberungen im Osten zu machen, wodurch das römische Reich über den Euphrat ausgedehnt und mit neuen Provinzen vergrössert wurde: die Kriege gegen die germanischen Völker, welche von Dacien und vom Rhein aus zugleich bekämpft

werden sollten, aufzunehmen, hinderte ihn der Tod, der ihn in Asien überraschte (117 n. Chr.).

Es lag in dem eiteln Charakter von Trajan's Nachfolger, die Werke und Pläne des Vorgängers nicht fortzusetzen, sondern sie vielmehr zu verächteln. Hadrian gab sogleich bei seinem Regierungsantritte die Eroberungen Trajan's im Oriente grösstentheils wieder auf, ohne durch unglückliche Kriege dazu gezwungen zu sein. Auch in Europa sollte die alte Donaugrenze wieder hergestellt und demgemäss Dacien, die neu gewonnene Provinz, wieder aufgegeben werden. Allein hier konnte die Sache ohne grossen Nachtheil für das Reich nicht ins Werk gesetzt werden. In Dacien waren viele Tausende römischer Bürger angesiedelt worden, die neuen Colonien waren in dem blühendsten Zustande, der Verkehr zwischen der dacischen Provinz und den andern Donauländern war ein überaus lebhafter und selbst in militärischer Beziehung war für die letzteren viel gewonnen worden, da sie sich nicht mehr den Plünderzügen der benachbarten nordischen Barbaren ausgesetzt fanden.

Wider Willen behielt Hadrian daher die dacische Provinz beim Reiche, aber der pracht- und wundervolle Bau der Brücke, dem keines seiner Bauwerke nur im entferntesten gleichgestellt werden konnte, musste seinem Neide fallen. Unter dem Vorwande, dass die steinerne Brücke dem Reiche nicht nützlich sei, da Schiffbrücken den Verkehr zwischen den beiderseitigen Ufern zu unterhalten eben so gut geeignet seien, erklärte er jene nicht nur für entbehrlich, sondern er ging noch weiter; er behauptete die Brücke könne dem Reiche sogar gefährlich werden, indem den nordischen Barbaren dieselbe eine Erleichterung darböte zu ihren Einbrüchen in die römischen Provinzen. Er machte daher das Werk, das noch nicht zwei Decennien bestanden, zu einer Ruine. Dieses konnte nur mit Aufbietung vieler Kraft und Kosten bewerkstelligt werden. Der ganze obere Theil der Brücke ward abgetragen und die steinernen Bogen gesprengt ⁴⁾, nur die hohen Brückenpfeiler liess Hadrian wie traurige Denkmäler des Wunderbaues stehen ⁵⁾. Auch andere Prachtbauwerke Trajan's würde Hadrian zerstört haben ⁶⁾, wenn er nicht doch bald selbst eingesehen, wie sehr er durch seine Handlungsweise die Unzufriedenheit der Römer erregte. Neid über Trajan's Ruhm war auch die Ursache, dass er alle grossen Männer,

¹⁾ Dieses zeigt die schnelle Verbreitung der lateinischen Sprache und die häufig vorkommenden Italienischen Sittennamen in Italien.

²⁾ Es ist dieses aus Pausan. descr. Gr. V. c. 12, und aus dem Gebrauch der griechischen Sprache in dacischen Städten zu schliessen. Vgl. Deltiens über eine in Siebenbürgen gefundene Wachstafel in griechischer Sprache. Sitzungsberichte der Wiener Acad. d. Wissensch. J. 1858, XLVII, 88.

³⁾ Gruter. 448, 3. Seivert. Mon. Rom. in Duc. Vind. 1773 p. 56.

M. PAPIRUS M. P. CUR
PRAEF. CUR I. PAN
IN DACIA PRAEF
KIPAE TRIBUNUS (et) DANV
SH CYRATOIRI PONS
TIS AVG. IN MOESIA
HYBID POP. PLEBSQ
VLPIA THAI
SAB. PATR. R. M. P

Die Lesung III. VIRO bei Francke ist falsch.

⁴⁾ Dio Cass. LXVIII. 12. Ἀδριανὸς δὲ — φοβηθεὶς, μὴ καὶ ταῖς βαρβαρίαις τοῖς προύροις αὐτῶν βιαζομένους βαδία διαβάσεις τῶν Μουσίων ἔ, ἀφείλετ τὴν ἐπιτολὴν κατασκευῆν. Ταύτα. CML. II. v. 50. Τὴν ἡγεμονίαν κατέλαβεν (Ἀδριανὸς) λαβὼν τὴν βασιλείαν.

⁵⁾ Dio Cass. I. c. Ἐστῆσαν (αὐτὸς καὶ τὸν αὐτῶν) αἱ κρηπίδες, εἰς αὐτὰς διόθεν οὐκ ἔχρησαν, κατέπεσε δ' αὐτῶν τὸ πῶρον γινόμενον, ἐν ᾗ ἐπιτολίαν τὴν ἀναρριπτικὴν ἦσαν εὐθὺς οὐκ ὡς θαυμάσιον ἰδὲν ἠργασασθαι.

⁶⁾ Spartian. Hadrian. c. 8. Theatrum quod ille (Trajanus) in campo Martio posuerat, contra omnium volē dextravit.

die sich unter dessen Regierung durch Kriegthaten oder löbliche Werke ausgezeichnet hatten, unter nichtigen Vordänen verfolgte, und einige derselben auch hinarichten liess ¹⁾. Die Verfolgung traf auch den berühmten Architekten Apollodor, den Erbauer der steinernen Donaubrücke. Nachdem Hadrian dessen grosse Talente noch für seine Bauwerke verwendet hatte, fiel zuletzt der grosse Baumeister als ein Opfer des Hasses und des Neides des kaiserlichen Dieltanten in der Bankunst ²⁾.

Seitdem die Brücke in ihren oberen Theilen abgetragen war, konnte sie zwar den Römern nicht mehr von Nutzen sein ³⁾, der Ort aber blieb dessenungeachtet ein wichtiger Militärposten, nicht nur wegen der Castelle und befestigten Positionen in der Nähe, sondern auch als einer der Hauptknoten-Punkte in den römischen Strassenzügen, welche die südlichen Donauländer mit den nördlichen in Verbindung setzten. Neben den steinernen Brückenpfeilern wurde eine Schiffbrücke aufgestellt, und ein ansehnlicher Theil der unteren Donauflotte — sie heisst auch die mösische oder istrische — erhielt daseibst ihren Standort. Bei der Brücke hatte sich bald eine Stadt erhoben, die mit zu den bedeutendsten Plätzen in Mösien gezählt wurde. Sie hiess Ageta oder Egeta ⁴⁾ und findet sich unter den ansehnlicheren Donaustädten bei Ptolemäus, im Itinerarium Antonini, auf der Tabula Peutingeriana und in der Notitia Imperii erwähnt.

Man könnte versucht sein zu vermuthen, dass in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts Kaiser Alexander Severus die steinerne Trajanbrücke über die Donau wieder hergestellt habe: denn ein alter Schriftsteller, Namens Lampridius, sagt im Leben des Alexander Severus, dass von diesem Kaiser die Trajanischen Brücken restaurirt worden seien ⁵⁾. Da aber nirgends konst eine Erwähnung davon geschieht, so ist diese Nachricht offenbar nur in der Weise zu verstehen, dass die noch im Gebrauche befindlichen Trajanischen Brücken von Alexander Severus restaurirt wurden. Dass Dio Cassius nichts von der Sache weiss, der doch ein Zeitgenosse des Alexander Severus war, ja ausdrücklich angibt, dass von der Brücke nur noch die Pfeiler übrig seien, widerspricht nicht der Lampridischen Nachricht, indem Dio Cassius die Geschichte Trajans vor dem Regierungsantritte des Alexander Severus niederschrieb und die

Thaten und Werke dieses letzteren Kaisers selbst nicht mehr überlieferte. Würde Alexander Severus wirklich die Brücke wieder hergestellt haben, so wäre sicher ein solches Werk von den Geschichtschreibern der späteren Kaiserzeit, namentlich von Herodian nicht unerwähnt geblieben. Es würde auch der Nachfolger des Alexander Severus, der Kaiser Maximin, in seinen Kriegen mit den Germanen und Sarmaten, nördlich von der Donau, nicht notwendig gehabt haben, eine Brücke über den Strom schlagen zu lassen, wenn in den mittleren Donaugegenden eine stehende Brücke existirt hätte ¹⁾.

Alexander Severus mag die Castelle bei den Brückenköpfen zu Egeta, namentlich auf dem linken Donauufer bei Trausdierna wieder hergestellt und einen neuen Festungsbau unter seinem Namen turris Severina beigefügt haben. Die Ruine eines thurmartigen Festungswerkes bei der wallachischen Stadt Tschernetz, dem serbischen Orte Cladova gegenüber, also gerade an der Stelle der steinernen Trajanbrücke, bewahrt noch bis auf den heutigen Tag den Namen: Turu-Severin (Severins-Thurm, romanisch: Turu Severinului). Er ist an 26 Fass hoch und ist mit einem tiefen Wallgraben umgeben. Die umliegende Ebene wird Kimpju-Severinului, oder das Lager Sever's genannt. Im Mittelalter wurde ein Theil der kleinen Wallachei von dem Severinrathum das Severiner Banat genannt und der ungarische König Bela IV. übergab dasselbe unter dem Namen: terra de Severiu an die Johanniter im Jahre 1247. Gegenwärtig ist durch neue Anbauungen Turu-Severinului zu einer wallachischen Kreisstadt angewachsen, welche an die benachbarte Stadt Tschernetz fast angrenzt ²⁾.

Unter den Wallachen soll noch jetzt die alte Sage sehr verbreitet sein, Kaiser Severus habe eine Stadt und eine Burg bei Turu Severin, erbaut, das daher von ihm benannt worden. Wenn diese Volkssage auf historischem Grunde beruht, so kann unter dem K. Severus nicht Septimius Severus gemeint sein, von dem weder Dio Cassius noch irgend eine andere Quelle von einem solchen Werke an der Donau Erwähnung thut. Es kann sich nur auf Alexander Severus beziehen. Ganz unrichtig aber dürfte die Meinung eines neueren Schriftstellers ³⁾ sein, dass unter Kaiser Severus jener Flavius Severus zu verstehen sei, der von dem Kaiser Galerius hervorgezogen, als Cäsar unter ihm ein Heer gegen die Gothen und Sarmaten geführt und im Jahre 307 als sein Mitregent gestorben. Dieser hätte nicht nur die Brückenthürme errichtet, sondern auch die Brücke selbst wieder hergestellt. Es sind dieses lauter Annahmen ohne historische Beweise.

Um die Mitte des dritten Jahrhunderts, unter der Regierung des Kaisers Gallienus ging die Provinz Dacia, bei

¹⁾ Dio Cass. LXIX. 3 und 2. Spartian. Hadrian. c. 5 und 7.

²⁾ Dio Cass. LXIV. 4. Tzetze. Chyl. II. c. 82. *Ἀπέλοις τῶν Ἀπολλοδώρου γυμνασίων ἀπέλοις.*

³⁾ Dio Cass. LXVIII. 12. *Ὁ δὲ μέγας καὶ τίς ἀπέλοις τῶν ἑβρῶν ἢ ἡβροῶν ἀπέλοις.*

⁴⁾ Sollten griechische Colonisten, die sich daseibst vorzugsweise niedergelassen, vielleicht den Ort *Ἐγέτα* (an der daciischen Grenze) genannt haben? Die Römer hätten dann den Namen in *Ad Getas* übersetzt oder in *Egeta* corrumpt.

⁵⁾ Lamprid. Alex. Sever. c. 23. *Pontes quos Trajanus fecerat restauravit penes in omnibus locis. Aliquos etiam novos fecit, sed instauratis novam Trajanii restauravit.*

¹⁾ Herodian. hist. Rom. lib. VII. c. 1 und 2.

²⁾ Neigebaur, Dacia, S. 110 ff.

³⁾ Francke, zur Gesch. Trajan's, S. 133.

der im Reich herrschenden Verwirrung und Anarchie, und bei den Einbrüchen gothischer Völker in die unteren Donauländer verloren, und Kaiser Aurelian gab sie ganz und gar auf, indem er alle Besatzungen aus den dacischen Festungen herauszog, so dass die alte Donaugrenze wieder hergestellt wurde. Es gab wohl noch immer eine dacische Provinz, aber nicht mehr im eigentlichen Dacien, sondern in Mösien. Von diesem Lande wurde der Strich, welcher an die Donau angrenzte, als besondere Provinz abgeschieden, als Dacia Ripariensis oder Dacia Ripensis, welche anfänglich auch nach dem Namen des Kaisers Aurelian das aurelianische Dacien genannt worden war¹⁾. Die mösischen Städte unmittelbar am rechten Donauufer wurden namentlich die Städte Dacien genannt worden war¹⁾. Die mösischen Städte unmittelbar am rechten Donauufer wurden namentlich die Städte Dacien genannt worden war¹⁾. Die mösischen Städte unmittelbar am rechten Donauufer wurden namentlich die Städte Dacien genannt worden war¹⁾.

Man wird es daher auch ganz natürlich finden, dass Constantin der Grosse bei seinen Kriegen mit den Gothen und Sarmaten, die öfter ins Römerreich plündernd eingebrochen waren, die günstigen Localitäten bei Egeta benutzte, um die Feinde im eigenen Land aufzusuchen und ihnen da Schlachten zu liefern²⁾. Er benutzte die steinernen Pfeiler von der Trajansbrücke zum Baue einer neuen steinernen Brücke. Es war ihm das Werk dadurch schon sehr erleichtert³⁾. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass nach den siegreichen Feldzügen, worin vom Kaiser der Zweck, den

Feinden Furcht vor den römischen Waffen einzujagen, erreicht worden, der obere Theil der Brücke von den Römern selbst wieder abgetragen wurde, um den nordischen Barbaren nicht den Zugang in das römische Reich zu erleichtern. Es findet sich in der Notitia Imperii, welche ungefähr zwei Menschenalter nach Constantin niedergeschrieben wurde, keine Spur von einer steinernen Brücke zu Egeta oder überhaupt an der Donau. Als Erinnerung an den Zug Constantin's über die Trajansbrücke erhielt sich ein Thurm, den dieser Kaiser bei der Brücke hatte erbauen lassen⁴⁾.

Als die Hunnen die unteren Donau- und die sämtlichen Theilsgenden besetzten und bald auch in das Uferdacien, in Mösien und Pannonien vordrangen, so schützten vor der wilden und unwiderstehlichen Menge der Barbaren weder Ströme noch Gebirge, weder Castelle noch Festungen. Die meisten Burgen, Lager und Städte an der Donau wurden damals zerstört⁵⁾. Dieses Schicksal traf auch Egeta und seine in der Nähe gelegenen Lager, Castelle und Befestigungen.

Später als der Hunnen- und Gothensturm vorübergegangen, als die Heruler, Gepiden und Longobarden in den heimgesuchten Gegenden sich niedergelassen und zeitweise für Constantinopel Kriegsdienste leisteten, gewannen die byzantinischen Kaiser wieder an der unteren Donau festen Fuss. Kaiser Justinian liess die meisten der in Dacia Ripensis zerstörten Städte und Burgen wieder aufbauen. Egeta aber blieb in Trümmern liegen. Dagegen wurden die in der Nähe gelegenen Castelle, die grösstentheils Ruinen waren, wieder neu aufgebaut. Die noch aus dem Wasser hoch emporragenden alten Brückenpfeiler mögen zu den neuen Bauten wie Steinbrüche benützt, zum Theile das Baumaterial geliefert haben. An der Stelle von Egeta, unweit des ehemaligen Brückenkopfes auf der rechten Seite, erbaute Justinian eine Burg unter dem Namen Pons. Das gegenüber liegende Transdierna, welches Procopius fälschlich Theodora nennt, aber blieb in Trümmern liegen⁶⁾.

man Gleichbleib für eine aus Holz bestehende gehalten hat. Vgl. Eckhel, VIII, 23 vqq. Manche meinen, Constantia habe seine Brücke bei Dieli, in der Nähe der Alala-Mündung in die Donau, errichtet lassen; dieses ist aber nicht wahrscheinlich. Schon Gibbon hist. of the decline etc. ch. 14, einmal mit Recht an, dass Constantin auf der wieder hergestellten Trajansbrücke gegen die Gothen gezogen sei. Julian, Caesar, p. 846, gibt an, dass Constantia die Provinz (Dacia), welche Trajan unterworfen, wieder erobert habe.

1) Von diesem Thume macht nur Constantin, Porphyrogen. de administrando imperio, II, c. 40 in einer Stelle Erwähnung, die von allen, die über die Trajansbrücke geschrieben haben, übersehen worden ist. Sie lautet: Τῆς πόλεως γέφυρας [Trajansbrücke], ἐν ᾗ καὶ γέφυρας ἔστι τοῦ ἄλλου καὶ μεγάλου Κωνσταντινοῦ τοῦ βασιλέως.

2) Procop. de aedif. IV, c. 8. Ἀρτίως στρατῶν μεγάλων ἐσθρῆθῆκατος, τὰ τὸ ὄρυγμα κατακόνω σὺδὲν ἰς ἔδαρος ἀπέβη.

3) Procop. de aedif. IV, c. 6. In dem Städteverzeichnis des Hierocles, das Wesseling edirt und commentirt hat (von denen abgedruckt zu Constantin. Porphyrogen. de adm. imper. ed. Bonn. 1840, im Anhang) p. 393 kommen unter den Städten des ehemaligen Ufer-Dacien hier vor: Παρταία, Βουβωνία, Ἀσούτι, Κασπία Νάριον καὶ Ἰσάρι.

1) Entrop. IX, 6 und 13: (Aurelianus) abductos Romanos ex arboribus et agris Daciae in media Moesia collocavit, appellavitque Daciam, quae tunc dicitur Moesia diuidit et in dextra Danubio in mare suavit, cum ante fuerit in laeva. — Ref. Fest. her. Dacia Gallieno Imperatore amissa est et per Aurelianum transiit exinde Romanis dicitur Itaciam in regionibus Moesia et Itardania factae sunt. Vopisc. Aurel. c. 27 und 29. Notit. imper. c. 31. Procop. de aedif. IV, c. 6.

2) Entrop. X, 4. Gothorum ravin profugit. Hist. Chr. ad ann. 332. Vici Gothi in terra Sarmatarum Theopha. ad ann. 331 et 334 Constantin. Die Inschrift auf einer der Constantin d. Gr. gewidmeten Säule (bei Marsigli II, Tab. 17): Fortuna redit et devictus hostis.

3) Anst. Victor. Epit. c. 17 gibt nur die Notiz: hic postea in Danubio struxit. Dass die Brücke von Stein war, sagt das Chron. Paschal. ad an. 328, p. 327 ad. Bonn. in bestimmter Weise: Τὸν ἀποσθῆν κτιστάταις ἰσχυρῶν καὶ γέφυρας αὐτῶν λίσσιον ἔκτισεν. Marsigli II, 31 und Franke S. 123, und im Irrthum, wenn sie behaupten, Constantia's Brücke sei eine hölzerne gewesen. Die Constantinische Mauer, welche bei Marsigli II, Tab. 47 und Mansert, res Traj. p. 49 und Fig. 13 mitgetheilt wird, liefert eine Abbildung von einer Brücke, deren Constructio-

Die Ruine eines Thurmes hat sich bis auf den heutigen Tag davon erhalten; es ist der Thurm Severin, wovon die dabei neu angelegte wallachische Stadt Turn Severin, ganz nahe bei Czeruetz, den Namen führt ¹⁾.

Das Ergebnis unserer Untersuchung ist: Durch die Zeugnisse der alten Schriftsteller, durch die Localitäten und die noch gegenwärtigen Bauüberreste ist festgestellt, dass Trajan seine steinerne Brücke über die Donau nur zwischen dem wallachischen Orte Turn Severin und dem serbischen Dorfe Fetislan (Cladova) erbaut haben konnte; ferner, dass bei Giell gar keine steinerne Brücke existirt hatte, und dass endlich Constantin keine neue steinerne Brücke zu seinen wiederholten Donaubergängen anlegte, sondern die alte Trajanische nur wieder herstellte ²⁾.

Anhang.

Zwei an die k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale eingesandte Berichte über die am 13. Jänner 1858 stattgefundenen Aufnahme der bei Turn Severin in der Donau wahrgenommenen Überreste von alten Brückenpfeilern.

I.

Aus dem Berichte des Herrn k. k. Majors Imbriavice,
ddo. Orsova, 6. März 1858.

„Am 13. Jänner 1858 begab ich mich in Begleitung des Orsovaer Hrn. Pfarrer Bilsky, des k. k. österr. Agenten Starost in Turn Severin, Koller, dann des Ingenieur Deuster und Bau-Polier Brand, welche beide letzten von der k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft delegirt sind, den Bau der Schiffs- werke bei Turn Severin zu leiten, zu den Ruinen der Trajan- brücke.

Der niedere Wasserstand der Donau, nach dem Orsovaer Pegel aufgenommen, betrug an jenem Tage 1'—4' unter Null, daher er auch 16 Pfeiler der alten Römerbrücke über den Wasserspiegel wahrnehmen liess.

Diese Pfeiler sowohl, wie die beiden an dem wallachischen und serbischen Ufer angelegten Brückenköpfe sind aus gegliedertem Mauerwerke angeführt und scheinen nach vorgefundenen Merkmalen durchgehends mit massiven Quadern verkleidet gewesen zu sein.

Auch findet man noch gegenwärtig in einem 10' breiten Pfeiler regelmässig behaute Sandsteine und Quadern von $\frac{1}{4}$ Kubikklafter Körpermass.

¹⁾ Neigebauer, Darlen, S. 110.

²⁾ Francke, zur Gesch. Trajan's, der von neuem die ganze Frage über den Ort der Trajanbrücke verwickelte, statt sie zu lösen, hat geglaubt (S. 123), Trajan habe seine Brücke bei Giell erbaut, Constantin dagegen sei über eine hölzerne Brücke bei Severin über die Donau gegen gotische und sarmatische Völker gezogen, welche letztere Brücke nicht von diesem selbst, sondern von dem Cäsar Flavius Severus erbaut worden sei. Constantin sei dann unverständer Weise als Erbauer der Brücke genannt worden. „So wäre“, schliesst Francke, „jense

Sehr bedauernswerth ist es, dass die Bewohner von Turn Severin sich die grössten der solid zugehauenen Steinblöcke, angeblich zur Ausmauerung eines Braunens, zuwenden und auf diese Weise verwüsten, was Zeit und Elemente an diesem Riesewerke römischer Baukunst noch übrig liessen.

In der Mitte eines Brückenpfeilers fanden wir einen eingemauerten Eichenstamm, von dem einige wallachische Unterthanen brüht waren, Stücke abzulösen, um selbe als Erinnerung an jenes denkwürdige Bauwerk mitzunehmen.“

Dem Bericht waren beigeschlissen Stücke von dem Eichenstamm und seiner Ziegelverkleidung; ferner der Abdruck eines Ziegels, der von einem Pfeiler abgelöst wurde und die noch lesbare Inschrift . . H I C H E trägt, und zwei solche abgelöste Ziegelsteine mit der Inschrift COH II HISP.

II.

Werft-Bauleitung: k. k. priv. Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft
Turn Severin, am 6. März 1858.

Die Überreste der Römerbrücke bei Turn Severin wurden von Unterzeichnetem am 13. Jän. l. J. bei einem Wasserstande (1—4") unter Null nach dem Orsovaer Pegel aufgenommen ¹⁾.

Die Spannweite der Brücke vom Brückenkopf des wallachischen Ufers bis zu jenem am serbischen Ufer beträgt 596 Klafter Wiener Mass, im Strombett waren 16 Pfeiler sichtbar, wovon 5 vom wallachischen Ufer bis zur Insel und 11 Pfeiler von der Insel gegen das serbische Ufer aufgenommen wurden; die ganze Brücke jedoch dürfte auf 20 Pfeiler erbaut worden sein, da sich in dem Zwischenraume des mit Nr. 5 bezeichneten Pfeilers bis Nr. 6 vier Pfeiler eintheilen lassen (vgl. Tafel IX). Die Überreste der Pfeiler haben eine Länge von 11^o—3" bis 12^o und eine Breite von 7^o—3" bis 7^o—5", der mit Nr. 12 bezeichnete Pfeiler ist mit einer Breite von 10^o gemessen worden, auf den noch gegenwärtig regelmässig behaute Sandsteine von $\frac{1}{4}$ Kubikklafter Körpermass ersichtlich sind.

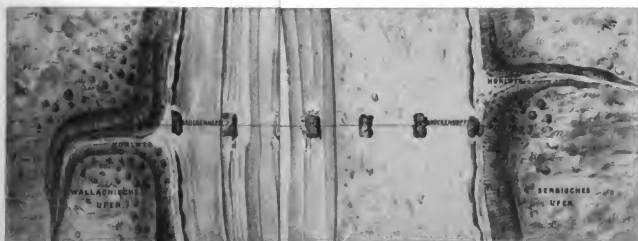
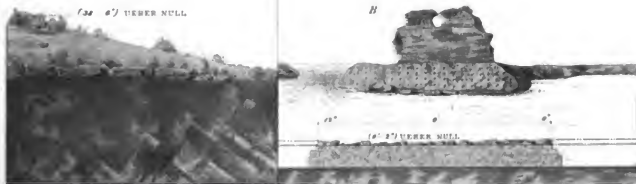
Das Plateau der Brückenköpfe beträgt dieselbe Breite eines Pfeilers und dürfte das Widerlager der Wölbung gewesen sein; — in der vorderen Ansicht der Brückenköpfe sind Lächer mit einem Querschnitte von 3' bis 6' und einer Tiefe von 18' bis 2' sichtbar, in denen Überreste von Holz aufgefunden wurden. Von beiden Brückenköpfen gegen die Anhöhe sind Überreste von Mauern sichtbar, die mit der Brücke in Verbindung standen, woraus sich schliessen lässt, dass die Brückenbahn in einer bedeutenden Höhe über dem höchsten Wasserstand erhalt wurde.

Die Fundirung der Brückenköpfe und Pfeiler bestand aus Beton-Mauerwerk und die weitere Aufmauerung nach aufgefundenen Merkmalen aus gemauertem Mauerwerk mit massiver Quader-Verkleidung.

(gez.) F. Deuster,
Bau-Assistent.

wallachische Volkssage mit dem Bilde der Constantinischen Mäuse in Einklang gebracht und zugleich der unsichtbare Streit über die Brücken bei Severin und Giell geschlichtet.“

¹⁾ Vgl. Taf. IX.



Neuentdeckte Wandgemälde in der Pancratiuscapelle bei Sieding (Kreis U. W. W.).

Von Dr. Gustav Heider.

Eine kleine Strecke von dem Dorfe Sieding (eine Stunde von der Eisenbahnstation Ternitz), V. U. W. W., steht hart an der Strasse eine, nunmehr schon zum Theile verfallene Capelle, die einst dem h. Pancratius zugewidmet war, nunmehr aber, völlig aufgeheben, jedem Belieben der Vorbeiziehenden preisgegeben ist. Der Anblick dieser Ruine bietet in malerischer Beziehung eben nichts Anziehendes und darin mag auch der Grund liegen, dass sie bis jetzt, trotzdem das Innere derselben in kunstgeschichtlicher Beziehung nicht ohne Interesse ist, gänzlich unbeachtet blieb. Nur die kleinen Fenster am Schiffe der Capelle und das im Bogen geschlossene Fenster der Apside, welche sämmtlich die dem romanischen Style eigenthümliche Verengung nach der Mitte zu zeigen, werden dem Kenner die Andeutung geben, dass er es hier mit einem Baue aus älterer Zeit zu thun habe. Dies veranlasste auch mich, diese Capelle einer näheren Untersuchung zu unterziehen und ich glaube mit der nachfolgenden Mittheilung des daselbst Gefundenen dem Interesse der Kunstfreunde Genüge zu leisten.

Die Capelle hat eine sehr regelmässige und einfache Anlage. An den ohnlongen viereckigen Schiffsraum schliesst sich, durch einen breiten Bogen getrennt, ein fast quadrater Altarraum an. Ersterer war ursprünglich mit einer flachen Decke versehen, wie dies aus den an der südlichen Wand in bedeutender Höhe angebrachten drei kleinen Fenstern, wovon das erste ganz rund ist, die beiden anderen im Halbbrunde geschlossen sind, ersichtlich ist, da sie ihrer Stellung nach die Anlage eines Gewölbes nicht zulassen. Gegenwärtig fehlt diesem Raume, welcher durch zwei später ausgebrochene Thüröffnungen ohne Verschluss an der West- und Nordseite zugänglich ist, jede Bedachung; die Südseite zeigt keine Fenster, hingegen, wie an der Westseite, etwas ans der Mitte gerückt, ein ziemlich hohes, aber schmales romanisches Fenster angebracht, welches aber seit Langem verlegt wurde. Der quadrate Chorraum zeigt noch die alte Einwölbung, ein Klostergewölbe ohne Gurten, und wird, wie erwähnt, durch ein kleines, im Halbbrunde geschlossenes Fenster erleuchtet. Ausser dem Gesimse, welches an dem Choreingange in der Höhe des beginnenden Bogens angebracht erscheint und in einfacher Weise aus Wulst und Platte gegliedert ist, sehen wir an dem ganzen Baue keine weiteren charakteristischen Details.

Der ganze Bau würde daher in architektonischer Beziehung nur eine geringe Beachtung in Anspruch nehmen und wir würden den verwahrlosten Zustand desselben, wenn auch nicht gerechtfertigt finden, doch stillschweigend hinnehmen. Aber das Innere dieser Capelle enthält Cherrreste von Wandmalereien, welche, obgleich theilweise übertüncht,

theilweise gänzlich zerstört — doch, da sie zum grössten Theil der romanischen Kunstperiode aus dem Ende des XII. Jahrhunderts angehören, unser Interesse im hohen Grade anregen. Ursprünglich waren der ganze Chorraum der Capelle wie auch die gewölbte Decke desselben und die Wände des Schiffraumes mit solchen Wandmalereien bedeckt. Von allen diesen sind aber nur einzelne Fragmente auf uns gelangt, allerdings hinreichend, um den Kunstcharakter und damit die Zeit ihrer Entstehung bestimmen, allein zu ungenügend, um aus ihnen den ganzen Cyklus der Darstellung entwickeln zu können. Im Capellenraume sehen wir durchaus lebensgrosse Figuren in kräftigen Umrissen gezeichnet, die Gesichtsbildung jedoch und überhaupt die ganze Ausführung roh und unbeholfen. Von den einstigen Farben haben sich nur wenige, wie beispielsweise jene der Gesichter und stellenweise das Roth der Bekleidung, welches vorherrschend in Anwendung gebracht worden zu sein scheint, erhalten. Die Figuren nehmen den Mittelraum der Wandfläche ein, die einzelnen Darstellungen sind nach oben zu durch horizontale Aufschriften mit romanischer Majuskelschrift und darüber mit farbigen Streifen abgeschlossen, über welchen sodann ein kleiner architektonischer Aufbau sich erhebt — jenem ähnlich, wie wir ihn beispielsweise an den Salzburger Wandgemälden und überhaupt an jenen der romanischen Kunstperiode zu sehen gewohnt sind. Der untere Theil dieser Wandgemälde ist grösstentheils noch von der Tünche bedeckt, die in wiederholten Lagen über dieselben gelegt wurde. Durch diese wie auch durch den Einfluss der Zeit erscheinen die ursprünglichen Farben theils abgeblasst, theils gänzlich getilgt; doch könnte es immerhin gelingen, durch eine sorgfältige Entfernung der Tünche einige dieser Wandmalereien wieder blosszulegen. Versuche ähnlicher Art, wie sie der Gefertigte unter freundschaftlicher Beihilfe des Conservators A. Camessa unternahm, haben dazu geführt, dass einige Darstellungen, welche völlig unkenntlich uns entgegentraten, wenigstens in ihren äusseren Umrissen sich erkennbar darstellten. Es sei uns daher gegönnt, in dem Nachfolgenden die Resultate unserer bisherigen Nachforschung dem Leser vorzuführen.

Die Ostwand des Altarraumes zeigt zwei durch das romanische Fenster, welches die Mitte einnimmt, getrennte Darstellungen, und zwar links eine Gruppe von männlichen Gestalten, deren eine das Haupt mit einem spitzen Hute bedeckt hat, mit der noch lesbaren Aufschrift: IUDE-OR . . . rechts sieben Apostelgestalten in der gewöhnlichen Darstellungsweise von links nach rechts gewandt, zuvörderst den h. Petrus mit dem doppelten Kreuze und der Aufschrift: APOSTOLOH . . . Das Fenster selbst war in

seiner Schräge, wie es scheint, ornamental geschmückt und um dasselbe lief eine Umschrift, die zwar dormalen nicht lesbar ist, sich aber auf die oberhalb dem Fenster angebrachte Vorstellung bezogen haben dürfte. Von Letzterer ist nur mehr eine auf der rechten Seite sichtbare Gestalt, entweder ein knieender Engel oder, wie aus der Kopfbedeckung geschlossen werden könnte, eine weibliche Gestalt zu erblicken, welche dem ober der Rundung des Fensters angebrachten kleinen Baue (Altar- oder Kirchenmodelle) zugewendet erscheint.

Die südliche Wandfläche des Capellenraumes hat durch den später erfolgten Ausbruch eines Fensters bedeutend gelitten und nur rechts von diesem treten die Spuren einer Darstellung kenntlich hervor¹⁾. Wir glauben nämlich die Grablegung Christi oder eines Propheten darin zu erkennen, umgeben von nimbrigen Gestalten, unter welchen jene, die dem gleichsam mumienhaft umhüllten Leichnam zunächst steht, eine Frauengestalt ist, ein Leinwand in den Händen haltend. Die Lesung der noch sichtbaren Aufschrift dieser Darstellung ist uns nicht gelungen.

Auf der schmalen Wandfläche, welche sich nach Westen zu bildet, lesen wir die Aufschrift: SAMSON und erkennen daran die Spuren einer Darstellung, welche uns den Samson im Kampfe mit dem Löwen begriffen zeigt.

Auch an der nördlichen Wandfläche treffen wir nur mehr vereinzelte Gestalten, welche, da die darüber einst angebrachte Inschrift gänzlich zerstört ist, nur eine sehr zweifelhafte Bedeutung zulassen. Wir sehen nämlich eine stehende weibliche Gestalt und neben ihr eine grössere männliche (vielleicht Maria Verkündigung), links von dieser Darstellung und von ihr durch eine architektonische Gliederung getrennt, war eine weitere Darstellung angebracht, von welcher jedoch nur mehr die Überreste einer geflügelten männlichen Gestalt sich zeigen. Ausser diesen sehen wir an der Decke dieses Raumes aus der daselbst noch durchwegs haftenden Täuche nur Flügel hervortreten, welche einer grossen Engelsgestalt anzugehören scheinen.

Blicken wir auf die Reihenfolge dieser Gemälde zurück, so dürfte sich schon aus den wenigen Überresten, welche uns erkennbar entgegenreten, die Entwicklung des kirchlichen Gedankens, der ihnen zu Grunde gelegt war, andeuten lassen. Es könnten nämlich durch die Jünggestalten an der Abschlusswand des Chorraumes ebenso die Propheten des alten Bundes, wie durch die Apostelgestalten an eben dieser Wand die Träger und Verbreiter des neuen Bundes, somit links und rechts von dem Altare, welcher der Feier des Opfertodes Christi geweiht ist, Kirche und Synagoge in einer Weise zur Darstellung gebracht sein, wie wir es ähnlich auf alten Darstellungen der Kreuzigung häufig

sehen. Wenn sodann die Darstellung auf der nördlichen Seitenwand als die Verkündigung Mariens, jene der südlichen Seitenwand als die Grablegung Christi, und der mit dem Löwen ringende Samson als das typologische Vorbild der Graberstehung Christi gedeutet werden darf und wenn wir uns erinnern, dass einige der dem weiteren Zyklus angehörenden Gemälde an der nördlichen und südlichen Wandfläche dormalen gänzlich zerstört sind, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Wandgemälde dieses Raumes zur Verherrlichung der bedeutsamsten Momente aus dem Leben Mariens und Christi mögen gedient haben.

Den romanischen Kunstcharakter zeigen auch noch die beiden Gemälde, welche rechts und links an der Abschlusswand des Schiffraumes gegen das Presbyterium zu angebracht sind, und zwar erblicken wir rechts die lebensgrosse Gestalt eines Bischofes mit niolerer Tiara, faltenreicher Casula, die rechte Hand segnend erhoben, in der linken den Bischofstab haltend, dessen einfache Krümme nach Ausssen zu steht. Zu ihren Füssen rechts erblicken wir zwei kleine knieende Gestalten, und zwar zuvörderst eine männliche und hinter ihr eine weibliche. An der linken Wand erkennen wir nur mehr die grosse Gestalt eines dracheartigen Ungethüms.

Unter den übrigen Wänden dieses Schiffraumes zeigt nur mehr die nördliche vereinzelt Spuren einer einstigen Bemalung, und zwar waren hier die Gemälde in doppelter Reihenfolge über einander angebracht und für jede Darstellung ein quadrater Baum benützt. Von diesen Gemälden treten nur einzelne Spuren aus der Täuche hervor, welche darauf hindeuten, dass in denselben verschiedene Martyrszenen (vielleicht jene der Apostel) dargestellt waren. Doch ist der Kunstcharakter derselben von jenen des Altarraumes völlig verschieden. Die Zeichnung, deren schwarze Umrisse an einzelnen Stellen sehr kenntlich hervortreten, ist bestimmt aber nicht mehr gerundet, sondern scharf und eckig und entspricht ganz jenem Kunstcharakter, den wir an Miniaturen aus der zweiten Hälfte des XIV. oder dem Beginne des XV. Jahrhunderts zu sehen gewohnt sind.

Erwähnen wir noch der überlebensgrossen Gestalt eines heiligen Christoph, welche an der südlichen Seitenwand des Altarraumes angebracht ist, in die wohl erhaltenen Theilen eine sehr sorgfältige Ausführung zeigt und ohne Zweifel dem XV. Jahrhundert angehört, so glauben wir dem Leser von dem unerwarteten Funde vorläufig Rechenschaft gegeben zu haben, den wir in der Entfernung weniger Stunden von Wien zu machen so glücklich waren. Aus dem Anblicke dieser Gemälde können wir uns annäherungsweise Rechenschaft geben über die innere Ausschmückung einer romanischen Dorfkirche, und wir schöpfen daraus die erfreuliche Überzeugung, dass die Übung der Künste schon zu einer Zeit in Oesterreich heimisch war, welche Vielen nur in nebelhaften Umrissen entgegentritt. Auch dürfen wir daraus den Schluss ziehen,

¹⁾ Die Täuche von dieser wie von der nächstfolgenden Darstellung hat Conservator Camerino auf einem späteren, mit dem A. K. Custos und Akademiker Dr. E. Birk dehin angetragenen Auszuge entfernt.

dass diesem Bedürfnisse nach künstlerischer Ausschmückung des Innenraumes der Kirchen bei den meisten romanischen Cultusbauten, welche sich zu jener Zeit auf österreichischem Boden erhoben, entsprochen wurde, und dass nur eine

Reihe von Zufällen, die auch ausserhalb der Grenze unseres Kaiserstaates (Überreste romanischer Wandmalereien zu den Seltenheiten werden liessen, diese Zeugen des gehobenen Kunstsinnes unserer Vorfahren der Vernichtung preisgaben.

Correspondenzen.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben dem Director des historischen Vereines und Conservator für Kärnten, Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen, in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen das Ritterkreuz des Frans Joseph-Ordens allgütigst zu verfahren geruht.

Wien. Der Architekt J. Lippert, welchem, wie bekannt, die Restauration der gotischen Wallfahrtskirche zu Strassengel übertragen ist, wurde nun von Sr. fürstl. Gnaden dem Herrn Erzbischofe von Olmütz beauftragt, für das Knabenseminar in Kremsier eine Capelle im gotischen Style auszuführen.

Ofen. Ich beziehe mich über einen Ausflug auf die Insel Csepel (unter Pest) Nachstehendes zu berichten.

Im Hauptorte der genannten Insel, in dem Marktflecken Bäckere (5 Meilen unter Pest), fand ich ein herrliches Baudenkmal, und so viel ich weiss, ein wahres Unicum in der österr. Monarchie, eine herrliche griechisch-nichtnirte, vermuthlich unter Kaiser Sigismund erbaute Kirche, mit unzähligen Fresken bedeckt, griechische Kirchengemälde und Szenen aus der heil. Schrift darstellend und mit zwei ebenfalls gemalten Capellen und einem von der Kirche abgetrennten stehenden Thurme versehen.

Diese merkwürdige Kirche fiel bereits im J. 1873 dem Gesandten des Kaisers Maximilian, David Ungnad, auf, der von Wien nach Constantianopol reiste und an der genannten Insel aus dem Schiffe stieg und längere Zeit in Bäckere verweilte. Sein Copist, Stephan Gerlach, schreibt nämlich in seinem im J. 1873 in Frankfurt a. M. bei H. Friesen gedruckten Tagebuche über diese Kirche, wie folgt:

„Dieser überaus lange und grosse Marktflecken huldigt sowohl dem Türken wie auch den Grafen Salus-Eek. Die Einwohner sind Ungarn und Raizen. Die letzteren besitzen eine schöne Kirche. In dieser befinden sich viele Kerzen und viele Bildnisse, darunter die Apostel und Maria mit dem Jesukindlein auf den Armen. Auf dem Altare liegen viele kleine Crucifixe. Diese Raizen gehören zwar der griechischen Kirche an, verrichten aber ihren Gottesdienst auf papistische¹⁾ Art und Weise. In diesem Marktflecken wird ein grosser Jahrmarkt abgehalten, den auch die Wiener Kaufleute besuchen, die ihre Kinder zur Erlernung der ungarischen Sprache hierher zu schicken pflegen.“ Dass der Bau romanisch und dabei sogenannt raizisch ist, fällt jedermann sogleich auf. Die Kirche soll durch 60 Jahre ohne Dach gestanden sein, ohne bedeutend gelitten zu haben. Mehrere hölzerne Bilder tragen Spuren von Sabelhieben, mit denen sie die Rakóczy'schen Krieger zu verkrüppeln suchten. Auch soll diese Kirche recht interessante uralte Kirchengemälde besitzen, die ich jedoch nicht sehen konnte, da der Herr Pfarrer, als ich mich in Bäckere aufhielt, verreist war. In den nächsten Pfingstferien werden mehrere Pest-Ofener Realschullehrer einen Ausflug nach Bäckere machen und diese merkwürdige Kirche in jeder Beziehung erforschen und kunstgemäss aufnehmen. Da, wie im ganzen Ofener Verwaltungsbetriebe, die Serien aus in Bäckere eine bedeutend und sehr auffallend abnehmen und ihre Zahl sich

kaum mehr auf 100 belaufen soll, so wird diese merkwürdige Kirche leider vernachlässigt, und es ist sehr an der Zeit, dass sie aufgenommen und beschrieben werde.

Von Bäckere begab ich mich in die Donau nach Lore, einem ebenfalls von Serben bewohnten und Adony gegenüber am linken Ufer der „grossen Donau“ gelegenen Dorfe, wo den Donaureisenden das stattliche Kirchlein überrascht, welches Se. k. k. apost. Majestät dem Andenken des der Revolution im J. 1848 zum Opfer gefallenen Grafen Eugen von Zichy im gotischen Style erhaben liess, und das in Bilde auf das Fächerlichte eingeweiht wurde wird. Nicht weit von diesem Kirchlein fand ich zwei schöne römische Denksteine. Auf dem einen ist Achilles sichtbar, wie er mit zwei prächtigen Hossen den Leichnam des Hector's schleift; auf dem anderen konnte ich die Bildnisse nicht mehr ausmachen, weil sie vor Kurzem, wie mir die Bewohner erzählten, durch die Maurerlehrlinge, die bei der Reparatur der dortigen griechischen Kirche thätig waren, aus lauter Muthwillen mit einem Hammer herabgeschlagen wurden. Ich traf sogleich Anstalten, dass beide Steine in's National-Museum nach Pest übertragen werden. Die Leute erzählten mir ferner, dass man an eben dieser Stelle bereits viele solcher Steine, dann römische Mäusen gefunden habe und dass noch sehr starke unterirdische Mauerwerke vorhanden sind.

Aus Allen ersah ich, dass zu Lore, wie es in Pest und Tass der Fall war, ein römisches Castell bestand und die grosse Insel Csepel von den Römern militärisch besetzt war. Gegenüber von Lore finden sich noch immer grossartige Spuren von römischen Befestigungen und war von Adony bis Földvár an der Donau. Auch können sich die Überreste der grossen römischen Heerstrasse, welche den Orient mit dem Occident der Donau entlang verband, und von Belgrad (Turunum), über Esseg (Murs), Altöfen (Aquincum), Sály (Bogelio) und Carunum nach Wien etc. führte, verfolgt werden. Es wäre im Interesse der Wissenschaft zu wünschen, dass auch Ungarn (jenseits der Donau) ehehentlich in antiquarischer Beziehung ebenso erforscht werde, wie dies eben gegenwärtig mit ganz Frankreich der Fall ist. Es liessen sich Resultate von hohem Interesse erzielen.

Vor Kurzem fand ich auch in Vaa! sehr interessante römische Alterthümer, wo solche bisher noch nie gesehen worden sind; ferner liess ich mir sagen, dass Waizen gegenüber, im Weichbilde des deutschen Dorfes Bogdan, 24 römische Grabsteine in einer Grube aufgehäuft sein sollen, wüthend ich mir nächsten Gewissheit verschaffen will.

Zum Schlusse nur noch die Anzeige, dass ich in Bilde im Stande sein werde, die sehr interessante uralte Kirche der berühmten Cistercienser-Abtei Trium Fontium im Barsader Comitate, unweit von Erlau, aufzuheben und beschreiben zu lassen und der k. k. Central-Commission die Zeichnungen etc. davon vorzulegen. Diese Kirche ist schon darum höchst interessant, weil sie von Cisterciensern im grossartigen Style (jedoch ohne Thurm, wie es bei den Cisterciensern in den ersten Zeiten ihres Bestehens Regel war) erbaud worden ist, die vom Südt. Heiligenkreuz (bei Baden in Oesterreich) 13 an der Zahl (zu Ehren des Heilandes und seiner 12 Apostel) zogen nämlich stets 13 aus dem Mutterhause in eine neue Ansiedlung nach Ungarn kamen und sich in dem Erlauer Thale des Mತ್ರagebirges ansiedelten.

Dr. Michael Haas.

¹⁾ Da mir das Tagebuche Gerlach's nicht zu Gebote steht, so habe ich die bezogene Stelle, die aus dem Deutschen in's (ungarische) überetzt mir vorliegt, aus der ungarischen (Üebersetzung in's Deutsche) überetzt.

Literarische Anzeigen.

Vor Kurzem ist die erste Lieferung des zweiten Bandes der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. Gust. Heider und Prof. R. v. Eitelberger, erschienen. Dieselbe enthält „die Kirche des h. Ambrogio zu Mailand“, von Prof. R. v. Eitelberger (nach den Aufnahmen des Architekten W. Zimmermann). Wir behalten uns eine ausführliche Anzeige dieses höchst interessanten Denkmals vor, wenn es mit der folgenden — demnächst erscheinenden Doppel-Lieferung zum Abschluss gebracht sein wird.

* Von Dr. August Ambros ist nun gleichfalls in sehr gefälliger Ausstattung eine Monographie über den Prager Veitsdom (Prag 1858, Verlag von K. Andri) erschienen. Wie der Verfasser schon in der Vorrede hervorgehoben hat, gab er dem Werke nach dem Wunsche seines Verlegers eine solche Form und Haltung, dass es auch für weitere Leserkreise — nicht bloß für den speciellen Kunstarchitekten — anregend zu wirken im Stande sei, was auch mit seinen eigenen Wünschen vollkommen übereinstimmt. Wer sich nun begnügt in diesen prächtigen Denkmale gotischer Architectur und seinen reichen Kunstschätzen im Allgemeinen eine ausführliche, mit fleißiger Benützung der historischen Quellen gearbeitete Schilderung zu besitzen, ohne tiefere kritische Würdigung des Kunstcharakters, oder wer die schöne reizende Moldaustadt besucht hat und nach Besichtigung des herrlichen Domes ein angenehmes Erinnerungsbildchen davon bewahren will, wird von diesem Werke vollständig befriedigt sein. Mit gewandter Feder gibt Dr. Ambros eine detaillierte Geschichte des Domes, seines Baues und seiner Schicksale, eine Charakteristik der Architectur des Prager Domes, die Beschreibung des Domschatzes und anderer zum Dome gehöriger Kunstwerke und der Krönungs-Insignien, so dass kaum ein bedeutendes Object des Domes nicht berücksichtigt werden sein dürfte. Dem Werke sind auch mehrere Illustrationen der Architectur und Kunstschätze des Domes beigelegt, die mit Rücksicht auf das Klein-Octav-Format des Buches nett und sauber ausgeführt sind, ohne eben Ansprüche auf wissenschaftliche Treue in archäologischer Hinsicht zu machen. — Sollte dagegen Kunstfreunde und Archäologen diese Monographie nicht vollständig befriedigen, so können wir darauf hinweisen, dass eben jetzt die Herausgeber der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des Kaiserstaates“, Dr. Heider und Prof. Eitelberger, durch den Architekten A. Essen wela eine sachgemäße Aufnahme des Veitsdomes zur Veröffentlichung in dem genannten Werke veranstaltet haben und die k. k. Central-Commission sich im Besitze einer mit Abbildungen versehenen Beschreibung des Prager Domschatzes von Franz Bock aus Wien befindet, welche wahrscheinlich im IV. Bande des Jahrbuches zur Publication gelangen wird.

* Die zweite in Lieferungen erschienene Auflage der „Geschichte der Architectur“ von Dr. W. Lübke liegt nun vollständig vor. Um die Brauchbarkeit des Werkes zu erhöhen, hat der Verfasser die Mühe nicht gescheut, die schnell notwendig gewordene zweite Auflage mit Gewissamhaftigkeit gänzlich durchzuarbeiten. Ohne die ursprüngliche Färbung zu verwechseln, suchte er alle Theile etwas weiter auszuführen und Manches, was ihm wichtig schien, dem ersten Texte einzufügen. Eine sehr wichtige Verbesserung ist dem Werke dadurch erwachsen, dass die Zahl der Abbildungen um mehr als das Anderthalbfache der ersten Auflage (auf 448 Holzschnitte) erhöht

wurde. Es bedarf wohl nicht erst einer Hinweisung auf das Empfehlenswerthe dieses Werkes, da kein ähnliches in den letzten Jahren erschienen ist, welches nicht nur dem Fachmann, sondern auch dem Laien eine so klare und wissenschaftlich begründete Übersicht der Geschichte der Baukunst liefert. Was uns aber in Österreich vor besonderem Interesse ist, haben wir schon in einem früheren Hefte bemerkt: Die Berücksichtigung der österreichischen Kunstdenkmale in einer Ausdehnung, wie dies bis jetzt noch nicht der Fall gewesen ist. Welche Bauwerke der romanischen Periode des Kaiserstaates auf Grundlage der neuesten Forschungen hervorgehoben wurden, darauf haben wir schon in dem Juni-Heft der „Mittheilungen“ durch Aufnahme der bezüglichen Abschnitte hingewiesen. In der letzter erschienenen Doppel-Lieferung, worin Lübke die Periode des gotischen Styls entwickelt, sind nun auch mehrere der vorzüglichsten in Österreich besprochen und durch Abbildungen von Details veranschaulicht. Zu den merkwürdigsten gotischen Bauten überhaupt rechnet Lübke den Kasehauer Dom, worauf wir noch aus dem Grunde aufmerksam machen, weil Lübke für das Studium dieses auch immer nicht genügend gewürdigten Kunstdenkmals neue Anhaltspunkte liefert. Er rechnet den Kasehauer Dom zu den wenigen gotischen Gebäuden, an denen eine Centralnische beabsichtigt worden ist, und findet an demselben sehr eine entschiedene Verwandtschaft mit der Liebfrauenkirche zu Trier, das man eine Nachahmung derselben vermuthen muss.

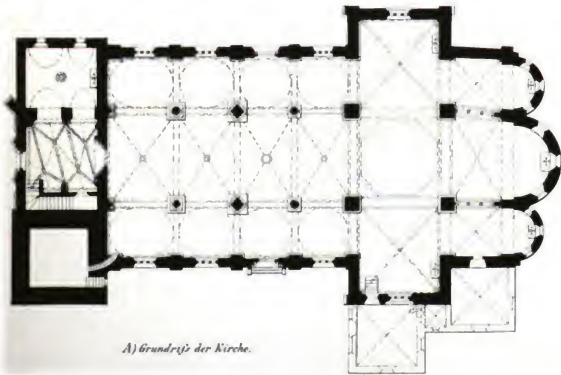
* Zur Geschichte der Miniaturmalerei sind in Paris folgende Beiträge erschienen: „Histoire de l'ornementation des manuscrits“ par Ferdinand Denis und „De la peinture sur Vain et de l'application de l'or sur relief“ par Barbier de Montault. Der Verfasser der ersteren Schrift sucht zu beweisen, dass schon die Griechen und Römer die Illumination der Bücher kannten, dass eine eigene Zunft von Kunsthandwerkern dieselbe ausübte, bis sie später in die Hände der Mönche gelangte. Er beschreibt die vier Classen der byzantinischen Kalligraphie vom 9. bis 10. Jahrhundert, deren Kunst sich selbst hochgestellte Personen ansehlichen, dann die Verwüstung der Ikonoklasten, die irischen und englischen Kalligraphen, welche nach byzantinischen Handschriften arbeiteten, die Theodor von Tarsus Erzbischof von Canterbury herübergebracht hatte. Die Schönheit derselben belegt er durch einige Beispiele dieser Epoche und theilt auch die schönsten Majuskeln des VIII., IX., X. und XI. Jahrhunderts mit. Nach den Stürmen der Ikonoklasten blühte die Miniaturmalerei wieder in Byzanz auf und übte durch ihre auf Sicilien gegründete Schule grossen Einfluss aus. Im XIII. Jahrhunderte ändert sich der Styl der Miniatur-Ornamentation völlig, und ausserordentlich nimmt die Zahl der Illuminatoren zu, mit welchen die verschiedenartigsten Bücher ornamentirt werden. Die Miniaturmalerei erreicht jetzt die Epoche ihrer Blüthezeit, sinkt aber wieder ganz im XVI. Jahrhundert

* Aus einer in Paris erschienenen Schrift des Pfarrers Decord: „Pavage des églises dans le pays de Bray“, lernen wir die verschiedenen Pflaster-Mosaiken des Mittelalters kennen und erfahren, dass erst mit dem XII. Jahrhundert die Mosaiken aus unseren Kirchen verbannt wurden.

* Unter dem Protectorate des französischen Cultusministers veröffentlicht Pernot eine „Monographie sur tous les Trésors des Cathédrales de France“.



B) Durchschnitt der Kirche n. Kgypta.



A) Grundriss der Kirche.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 84 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für jedes Jahrgang oder zwei Hefen registriert sowohl für Wien als für Kremländer und das Ausland 4 R. C. M., bei postretroactiver Zusendung in die Kremländer der ersten Monarchie 4 R. 30 Kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationsübernehmen halbiert oder ganzjährig durch k. k. Postämter des Kaiserthums, welche nach der postretroactiven Zusendung der ersten Hefen befragen. — Im Wege des Buchhandels und aller Postämter und zwar nur zu dem Preise von 4 R. 30 Kr. C. M., durch k. k. Hofbuchhändler W. Traubner in Wien zu beziehen.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

—*—

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 9.

III. Jahrgang.

September 1858.

Die romanische Stiftskirche zu Inichen in Tirol.

(Mit 1 Tafel.)

Vom k. k. Conservator G. Tinkhauser in Brixen.

L

Lage und Geschichte des Ortes.

Am östlichen Ende der lang gedehnten Hochebene des Pusterthals, wo sich beinahe 4000 Fuss über der Meeresfläche die Wasser scheiden, und auf der einen Seite dem adriatischen, auf der andern aber dem schwarzen Meere zuflüssen, breitet sich zu beiden Seiten der Haupt- und Poststrasse der ansehnliche Markt Inichen, welcher 127 Häuser und 930 Einwohner zählt, aus. Die Luft weht hier immer kalt; oft brausen stürmische Winde daher, und nicht selten lagert im Winter der Schnee wohl mehrere Schube hoch auf dem Boden. Aber die kräftige Vegetation im frischen Grün und auf trächtigen Kornfeldern macht die Gegend im Sommer schön und äusserst freundlich, so wie auch der ziemlich lebhaft Verkehr und die Anwesenheit vieler Gäste im nahe gelegenen Wildbade einen angenehmen Aufenthalt bereiten.

An der Stelle des heutigen Marktes Inichen stand ehemals das alte Aguntum, welches, ohne Zweifel römischen Ursprungs, von Plinius und Ptolemäus unter den Städten der römischen Provinz Norikum genannt wird¹⁾. Von den Römerdenkmälern hat sich zu Inichen nur noch ein Meilenstein erhalten, welcher neben dem westlichen Thore der Stiftskirche steht, und die folgende halberwischte Inschrift trägt: IMP . . . CAES . . . MAR . . . ANTON . . . GORDIAN XXXIII (?) . . .²⁾. Die Lage an der

Strasse, welche die weltberühmten Handelsstädte Aquileja und Augusta Vindelicorum auf der kürzesten Linie verband, hat unserm Aguntum Bedeutsamkeit gegeben und wahrscheinlich auch grossen Reichtum gebracht. Noch im sechsten Jahrhundert finden wir dasselbe als eine ansehnliche und blühende Stadt. Venantius Fortunatus wandelte durch ihre Gassen, als er von Ravenna nach Tours zum Grabe des h. Martin wallfahrete (564), und nennt sie die stolze Hügelstadt im norischen Hochlande³⁾. Hier schlugen sich um das Jahr 610 die Bajorren mit den slavischen Wenden, welche schon seit mehreren Jahren vom heutigen Kärnthen herauf anstürmten. Herzog Garibald, welcher die Bajorren führte, wurde geschlagen und Aguntum wüste gelegt, so dass auf längere Zeit die Gegend weitem unbewohnt geblieben ist. Um nun diese wieder zu bevölkern und zugleich um die angrenzenden Wenden durch die Lehre des Evangelium zu entwidern, stiftete der letzte und unglückliche bajorrische Herzog Tassilo um das Jahr 770 ein Benedictinerkloster, um welches sich bald auf dem Schutte des alten Aguntum mehrere Wohnungen und Gehöfte erhoben, aus denen im Verlaufe der Zeit der jetzige Markt Inichen erwachsen ist⁴⁾.

Tassilo beschenkte das neu zu gründende Kloster reichlich; er übergab nämlich an Atto, Benedictinerabt in

¹⁾ Römersteine. Im Ferdinandum zu Innsbruck bewahrt man einen Grains von Bronze, 5 $\frac{1}{2}$ Zoll hoch, welcher in der Nähe von Inichen 1633 ausgekerert worden und gut erhalten ist.

²⁾ Inde Valentinii benedicti tempis require,
Norica rura prelas, ubi Bierus (Ries) vertitur undis;
Per Idracum (Iraus) iter iter, qua se caestibus impinat.
Hic montana sedena in colle superbit Aquantus.
(Aus der Vita S. Marini.)

³⁾ Inichen, Isereching, Intice, Vultice, Vultica aus Aguntum mit Weglassung der Vorsylbe.

¹⁾ Plinius, hist. natur. III. 27. ed. Bipont. 1783. Ptolemæus, Geogr. II. 14. ed. Lugdun. 1535. Nach Steinb: Erbkenn- u. Hübners. S. 96 liegt dem römischen Aguntum das lankische oder thälische Achnalms an Grunde.

²⁾ Nach der Beschreibung des künftigen Arentin, Anselm Boiss. pag. 120, ed. Inghelard. 1854 waren ehemals zu Inichen mehrere inschriftliche

der Scharnitz, alles Land in der Thalebene und in Gebirge vom Teislner bis zum Erlbach mit der Bedingung, dass derselbe innerhalb dieses Bezirkes ein Kloster baue und dasselbe mit Mönchen aus seiner Abtei besetze ¹⁾. Deshalb war das Kloster zu Inichen der Abtei in der Scharnitz als Filiale einverleibt, später aber wurde es der Kirche von Freising als Commende übergeben. Die Bischöfe von Freising zogen das Inichen'sche Gut zu ihrer Meusa als eine eigene Herrschaft ein, und erhielten für dieselbe in der nachfolgenden Zeit bedeutende Freiheiten. Den Mönchen aber überliessen sie von den herrschaftlichen Einkünften so viel, als zum Unterhalt derselben notwendig war. Das Kloster verwandelte sich wahrscheinlich um das Jahr 1141 in ein weltliches Collegiatstift, welches sich ungeachtet der vielen Wechsel- und Unglücksfälle bis zu unserer Zeit herauf erhalten hat, und jetzt als ein kaiserliches Stift mit einem Propste, vier residirenden Kanonikern und vierzehn Domicellaren eines wohlgeordneten Forststandes sich erfreut ²⁾.

Nicht ein so glückliches Loos war der Herrschaft Inichen beschieden. Sie wurde grösstentheils von den Vögten, besonders durch die Grafen von Görz eingezogen, und von diesen an das Haus Österreich vererbt (1500). Den Bischöfen von Freising blieb nur die Hofmark Inichen. Diese genoss die Rechte eines Landassens mit der wieder Gerichtsbarkeit; aber der Stab des Hofrichters reichte nicht über die Grenzen des Marktes hinaus. So bestand die Hofmark als der letzte Rest der Freising'schen Herrschaft bis zum Jahre 1803, in welchem sie zufolge der Säkularisation von der österreichischen Regierung eingezogen worden ist. Der Ort Inichen hat durch wiederholte Feuersbrünste, besonders um das Jahr 1200, dann am 16. October 1413 und am 24. September 1554 viel gelitten ³⁾.

Diese Unglücksfälle haben auch die Stiftskirche getroffen, und gar Manches unkundige Hände ihr angethan

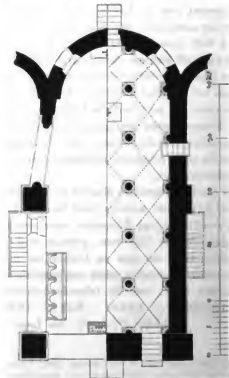
oder zerstört, aber auch wohlthätige und fromme Stifter in der folgenden Zeit neue Bauten geschaffen. Endlich wurde in den letzt abgelaufenen Jahren eine durchgreifende Restauration ausgeführt. Desshalb finde ich mich veranlasst, zuerst eine Beschreibung der Stiftskirche, wie sie ebendem ausgesehen hat, zu geben, und dann eine Baugeschichte derselben, welche auch von den merkwürdigsten Geschieken und Veränderungen erzählen wird, folgen zu lassen. Den Schluss bilden Nachrichten über das sehr alte Crucifix, welches auf dem Hochaltar der Stiftskirche bewahrt und von sehr vielen Ahdächtigen vertrauensvoll besucht wird.

Alle Zeichnungen, die der Beschreibung beigelegt sind, hat der tüchtige Kunstschler von Inichen, Herr Joseph Stauder, geliefert; und ich benutze recht gerne diese Gelegenheit, um gegen den würdigen und uneigennütigen Mann, welcher so viele Kirchen in und ausser Tirol mit seinen künstlerischen Schöpfungen und Arbeiten verherrlicht hat, den wohlverdienten Dank öffentlich anzusprechen.

II.

Beschreibung der Stiftskirche.

Die Stiftskirche zu Inichen, von welcher auf Taf. X. A. ein genauer Grundriss gegeben wird, ist eine romanische Basilica von ausgebildeter Form, welcher eine gothische Vorhalle mit einer Nebencapelle und der ge-



(Fig. 1.)

waltige Thurm vorliegt. An das Mittelschiff lehnen sich zwei Seitensebiffe; diese werden von den vorspringenden

¹⁾ Der v. G. Tolstner Baue, welcher im innersten Grunde des Thales Inichen entspringt und bei Weiberg in die Meusa einmündet, bildete die westliche, und der Erlbach, welcher von einem Berge bei Aurns herabfließt und bei Alhatterbach in die Drau fällt, die östliche Grenze dieses Gebietes.

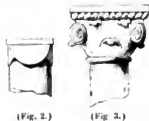
²⁾ Es verdient bemerkt zu werden, dass dieses Stift zu einem aufgehoben worden ist; das erste Mal unter K. Joseph II. im Jahre 1785 und dann unter der historischen Zwischenregierung im J. 1808. Der gerechte Kaiser Franz I. hat es eben so oft wiederhergestellt und zwar das zweite Mal im J. 1816. Die feierliche Restauration ward erst 1818 vollzogen. In Folge der zweimaligen Auflösung wurde das sehr reiche und die Geschichte Tirols insofern merkwürdige Archiv auch allen Seiten hin zerstreut. Zum Glück hat unser vaterländischer Geschichtsforscher Dr. Joseph Reich die merkwürdigen Urkunden, bei 3000 an der Zahl, während der Herbstferien 1769—1782 abgeschrieben. Diese Handschrift wird in der Bibliothek des f. k. Seminars zu Brinn aufbewahrt. Die älteste Urkunde ist vom J. 768; die ältesten Originalen sind zwei Kaiserurkunden v. J. 965.

³⁾ Eine genauere Geschichte der Herrschaft und des Stiftes Inichen habe ich in meiner topographisch-historisch-statistischen Beschreibung der Diözese Brinn geliefert. Brinn 1853. Bd. I, S. 439—488.

Kreuzarmen oder Querschiffen begrenzt, über welchen sich der Bau, den drei Schiffen entsprechend, in quadratischen Räumen fortbewegt, und mit drei runden Apsiden abschließt. Die zwei Nebengebäude, welche am südlichen Arm des Querschiffes und am Viereck dieser Nebenapside anliegen, sind von keiner Bedeutung, und werden als Sacristei und zur Aufbewahrung der Paramente benutzt.

Unter dem Chorraum und der Vierung lag die Krypta, welche sich etwa 4 Fuss hoch über dem Boden der Kirche erhob. Dieselbe ist erst vor wenigen Jahren eingesenkt worden. Daher war es mir möglich genaue Zeichnungen darüber zu erhalten. In Fig. 1 lassen wir den Grundriss derselben folgen.

Der Aufriss ist aus dem Durchschnitte der Taf. X. B. zu ersehen. Sie bildet eine dreischiffige Halle, welche mit rohen Kreuzgewölben überdeckt ist. Diese ruhen auf fünf Säulenpaaren, und bewegen sich ohne Scheidebögen ununterbrochen fort. Das Licht dringt von Aussen durch zwei Fenster ein, welche unten an der Apsis angebracht sind. Drei Zugänge führen dahin; einer von Aussen durch den Sockel der Apsis und zwei von den Seitenchören im Innern der Kirche. Im Mittelschiffe stand der Altar, welcher dem h. Apostel Andreas geweiht war, und wahrscheinlich schon bei Erbauung der Krypta errichtet worden ist. Besonders merkwürdig sind die Säulen, welche an die Wege des romanischen Baustyles erinnern. Diese hat wohl nie ein Meissel berührt, sondern nur der Spitzhammer in die Form geschlagen. So roh und ungeschlachtet ist die Arbeit. Der Fuss ist der gewöhnliche attische in der



(Fig. 1.)

(Fig. 2.)

einfachsten Form mit steiler Einziehung. Der Säulenschaft steigt ohne Verjüngung auf. Die Capitale sind entweder Würfelcapitale, oder antik-romunische. Und zwar die letzteren haben eine eigenthümliche bauchig runde Gestalt, plumpe Blätter und sehr rohe Voluten, welche eben nichts anderes sind als schwarz eingegrabene Spiralen (Fig. 2 und 3).

Was die Einteilung der Kirche in Grundriss betrifft (Taf. X), so finden wir den ganzen Raum des Langhauses durch drei Pfeilerpaare in vier Ecken, und zwar jedes Schiff in vier Vierecke abgetheilt. Das Querschiff umschliesst drei Quadrate; das mittlere derselben als die Centralstelle des Baues wird von vier massenhaften Pfeilern begrenzt. Über das Querschiff setzen sich die drei Schiffe des Langhauses in viereckigen Räumen fort und schliessen mit halbkreisförmigen Apsiden ab. Wir finden also hier die Grundform des romanischen Basilikenstils ganz durchgeführt.

Die charakteristische Kreuzgestalt, welcher die Vierung als Centralstelle dient; die drei Schiffe des Langhauses, von welchen das mittlere eine Vermehrung

des Centralquadrates enthält und breiter als die Nebenschiffe ist; das Vortreten der Querarme, wodurch die Kreuzgestalt anschaulicher wird; die Verlangung der Chorräume mittelst eingesehobener Vierecke, der Abschluss gegen Osten mit halbkreisförmigen Apsiden entsprechen vollkommen der Anlage einer romanischen Basilica von ausgebildeter Gestalt.

Nicht so genau ist der Rhythmus in den Massen und Verhältnissen der einzelnen Glieder festgehalten, wie er uns sonst in den romanischen Werken besserer Art entgegentritt. Es ist zwar irgend ein Verhältnis der Masse auch in unserer Stiftskirche angestrebt worden, allein es fehlt an der genauen Ausführung.

Das Centralquadrat misst 24 W. F. und zwei gleiche Quadrate bilden wie gewöhnlich die Kreuzarme. In den übrigen Theilen scheint das Verhältnis 3:5 dem Baumeister vorgeschwebt zu haben. Denn so verhält sich umährungsweise die Länge des Kreuzschiffes und des Langhauses zur Länge der ganzen Kirche, so auch die Breite der Seitenschiffe zur Breite des Mittelschiffes, so auch die Tiefe der Vierecke im Mittelschiffe zur Breite derselben. Die Länge der ganzen Kirche mit der Apsis zählt nämlich im Lichten 123, die Länge des Kreuzschiffes 76 und das Langhaus 70 W. F. Die Vierecke des Langhauses zählen in der Breite 24 und in der Tiefe 14 W. F.; die der Nebenschiffe sind Quadrate von 14 W. F. Eine namhafte Abweichung finden wir in den untersten Vierecken, nämlich an der Westseite, welche beiläufig um 4 W. F. tiefer sind.

Merkwürdig ist die Neigung des Chors gegen Süden. Der Mittelpunkt der Apsis weicht von der Längsaxe so bedeutend ab, dass es auch dem gemeinen Auge bemerkbar ist. Die Neigung ist offenbar mit Absicht angebracht worden, da weder technische Gründe noch Terrainverhältnisse dazu Veranlassung gegeben haben. Diese Erscheinung ist in Tirol traditionell und typisch. Man findet sie im romanischen Dom zu Trient, und sie kehrt in den Kirchen der gothischen Periode wieder. Mancherlei Muthmassungen sind darüber ausgesprochen worden, aber ein festes Urtheil hat sich noch nicht gebildet. Mir scheint die symbolische Deutung die wahrscheinlichste, dass man damit nämlich die Neigung des Hauptes Christi am Kreuzestamme hat andeuten wollen. Die Symbolik der Kreuzgestalt kann bei den romanischen und frühgothischen Kirchen nicht in Abrede gestellt werden, wenn auch technische Gründe auf eine bestimmte Ausführung entscheidend eingewirkt haben¹⁾. Es lag nun sehr nahe, diese Symbolik noch weiter auszu-

¹⁾ Dr. Schumann findet, dass die Kreuzgestalt nur aus architektonischen Bedürfnissen hervorgegangen sei. Geschichte der bildenden Künste in Mittelalter, II. Bd., 1. Abth., S. 127. Düsseldorf 1859. Keine Behauptung geht aber jedenfalls so weit und schreit dem christlichen Bewusstsein zu widersprechen. Wenigstens muss man der Symbolik die gleiche Berechtigung wie dem technischen Bedürfnisse zuerkennen.

bilden und die Erinnerung an den sterbenden Heiland, an das Sühnopfer für die Welt, noch anschaulicher zu machen. Diese Ansicht scheint in dem Umstande eine Bestätigung zu finden, dass die Neigung gerade bei der mittlern Apsis am stärksten hervortritt, währendem die anliegende südliche in gerader Flucht sich fortbewegt.

Wir wenden uns nun zum Aufriss, welcher auf der Taf. X, B. gegeben wird. Zuerst fassen wir den Chor in's Auge. Dieser umschliesst den ganzen Raum der Centralstelle, des darauffolgenden Vierecks und der mittlern Apside. Er ruht auf der Krypta 4 Fuss über den Boden der Kirche erhoben und ist durch eine niedrige Mauer von den Seitenschiffen geschieden. Daher erscheint er als ein von dem übrigen Kirchenkörper gleichsam abgesonderter Theil, wie es auch seine Bestimmung erforderte. In der Apside stand der Altar des h. Candidus, welcher der Schutzheilige des Stiftes und der Kirche ist; auf dem vordern Theile des Chores waren zu beiden Seiten die Stallen für die Canoniker angebracht; unmittelbar vor dem Chor in dem Mittelschiff erhob sich der Kreuzaltar, wie es in den Stifteln gebräuchlich war; und hinter demselben die Orgel auf dem Chor. Diese beiden Altäre reichen in die erste Zeit der Erbauung der Kirche zurück; ob aber die Stallen und Sitze der Chorherren immer an der bezeichneten Stelle standen, kann nicht mehr ermittelt werden. Um für diesen Raum das notwendige Licht von Aussen zu gewinnen, waren drei längliche Fenster mit halbkreisrundem Abschluss in der Apside, und zwei kleine kreisrunde Fenster an den Seiten des Quadrates, d. h. auf jeder Seite eines oberhalb des Daches der Nebenbühne angebracht. Eine sehr schöne Anordnung bilden die Arcaden, welche die



(Fig. 4.)

Seitenwände des Quadrates im Chor durchbrechen und diesen mit den anliegenden Räumen in Verbindung setzen. Drei Bögen schwingen sich über zwei artig gefornate Säulchen und werden von einem gemeinsamen Bogen umschlungen. Die Säulchen haben den attischen Fuss mit breiter Ausladung, Schaft von gleicher Stärke und antikeromanische Capitäle mit Voluten und

fehlblättrigem Laubwerk. Die Stirn ist auf jeder Seite mit einem zarten Blümlein geziert (Fig. 4).

Das Mittelschiff des Langhauses steht mit den niedrigeren Nebenschiffen auf jeder Seite durch vier Arcadenbögen in Verbindung. Diese schwingen sich über zwei Säulen und einen Pfeiler, welcher den mittlern Platz einnimmt und tragen die aufragenden Seitenmauern des Hauptschiffes. Der Pfeiler und die Säulen setzen sich mittelst Lesenen über die Capitäle noch weiter aufwärts fort und schliessen erst mit den zweiten Capitälern ab, aus welchen die Stirn- und Scheidebögen des Gewölbes aufsteigen. Da wo die Lesenen aufhören, zieht sich ein schmales Band

horizontal zwischen den Capitälern durch die ganze Seitenwand, und setzt sich auch jenseits der Vierung oder des Kreuzmittels im Chor bis zur Apside fort. Auf diese Art wird das Mittelschiff symmetrisch in mehrere Wandfelder getheilt, welche bedeutend höher als breit sind und durch das horizontale Band mit einander in Verbindung stehen. Oberhalb des Bandes zeigt jedes dieser Felder ein halbes Rundfenster. Die gleiche Abtheilung haben auch die Nebenschiffe mittelst der den Stützen des Hauptschiffes entsprechenden Wandpfeiler und der von diesen aufsteigenden Stirn- und Scheidebögen, durch welche sie sich aber auch unter einander und mit dem Hauptschiffe verbinden. Die den einzelnen Wandfeldern entsprechenden Theile sind im Mittelschiff mit Kreuzgewölben und in den Nebenschiffen mit sehr flachen Kuppelgewölben überdeckt. Kreuzgewölbe schwingen sich auch über die Arme des Querschiffes, aber über der Centralstelle erhebt sich ein majestätischer Kuppelbau. Die Gewölbe des Hauptschiffes, des Chores und der Querarme haben die gleiche Höhe, über diese aber ragt die Kuppel so hoch empor, als sie selbst über die Gewölbe der Seitenschiffe aufsteigen, so dass die charakteristische Kreuzform gewissermassen auch hier, d. h. im Querschnitte des Aufrisses wiederkehrt. Und so hielet unsere Stiftskirche in der That einen würdevollen und lebensvollen Bau; sie gibt ein wohlgeordnetes Ganzes, welches sich symmetrisch in die Theile löst, und wieder zur Einheit mit der Centralstelle und um dieselbe verhiindet. Wir finden darin den Dualismus der spätromanischen Baukunst vollkommen durchgeführt, nämlich das Gesetz des verticalen Aufstrebens, welches die Theile sondert, und das Gesetz der horizontalen Linie und Lagerung, welches die Theile verbindet. Einen sehr angenehmen Eindruck macht es auch, dass alle Haupttheile des Baues, also die Pfeiler, Säulen und Lesenen, die Bögen in den Arcaden und Gewölben, ja selbst die Seitenmauern des Chorquadrates und die Wandflächen, welche von den beiden sich gegenüber stehenden Portalen der Seitenschiffe durchbrochen werden, aus gemauerten Steinen von rother und grüner Farbe in hantem Wechsel und nach einer gewissen Ordnung zusammengesetzt sind. Wir gehen nun zur Beschreibung der einzelnen Theile über.

Die vier Pfeiler, welche die Kuppel tragen, sind massenhafte Stützen. Sie steigen ohne Gliederung vom Boden der Kirche auf, und zeigen sich eben desshalb nur als eine Fortsetzung vom Unterbau der Krypta. Aber an der Stelle, welche der Höhe des Chorraumes entspricht, erblicken wir einen dem attischen Fuss ähnlichen Sockel, aus welchem der Pfeiler verjüngt hervortritt und dann wieder in gleicher Stärke bis zum Capital aufsteigt. Etwas ober dem Sockel springen Consolgesimse hervor, da nämlich, wo die Bögen der angrenzenden Arcaden und Seitenschiffe aufsitzen. Über den starken, zu beiden Seiten rechtwinklig eingeschnittenen Bögen, welche die vier Pfeiler der Länge

nach und in der Quere verbunden, erhebt sich die achtseitige Kuppel — ein schwunghafter und kühner Bau, wobei das Achteck mit dem Viereck durch in sanfter Steigung geschrägte Zwickel in den vier Ecken der Unterlage vermittelt wird. Die Capitäl, welche einfach die Form der Pfeiler wiederholen, sind mit rohem Fettnaß, welches nur wenig von der Fläche hervortritt, oder mit ikonographischen Bildwerken ausgestattet. Von den letztern ist eines besonders merkwürdig (Fig. 5), welches sich auf dem Capitäl des linken

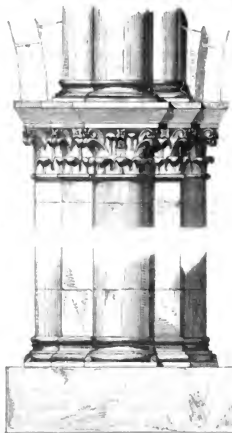


(Fig. 5)

zusammengesetzte Thier- und Menschengestalt. Das erste Feld zeigt ein Thier, dessen Kopf von einem Bock, der Leib von einem Schwein, der Schwanz von aufzischenden Schlangen gebildet ist. Der eine Vorderfuss gehört dem Bock oder Schweine an, der andere ist eines Menschen Fuss, und die Hinterfüsse sind von einem räthselhaften Thiere der alten Fabelwelt entlehnt, dessen Namen ich nicht zu entziffern weis. Wir finden hier die Sinnbilder des Bösen in Verbindung gebracht mit dem Menschen, also offenbar ein Sinnbild der menschlichen Leidenschaften, oder der verderbten Menschheit, welche der Sinneslust und der Arglist fröhnt. Das zweite Feld zeigt uns eine Thiergestalt mit zwei Füßen und einem geringelten Schwanz, welcher dem eines Flusspferdes gleicht. Der Kopf gehört dem bedeutsamen Einhorn an, der Leib scheint dem fabelhaften Thiere entlehnt zu sein, welches man Ydris nannte; diesem gehört auch der eine Fuss mit der Schwimmhaut an, während der andere wieder ein Menschenfuss ist. Das Einhorn bedeutet bekanntlich in der christlichen Symbolik Christum den Herrn; dieselbe Bedeutung hat auch der Hydrus, welcher aber sehr selten in Kunstvorstellungen Anwendung findet¹⁾. Beide Symbole

verbinden sich mit dem Menschen; so dass wir hier offenbar ein Sinnbild des Weltheilandes haben, welcher die menschliche Natur angenommen, die Sünde überwinden und die Welt erlöst hat. Das dritte Feld endlich hat einen Centauren von sehr schöner Arbeit beinahe im Halbr relief mit Bogen und Pfeil, welcher gegen die Thiergestalt im Mittelfeld abgeschossen wird. Die Centauren sinnbilden in der christlichen Kunst die bösen Triebe des Herzens, oder auch die Teufel, welche beständig gegen das Gute ankämpfen, und die Menschen zum Abfalle von Gott verleiten und in die Netze der Leidenschaften und der Sünde führen wollen. Der Grundgedanke also, welcher in den drei Feldern dieses Capitäl ausgeprägt wird, dürfte sein der Kampf des Satans und der menschlichen Leidenschaften gegen Christum den Erlöser und dessen heiligstes Gesetz. Wir werden denselben Gedanken noch in zwei andern Capitälern unserer Stiftskirche wiederkehrend finden.

Von den Pfeilern und Säulen, welche die Arcadenbögen des Langhauses tragen, sind diejenigen, welche zu einem Paare gehören, einander gleich; aber die einzelnen Paare von einander verschieden, so dass auch hier wieder



(Fig. 6)

et dirupit omnia viscera ejus, eduxitque per umbra, qui ab eo devorati trahantur in morte. Exprobrante morte, ubi est iniquitas victoris Ius? (Bedeutung des Hydrus) Etc. Archiv für Kunde Alter. Geschichtsquellen, herausgegeben von der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien. III. Jahrgang (1850), 2. Bd. 358.

¹⁾ Der alte Physiologus, welchen Dr. Goulay Heider aus der Bibliothek des Klosters Göll weih mitgetheilt hat, sagt über dieses Thier Folgendes: Est ed aliud animal, quod est in eilo famioe et vocatur hydrus. Physiologus dicit de eo, quom natia hoc animal inimicum est corcodrillo, et hanc habet consuetudinarum naturam. Cum viderit corcodrillum in litore famioe dormientem ore aperto, vadit et cecidit se in luto quo passit facillius intahi in faeces, veniensque insillit in os corcodrilli, qui subito vivum transglucit. Hydrus autem dilanians omnia viscera ejus exiet vicius de visceribus ejus, corcodrillo jam mortuo se dirupit omnibus interossis ejus. Et significat mortem et infernum vel unumquemque inimicum salvatoris (Bedeutung des Krocodilla). Qui tamn assumto mortali natura caroe descendit in infernum

ein rhythmischer Wechsel festgehalten ist. Die Mitte der Arcadenreihe nimmt zu beiden Seiten ein zusammengesetzter Pfeiler von reiner Form ein (Fig. 6). Den Kern bildet das Viereck, um welches sich nach allen Seiten Halbsäulen anlegen. Der Untersatz besteht aus einer sehr starken Platte. Der Sockel, welcher alle Glieder des Pfeilers umgibt, ist ein schön geformter attischer Fuss mit dem Eckblatt, welches wie zugespitzte Zehen eingeschnitten ist. Das Capitäl, welches ebenfalls den ganzen Pfeiler umgibt, gehört der antik-romanischen Gliederung an, trägt eine doppelte Reihe von Fettblättern, und ist mit mehreren gekuppelten Voluten geziert, zwischen denen man kleine Blümchen merkt. Darüber lagert eine einfache, aber starke Deckplatte, welche dreifach gegliedert ist, nämlich oben und unten im senkrechten Abschnitt und mitten durch eine

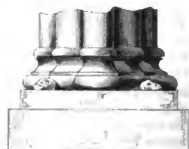
starke Deckplatten, über welchen einfache Lesenen ohne Sockel durch die Wände des Mittelschiffes aufsteigen, und ihre flachen mit Fettlaub oder Ikonographien gezierten Capitäle den Stirn- und Scheidebögen der Gewölbe zum Unterlager bieten. Die Schäfte sind mehrseitige sehr starke Cylinder mit bedeutender Verjüngung und aus einer Steinmasse gemeißelt. Das Paar unter den Pfeilern hat zwölfseitige und das ober den Pfeilern achtseitige Cylinder. Fig. 7 stellt eine Säule vom untern Paare und Fig. 8 eine vom obern Paare vor. Diese Abbildungen zeigen uns, dass bei übrigens gleicher Gliederung und bei gleichen Grundformen sich doch in den einzelnen Theilen eine anziehende und zierliche Mannigfaltigkeit darbietet, welche den Gebilden einen eigenen Reiz verleiht und das Auge des Beschauenden an dieselben zieht.



(Fig. 7.)



(Fig. 8.)



(Fig. 9.)



(Fig. 10.)

breite Unterschrägung. Die gleiche Gliederung wie die Pfeiler haben auch die Lesenen, welche an den Seitenwänden des Mittelschiffes über den Capitälern der Pfeiler aufsteigend den Scheidebogen und die Stürgarten tragen. Es ist nämlich denselben ebenfalls ein Halbheliolier vorgelegt; unten haben sie den attischen Fuss und oben einfache Capitäle mit Fettlaub.

Majestätische Gestalten sind auch die zwei Säulenpaare, welche zu beiden Seiten der Pfeiler sich erheben. Sie haben ein starkes viersseitiges Unterlager, den attischen Fuss, antik-romanische Capitäle mit Fettlaub und Voluten,

Das Capitäl der Fig. 7 hat breite und sehr fette Blätter und auf jeder Seite drei stark ausgezogene Voluten; das der Fig. 8 ist steiler, hat auf jeder Seite nur zwei Voluten, aber mehrere und leichtere Blätter, aus welchen freundliche Blümchen aufsteigen. Die Deckplatte des ersteren besteht aus einer schmalen zwischen den Voluten tief eingezogenen Platte, darauf folgt ein steiler Karnies mit Riemchen und dann wieder eine schmale Platte; auf dem andern Capitäl aber lagert eine schmale, nicht eingezogene Platte, dann der umgekehrte attische Fuss und endlich wieder eine Platte. Der attische Fuss dient auch beiden Säulen zum

Sockel, aber bei der erstern ist er sehr steil gebildet mit vermehrten, schwachen und ausgezogenen Gliedern; bei der zweiten sind die Wülste auf eigenthümliche Weise aus Schrägen und Abschnitten geformt. Eine andere Säule, nämlich vom untern Paare, hat als Sockel den attischen Fuss in ganz regelrechter Gestalt mit dem Eckblatt, welches ein menschliches Gesicht vorstellt (Fig. 9).

Merkwürdig und sehr schön sind die Capitäle der zwei Wandpfeiler, welche zu beiden Seiten des Westportals den Arcaden des Langhauses als Stützen dienen (Fig. 10). Die



(Fig. 11.)



(Fig. 12.)

Pfeiler selbst sind gleichartig denen in der Mitte der Arcadenreihen gebildet; sie bestehen nämlich

aus sehr starken Lesenen, welchen Halbcylinder vorliegen. Das Capitäl des Cylinders ist rund und mit Schuppen belegt, und anstatt der Voluten strecken sich zwei schön gebildete Widderköpfe hervor. Die Lesenen aber haben das gewöhnliche flache Capitäl mit Fettaub und Voluten. Zum Schlusse dieses Absatzes mögen noch zwei Capitäle folgen (Fig. 11 und 12), welche wegen ihrer Ikonographien Erwähnung verdienen. Diese befinden sich auf den Lesenen des untern Säulenpaares, und zwar ist dasjenige, mit dem Lamm Gottes auf der rechten, und jenes welches den Centaur zeigt auf der linken Seite des Mittelschiffes. Durch diese Gegenüberstellung wird die Symbolik der beiden Bilder ausser allen Zweifel gesetzt, und wir haben hier wieder den gleichen Gedanken ausgedrückt, welchen wir in der oben weitläufiger beschriebenen Ikonographie (Fig. 5) gefunden haben, nämlich den Kampf der Leidenschaften, der Sünde und des Satans gegen den Welterlöser.

Die Arcadenbögen sind auf beiden Seiten an den Kanten rechtwinklig eingeschnitten. Die Kreuzgewölbe, welche das Mittelschiff überdecken, werden durch stark viereckige Scheidebögen von einander getrennt, und haben den rechtwinkligen Einschnitten der Arcadenbögen entsprechend auch schwache Stirnbögen, welche den beiden Seitenwänden ein angenehmes und belebtes Aussehen geben. Übrigens sind diese Gewölbe ganz einfach gebaut und stehen in scharfen Diagonalgraten ohne merkbare Erhöhung des Scheitels die Kappen an einander (s. Taf. X. B.). Eine seltene Ersehung bieten die Kuppelgewölbe, welche die Räume der Nebenschiffe des Langhauses überdecken, wenn sie anders nicht einer spätern Zeit angehören. Aber ich konnte für diese Annahme keinen Grund finden. Im Gegentheil, was von der Geschichte des Baues und von den nachfolgenden Geschieben der Stiftskirche bekannt ist, spricht alles für den ursprünglichen Bau. Diese Gewölbe sind rund und sehr flach geformt. Sie ruhen auf

den Scheide-Arcaden- und Stirnbögen, welche letzteren den Arcaden gegenüber an den Seitenwänden aus den Wandpfeilern aufsteigen. Grossartiger gebaut sind die Kreuzgewölbe in den Armen des Querschiffes. Zum Unterlager dienen die Pfeiler der Vierung und die Säulen, welche schlank wie gothische Dienste an den Ecken der vorstehenden Seitenmauern aufsteigen. Die Stirnbögen treten auf allen Seiten hervor; viereckige und starke Diagonalgurtungen aus gemesselten Steinen schliessen die Kappen ein, welche steil aber noch im Kreisbogen zum Scheitel sich huanziehen. Man findet hier offenbar den Übergang zum gothischen Kreuzgewölbe. Einfache Kreuzgewölbe ohne Diagonalgurtungen schliessen sich über die Vierecke, welche den drei Apsiden vorliegen. Das Unterlager bilden hier vorne die Pfeiler der Vierung und die gegenüber angebrachten Wandpfeiler der Seitenchöre; rückwärts aber, wo die Apsiden sich anschliessen, steigen in den Ecken Dienste mit überstellten Capitälern auf, von welchen die Diagonalgrate auslaufen. Einer von diesen Diensten trägt ein sehr schönes Capitäl (Fig. 13). Zwei Löwen, welche die Vorderfüsse auf ein Fettaub stützen, schlingen sich gar geschmeidig in eines Kupf zusammen.



(Fig. 13.)

Dieser vertritt die Stelle der Volute und die Leiber mit den geschwungenen Schweifen ersetzen das Lanthwerk.

Die Fenster vertheilen sich folgender Massen: drei in der mittleren Apside, eines in jeder Nebenapside, eines auf jeder Seite des Chorquadrates, eines in jedem Kreuzarme an der vortretenden Abschlussmauer, endlich eine Reihe von vier Fenstern in jedem Stockwerke des Langhauses, im Ganzen also 25 Fenster. Von diesen haben nur wenige die ursprüngliche Gestalt bis jetzt erhalten, und zwar wahrscheinlich die halbrunden im zweiten Stockwerke des Langhauses, sicher aber die beiden Fenster in den Kreuzarmen. Die letztgenannten tragen einen schönen etwas gedrückten Spitzbogen; die anderen drei und zwanzig scheinen alle im Halbbogen geschlossen und die mehreren davon länglich gewesen zu sein, wie man sie noch in den Apsiden, aber nicht mehr an der alten Stelle sehen kann, da nun jede derselben zwei Fenster an den Seiten hat, um die darin aufgestellten Altäre zu beleuchten. Übrigens waren sie alle von der einfachsten Art, ohne jede Gliederung durch Säulchen oder Einschnitte. Die im untern Stockwerke, d. h. in den Seitenmauern der Nebenschiffe sind wahrscheinlich, um mehr Licht zu gewinnen, erweitert, die kleinen artigen Rundfenster in Chorquadraten aber von Aussen ganz vermauert worden (Taf. X).

Auch die Aussen-seite unserer Stiftskirche bot ehedem interessante Partien, von denen aber ausser den Portalen beinahe nichts mehr vorhanden ist. Die Westfassade stieg ohne Thurm oder eine andere Vorlage wahrscheinlich

im Profil der Kirchenschiffe auf. Nur ein Baldachin erhob sich über dem Portal mit einem Giebelbuche, welches vorne auf zwei Säulchen ruhte, wie an der Kirche S. Zeno in Verona. Die Löwen, welche das Untergestell zu den Säulen bildeten, und die sehr schönen Capitale der Letzteren mit Akanthusblättern haben sich noch erhalten und sind im Propsteigebäude zu sehen (Fig. 14).



(Fig. 14.)

Kirche an den Flächen der Seitenmauern von Aussen nicht viel Ornamentik getragen zu haben. Ausser dem Bogenfries, welcher auf Consolen aus Menschen- und Thierköpfen sitzt und mit dem darüber liegenden Zickzackfries unter dem Dachgesims der Apsiden hinläuft, konnte ich keine Spur von einem Ornamente finden. Der Thurm war aus dem Viereck gebildet, und stieg über der Kuppel auf. Eine Feuersbrunst hat ihn zerstört, wovon man noch jetzt die Spuren finden kann, und seither ist er nicht mehr aufgebaut worden.

Portale sind so viele als Kirchenschiffe. Jedes Schiff hat nämlich den eigenen Eingang, das mittlere an der Westseite, die Nebenschiffe am oberen Theile der Seitenmauern. Die Öffnung oder die Thür ist bei allen drei gleich gestaltet: zu beiden Seiten steigen nämlich vierseitige Dienste auf. Diese tragen den Querbalken oder Thürsturz, über diesen schwingt sich ein Halbkreisbogen von gleichem Profil, und umschliesst das Bogenfeld oder Tympanum. Die ganze Thür aber wird mit einer Einschrägung umrahmt, welche bei den einzelnen Portalen sehr verschieden ist, so dass auch hier eine anziehende Mannigfaltigkeit das Auge des Beschauenden fesselt. Das nördliche Portal trägt keinen Schmuck und ist ganz einfach gegliedert (Fig. 15). Die Einschrägung wird durch schwache Wulste, Kehlen und einen starken rechtwinkligen Einschnitt, wo ein voller Rundstab aufsteigt,

vermittelt. Dasselben Glieder

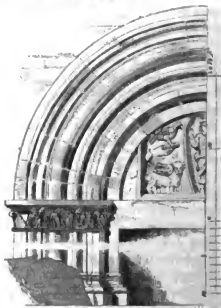


(Fig. 15.)



(Fig. 16.)

setzen sich auch über den Capitalen mit spärlichem Fettblatt im Bogen fort, welcher das Tympanum umschliesst. Eine sehr reiche Gliederung hat das westliche Portal (Fig. 16). Die Einschrägung hat drei tiefe rechtwinklige Einschnitte. In jedem derselben erhebt sich ein voller Rundstab; die Kanten sind durch Kehlen eingezogen, welche mittelst leichter Wülste sich den Seiten der Einschnitte anschmiegen. Der Sockel hat doppelt so viele Einschnitte, deren Kanten durch gut gebildetes und geschweiftes Eckblatt mit den Stäben und Kehlen sich verbinden. Das Capital umschlingt alle Glieder der Schrägung; Fettlaub, muntere Vögelein und aufblühende Blümchen bilden den Schmuck, dessen heiteres Aussehen durch den inmitten lauernden Drachen mit einem Schlangenschweif unterbrochen wird. Dass der Bogen über dem Tympanum, welches nur eine leere Fläche zeigt, das Profil der Einschrägung fortführe, darf nicht des weitern bemerkt werden. Nicht so reich gegliedert, aber schöner ist das Südportal, welches im Bogenfeld Sculpturen trägt (Fig. 17). Die Einschrägung und das Profil des Bogens



(Fig. 17.)

sind hier ähnlich dem obigen Portal gebildet, nämlich aus Wülsten, Kehlen und zwei rechtwinkligen Einschnitten, von welchen dem vorderen ein runder, und dem anderen ein achteckiger Stab vorliegt. Das Capital läuft ebenfalls ein Glieder und ist mit Akanthusblättern geziert. Die Sculpturen im Bogenfeld zeigen in der Mitte den Welt-erlöser auf dem Throne sitzend und segnend. Ringsum sind die Symbole der Evangelisten angebracht in der gewöhnlichen Anordnung: rechts Engel und Löwe, links Adler und Stier. Die einzelnen Gestalten sind roh, aber kräftig im Halbrелеф ausgeführt.

Wenn wir nun einen Rückblick auf die gegebene Beschreibung machen, so finden wir an unserer Stiftskirche zwar kein Prachtwerk, wohl aber einen schönen, rhythmisch gegliederten und wohlgeordneten Bau, von welchem im Innern, wenn man die Krypta ausnimmt, alle Haupttheile noch jetzt ganz und unverletzt erhalten sind.

Wie der Bau selbst, ist auch die Geschichte desselben, welche uns nun beschäftigen soll, von Wichtigkeit, namentlich für die Chronologie der Baukunst, da es sich denn als sicher herausstellen wird, dass man in Tirol noch das dreizehnte Jahrhundert hindurch den romanischen Baustyl beibehielt, so dass nur leise Spuren der Gothik sich aus dieser Zeit nachweisen lassen.

III.

Baugeschichte.

Der älteste Theil in der Stiftskirche zu Inichen war ohne allen Zweifel die Krypta. Die durchaus rohe Arbeit, welche den höchsten Grad technischer Unbehilflichkeit heurkundet; die Construction der Kreuzgewölbe, welche nicht durch Scheidenbögen abgetheilt sind; die bauchige Gestalt der Capitale mit den eigenthümlichen Spiralen, welche an die byzantinischen Werke erinnern, und die sehr steile Basis — diese Kennzeichen alle führen auf die Wiege der christlichen Baukunst in den germanischen Landen zurück, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Krypta aus der Zeit des ersten Klosterbaues zu Inichen, also aus dem Ende des achten Jahrhunderts stammt. Eine Urkunde, welche ich später bringen werde, scheint auf einen zweiten Bau des Münsters in den ersten Jahrzehenden des elften Jahrhunderts zu deuten. Diese Zeit aber dürfte für die oben angegebenen charakteristischen Kennzeichen viel zu spät sein, um so mehr, als die Stifte für die bauliche Ausstattung ihrer Kirchen weder Kosten noch Mühe schenkten und das Kloster zu Inichen doch in der Lage war, kundige Baumeister im Lande zu wählen oder anderswoher zu rufen. Über diese Krypta erhob sich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die romanische Stiftskirche, welche ich oben beschrieben habe.

Dass dieselbe der spät-romanischen oder vielmehr der Übergangsperiode angehöre, kann wohl von Niemanden bezweifelt werden. Die hoch aufgezogenen Kreuzgewölbe

mit den Diagonalgurten, die Fenster mit dem Spitzbogen in den beiden Kreuzarmen, die Streben und Strebebögen an den Seitenschiffen lassen wohl nicht dem geringsten Bedenken Raum. Aber dass man noch in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts eine Kirche mit so reinen romanischen Formen, und zwar beinahe ganz nur mit romanischen Formen baute, dürften nach der bis jetzt festgesetzten und augenommenen Zeitbestimmung der Baukunst Manche nicht für wahrscheinlich finden. Und ich selbst würde mich ihnen beigesellt haben, wenn nicht völlig unverdächtige Urkunden mich eines andern belehrt und weitere Forschungen zur Überzeugung geführt hätten, dass bei uns in Tirol das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch der romanische Baustyl noch im Schwunge, und man kann sagen, beinahe der allein herrschende gewesen ist. Der majestätische Dom in Trient mit seiner hochstrebenden Kuppel und den schönen Gallerien unter dem Dachgesims, ein grossartiger und folgerecht im romanischen Styl durchgeführter Bau wurde begonnen im Jahre 1212 und zu Ende geführt erst im Jahre 1309. Die ältesten der in Tirol noch vorhandenen Burgen und Doppelcapellen sind alle im romanischen Styl gebaut: z. B. das Stammsschloss Tirol, Zenoberg bei Meran, die Schlösser zu Bruneck, Taufers, Bruck bei Lienz u. s. w. Die meisten darunter reichen nicht über die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zurück, und doch entleckt man an ihnen kaum eine Spur des Spitzbogens. Aus derselben Zeit schreiben sich wahrscheinlich mehrere theilweise noch erhaltene romanische Thürme in Trient und in der Gegend von Bozen bis Trient.

Die erste Kunde vom Bau der jetzigen Stiftskirche in Inichen bringt uns 1257 ein Ablassbrief des Fürst-Bischofs Bruno von Brixen, worin er für die Dauer eines Jahres allen diejenigen einen Ablass verleiht, welche zur Erbauung der genannten Kirche hilfreiche Hand bieten ¹⁾. Dass um diese Zeit auch wirklich der Bau begonnen habe, getraue ich mich nicht zu behaupten, weil derlei Ausdrücke in den Ablassbriefen gewöhnlich sind, und daher nicht wohl auf einen wirklichen Bau gedeutet werden können, wenn nicht andere Umstände oder geschichtliche Belege dafür sprechen. Sichere Nachrichten gibt uns eine andere Urkunde des nämlichen Bischofs, worin er 1284 im ganzen Umfang der Diocese eine milde Sammlung für die Stiftskirche in Inichen erlaubte, und denjenigen, welche zur Wiederverbauung derselben ein Almosen spenden, einen Ablass von 40 und von 100 Tagen verliehen hat ²⁾. Um diese Zeit

¹⁾ Omnibus qui simulavimus vna ad fabricam dictae ecclesiae vna ad nos necessaria fuerint erogati, sint etiam qui summo predicti S. Eandiis praesentis diebus fuerint visitati etc. Actum est istud anno domini millesimo ducentesimo quinquagesimo septimo in festo Michaelis. Aus dem Original, welches abgedruckt im Stiftsarchiv zu Inichen aufbewahrt wurde.

²⁾ Die Urkunde lautet: Bruno dei gratia ecclesie Britannensium episcopus, vicarius, universis Christi fidelibus in Domino deo salutem et benedictionem! Ad apostolicam, qui summi in benedictione, de hunc-

muss aber der Bau beinahe schon zu Ende geführt worden sein, denn noch im nämlichen Jahre weihte Fürstbischof Bruno am Feste des h. Gallus (16. October) unter dem Beistande von vier Bischöfen die neue Kirche ein ¹⁾. Um das Andenken an diese Feierlichkeit zu verewigen, begabte zwei Tage darauf Graf Albert von Görz den neu geweihten Altar zum h. Candidus mit einem Hofe zu Vierrschach ²⁾.

Den Namen des Baumcisters, oder woher er stammte, hat uns keine Urkunde überliefert. Jedoch weist die Art des Baues auf einen italienischen Meister, oder wenigstens nach Italien hin. Das Gebiet von Inichen grenzt eben an Italien, und seit der ältesten Zeit besteht zwischen diesen beiden ein reger Verkehr. Der Abschluss der westlichen Fassade nach dem Profil der Schiffe ohne Thurm, der baldachinartige Vorbau über dem Portal dieser Seite mit den Löwen, welche auf ihren Rücken die stützenden Säulen tragen; die vielseitigen stark verjüngten Säulen oder Pfeiler sind in Italien beliebte Formen und Motive. Die Form des Eckblattes in Fig. 9 erinnert an S. Ambrogio in Mai-

land ³⁾. Die antik-romanischen Capitale mit den durch Bänder gekuppelten Voluten, die Schmuckwerke von Blumen, Vögeln und Akanthusblättern verrathen das italienische Heimathsland. Überhaupt lässt sich der italienische Einfluss auf die Bauwerke in Tirol, insbesondere aus den Zeiten der romanischen Periode nicht verkennen. Spuren davon finden sich in allen noch erhaltenen bedeutenden Bauwerken; so an der Kathedrale in Trient, an der Pfarrkirche in Bozen, ja selbst im Kreuzgange zu Brixen, wo neben den deutschen Capitälen eben so oft die italienischen mit gekuppelten Voluten wiederkehren.

Die Stiftskirche, wie ich sie oben beschrieben habe, mit dem Thurme, welcher auf der Vierung über der Kuppel sich erhub und gemeinhin St. Paulus-Thurm hiess, wurde demnach gebaut beläufig vom Jahre 1270 bis zum Jahre 1290. Die anderen Theile, welche der Grundriss noch zeigt, gehören einer späteren Zeit an. Und zwar der Thurm, welcher dem südlichen Seitenschiffe vorliegt, entstand in den Jahren 1321—1326. Dieser bildet ein massenhaftes Viereck, welches ohne alle Gliederung sehr hoch aufsteigt, und mit einer ganz niedrigen vierseitigen Dachpyramide abschliesst. Die einzigen Fenster, welche die Schall-Löcher bilden, haben den halbkreisrunden Bogen; denselben zeigt auch die Eingangsthür, zu welcher man mittelst einer Stiege aufsteigt. Aber die Gewölbe des untersten Geschosses sind im Spitzbogen gebildet ⁴⁾. Sowohl dieser Thurm als auch der andere waren mit Glocken ver-

ditionibus motel vilam eternam. Cum igitur tenamur ecclesiis subvenire maxime nostre diocesis, universitatibus vestram rogamus, monemus et hortamur in Domino, ut fabricae S. Candidi ecclesiae Heinricus, qui vobiscum corruptis fectis defuncte videtur miseri ruitum, elemosinarum vestrarum quilibet pro sua facultate consuetudinem largitalia adhibere curetis quo retulibantia ad hunc, qui est retributor omnium honorum. Nos vero de misericordia omnipotentis Dei et SS. patronorum Iugonini et Albulai patrocinio confidit ad petitionem et consensum capituli nostri omnibus, qui ad reedificationem praedictae fabricae munus largitalia porrexerunt, quadragesima dies criminatum peccatorum et certum dies venialium de injuria penitentiae misericorditer in Domino relaxamus. Datum Brixiae anno Domini M.C.C.LXXXIV. sexto idus Julii. Praecipitibus litterarum presentium post quosquodam minime vultorum mandamus etiam, ut cum antea capituli ecclesiae Heinricus ad extendendum presens negotium ad vos venisset, ipsos caritative recipientes unumquodque pro ipso ad plures vestras auctoriter et favorabiliter petitionem faciatia. — Das Urkunde trug das Siegel des Bischofs und das des Domkapitels. Auch von anderen Bischöfen hatten die Chorherren von Inichen zur gleichen Zeit ähnliche Aktenbriefe erhalten.

1) In der Stiftskirche war ehemals eine Tafel aufgehängt, welche die folgende Inschrift hatte:

anno Domini M.C.LXXXIV. in festo S. Galli 16. Octobris Bruno Brixenensis episcopus hunc ecclesiam Heinricum S. Candidi, quae vetustate corrupta fectis defuncte miseri ruitum videtur, reaedificatum unumquodque altar, monasterium et coemeterio considerandi etc. Bischof: Monemus ecclesiam Brix. II, 76. n. 3. Die vier assistierenden Bischöfe waren: Hieronardus episcopus Petrusensis (Riben oder Pedern), Marcellus episcopus Crantensis (Cranz), Frater Jacobus episcopus Milopotensis (Nilopotan) auf der Insel Candia, Nicolaus episcopus Caprotensis (Castel). Die zwei letztgenannten waren wahrscheinlich nur Bischöfe in partibus und folgten dem ersten als Suffragane. Von allen vieren bewahrte man ebendam in Stiftsarchive die Aktenbriefe, welche sie für einen jährlichen Gedächtnistag der Kirchweih — in dedicatione monasterii, altaris et coemeterii, qui erit et esse debet in die S. Galli — gegeben hatten. Interim anno Domini M.C.C.LXXXIV. feria II. post festum S. Martini.

2) Actus hominum ne in calumpniam vortii valeant, necesse est ut iidem scripturam testamoralis confirmaverit. Igitur nos Albertus Comes Tirolie et Tirolia letores presentium, scire volumus tam posterum quam modernum, quod cum ecclesia heil. Candidi de civitate conuinciorum illidem consecraretur in latetia, nos in nostrorum perveniamus remissionem super altare heil. Candidi praedicti maximo super Vierrschach

in der Grabe, in quo residet Utricum quem etiam ad altare praedictum dedimus, tradimus iure proprietario pro nobis ac heredibus nostris cum omnibus pertinentiis, pascuis, pratis, cultis et incultis, quoniam et non quoniam, ceteris iuribus eisdem quo nomine concessimus, ut idem manna producta et homo in eo reddens altari atque ecclesiae praedictae proprietaria solus decessat subsecere. In eius traditione et legatione evidentiali presentibus fieri fecimus nostri pendentis sigilli munimine communiis praesentibus Iustitius subnotatis, Dominis Fridericco Burghardo de Lueta, Hermann de Vreuboren, Ottone de Valchenslein, Ernesto de Lueta, Chnrado de Waltheustia, Fridericco Margt, Enwigeno de Weisepere, Heinricho vice de Lueta quod portum et illis esse digni, datum et actum in Lueta anno Domini M.C.C. octogesimo quarto, die XIV. exeunte octobri, XII. indictione. Aus der Originalurkunde, welche ebendam in Stiftsarchive vorhanden war. Vierrschach ist eine separate Ortschaft mit einer eigenen Kirche in der Nähe und südlich von Inichen gelegen.

3) Vgl. die christliche Kirchen-Buchhalt. des Abhandlungs v. G. G. Katalenbach und Jakob Schmitt, T. III, 12.

4) Auf den geläuteten Ecksteinen dieses Thurmes haben sich von unten bis an oberst noch Inschriften erhalten, welche die Zeit der Erbauung genau angeben. Die unterste lautet:

WOLFRARDUS PRACIPITVS
REXIT ANNO MCCCXXX
... MARGVARDVS DECANVS
dann folgen in beinahe gleichen Zeilenräumen aufsteigend:
MCCCXXII
MCCCXXIII
MCCCXXIV
MCCCXXV

Und an oberst liest man:

4. MCCCXXV. MAR. DE. RL.
wahrscheinlich: Margardus Decanus Reza.

sehen, wahrscheinlich aber mit dem Unterschiede, dass der Palsturn nur kleine Glocken hatte, welche regelmässig bei den Gottesdiensten und Verrichtungen des Chores dienten.

Ein bedeutend jüngerer Bau ist die gothische Vorhalle mit der darauf ruhenden Capelle, welche an den Thurm angebaut sind und dem Mittelschiffe vorliegen. Der schöne Portalbaldachin, von welchem ich oben einzelne bis jetzt erhaltene Theile vorgeführt und beschrieben habe, hat dieser Vorhalle weichen müssen. Die darüber liegende Capelle wurde vom Stiftdiechant Albert Penzendorfer um das Jahr 1468 gebaut, und darin von demselben ein Altar mit zwei Wochenmessen zu Ehren der h. Dorothea gestiftet. Später nannte man sie auch die Franz Xaveri-Capelle¹⁾. Das gothische Netzgewölbe entspricht dem Geschmacke der damaligen Zeit, ist aber übrigens schöner geformt als man es gemeinhin in Landkirchen findet. Anstatt der gothischen Dienste sind jetzt leichte Wandpfeiler angelegt, welche einen unangenehmen Eindruck machen. Zur gleichen Zeit scheint auch die Vorhalle gebaut worden zu sein. Aber das Gewölbe derselben hat eine ganz andere und sehr schöne Structur. Die Rippen steigen entweder von runden Säulen auf, oder von Consolen, welche nach unten mit Kehlen und Wälsten abschliessen.

Der jüngste Theil endlich an der Stiftskirche ist die niedrige Capelle, welche dem nördlichen Seitenschiffe vorliegt und vom Chorherrn Georg Gaisser mit dem Altar zu Ehren der vierzehn Nothhelfer beiläufig um das Jahr 1524 gestiftet worden ist. Die Bauart ist noch gothisch, aber ganz unförmlich und kaum anzusehen neben dem schönen Gewölbe der Vorhalle²⁾.

Die Geschichte erzählt von zwei gewaltigen Feuersbrünsten, welche die Stiftskirche ergriffen und sehr arg mitgenommen haben. Der kunstgerechte und sehr feste Bau widerstand aber beide Male dem verheerenden Elemente dergestalt, dass an den Seitenmauern, an den Gewölben und Stützen keine Verletzung oder Klüftung, ja nicht einmal eine Spur des Brandes zu entdecken ist. Der erste Brand ereignete sich am Festtage der Kirchweihe, d. i. am 16. October des Jahres 1413. Der Markt Inichen wurde in Asche gelegt und die Kirche mit einer solchen Wuth vom Feuer ergriffen, dass es auch in das Innere eindrang und die Altäre, Zierden und Geräthschaften aufzehrete. Eine gleichzeitige Erzählung hat uns Dr. Resch in Abschrift erhalten. Sie lautet: Anno Domini M.CCCC.XIII. combusta est Intica ac ecclesia S. Candidi archiepiscopi et martyris, patroni Inticensis, in die nundinarum l. e. die S. Galli, die 16. Octobris, qua die celebratur omni anno dedicatio ecclesiae S. Candidi, cum omnibus turris (?), sertis, campanis, horologio, organis, elenodis, ralicibus, libris ac aliis legalibus ornatus, quae omnia funditus exarsa tempore Domini Conradi Veringer decani praesidentis. Von diesem harten Schlage getroffen und unfähig aus eigenen Mitteln den sehr betrüblichen Schaden zu ersetzen, wandten sich die Kanoniker mit einem offenen Seulschreiben, welches Auserwählte aus ihnen selbst überbrachten, an verschiedene Kirchenfürsten und an alle mitleidigen Herzen um Hilfe und Unterstützung, damit es ihnen ermöglicht würde, das alte Münster wieder in Würde herzustellen und mit den nöthigen Geräthschaften zu versehen³⁾. Die Sammlung muss ergiebig ausgefallen sein; denn es ist sehr wahrscheinlich, dass diesmal die Kirche ganz so wieder hergestellt worden ist, wie sie vor dem Brande war. Wenigstens wissen wir sicher, dass selbst die heiligen Thürme wieder ihr Haupt erheben und mit neuen Glocken ihre Sprache vernahmen liessen. Ich möchte nicht zweifeln, dass sich auch die Strebhüben noch erhalten haben oder hergestellt worden sind, da man um diese Zeit doch lieber mit Mauerwerk umging, als zu Eisen- und Leudern die Zuflucht nahm. Verderblicher für die Stiftskirche, wenngleich nicht so gewaltig, war der zweite Brand, welcher am 24. Sept. d. J. 1554 ausgebrochen ist und beinahe den ganzen Markt in Asche gelegt hat. Über diesen traurigen Vorfall sind uns zwei genauere Berichte erhalten worden, nämlich ein Brief des Chorherrn zu U. L. Fr. in Brizen Stephan Habern an den Cardinal und Administrator des Brixener Bisthums Christoph Madruz; und das

¹⁾ Das alte Calendarium der Stiftskirche enthält folgende Nachricht: Die 17. Julii, Festus S. Alexii. ... In 2. Vesperis peragitur anniversarius Domini Adalberti Praesidentis Decani archiepiscopi et fundatoris capellae S. Dorotheae, vulgo ad der Porckirchen. ... Illius sepultura est in vestibulo l. e. sub capella superioris ad ex. Epitaphia aut. Franz bewährte das Stiftsarchiv zwei Altarsriefe, welche von mehreren Cardialen am 12. Jänner und 12. Februar 1409 für die angegebene Dorothea-Capelle zu bauen gegeben worden sind — explentes igitur ad installand venerabilis viri Domini Adalberti Praesidentis Decani in ecclesia Inticensi Brizin. dioc. et capella per eundem constructa in honore gloriosae virginis et martyris S. Dorotheae in Intica diocesi Illic, cognominis X. Christifidelibus frequentator honoribus etc. etc.

²⁾ Auf einem der zwei Hüben, welche diese Capelle mit der Vorhalle verbinden, befindet sich eine Abschrift der Urkunde, welche bei der Einweihung der Capelle gegeben worden ist. Ich führe daraus dasjenige an, was für unsere Geschichte zweckdienlich ist. *Januarius Dei et apostolicae sedis gratia Episcopus Brixianensis, reverendissimi in Christo patris et D. D. Sebastiani Episcopi Brixianensis in pontificali- bus Suffraganeus generalis universis et singulis, ... notum facimus, quod nos ad venerabilis viri Gregorii Gysper canonici Inticensis ac plebanus in Silvan Insulanoim e. singularum devotionem, quae erga Deum et Sanctos eius gerit, cupimus maxime ut in eo sita, ecclesiae collegatae S. Candidi martyris Inticensis condonem, Brizin. dioc. per praesentium dominum Gregorium a novo constructam, erectam, fundatam et dotatam, spemiliter et summatim capellam et altare in*

honoris SS. XIV. Auxiliatorum martyrum consecratis etc. Datum et actum in praedicta capella anno a nativitate Domini M.D.XXIV. die vero XXVIII. mensis Aprilis.

³⁾ Diese wichtige Urkunde werde ich unten wortgetreu wiedergeben, da sie merkwürdige Nachrichten sowohl über die Stiftskirche als auch und zwar insbesondere über das sehr alte Crucifix, von welchem ich noch mehrere zu melden habe, enthält.

Sendschreiben des Capitels zu Inichen um Almosen zur Herstellung der durch den Brand sehr beschädigten Stiftskirche. Der erste meldet, dass am nächstvergangenen Montag um 1 Uhr Nachmittags leider sich zutragen, und der Markt Iniching sammt dem Dom, der Pfarrkirche, dem s. g. Klösterle und den anderen im Markte stehenden Kirchen, und zwar 115 Feuerstätten abgebrannt sind. Was näher die Stiftskirche anbelangt, so seien die Gewölbe und Mauern sammt den darin verwahrten Ornaten u. dgl. erhalten worden, u. s. w. Datum Brixen den 26. September 1554 ¹⁾. Das Sendschreiben des Capitels sagt wörtlich folgendes: „Quod jam in sestate proxime praeterita dicta ecclesia nostra et castellum Indiceae casu fortuito (non ex negligentia nostra) in suis structuris, videlicet duabus turribus excelentibus suis campanis liquefactis, horologio et XXII. tectis ac omnium et singulorum canonicorum domibus, nostrisque honis, libris, vestimentis, lectisterniis et omnibus utensilibus miserabili incendio est consumta et exusta.“ Der Ausdruck „*com XXII tectis*“ scheint zu bestätigen, was ich oben meldete, dass nämlich nach dem ersten Brande die Stiftskirche vollkommen sei hergestellt worden. Denn so viele Dächer oder vielmehr Abtheilungen der Bedachung waren nothwendig, wenn diese den Haupttheil des Baues entsprechen und die Gliederung des Innern auch äußerlich darstellen sollten. Ein eigenes Dach mussten dann nicht nur die Thürme, das Mittelschiff, die Kreuzarme als hervorragende Theile, sondern auch die Quadrate der Seitenschiffe zwischen den Strebebögen, die Quadrate vor den Apsiden und die Apsiden selbst haben. Nach dem zweiten Brande erhielt die Kirche nicht mehr ihre frühere Gestalt nach Aussen; sie wurde nämlich zugedeckt, so wie es der damalige Mangel an Mitteln gestattete und das Bedürfnis des Schutzes zur Noth erzwangte. Der Thurm ober der Vierang erstand nicht mehr; das Mauerwerk, welches vom Brande sich noch erhalten hat, wurde geebnet und darauf ein niedriges vierseitiges Pyramidendach gesetzt. Noch jetzt hängen von Innen die alten verbrannten Balken herab. Von den Strebebögen sieht man die zerrissenen Unterlagen und die Stellen, wo sie sich dem Mittelschiffe angelehnt hatten. Es war wohl auch in der Zeit das Verständniss des Baues schon ganz abhanden gekommen, so dass es nicht zu wundern ist, wenn z. B. ganz unfürnflieh ein und derselbe Sattel die drei Quadrate von den Apsiden und zugleich eine Sacristei, nämlich die sogenannte obere umschliesst.

Was nun die innere Einrichtung der Stiftskirche betrifft, so waren Anfangs in derselben 2 Altäre aufgestellt, nämlich der Kreuzaltar vorne an der Chormauer im Schiffe und der St. Candidus-Altar in der Apsis auf dem Choor. Der letztere galt als der Hauptaltar. Ausser die-

sen stand noch ein dritter in der Gruft, welcher dem heil. Andreas, später aber zu Ehren des heil. Sylvester geweiht worden ist. In der folgenden Zeit entstanden noch acht andere Altäre und zwar wahrscheinlich zuerst die zwei in den Seiten-Apsiden: *a)* in der nördlichen der zu U. L. Frauen und *b)* in der südlichen jener zum heil. Johannes dem Täufer. Dann folgten: *c)* der Altar zum heil. Paulus auf dem Choor an der Südseite mit zwei Wochenmessen vom Propst Wolfhard von Hieblingen und dem Decan Marquard von Tessenberg im Jahre 1321 gestiftet; *d)* der Altar zum heil. Paucratius und zur heil. Anna im südlichen Kreuzarm durch Jakob von Tessenberg. Richter zu Sillian, im Jahre 1336 gestiftet; *e)* der Altar zu allen Heiligen im nördlichen Kreuzarm mit zwei Wochenmessen, vom Stiftdochter Kaspar Pazeller beiüblich um das Jahr 1430 errichtet; *f)* der Altar zur heil. Dorothea in der gleichnamigen Capelle um 1468 gegründet, von welchem ein Näheres oben gemeldet worden ist; *g)* der Altar zu den 14 Nothhelfern in der gleichnamigen Capelle (1524), von welchen ebenfalls schon oben die Rede war; endlich *h)* der St. Placidus-Altar auf dem Choor an der nördlichen Seite, welchen der Propst Horaz Anton Carrara im Jahre 1687 gestiftet hat. Diese in verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Mustern gebauten Altäre und die vielen anderen nach und nach angebrachten, meistens geschmacklosen Einrichtungsstücke hatten die Kirche sehr überladen und entstellte, so dass in der neueren Zeit eine Abräumung und Restauration allgemein für höchst nothwendig und dringlich erachtet wurde. Der Propst Johann Happold legte zuerst die Hand ans Werk (1846). Diesem Manne, den übrigens die beste Gesinnung besaß und eine seltene Opferwilligkeit vor anderen auszeichnete, gebrauchte er aber völlig an den zu einem solchen Unternehmen nothwendigen Kenntnissen. Unter ihm ist zuerst der Gräuel der Verwüstung in die heilige Stätte selbst eingetreten. Die Krypta liess er zur Hälfte einsenken, und Alles was er anordnete war der Art, dass man später nicht nur die alten Schäden ausbessern, sondern auch die neueren viel bedeutenderen Entstellungen, welche durch ihn veranlasst worden sind, wegräumen und gut machen musste. Dies war das Werk der nachfolgenden Präpste Franz Joseph Rudigier und Joseph v. Comini (1849—1853). Durch die eifrige Verwendung und unter der thätigen Mitwirkung dieser beiden Männer, von denen der erstere auf den bischöflichen Stuhl von Linz erhoben worden ist, der andere jetzt als Domespitar von Brixen die Oberaufsicht über die Volksschulen im tirol'schen Antheile der Diöcese führt ²⁾, wurde das Werk der Restauration mit Kraft ergriffen und

¹⁾ Der 26. September war in Jahre 1554 am Mittwoch, folglich der 24. am vorausgegangenen Montag.

²⁾ Unter den Präpsten von Inichen sind mehrere zur bischöflichen Würde erhoben worden. Sie sind die folgenden bekannt: Ricber Bischof von Brixen (1174), Conrad v. Tolz Bischof von Freising (1221), Friedrich v. Montalbano und Schlandersberg Bischof von Freising (1279), Johann v. Schleinitz Bischof von Meissen (1518).

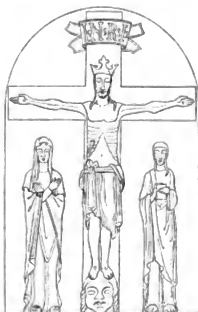
mit Kunstsinne und Aufwand unter Leitung des k. k. Bezirksingenieurs (damals k. k. Strassenmeisters) Gebhard Mechele durchgeführt. Die Portale, Pfeiler, Bögen und Gurtungen wurden von der furbigen Tünche, womit man die schönen Steinmetz-Arbeiten bedeckt hatte, sorgfältig entledigt; das Mauerwerk erhielt einen entsprechenden aschgrauen Anstrich. Alle überflüssigen und entstellenden Geräthschaften wurden entfernt und die alten Altäre, mit Ausnahme des einzigen in der Gaisser'schen Capelle abgebrochen. Die Dorotheencapelle erhielt eine andere Bestimmung; sie dient nun als Musikchor, für welchen ein anderer zweckmässiger Raum in der Kirche nicht zu gewinnen war. Zu bedauern ist nur, dass man, anstatt die alte Krypta wieder ganz herzustellen, welches damals noch leicht möglich gewesen wäre, auch den noch vorhandenen Theil einsenkte. Dadurch hat die Kirche ihr merkwürdigstes und ältestes Monument verloren und einen Verlust erlitten, welcher nun jetzt, da die meisten Säulen und Capitäle abhanden gekommen sind, nicht mehr zu ersetzen ist. Übrigens hat die Kirche bei der Restauration eine würdevolle und schöne Ausstattung erhalten. Es sind nun in derselben fünf Altäre und alle an entsprechenden Plätzen aufgestellt; der Hochaltar in der mittleren Apsis, zwei kleine Altäre in den Seiten-Apsiden und zwei andere etwas grössere in den Kreuzarmen — alle im romanischen Styl gehaut und mit reichem Goldwerk verziert. Composition und Ausführung stammen vom tirolischen Künstler Joseph Stauder, welcher sich dadurch ein bleibendes Denkmal in seiner Heimath gesetzt hat. Insbesondere bewundert man die lebensvollen und schwinghaften Schnitzarbeiten. Die Altäre in den Kreuzarmen tragen reich vergoldete Reliefs. Das eine vom Bildhauer Renn d. Ä. aus Imst stellt die h. Familie, das andere von einem unbekanntem Meister im Jahre 1632 gefertigt die Sendung des heil. Geistes vor. Dieses letztere wurde noch vom alten Altar verwendet, das erstere aber für den neuen eigens gemacht. Auf den Altären in den Neben-Apsiden sieht man zwei schöne Gemälde von unserem vaterländischen Künstler Franz Hellweger. Der Hochaltar zeigt in einer Nische das merkwürdige Crucifix, von welchem der folgende Abschnitt handeln wird.

IV.

Nachrichten über das alte Crucifix in der Stiftskirche zu Inichen.

Dieses Crucifix, von welchem eine Abbildung in der Fig. 18 folgt, reicht tief in das Alterthum zurück, und war von jeher der Gegenstand hoher Verehrung. Die Sage mel-

det, es sei eines von den dreien, welche Herzog Tassilo auf der Jagd gefunden und den von ihm gegründeten Stifte zu Wessenhronnen, Pollingen und Inichen zugetheilt haben



(Fig. 18.)

wagrecht ausgebreiteten Armen ohne Nimbus und ohne Dornenkrone. Die Hände und Füsse sind mit vier Nägeln angeheft. Das herabhängende und vielgefaltete Lententuch erinnert noch an den Rock, welcher bei den ältesten Crucifixen von dem Gürtel bis zu den Knien hing. Die Krone des Hauptes und, so viel ich mich erinnere, auch das Band mit der Aufschrift sind neuere Zuthaten. Unter dem Kreuze stehen Maria und Johannes, langgestreckte Gestalten, fast ohne allen Ausdruck im Gesicht und von roher Arbeit. Maria hat die Hände über die Brust geschlungen, Johannes hält wie gewöhnlich in der linken Hand ein Buch. Alle drei Bilder haben eine schwarzbraune Farbe, wie man sie in den byzantinischen Werken gewöhnlich findet. Ehedem waren sie frei in der Höhe unter dem Fronbogen und über dem Kreuzaltar angebracht. Beim Brande des Jahres 1413 wurden auch sie vom Feuer ergriffen. Die Spuren kann man noch jetzt an der Rückseite derselben sehen. Vorne sind sie aber ganz unverletzt. Das schon oben genannte Sendschreiben des Capitels zu Inichen, worin dasselbe bald nach dem Brande um Unterstützung zur Wiederherstellung der Kirche bittet, meldet von einem wunderbaren Ereigniss, welches sich damals an dem Crucifixe und dem Bilde der Gottesmutter offenkundig erwiesen hat. Am Tage nämlich nach dem Aufzuge, d. i. am 17. October 1413, da eben eine grosse Volksmenge anwe-

sohl. Hingegen erzähle ich die Urkunde, welche ich unten anführen werde, dass dieses Crucifix in der ersten Hälfte des XI. Jahrhunderts in der Kirche zu Inichen aufgestellt worden sei. Und für diese Zeit scheint auch die Gestalt und der künstlerische Charakter des Bildes zu stimmen. Christus ist lebend dargestellt, er steht frei auf einem Fusstritt, welcher die Gestalt eines Menschenkopfes hat, mit

Gregor Angerer Bischof zu Wienerneuburg (1332), Christoph Fuchs zu Fuchsberg Bischof von Brixen (1339), Johann Thomas Freiherr v. Spaur Bischof von Brixen (1578), Kaspar Ignaz Graf von Künigle Bischof von Brixen (1702) — ein Mann, der zu seiner Zeit unter den Kirchvätern hervorstach, endlich Franz Joseph Rudigier Bischof zu Lins (1852). Einer von den

Präpösten, nämlich Johann Grünwälder, hat sich sogar als Cardinalwürde emporgeschwungen (1441). Später besaß er den bischöflichen Stuhl von Freising (1448).

send war, bemerkte man an diesen Bildern blutigen Schweiss, welcher wunderbar aus dem dürrn Holze hervorbrach und über die Glieder und Gewänder herabrieselte. Dasselbe geschah wieder am Tage nach Allerheiligen, d. i. am 2. November desselben Jahres. Wahrscheinlich von dieser Zeit her schreibt sich die grosse Verehrung, welche man vertrauensvoll gegen dieses Crucifix hegt. Das Andenken an dieses Ereigniss hat sich im Munde des Volkes bis auf unsere Tage erhalten. Die Urkunde, von welcher das Original im Archiv des Stiftes wenigstens bis zur ersten Aufhebung desselben bewahrt wurde, gehe ich hier ganz und zwar wörtlich nach der Abschrift, welche Resch uns hinterlassen hat. Das anserordentliche Ereigniss des blutigen Schweisses und die anderen merkwürdigen Nachrichten, welche über die Stiftskirche darin enthalten sind, werden hinreichenden Ersatz bieten für das mündl. Wichtiges, welches nebenher läuft.

In nomine Domini Amen. Universis ac cunctis Christi fidelibus, quibus praesens scriptum lamentabile ostensum fuerit, et ad quos praesentes litterae pervenerint, nos *Conradus Veringer* Decanus, Canonici totumque capitulum atque desolata congregatio venerabilis ecclesiae collegiatae S. Caudili archiepiscopi et martyris in Intica Brixin. diocesis orationum starum devotionem omni humilitate et reverentia eervicibus inclinatis ad dominum semper omnipotentem. Venerabilis patres ac sacrosanctae fidei cultores, dilectissimi fratres in Christo ubilibet constituti. Quem, admodum pietatem atque fraternali charitatem vestras non dubitamus verbum Apostoli latere, qui ait: „Omnes stabimus ante tribunal Christi, prout gessimus in corpore, sive bonum sive malum recepturi“, et alterius sapientis: „Si inter tempus seminandi provide discernimus et metendi, seminare dehenus in terris, quod multiplicato fructu colligamus in coelis“, et praesertim verbum hoc evangelicum: „Beati misericordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur“, ad quam ipsius veritatis sententiam populum vobis subjectum et spiritaliter commissum divini muneris et aeternae salutis intuitu per exhortationes vestras et favorabiles promotiones adopsus misericordiae inducere dignemini, ut ipsi in districto examine invenire possint misericordiam apud deum. Cum itaque venerabilis ecclesia nostra collegiata S. Caudili elementa et vulnere imperiali egressa, multum et splendide fuerit aedificata et fundata 1), nunc heu! heu! *die S. Galli*

anno domini M.CCCC.XIII. tempore undinarum oppidi Inticensis. ubi dicta ecclesia est situ, in suis videlicet expresse turribus, campanis, tectis, organis clendiodique aliis regalibus cum multiplici decore, quibus dicta ecclesia regulariter et solemniter fuit perornata, funditus est exaruto, et per ignis voraginem miserabiliter in cineres redacta. Verum non solum huius modi irrecuperabilibus revera dampnis dicta ecclesiae est conculcandum, sed plus dolororum et gemituum, quod pro! aliqui in huiusmodi periculo et dampnosa jectura personae succurrere volentes et se in eodem igne viriliter et intrepide exponentes per eundem ignis voraginem lamentabiliter perierunt. Quocirca tamquam extremae necessitatis articulo percussu benignitatem, gratiam ac universitatem omnium in Christo requirimus et humiliter rogamus in domino, prout status et qualitas nostrae venerabilis ecclesiae nunc id heu! deponit, quatenus ad ipsius reaedificationem et reparationem suntuosam, eum de propriis facultatibus sublevari non possit nec reformari, elemosinarum vestrarum consolationem largiri dignemini et ad tam pium opus et laudabile manus porrigere vestras adjuvantes. Insuper ob majorem in populo christiano devotionem excitandam patefacimus harum cum tenore, quod omnes benefactores aut qui manus suas ad fabricam dictae ecclesiae collegiatae porrexerint adjuvantes a quinquaginta duobus patriarchis, archiepiscopis quam etiam diversarum nationum episcopis ordinariis et suffraganeis a quolibet ipsorum XI dies criminalium de iniunctis sibi poenitentis relaxando conferuntur. Ad quarem indulgentiarum valorem et credulam efficaciam plurimorum nostrae dioecesis praedictae Ordinarium auctoritas intercessit et consensus, sicuti litterae et privilegia sub sigillis eorundem pontificum haec plenius attestantur et demonstrant, quas tamen indulgentiarum litteras ad remota et diversa loca propter viarum discrimina et alia pericula, per quae dicta privilegia possent amitti aut in suis sigillis et scripturis maculari, tute et secure transmittersse non audemus, ut de contentis in eisdem vestra universitas devota plenius possit informari; sed cum ceteris nostri capituli litteris ac privilegiis imperialibus in certa custodia et numero certo repositae sunt et omni diligentia conservantur. Summa vero indulgentiarum praedictarum facit duo milia criminalium et quatuor milia dierum. venialium peccatorum cum aliquot earrensis, et quoties qui elemosinam suam eo tantum ut supra elargitus fuerit aut manus suas ad dictae ecclesiae fabricam adjuvantes porrexerit, totiens praedictam summam indulgentiarum de omnipotentis Dei misericordia consequitur. Et non dubium, quin etiam omnium officiorum divinarum, missarum, horarum nocturnarum et divinarum orationum nec non aliorum bono-

prima hebdomadarum legit missam in altari majori in choro de feudo. Post sextam decem assistentibus testibus in altari S. Crucis cantat officium missae pro defunctis etc.

Ob dieser Jahrtag nach jetzt noch so freilich gehalten ward, ist mir nicht bekannt.

1) Kaiser Otto I. war nach Tassilo der grösste Wohlthäter des Stiftes. Dasselbe verehrte ihn immerhin als den zweiten Stifter und ummte sich deshalb ein kaiserliches Stiff. Nach jetzt führt es diesen Ehrennamen. Im alten Nekrologium dieses Stiffes liest man aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts aufgeschrieben: *XI. Kal. Aug. Otto Imperator Romanorum imperator obiit, qui fuit fundator hujus ecclesiae S. Caudili. Das Kalendarium des Stiffes von Jahre 1617 bemerkt: Die 22. Juli. In II. vesperis porrigitur antiphona serenissima D. Ottonis Imp. I. hujus ecclesiae collegiatae Inticensis (fundatoris) cum vesperis et vigiliis mortuorum infra in ecclesia habendis. D. Decano incumbit laedere officium. Die sequenti canonici tenentur legere missas. Sub*

rum quounque nomine in dieta ecclesia collegiata peractorum seu perpetuo agendorum tan in vita quam in morte dieti benefactores aut benefactrices participes erunt Domino nostro Jesu Christo largiente. Praeterea fideles in Christo ad excitandum et populum christianum ad ampliorem devotionem invitandum ac praedicti monasterii S. Candidi salutari promotione non volumus nec debemus insinuando obtinere, sed omnibus Christicolis humiliter insinuatum fore quoddam solempne miraculum et mysterium magnum, quod in dicto monasterio S. Candidi, qui etiam inibi corporaliter requiescit, ibi accidit et in hunc modum tunc claruit evidenter. Sane gloriosus Deus, qui facit mirabilia solus, altera die immediate videlicet in crastino S. Galli post incensulum et combustionem praedictam hora quasi vespertinam per miraculum insigne mirabiliter coruscavit in quadam effigie et imagine S. crucis et virginis Mariae matris crucifixi, quae imagines ante quadrigentos annos in eodem monasterio quasi in medio et eminentiori loco erectae sunt, et de sub cruce eadem altare quoddam in honore S. crucis a primaeae fundatione ejusdem monasterii est erectum et confectum. Miraculum autem de quo supra, si et in quantum hominibus docet judicare, fuit et est tale: quod de ymaginibus aridis valde et veteribus, quavis plures etiam de consimili materia et forma in eodem monasterio ymagines fuerint et hodie sint erectae; attamen de his solum duabus venerabilibus S. crucis et virginis gloriose effigibus eadem sub forma et apparenti specie fluentis sanguinis at cruoris quasi exsurgendo erupit, ac in lateribus et circumferentiis earundem ymaginum diversis coram et in praesentia ac hominum multitudine utriusque sexus copiosa tanquam ex venis stillando recenter emanavit, quemadmodum hodie ejusdem praefulgentis miraculi stigmata euen-

tis fidelibus ad eandem ecclesiam et venerabile monasterium S. Candidi martyris et pontificis per sua vota devote et peregre declinantibus apertissime et facie ad faciem apparebunt. Interea notum sit etiam omnibus, quod post dietam ignis variegatam decim octava die immediate et successit sequente, puta in crastino omnium sanctorum iterato a venerabilibus praebitis effigibus S. crucis et virginis gloriose a quibusdam sacerdotibus ac aliis luminibus quamplurimis etiam fide dignis visi sunt rivuli guttatim iterum tanquam recentissimi sanguinis in pluribus locis earundem effigiarum efflui et emanari. De quibus omnibus ut supra cum moerore praemissis, videlicet quomodo et qualiter collegium nostrum et nos heu! XXII canonici in dicto collegio intitulati et beneficiati occasione hujusmodi horribilis ignis in miseriam miseriarum vel miserabilem et in exterminium notissimum devenimus, et praesertim super clariore et lucidiore praetacti miraculi expressione vobis omnibus fienda nuntiis nostris praesentium ostensoribus ad universitates vestras vice et nomine nostrorum et collegii nostri fidem credulam adhibere dignemini, eosque tanquam certos et veros nuntios unacum moesta praesentis pagina decani et capituli praescriptorum propter majorem evidentiam praenossorum etiam cum matura deliberatione ac consilio sapientum sigillis appendentibus roborata in petendis videlicet et recolligendis elemosinis et ad dietam fabricam deportandis omnipotentis Dei ac B. V. Mariae nec non B. Candidi et Corbiniani ibidem patronorum intuitu et meritis admittere et recipere gratiosi velitis, nec non hujusmodi in calamitatibus caritative, promotive et fraternae boni compatiendo tractare. Datum Lutinae in capitulo nostro die XI. mensis Novembris anno dom. millesimo quadringentesimo tredecimo. Indictione VI. 1).

Beschreibung der Bandenkmal der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Von Conservator Arnold Ipolyi-Stummer.

(Fortsetzung.)

Medve (Komorner Comit.) Urkundlich genannt von 1252 (Cod. dipl. VII. V. 294 und IV. II. 161), in dem Pism. Verzeichniß als ältere Pfarre angeführt (s. a. O. 84), jetzt eine neuere kleine katholische Kirche, Filiale zu Balogy.

Megyeres (Komorner Comit.) Urkundlich von Jahre 1268 (Cod. dipl. IV. III. 447); neuere Kirche der Reformirten H. C.

Miséréd (Pressb. Comit.) Deutsch Misérédorf. Urkundlich mit dem ungarischen Namen Miséréd, Misde und Miszér genannt von Jahre 1206, 1216, 1283 u. s. w. (Cod. dipl. III. I. 174, III. II. 464 V. III. 221). Als ältere Pfarre in dem Pism. Verzeichniß (s. a. O. 95) und in der Urkunde von 1300 angeführt. Die katholische Pfarrkirche, ein ehemaliger gothischer Bau, kam im XVI. Jahrhundert in den Besitz der Protestanten; im J. 1710 von den Katholiken zurückgenommen, wurde sie im J. 1731 und 1773 renovirt und damit wahrscheinlich modernisirt.

Im Jahre 1852 brannte sie gänzlich ab, so dass der Thurm und die beschädigten Mauern des Langhauses abgetragen werden mussten, und nur der dreiseitig geschlossene, mit zweimal gegliederten Strebbepfeilern umgebene Chor erhalten worden ist. Der vormalige

Thurm, mit spitzgezigen Fenstern, dem achtseitigen pyramidalen Helm, und mit einer Zinnkrönung — die wahrscheinlich auch erst später aus den Nebenthürchen entstanden sein mag. — hatte das Chronostichon: *annus postq̄ Va M̄ q̄l'ingentos a v̄le n̄gr̄ Vr̄ a l'ta, h̄it' ope D̄v̄t̄na stat renovata t̄ Vr̄le*. Wozuch also der im J. 1731 renovirte Thurm oder auch die Kirche im XII. Jahrhundert entstanden wäre. Die Merkmale derselben deuten aber auf einen späteren gothischen Bau.

Eine kleine Kirche der Evangelischen A. C., neuerer Bedürfnissbau.

1) Hesch bemerkt am Ende seiner Abschrift: *Sipilla ex pergamento oblonga dependens duo in cere sicuti. Primum exhibet episcopum cum libro in sinistra clava, cum polo pastorali in dextera. Inferius est versum in quo superior complicata herba trifolia, inferius est figura T. Perigrapha est haec: S. Candidi. Verloger. Inveni. Interius. Alterum exhibet sanctum, al fallor, Candidum statum, p̄nos quem legitur: ...ctus... (Sanctus Candidus). Perigrapha est haec: † Signillum Capituli ecclesie Interius.*

Am Felde dieses Ortes kommen mehrere einzelne Grabhügel vor, aus welchen zeitweise Eisenstücke und Menschenknochen ausgegraben werden. Indem sie noch auf eine gründliche Untersuchung warten, ist es nicht zu bestimmen, welcher Epoche sie angehören.

Nagy-Ahony (Pressh. Comitát). Urkundlich genannt von 1239 (Jerney a. a. O. I und Cod. dipl. VI. II. 188 von J. 1290). Stammort der alten seit 1299 urkundlich genannten Familie Csiba. Die katholische Pfarrkirche im J. 1761 von der genannten Familie errichtet, mit einer Grift und ansehnlichem älterem Taufsteine.

Nagy-Kézai (Komoszer Comitát). Urkundlich genannt von 1268 (Cod. dipl. IV. III. 451). Nach dem Pázm. Verzeichnisse ist ehemals hier eine katholische Pfarrkirche gewesen (s. a. O. 94); jetzt besteht nur noch eine neuere Kirche der Reformirten H. C.

Nagy-Lég (Pressh. Comitát). Urkundlich bekannt von 1239 (Cod. dipl. IV. I. 14 und VII. II. 114 u. s. w.). Eine ungedruckte Urkunde (im Pfarrarchive) vom J. 1463 (*feria quinta inter Domin. Visitationis B. M. V.*), gilt Zeugnis von den bedeutenden Sehenswürdigkeiten, die an die hiesige alte Pfarrkirche gesehen sind. Auch in dem Pázm. Verzeichnisse unter den älteren Pfarren angeführt und als solche in der Urkunde von 1390 genannt. Die handschriftlichen Aeten und Gedächtnücher der Pfarre erzählen ausführlich, wie anstatt der häufig gewordenen ehemaligen Kirche eine neuere errichtet wurde; wobei autorisirte Gänge und grössere Unterbauten und Grüner zum Vorsehen gemacht sind. Diese neuere Kirche, an der Stelle der älteren, wurde im J. 1679 vom Primas-Erzbischof Szécsényi errichtet!).

Nagy-Mád (Pressh. Comitát). Die sagenhafte Berühmtheit dieses Ortes aus der Zeit des Matthias Corvinus wurde oben bei Alistál erwähnt. Jetzt eine neuere Kirche der Reformirten H. C.

Nagy-Magyar (Pressburg. Comitát). Deutsch auch Gross-Magendorf; mit dem ungarischen Namen: Magyar, Kis- und Nagy-Magyar und Magyarbét angeführt in den Urkunden von 1239, 1282 u. s. w. (Cod. dipl. IV. I. 149, V. III. 203). Als ältere Pfarre in der Urkunde von 1390 (Cod. dipl. X. VIII. 212) und in dem Pázm. Verzeichnisse angeführt (s. a. O. 95). Die katholische Pfarrkirche ein spätgotischer Bau aus dem XV. Jahrhundert. Der Chor aus dem Achteck dreiseitig geschlossen; das Spitzgewölbe mit Kreuz- und Scheidebogen, deren kräftig mit Hohlkehlen und Plättchen profilirte Rippen auf Consolen ruhen, die oben stark ausgekragt, mit Wulsten und Platten gegliedert, unterwärts mehrseitig mit spitzigem Abschlusse enden. An den Gewölbestrebstreben sind Blattornamente angebracht. An der Evangelienseite steht an der Wand ein Sacramenthäuschen, nach der Art eines gothischen Kirchenportals gebildet.

Die Öffnung der Nische hat den spitzigen Kleeblattbogen, mit an den Seiten angelegten Nasen. Die Profilirung der Wandung wird von Plättchen und Wulsten gebildet, welche unten wie auf einer breiteren Base aufliegen, und oben ohne Unterbrechung in Spitzbogen auslaufen. Die äusserste Einfassung bilden zwei Halbsäulen, mit eisernen Basen und Capitellen, die theilweise als Dienste des Zusseren geschweiften Bogens figuriren, welcher, mit Krabben geschmückt, in der Kreuzhöhe endet; zur Hilfe setzen sich aber diese Säulen als Fialen fort, welche oben mit Giebeln in die pyramidale Helmkrönung übergehen, an den Kanten mit Bossen, oben mit der Kreuzblume geziert. Das Langhaus besteht aus zwei Schiffen; das breitere Hauptschiff, dem Chor correspondirend, ist bereits mit neueren Gewölbe- und Fensteröffnungen verunstaltet, bis die nördliche schmälere Abseite, durch Pfeilerraden von dem Hauptschiffe-

geschieden, das ursprüngliche Spitzgewölbe mit Kreuz- und Scheidebogen erhalten hat. Auch hier, wie an der Chorwand, ruhen die einfach profilirten Rippen auf Consolen von verschiedener Bildung, deren Gliederung aber meistens abgebrochen oder durch unzulässige Autenschungen kaum ausnehmbar ist. Einige haben die Form des an Schenkel ausgehogenen Schildes; im Falde einen solchen hemmt man noch ein Sanduhr ein relief dargestellt, an einem anderen das beflügelte Herz. Diese Abseite, welche auch um eine Stufe erhöht liegt als das Hauptschiff, wird nach der ganzen Länge der Kirche fortgesetzt bis zur Altarstelle des Chores, wo es aber auch mit dem Chore durch eine Bogenöffnung in Verbindung tritt. Auch hier erzählen die Pfarrgedächtnücher, in Betreff dieser Anlage der Abseite, dass es die einstmalige Kirche der Protestanten war, welche im XVI. Jahrhundert an die ältere katholische Kirche angebauet wurde. Wir wiederholen aber auch hier unsere, bei ähnlichen Fällen zu Csatbrik und Duna-Szerdahely ausgesprochene Ansicht, dass in besagter Zeit diese unzweifelhaft ursprüngliche Anlage wahrscheinlich nur durch eine Scheidemauer für den erwähnten Zweck abgeändert wurde, und die heutige Verbindung durch die Bogenöffnungen erst dann später, bei der Zurücknahme dieses Theiles der Kirche entstanden sei. Christen sind noch sowohl die zweimal gegliederten Strebepfeiler am äusseren, wie auch einige schmale, spitzbogige Fenster am Chore zurückgeblieben. Eine Nebenbühne des Seitenschiffes hat das plattene Kleeblattbogensturz, mit Hohlkehlen- und Kreuzstab-Einfassung. Der fünfseitige Thurm hat eine neuere Holzbaldachung. Das Materiale besteht theilweise aus Bruch- und Haustein, grössentheils aber aus Ziegeln. Die Länge des Chores im Lichten misst 25', die Breite 15' 5", die Länge des Hauptschiffes 35', die Breite 17 7"; die Breite des ungefähr 60' langen Neben Schiffes hat 15' 5").

Das hier befindliche Bethaus der Israeliten ein unbedeutender Bedürfnissbau.

In der Nachbarschaft befindet sich die Filiale Kis-Magyar, berühmt durch das einstige Schloss oder den Weiler des K. Siegmund, dessen Ruinen noch im vorigen Jahrhundert ersichtlich waren, wie Ból (Notiz II, 34) berichtet.

Nagy-Magyar (Komoszer Comitát). Urkundlich etwa schon vom J. 1193 bekannt (Cod. dipl. II. 283), bestimmt von 1248 (Cod. dipl. IV. II. 23 und IV. III. 451). Als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse (s. a. O. 94) angeführt. Die katholische Pfarrkirche, im XVI. Jahrhundert auch in dem Besitze der Protestanten gewesen, ist ein anscheinend älteres gothisches Gebäude, von sehr rohem Aussehen. Der Chor ist dreiseitig geschlossen, sehr niedrig, mit breiten Strebepfeilern und Tonnengewölbe. Das Schiff jetzt fast steuertartig gedeckt, der Thurm, die Fenster und Thüren neu, verunstaltet. Bemerkenswerth ist eine ältere Glocke; der Form nach weicht sie fast gar nicht ab von den gewöhnlichen neueren, hat aber nebst der nur wenig hervorragenden plastischen Darstellung des gekrönten Heilands mit der Mutter Gottes und dem heil. Johannes eine Inschrift, welche mittelst Abkürzungen ganz getreu abgenommen und nachgezeichnet wurde. Nach Ergänzung der ausgebrochenen Theile der Lettern wäre zu lesen: *† O. Maria . a (?) ðð (oder x ?) Johannes . Lucas . Marcus . Mathaeus . An. tw (?) . M. CCCC . LXXII* Das zweite Wort, mit theilweise ganz verunstältem Lettern, kann ich kaum deuten; dürfte das erste Zeichen für A, das letzte für f

!) Die oben angeführte Pfarrgeschichte erwähnt, dass der vormalige Schutzherr der Kirche der Apostol Andreas gewesen ist. Was sie als ein Zeugnis dafür vorbringt, dass auch diese Kirche eine *jeux* sei, welche von St. Stephanus zur Ehre der zwölf Apostel in der Wölfe errichtet wurden, leh bemerke es hier nur deswegen, damit die allgemeine ältere Verbreitung dieser Localtradition ersichtlich sei.

!) Diese noch in ziemlich gutem Stand erhaltene Kirche soll bald gänzlich abgetragen werden, indem sie für die zahlreihe Gemeinde nicht mehr ausreicht und die Mittel zur Erbauung einer neuen Kirche aus ihrem eigenen Funde vorhanden sind. Es dürfte bei dieser Gelegenheit der Wunsch geäußert werden, dass etwa nicht der notwendige Vergrößerung doch auch die ursprüngliche gothische Form behalten, ja das bereits Fehlbende und Verunstälte ergänzt werden dürfe.

genommen werden, so wäre es hilf, und somit wieder die oben bei Föls-Bir vorkommende, wie dort gesagt vielfach gebrauchte Anrufung in der kirchlichen Epigraphik: O Maria hilf!). Das zweite unverstündlich seheinade Wort *no* nach Anno dürfte etwa aus *no* *Unverstandnis* des Glockengießers (wie solche Beispiele in Fülle vorhanden sind) aus *no* (*anno domini*) entstanden sein, durch die Verwechslung des *d* mit *t* und des *i* mit *o* (doch *Salvo indicio meliori!*). In der Jahreszahl 1467 hätten wir etwa auch die Zeit der Erbauung der plump gestalteten spätgotischen Kirche?).

Die Kirchgruft war einst die Begräbnissstätte der gräflichen Familie Zichy, doch sind heute keine Denkmale vorhanden. Nach den geschichtlichen Daten, welche diesen Ort als den Schauplatz merkwürdiger Ereignisse, Friedensschlüsse, Verhandlungen u. s. w. aufzuführen, scheint hier ehemals noch ein Schloss oder befestigtes Castell gewesen zu sein, wo jetzt keine Spur mehr vorhanden ist.

Ferner sind hier noch eine Kirche der Reformirten H. C. und ein Bethaus der Israeliten, unbedeutende Bedürfnishäuser.

Nagy-Paka (Presb. Comit.). Deutsch auch Grosscapelle genannt. Urkundlich mit dem ungarischen Namen von J. 1300—1 angeführt (Cod. dipl. VIII, I, 83); als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse (s. a. O. 95) und in der Urkunde von 1390 mit dem Namen *Egyháza-Paka* vorgebraht. Vom Jahre 1309 finde ich die urkundliche Erwähnung eines Pfarrers von Paka (Cod. dipl. VIII, I, 342). Die jetzige katholische Pfarrkirche, wahrscheinlich ein älterer Bau, auf einem Hügel in der Mitte des Dorfes, früher von einer Mauer und dem Friedhof umgeben, ist durchaus modernisirt; nur der pyramidale Thurmhelm und der niedrige dreieckig geschlossene Chör, mit starken, breiten Mauern deuten auf einen älteren Bau. Bemerkenswerther ist noch ein kleines capellenartiges Gebäude, mit dem Chor von der Südseite in Verbindung gesetzt, welches jetzt zur Saecristie dient; schon die seeligenste Form und die äusserst massiven Mauern, mit starken und breiten Streifenwerk, verahnen den alten Bau, welcher als eine Nebenkapelle, etwa ein Baptisterium der Pfarre oder Karner am Friedhofe, gegolten haben dürfte. Nach der früher erwähnten Quelle wäre die Kirche in den übrigen Theilen im J. 1678 angebaut oder umgebaut; also auch in der Zeit der vielen Neuzbauten des in dieser Hinsicht für die Schütt besonders thätigen Erzbischofs Szépepeányi.

In der unmittelbaren Nachbarschaft ist die Filiale Kis-Paka, mit einer unbedeutenden neueren Capelle.

Nagy-Tány (Komarzer Comit.). Urkundlich bekannt von J. 1268 (Cod. dipl. IV, III, 432). Als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse (s. a. O. 94) angeführt, jost hat es nur eine unbedeutende neuere Kirche der Reformirten H. C. und keine Spuren mehr der älteren ehemaligen Kirche.

Nyáradó (Presburg. Comit.). In einer Urkunde von 1193 etwa dieser Ort gemeint (Cod. dipl. II, 285). Im Jahre 1307 wurde hier eine Kirche in honorem S. Michaelis erhaht und zugleich die

Pfarre gestiftet (Cod. dipl. VIII, I, 229, im Pázm. Verzeichnisse fehlt sie doch). Der Chor der jetsigen katholischen Pfarrkirche ist noch etwa der Best jener ursprünglichen alten Kirche, die übrigens öfter und zuletzt im J. 1853 renovirt und erweitert wurde.

Ólvas (Komarzer Comit.). Urkundlich genannt von J. 1268 (Cod. dipl. IV, III, 449). In dem Pázm. Verzeichnisse der älteren Pfarren wahrscheinlich unter dem Namen *Ólvas* (s. a. O. 94) gemeint. Nach Thiele (s. a. O. II, 210) wären hier die Hülsen einer alten Kirche zu suchen; mir ist es nicht mehr gelungen solche ausfindig zu machen. Jetzt besteht nur noch eine Kirche der Reformirten H. C., neuerer unbedeutender Bau.

Pádány (Presburg. Comit.). Urkundlich seit 1270—1291 (Cod. dipl. VI, I, 171) erwähnt. Jetzt Kirche der Reformirten, neues Gebäude.

Panas (Presb. Comit.). Urkundlich kenne ich es nur aus einer ungedruckten Urkunde (im Archive der Familie Kondé) vom J. 1284. Kirche der Reformirten, Bedürfnishaus.

Neben einem Fluss gegen Böz zu, wo die einstmalige urkundlich genannte *Villa Vitea* (also Heldenitz) und *Árpád-oka* liegt, kommen hier mehrere Grabhügel vor, die alle noch auf eine Untersuchung warten. Bemerkenswerth ist es, dass oben bei mehreren Orten schafsen dieses Namens (der heute seine sprachliche Bedeutung verloren hat) in Ungarn Heidengötter vorkommen (s. Ipolyi Magy. Mytholog. 382).

Prak (Presburg. Comit.). In der Nähe von Presburg. Die hiesige deutsche Colonic soll dem Vernehmen nach im Besitze von Privilegion-Urkunden aus dem XIII. Jahrhundert sein. Sonst kommt eine urkundliche Nennung von 1283 vor (Cod. dipl. V, III, 203). Einer hiesigen steinernen Kirche: *ecclesia lapidea in honorem S. Thomae* geschieht Erwähnung vom J. 1335 und noch früher von 1332 eines hiesigen Pfarrers. (Eine Schenkung- Urkunde König Karl's I. zu Gunsten seines Gattlers, des Presburger Richters. Cod. dipl. VIII, III, 641 und VIII, IV, 95). Est ist möglich, dass schon die jetsigen wohl nur theilweise aus Bruch- und Haustein gebaute kleine katholische Pfarrkirche jene, bereits in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts bestehende *Ecclesia lapidea* war, indem dieser lateinische Ausdruck im Allgemeinen auch für Backsteinbauten gilt. Ihre allertüchtliche Erhaltung sieht darnach aus, als wenn sie seit Jahrhunderten von keiner pflegenden Hand wäre berührt gewesen: dem gänzlichen Verfall nahe, ist sie von oben bis hinab auf die Grundmauern überall voll Bisse, und hat doch, oder eben deswegen, weil keine instanzirende Hand der späteren Jahrhunderte über sie gekommen war, noch die meisten gothischen Elemente bewahrt; obwar auch hier, trotz ihres angelegenen frühen Alters, ansehnliche Formen des spätgotischen Styles, die mehr dem XV. Jahrhundert anzugehören erscheinen, sich kundthun. Der platt geschlossene Chor hat noch das spätgotische einfache Kreuzgewölbe, ohne Scheitdegurten. Die kräftig mit Hohlkugeln und Plättchen profilirten Rippen ruhen auf einzelnen Consolen, deren hervorragende Theile meistens abgebrochen sind. Der Gewölbschlussstein ist mit schönem Blattornament geziert. An der Evangelienseite ist das sauber ausgeführte Sacramenthäuschen angebraht.

Im Langhause sind noch zwei Altarhöhlen zu sehen, die einzigen, welche noch in der ganzen Schütt vorhanden sind; ein einfaches Kreuzgewölbe, dessen kräftig gegliederte Rippen an der Rückwand des Altars auf Consolen ruhen, bildet die Bedachung, gegen das Schiff zu aber von zwei reibstänigen selbsten Säulen mit gleichen, wenig gegliederten Basen und Capitälen getragen werden. Das Gewölbe des Schiffes ist neuer und mit roher Stuckarbeit. Die Rippen des Kreuzgewölbes neebahmend, bogen. Im selbsten Fenster haben sich nur hie und da Spuren des ausgebrochenen Masswerkes. Nur der Thurm, der sich an der Westfront drei Stock hoch erhebt und die achtseitige pyramidale Helmkrönung nebst den vier Sreilathürmchen hat, zeigt noch ein gut erhaltenes Neubar, welches mit

1) Die vier Evangelienmomen erinnern wieder auf gleiche Glockenschriften: z. B. die Meroburger Missalglocke im St. Maximiliansschriftst. Uos die Namen der vier Evangelisten (siehe Quast und Otte, Zeitschrift für christliche Kunstarcheologie I, 81 und Otte, Handb. 241).

2) Die *Vultus Canonice Aover Pfarre* vom J. 1780 erwähnt hier noch auch eine andere älteren Glocke, wobei auch ihre Schickssale und die Gründe der beiden beschriebenen werden: *In turri habet ecclesia campanas duas, una trium, alia unica vesterarij, sono et harmonice commodas (die oben beschriebene hat einen dünnen angenehmen Klang), major ferè avarum meretorum, minor trium quadratum capax erit. Hanc ante annos triginta aliquot ex aereo Hillé dicto, quo cum sub turris domestica heretice precipitibus dicitur, extracta est, et ante aliquot annos sumptibus ecclesiarum refusa et ab Epöo Stof. Juvencius Prendis D. Comite Franc. Karanis consecrata est. Major campana quondam quibus sumptibus comparata? a quo denique consecrata est? necesse. Die erste Frage beantwortet nun die mitgetheilte Schrift.*

weisen einfachen Formen, spitze Kleeblattbögen und Viertelalt - Messwerk, auf frühgotische Elemente weist.

Die ganze Länge der kleinen Kirche ist im Lichten nur 53' 10", die grösste Breite 21'. Auch ein älteres Taufbecken aus Sandstein, achtseitig mit Fassgestell, ist noch im Gebrauch. Der Deckstein der Gruft am Boden scheint eine Grabtafel aus dem späteren Jahrhundert zu sein, in wie fern es die einzelnen Zeichen von den abgewetzten Insehrift zeigen. Ober dem Haupteingang ist eine, wie es scheint, später bemalte Holzschmaltzerarbeit, die heil. Dreifaltigkeit darstellend, angebracht. Wie gesagt ist die Kirche im schlechtesten Zustand, der baldigsten Restauration bedürftig.

Püspöki (Pressb. Comit.). Deutsch auch Bischof. Bekannt aus dem XIII. Jahrhundert als zeitweiliger Sitz des Graner Erzbischofs (siehe z. B. die von hier datirte, bei Eycház-Karcsa angeführte Urkunde). Als alte, sogenannte eximie Pfarre — (nämlich von der Jurisdiction des Archidiazons) — in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (s. a. O. 88). Die katholische Pfarrikirche aus der spätgotischen Zeit des XV. Jahrhunderts ist eine grössere dreischiffige Hallenkirche, noch grösstentheils in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Der aus dem Achteck dreiseitig geschlossene Chor hat das ursprüngliche Spitzgewölbe mit Kreuz- und Scheidewänden; die einfach gegliederten Rippen ruhen auf Consolen, die an den Seitenwänden angebracht und verschiedentlich gestaltet sind; theils hübsch und reich mit Blatt- und Blumenornament gezier, theils flach aus dem Achteck construir, deren Akräpfege verschiedenartig gelöst ist. An der Epistelseite ist eine einfache und im Schiffe neben dem Seitenaltären reicher ausgestattete grössere Nischen. Es waren dies wahrscheinlich Schränke, sogenannte Scrinien oder Depositorien für das heilige Öl (siehe noch weiter unten besondere Beispiele bei Neut-Mihályfa). Die Wölbung der Sacristei ist ähnlich jener des Chores, nur dass hier die reiche Ornamentirung noch besser erhalten ist.

Die drei Schiffe des Langhauses sind in gleicher Höhe, wie gesagt, nebeneinander ausgeführt und werden von drei Paaren runder schlanker Pfeiler abgetheilt, sie sind mit etwas hervorspringender Base aus Haussandstein, ohne alle andere Gliederung ganz glatt gekübel; das Gewölbe, welches sich hier als ein neueres Mauerwerk darstellt, ruht unmittelbar ohne Vermittlung der Capitüle oder Kämpfer auf den Pfeilern. Die Fenster sind grösstentheils modernisirt, nur am Chor sind welche geblieben, die mit einfachem Kleeblatt-Mauerwerk versehen sind. Die Wandung des spitzbogigen Portales, an der nördlichen Langseite des Schiffes, mit einer vorgebauten Halle, ist reich mit Hohlkehlen, Cylindern und birnförmigen Wulsten profilirt. An der Westseite der Kirche erhebt sich der vier Stock hohe Thurm, der sich hier ausnahmsweise mittelst Giebeln mit dem achtschiffigen pyramidalen Helm verbindet. Die Strebepfeiler am Äusseren, den inneren Gewölberäumen entsprechend angelegt, sind mit hervortretender Base zwischen gegliedert und mit Giebeln versehen. Die Kirche ist grösstentheils aus Bruchstein, theilweise auch aus Haustein gebaut.

Die hier bedeutenderen Massverhältnisse sind folgende: die lichte Länge des Chores 38', die Breite 20'. Die Länge der Schiffe 51' 1", die Breite des mittleren 13', der Seitenschiffe 10' 5". Die Wände, jetzt mit oftmaligem Alputz versehen, waren einstens bemalt, wie es noch der, hier und da an der Stelle der abgefallenen Kalktöne sichtbar grüne, gelbe und violettfarbige Grund zeigt. Als neuere Bauten aus den vorigen Jahrhunderten reihen sich an die Kirche ein erzbischöfliches Oratorium, mit unterem und oberem Geschoß an der Südseite des Chores; und an der nördlichen Seite des Langhauses eine Capelle, mit prächtigem neuen marmornen Altar und der Gruft der Familie von Urosmody. Endlich besitzt sie auch zwei ältere Weihwasser-Behälter.

An dem verfalls befestigten Orte des erzbischöflichen Schlosses steht jetzt eine unbedeutende Sommerwohnung; früher

sellen auch hier berühmte Kunstgärten mit Rosarien und Kunstsäulen, im Geschmacke der vorigen Jahrhunderte geschmückt gewesen sein. (Siehe Thiele a. O. I. 22. Bll. II, 226.) Der ungarische und deutsche Name des Ortes: Püspöki, Bischöfer, bezieht sich, wie gesagt, auf den hiesigen, seit dem XIII. Jahrhunderte bekannten zeitweiligen erzbischöflichen Sitz.

Radvány (Komorn. Com.). Urkundlich genannt vom J. 1252 (Cod. dipl. VII, V, 294). Als ältere Pfarre in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (a. O. 95). Die jetzige Kirche der Reformirten H. C. ist die vormalige kath. Pfarrkirche, ein gotischer Bau, wahrscheinlich auch aus der spätgotischen Zeit, mit Strebepfeilern und spitzbogigen Fenstern, übrigens modernisirt und vertheilert.

Námot (Pressburger Comit.). Schon längst vor 1277 als Besitztum des Pressburger Domespitals bekannt, indem von diesem Jahre die in Verlust gerathenen älteren Urkunden darüber bestätigt werden (s. Praepositoria de Posonio pag. 32 und Cod. dipl. VIII, I, 625). Die Pfarrgebäude von Somorja, wozu es jetzt als Filialgehört, erziehen hier einer ehemaligen Pfarre. (Das Pázm. Verzeichniss führt sie nicht an.) Jetzt besteht der verfallene Ort aus einem einzigen Meierhof und der kleinen alten Kirche auf einem Hügel daneben. Der niedrige baubund geschlossene, dem höheren Schiff eingelegte kleine Chor oder eigentlich nur ein Altarraum, sieht einer romanischen Apis gleich; sonst kennzeichnet aber in dieser Hinsicht nichts die oftmals renovirte, überflachte und beschädigte Kirche, als etwa die etlichen rundbogigen, sehr schrägen und besonders stulpen Fenster (eines hat nur vier Zoll lichte Breite). Das Durchschnittsmass, 15' 6", scheint auch hier in Betracht der kleinen Kirche zu gross für eine romanische Apis. Die Wölbung des Chores ist neu eingestrich, so wie auch die flache Decke des Schiffes. In dem letzteren sind auch nur die schrägen achseln und mit starken gebauenen Steinpfosten besetzten Fenster die einzigen anscheinenden Merkmale eines älteren Baues. Von Aussen sieht man weder die einfachen romanischen Strebepfeiler, noch eine Spur von Rundbogenriesen. Ein rohes sandsteinernes Weihwasserbecken dürfte etwa der frühere Taufstein gewesen sein. Auf dem unbedeutenden neueren Altar ist die rituelle Insehrift angebracht: *Humori S. r. Margaritae . Ma. Ereb. S. r. n. s. R. R. ss. R. R.* Die kleine Kirche im verlassenem Zustande wird kaum mehr benutzt.

Nárosfalva (Pressb. Com.), gemeint etwa in der Urkunde von 1075? (Cod. dipl. I, 431). Jetzt eine neuere Capelle aus dem vorigen Jahrhunderte. Filiale zu Eycház-Gellye.

Nipos-Karcsa (Pressb. Com.), siehe Eycház-Karcsa, wozu es eine Filiale ist. Die Ruinen eines mächtigen Castells, wovon nur mehr die weitläufigen Hinterbauten und ein grosser zur Hälfte erhaltener vieriecker Thurm zu sehen. Das ursprüngliche Aussehen ist nicht mehr auszumachen. An einer Seite des Thurmes war ein jetzt im Strassenkoth unten liegendes Hütchen, in Sandstein ausgeführt, angebracht, welches den einstigen Besitzer, Erbauer oder Erweiterer des Castells, den Ritter Georg Somogyi v. Berghi darstellt, ein Bruststück in späterer Harnischtracht (Brustschienen mit Panzer-Riנגglochtracht); die Kopfbedeckung bildet noch dazu eigenthümlich der ungarische Kalpak mit Federbusch; darunter die Insehrift, darunter das Wappen!).

1) Die kaum mehr lesbare Insehrift unten lässt noch folgende abgetriebene Verse entnehmen, die sich auf die Vortstellung beziehen und in Betracht der Ruine und des auf der Strasse liegenden Brunnens wohl als eine Ironie klingen:

*Sus Leoparde manu aperis fortissimae ferri,
Bobara gratis extollis nomina ad astra Tuar.
Te Deus recellit Somogyi de pulchre virtus,
Stabit in aeternum, nequequam struata domus (!).*

Obern ist von einer Seite die Insehrift angebracht: *Georgius Somogyi de Berghi . Anno Domini 1281.* Von der anderen Seite das Wappen.

Somorja (Pressburger Com.), deutsch *Sommern*. In der Urkunde wird es mit dem früheren ungarischen Namen *Szent-Maria* von 1287 (Cod. dipl. V. III. 343) und später mit dem lateinischen Namen *S. Mariae* und *Villa Bantae Virginis* (von 1326 Cod. dipl. VIII. III. 156) genannt, wovon also der jetzige ungarische und deutsche Name des Ortes (S. Maria, Somorja) entstanden. Dieser Marktflecken wurde seit 1293 mit vielen Privilegien, Freiheiten und Rechten von den Königen Ungarns Andreas III., Ludwig I., Matthias I. u. a. w. ausgestattet, war im Besitze eigener Municipal-Statuten und bewahrt im Archive noch in ungarischer Sprache abgefasste alte Rechts- und Sittenvorschriften, sogenannte Weisthümer. Als alte Pfarre in dem Pázm. Verzeichnisse angeführt (s. O. 95), als auch in der Urkunde von 1390 genannt. Zwischen mehreren Kirchen ist für uns die als Baudenkmal einzig bedeutende jetzige Kirche der Reformirten H. C. von besonderem Interesse; sie ist die einmalige kathol. Pfarrkirche gewesen und wurde erst im J. 1789 zu der jetzigen Basilika veräußert, nachdem die katholische Gemeinde eine frühere Klosterkirche zur Pfarrkirche erhielt. Das genannte Gebäude gehört sehr unzweifelhaft dem spätgotischen Style an (obzwar ich sonst auch hier die bestimmte Zeit der Erbauung nicht ermitteln konnte) und macht sich durch die besondere Anlage bemerkbar; nebst dem aus dem Achtek dreieinig geschlossenen Chor hat sie ein vierachsiges Langhaus, dessen zwei äusserste Absseiten etwas niedriger schliessen als die zwei mittleren gleich hohen Schiffe, und von diesen durch drei Pfeilerarchaden getrennt sind, bis die letzteren hallenartig, durch einfach dazwischen gelegte hohe schlank Pfeiler geschieden, wie gesagt, in gleicher Höhe schliessen. Die Stellung der mittleren Pfeiler correspondirt mit der Längsachse des Chors, so wie bei der dreischiffigen Kirche in Csütörök oben der Fall vorgekommen ist, nur mit dem Unterschiede, dass sich hier auch noch von der Südseite eine tiefe Absseite anschliesst. Die Rippen das mit gedrücktem spitzbogigen Kreuzgewölbe überdeckten Chores sind theilweise abgebrochen. An den hier und da zurückgebliebenen Consolen ist die Profilirung wegen des oftmaligen Abganges kaum mehr zu entnehmen. An der Evangeliumseite bemerkt man noch die Spuren eines ehemaligen Saeramentshäusleins; die Einfassung der Nische zeigt ein Giebelwerk über der vierreickigen Öffnung, mit Masswerkablenden belegt, an den Kanten von Krabben geziert, ist es von beiden Seiten mit säulenartigen Streben oder Thürmen flankirt. Die verunstalteten Fenster schliessen mit Hundbogen. Das Gewölbe des Langhauses ist verschiedentlich gebildet, das äusserste südliche Schiff hat noch das ursprüngliche spitzbogige Gewölbe, mit runden Schlusssteinen und kräftigen aus Hohlkehlen und Plättchen gebildeten Rippen, welche hoch auf den Stützpunkten auflaufend, einfach gegliedert, an die Mauer- und Pfeilerflächen ausgebreiteten Consolen laufen. Die zwei mittleren Schiffe haben ein mehr gedrücktes Spitzgewölbe, mit Kreuz- und Querrippen der Länge und Breite nach, die am Ende in scharfen Winkeln aneinandergehen; sie verlaufen sich von einer Seite an den Arcadenpfeilern, von anderer Seite aber verkröpfen sie sich an den seitlichen Pfeilern, welche die Mittelschiffe trennen. Wie das beschriebene Gewölbe denjenigen der Ann-Capelle zu Pressburg gleicht¹⁾, so sind die mittleren Pfeiler gleich denen des Pressburger Domes gebildet. Das äusserste nördliche Schiff mag bereits seine ursprüngliche Wölbung eingebüßt haben, indem es jetzt mit einfachem rothem Tonnengewölbe überdeckt ist. An der erhöhten Wand, welche die mittlere Schiffe von den Absseiten scheidet, sieht man noch über den Pfeilerarchaden die Spuren von vermaurerten Fenstern, was

darauf deutet, dass früher die niedrigeren zwei Absseiten mit einem abgesonderten Dache versehen waren; jetzt ist die ganze Kirche unter ein hohes Satteldach gestellt. Die Kirche bietet folgende Flächenmasse: Chordänge im Liechten 32' 3", die Breite 18' 8". Länge der Schiffe 44' Breite der zwei mittleren Schiffe, einzeln genommen 12', zusammen 24'. Breite der zwei äussersten Absseiten einzeln 10', zusammen 20'. Ueber die Breite aller vier Schiffe zusammen 44' ist, gleich der Länge, das Materiale bestes gröstentheils aus Ziegelstein. Bemerkenswerth ist das sehr roh gebildete absonderliche Portal für einen gotischen Bau, welches als Haupteingangung mit einer vorgelegten Vorhalle an der Südseite des Langhauses angebracht ist. Die Wandung ist von beiden Seiten durch 5 vierreickige Halbsäulen mit gleichem etwas vorspringenden Capitäl (die Basen wie auch theilweise unten die Schäfte sind bereits abgebrochen) gegliedert, worüber sich plattgedrückte langgestreckte Bogen fortsetzen. Die zwimal gegliederten schlanken Strebeifer entsprechen den Gurtträgern im Innern. Das Giebeln ist aus einem Zahnschnitt-Ornament recht gut ausgeführt. Der Thurm an der Westfront erhebt sich drei Stock hoch und setzt oben aus dem Viereck in das Achteck über; nebst Helmkrönung sind die gewölbten vier Seitenthürmchen angebracht. Der Kirchenplatz, am Ende des kleinen Städtchens, ist von einer festen Mauer umschlossen; es erhebt, dass es einst als befestigter Ort benützt wurde. Bemerkenswerth ist noch ein älterer rothmarmorner Taufstein, mit achteckigem Becken und Säulenfuss. Eben so eine, wie es scheint, mit dem Giebel gleichzeitige Kanzel unter dem Scheidbogen des Chores, den sogenannten Triumphbogen, an die nördliche Wand gelehnt und gegen Südwest gekehrt; sie ist eben so aus festem Materiale, Marmorstein und Ziegeln, gebaut, wie jene zu Nagy-Paks; sechsseitig gestaltet erhebt sie sich auf gleicher Base. Die Kanten der Seiten sind mit einfachen Cylindern oder Stabwerk belegt, welches breitere gewundene Basen hat. Die Schildecke fällt gänzlich, tief und Saerseite weisen jetzt als Keller und Vorrathskammern benützt. Die Kirche ist ohne alle Einrichtung, ausgenommen die Sitabänke und einen Tisch, nach Gebrauch der Kirchen der Reformirten. Somit wissen wir heute gar nicht, ob diese Kirche der Mutter-Gottes geweiht war und ob sie etwa an dem Platz jener römischen zu stehen kam, von welcher ohne Zweifel dieser Ort den oben geschehen Namen: *Villa Bantae Virginis* und *S. Maria* schon im XIII. Jahrhundert hatte.

Die jetzige katholische Pfarrkirche war ehemals, wie oben berührt, die Klosterkirche des Ordens des heiligen Franciscus a Paula subnannt. Der Orden soll erst im J. 1600 durch den Reichsrichter (Judez curiae) Grafen Stephan Koláry und den Primas-Erzbischof Szapolyesi eingeführt worden sein. Die Kirche, ein im vorigen Jahrhundert um 1778 neu errichtetes grosses Gebäude, ist in gefälligen Renaissanceformen mit stark hervortretenden Wandpfeilern, durchaus mit hübschen Fresken und mit mehreren guten Altarbildern geziert.

Hier noch eine Kirche der Evangelischen A. C. und eine Spitalcapelle, beide unbedeutende unsere Nothwendigkeitsbauten.

Süly (Pressb. Com.). Kleine gotische Kirche, etwa aus dem XV. Jahrhundert, bereits vielfach modernisirt. In dem dreieinig geschlossenen Chor sieht man die Spuren der abgfallenen Gewölberippen, Schlusssteine und Consolen; selbst im Langhause, welches jetzt mit flacher Nothdecke aus Dielen versehen ist, scheinen die Wandmassen aus den Diensten oder Pfeilerbündeln des vormaligen Gewölbes entstanden zu sein. Auch das Masswerk der schmalen Spitzbogfenster ist ausgebrochen. An der Westseite der von einer Mauer umschlossenen Kirche steht der Thurm, wie gewöhnlich mit sechseckiger pyramidaler Helmkrönung und den vier kleinen Seitenthürmchen.

Hier ein älteres Castell mit Thürnen, früher im Besitze der Barone von Moháczy, ist es später an die Grafen Zichy, welche jetzt

¹⁾ am Scheitel ausgelegener Schild; im Felde von links nach rechts gezogener schräger Balken, darüber rechtschreitender gekrönter Löwe mit ausgelegter Zunge; in der rechten Pranke gradus blankes Schwert halbtrotz Helmzeichen; ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln.

²⁾ Vergl. Mittheilungen II, S. 186.

es auch theilweise modernisirt, und theilweise wird es als Getreidespeicher verwendet.

Szap (Komorner Com.). Genannt etwa in einer Urkunde vom J. 1232 (Cod. dipl. IV, II, 156). Kirche der Reformirten H. C. neuerer Bedürfnissbau.

Szarva (Pressb. Comit.). In dem Pázm. Verzeichnisse der alten ehemaligen Pfarren wahrscheinlich unter Szent-Andrásfalva gemeint, desgleichen auch in der Urkunde von J. 1390 (Cod. dipl. X, VIII, 213) unter diesem Namen als Pfarre angeführt. In den Gedenkbüchern der Vajkai Pfarre, wozu sie jetzt als Filiale gehört, kommt wenigstens aus älterer Zeit die Erwähnung der hiesigen Kirche vor, mit dem Ausdruck: *Ecclesia in praedio S. Andreae ad Szarvam*. Die kleine kath. Kirche hat unverkennbare gothische Merkmale, obzwar der Chor ganz eigenthümlich gestaltet ist; von weitem fast wie eine halbrunde romanische Apsis aussehend, zeigt sich bei näherer Betrachtung eine absonderliche parabolische Form. Nebst dem ist die Kirche vielfach restaurirt und modernisirt. Eine kleine Nische mit Spitzbogenladen-Einfassung und Kleeblatt-Masswerk zeigt das ehemalige Sacramentshäuschen an der üblichen Stelle; auch in der Sacristei ist ein desgleichen Wandschrein mit Zahnschnitt-Gesims und durch Hohkellen und Plättchen gegliederte Wandung auffallend. Im Übrigen erinnern nur noch die Strebepfeiler und der Thurm mit pyramidalem achtsseitigen Helm auf den gothischen Ursprung. Die Länge der kleinen Kirche im Lichten, ohne der Thurnhalle, beträgt nur 55' 8", die grösste Breite des Chores 13' 8", des Schiffes 18' 8". Die Kirche steht von dem kleinen Orte entfernt, in der Mitte eines Friedhofes mit einer Mauer umgeben und wurde eben wieder restaurirt und angeputzt. In der Mitte des Chores, am Boden als Decksteine der Gruft, liegt eine steinerne Grabkiste mit der Monogramm-Inschrift: G. D. E. S. D. A. M. D. aetatis suae (ausgetreten) obiit die 17. May 1635. Darunter Wappenstein mit hervorgehobenen Sebnkeln; im Felde aus einer dreispitzigen Krone heraufwachsende unbedeckte Frauengestalt mit waltendem Haupthaar, in der Rechten einen Apfel oder eine Kugel haltend, um welche sich eine Schlange windet. Wie es scheint, ist es das Wappen des berühmten Geschlechtes von Sarkány.

Hier das ehemalige, mit Wassergräben und Wällen besetzte Castell der Familie Sarkány, wo im J. 1521 der Baron Ambrosius Sarkány von Ákosfalva (Revdmüthlicher des Königs Ludwig II. zur Vermählung seiner Schwester Anna mit Erzherzog Ferdinand) den König Ludwig auf seiner Hochzeitsfahrt mit Maria, Schwester Ferdinands, bewirthete (Prév., Annal. Reg. Hung. V, 38 und Istvánfy, Historia Lib. VI). Später kam das Schloss an die bereits sehr erloschenen Grafen Ilyészhay und wurde im vorigen Jahrhundert im Zugegeschlosse, mit Mansarden, Bauelementen u. s. w. modernisirt; jetzt im Besitze der Grafen Batthyány, birgt es noch ein reichhaltiges Archiv und eine werthvolle Bildergalerie, in welcher seit dem XVI. Jahrhundert alle Familienglieder und Verwandte des gräf. Ilyészhay'schen Hauses mit solcher Vollständigkeit sich vorfinden, dass sogar die Portraits der in der Wiege verstorbenen Säuglinge vorkommen, gewöhnlich todt auf dem Paradebette liegend dargestellt; ausserdem sind die Portraits vieler berühmter Persönlichkeiten der früheren und neueren Zeit in vortheilhaften Abbildungen zu sehen, wie auch eine ausgezeichnete kleine Sammlung von Ölgemälden niederländischer Schule, besonders Thierstücke, Genrebilder. Es ist ein reichhaltiger und interessanter Schatz für die Kenntniss der geschichtlich berühmten Persönlichkeiten Ungarns, besonders der zwei letzten Jahrhunderte, wie auch für die Costümkunde, und er wäre einer besseren Ordnung und Pflege werth, als derer er sich jetzt erfreut.

Szemet (Pressb. Com.). Urkundlich erscheint es mir erst von 1236 (Cod. dipl. VIII, IV, 661), wo bereits das Knechtrecht darüber angefochten wird). In den Pfarre-Anzeigebüchern der Somogyer Pfarre,

wozu es als Filiale gehört, als ehemalige Pfarre angeführt. (Das Pázm. Verzeichniss der älteren Pfarren erwähnt dessen nicht.) Die jetzige kleine kath. Kirche ist ein spätgothischer Bau, so ziemlich gleich jener in der unmittelbaren Nachbarschaft befindlichen Kirche zu Gator (s. oben). Das Innere ist auch hier durchgängig modernisirt; der dreisitzig geschlossene Chor, so wie das Schiff neu überdeckt; die schmalen Fenster rundbogig geschlossen u. s. w.; was noch zurückgeblieben ist, sind nach hier nur die aufgegebenen Reste eines einfachen Sacramentshäuschens mit spitzbogiger Öffnung und Gitterthür, eine rohe Thür-Einfassung mit platt überdecktem Kleeblattbogen, am äusseren die Strebepfeiler und der vierieckige, oben mit dem sechsseitigen pyramidalen Helm gekuppelte Thurm mit den kleineren vier Nebenburm-Aufsätzen und etwelchen gekuppelten spitzbogigen Fenstern. Die Länge des sonst ziemlich schmal und massvoll sich erhebenden Kirchleins beträgt nur 40', die grösste Breite, nämlich im Schiff 18'. Das Materiale besteht auch hier grösstentheils aus Ziegeln. Bemerkenswerth ist das oben einem Nebenaltar an der Wand hängende, auf Holz gemalte Öbild, das, aus dem J. 1677 beruhend, die Hauptmomente aus dem Leben des heil. Johannes des Täufers darstellt.

Szent-Antal (Pressburger Comit.). Das Kloster und die Kirche der Franciscaner hier, vom Erzbischof Georg Lippay und seinem Nachfolger G. Szlepecsényi in den Jahren 1660 — 1676 gestiftet (und erbaut!), womit erst auch der Name des Ortes entstand, welcher früher unter den oben angebehaltenen Namen Bácsfa bekannt war. Die Kirche ist ein grosser, gefälliger Bau im Renaissance-Geschmacke jener Zeit, mit stark hervortretenden Wandpfeilern. In der Kirche und den Klostergängen kommen zwischen vielen anderen auch einige recht gute Ölgemälde vor. Am Choraussatz von Aussen ist die Familiengruft der Grafen Apponyi angebracht; an beiden Seiten stehen die Wappen der Stifter; das links des Primas-Erzbischofs Szlepecsényi ist bereits bei Eberhard beschrieben worden, rechts des Erzbischofs Lippay; ovaler Schild, im Felde aufrechtstehende gekörnte Säule, von beiden Seiten durch je einen gekörnten Löwen gehalten; über dem Heilde die Ständeszeichen: Cardinatsstab und Bischofsmütze, mit dem apostolischen Kreuz und Krumsstab, in dem Klostergarten sind zwei ausgezeichnete Torso's ehemaliger Statuen aus weissem Marmor zu sehen, woher sie gekommen? wusste man keinen Bescheid. (Hier war auch die oben bei Bácsfa erwähnte alte gothische Kirche von St. György).

Das im neueren Style gebaute Haus der Grafen Apponyi hier, soll auf dem Platze eines früheren Castells stehen.

Szent-Mihályfa (Pressburger Comit.). Waren eben diese Pfarre und Kirche als seit 1050 bestehend in mehreren Jahrgängen des Schematismus Cleri Arhidioecesis Strigoniensis angeführt wird? ist mir nicht einleuchtend, in dem weder die bekannten Urkunden unserer Diplomatarien, noch das Pfarrarchiv diese Angaben zu bestätigen im Stande sind, Allerdings wird es als Pfarre schon in dem Pázm. Verzeichniss angeführt (s. O. 95), wie auch in der Urkunde v. J. 1390, daraus dürfte man aber mit Gewissheit nur darauf schliessen, dass hier zu Ende des XIV. Jahrhunderts bereits eine Pfarre war; möglicherweise also allerdings noch etwa früher, was aber noch kein Zeugnis für das ausgegebene Jahr 1050 bietet. Mir kommt in einer ungedruckten Urkunde (im Familien-Archiv der Herren von Kondé) v. 1423 ein hiesiger Pfarrer vor, mit Namen Gallus plebanus ecclesiae de Sz. Mihályfa. Die jetzige katholische Pfarrkirche ist ein spätgothischer Bau, wahrscheinlich aus dem XV. Jahrhundert, wovon noch zur Bestimmung genügende Merkmale vorhanden sind. So ist noch in dem dreisitzig aus dem Achteck geschlossenen Chor das spitzbogige Gewölbe mit Kreuz-

1) Siehe Schematismus Provinciae Hung. S. Mariae Ord. min. S. Francisci 1851, 145.

und Scheidegurten gut erhalten; die auf gewöhnliche Weise gebildeten Rippen reichen bis in die Mitte der Seitenwände herab, wo sie auf das angebracht, verschiebenartig gebildeten Consolen ruhen. Manche der letzteren zeigen auch ursprüngliche reiche Ornamentierung von Blattwerk und floralen Darstellungen, welche aber jetzt wegen unzähligen Überfliegungen kaum mehr zu erkennen sind. Eben so reich ornamentirt waren auch die übrigen Theile, besonders die Gewölbschlusssteine; einer derselben hat die nämliche Darstellung des Christuskindes mit dem Kreuznimbus, wie wir es oben bei Püspöki gesehen; ein anderes hat das Agnus dei. Die Darstellung des letzteren ist wieder gleich derjenigen von Professor Eitelberger (Jahrbuch der Central Commission 1856, S. 114) nach einer Rosette des Gewölbes der Giela-Capelle zu Veszprim mitgetheilt, nur dass dort anstatt des Kreuznimbus, bloss ein einfacher vorkommt; wie hier auf unserer Figur wieder anstatt des byzantinischen Kreuzes ein einfaches ohne Nagel vorkommt; übrigens ist es auch hier charakteristisch, mit dem gelohlenen Fasse die Fahne haltend und mit dem Kopf gegen den Altar oder vielmehr gegen die Fahne zugewendet¹⁾. Die Vorstellung scheint also wegen des häufigen Vorkommens auch in Ungarn besonders beliebt gewesen zu sein. Andere Gewölbschlusssteine haben wieder Pflanzenornamente. Selbst das Gewölbe der kleinen Sacristei ist oben so reich ausgestattet; die schbildartig gebildeten Consolen zeigen Brauen, Uegehörer und beflügelte Nebelangen anderer Art, die freilich wegen der Tönche nur bei und da zu entnehmen sind. Die nur theilweise bestehende Profirung des ehemaligen Sacramentshäusleins ist die gewöhnliche. Das stark hervortretende untere Gesims lehnt sich auf besondere Kragesteine. Dem gegenüber auf der Epistelseite öffnet sich eine andere Nische, noch einfacher gehalten, bloss mit stärker hervorstechender Einfassung und oben mit einer Art schräger Abdehnung, in der Mitte durch eine Zwischenmauer abgetheilt, von beiden Seiten die Öffnungen mit Kieblattbögen überwölbt. Es ist schon oftmals hier auf das häufige Vorkommen dieser Nischen in den Kirchen der Schütt aufzuerkann gemacht worden, welche bald an der Epistelseite im Chore selbst, bald im Schiffe an der Seite der Nebenaltäre, an der oftmalsigen Stelle des Taufsteines angebracht sind. Ohne Zweifel sind das die ehemaligen Behälter, Sarcinien für das heilige Öl gewesen, obwar sie jetzt eben so verlassen und leer stehen wie die Sacramentshäuslein, ja nicht einmal mehr ihre ehemalige Bestimmung bekannt ist²⁾. Selbst in den Handbüchern über christliche Kunst-Archologie dürfte seltener ihre Erwähnung vorkommen; mehrere, die mir vorliegen, wissen nichts davon, und doch scheint sowohl ihre Aufzeichnung und Mittheilung berechtigt, wie auch ihre Wiederherstellung für diesen Zweck (meist werden jetzt die heiligen Ölfässer in den Sacristeibränken gehalten) erwünscht³⁾. Ausserdem sind auch hier in der Choewand ähnliche Araden-Nischen angebracht, wie zu Csütörtök und Egyház-Gelley; die Hänke bilden darin grosse rothmarmorne Platten, die sich durch die Höhe und da noch ersichtlich laschriftlichen als Bruchstücke ehemaliger Grabdenkmäler erkennen lassen; solche sind auch in der Vorhalle der Kirche für den nämlichen Zweck angewendet. Die spitzenbögen und mit kräftig gekanteten Posten in zwei Felder getheilten Fenster sind bis auf das ausgebrochene Masswerk erhalten. Das Schiff hat aber bereits ein neues Gefälle. Am Auseren correspondiren die zweimal gegliederten Strebepfeiler den inneren Gurtträgern, weigstens jene noch erhal-

ten des Chores. Der viereckige Thurm mit achteckigem pyramidalen Helm und den Nebenaufsätzen erhebt sich drei Stock hoch auf der Westseite der Kirche. (Wie bei allen gotischen, ja auch neueren Kirchen ist salbstarfendlich auch hier die west-fällige Lage beobachtet.) Der Thurmstein besteht aus einem runden Becken mit der Jahreszahl 1538.

Szent-Orszábet (Pressb. Com.). Laut einer Aufzeichnung der Csütörtök Pfarre, wozu der Ort jetzt affilirt ist, war es ehemals eine Pfarre. In dem Pázm. Verzeichnisse kommt sie nicht vor. Einstens also Pfarre und Dorf, ist der Ort jetzt gänzlich verödet, und besteht bloss aus einem Meierhof mit der ehemaligen Kirche, welche jetzt nur als Fruchtstpeicher benutzt wird. Ob der halbrunde Chorschluss sich aus der romanischen Zeit datirt, und ob hier etwa sogar jene erste (wahrscheinlich romanische) zur Ehre der heil. ungarischen Elisabeth errichtete Kirche zu sehen sei, von welcher eine Urkunde vom J. 1244 (Cod. dipl. IV, I, 339) spricht; das zwei Hofdiener der Heiligen, die Ungara Farkas und David, nach ihrem erfolgten Tode in die Heimath zurückkehrend, die königliche Bewilligung erhielten auf ihrem Besitzthum eine Kirche zu ihrer Ehre zu errichten, — lässt sich dahingestellt, indem nur die weiteren von Fejér (s. s. O. des Cod. dipl.) angeführten Nachweisungen nicht vorliegen. Übrigens ist der Name des Ortes (Szent-Orszábet bedeutet nämlich heil. Elisabeth), welches zu der Frage und Untersuchung hier berechtigen dürfte, auch mehreren anderen (etwa acht) Ortschaften in Ungarn gemein. Jedenfalls scheint aber die hiesige Kirche, nach der Nachschrift des Báj, sich in vorigen Jahrhunderten einige Bekühtheit und Verehrung in der Umgegend genast zu haben⁴⁾.

Szanyogdi (Pressburger Comit.) Kleine kath. Kirche, Filiale zu Püspöki, die an der Stelle einer älteren im J. 1851 errichtet wurde⁵⁾, in dem damals üblichen Zopfgeschmack.

Tárnok (Pressburger Comit.). Urkundlich erscheint es mir nur vom J. 1341 (Cod. dipl. VIII, IV, 482); Filiale zu Szent-Antal. Kleine kuthol. Kirche, neuerer Capellenbau, mit halbrundem Chorschluss.

Tonye (Pressburger Comit.); etwa gemein in einer Urkunde vom J. 1274 (Cod. dipl. V, II, 190) unter dem Namen Tuny. Die Erwähnung eines hiesigen Pfarrers Bada ich in einer ungedruckten Urkunde des päpstl. Amandine-Archives zu Bôga vom Jahre 1492. Auch in dem Pázm. Verzeichnisse wird es als ältere Pfarre angeführt. Jetzt ist nicht einmal der Standort der ehemaligen Kirche bekannt.

Türi-Szakkálos (Komorner Comit.). Urkundlich genannt vom Jahre 1268 (Cod. dipl. IV, III, 447). Hier wäre eine jener Kirchen gestanden, welche die oben angeführte Urkunde damals als bereits bestehende nennt und wozu das Nähere bei Balvány-Szakkálos angegeben werden ist. Es ist jetzt keine Spur mehr von dieser, wahrscheinlich romanischen Kirche (von 1268 genannt, also schon früher errichtet, zu welcher Zeit aber in Ungarn nachweislich noch der romanische Styl vorherrschend war) vorhanden. Die kleine katholische Capella, so wie die Kirche der Reformirten H. C. sind neuere Bedürfnisbauten.

Udvarnok (Pressburger Comit.). Urkundlich genannt von 1232 (Cod. dipl. X, II, 723). Demals schon, wie es aus der Urkunde ersichtlich ist, ein Sitz der königlichen Hofdiener (Udvarai erceplás).

¹⁾ Not. Hung. II, 220.

²⁾ Ich theile mit, die diesen Umstand erwähnende, an dem Postale angebrachte Inschrift; indem solche Inschriften, selbst aus der neueren Zeit, fast die einzigen Urkunden über die Entstehung dieser Kirchen sind, und doch werden sie bereits durch fortwährende rüchenschaftliche Überfliegung, wie auch eben der Fall ist, fast unkenntlich gemacht. Es lautet: A. M. D. G. et honorem S. Josephi noviter erecta hac base octovalis per Celsus, et Reverend. Principum D. D. Georg. Szepesvály Archiepiscopus Strigon. A. D. 1681. Das Wappen ist den oben bei Eberhard beschriebenen gleich, so wie die Kirche sich der vielen gleichartigen Bauten dieses Erzstifts ausschließt.

³⁾ Cuviermont, Alexandre Archéol. 170 sagt: soutient du pied aux croix à laquelle fut en petit élandard, qu'il se retourne quelquefois pour examiner.

⁴⁾ Zu beachten ist jedoch bei diesen Nischen, ob sich nicht auch Sparru u. d. Wasserlaufsen fürufen, als sie in solchen Fällen als Picturen im Gebrauche standen. D. Red.

⁵⁾ Wurfel auch bereits das Organ für die christliche Kunst 1836, Nr. 4, in einem herkömmlich gewöhnlichen Aufsatz aufzuerkann gemacht hat.

wovon auch der Name des Ortes. Ob nach einer Urkunde von 1340 (Cod. dipl. VIII, IV, 482), welche Castrenses de Udvarnok hier erwähnt, da auch ein Castell oder Schloss gestanden sei, oder dass nur darunter die in Udvarnok wohnenden Hörigen des Pressburger Schlosses gemeint sind, muss ich unentschieden lassen. Jetzt ist neben den kleineren adeligen Sitten keine Spur eines Castellens mehr vorhanden. Die kleine Capelle ist ein neuerer Bau.

Uzgor (Pressburger Comit.ä). Urkundlich erscheint es nur erst vom J. 1248 (Cod. dipl. X, I, 146, 461). Als alte Pfarre angeführt im Pázm. Verzeichnisse (a. a. O. 96) und in der Urkunde von 1300; jetzt Filiale zu Somorja, hat es nicht einmal mehr die Ruinen der vorhinigen Kirche aufzuweisen.

Vajka (Pressburger Comit.ä). Urkundlich erscheint es seit 1186 (Cod. dipl. II, 228), als Hauptsitz der Prædial-Adeligen des Graner Erzbischofes des sogenannten Vajkaer Stuhles bekannt. In dem Pázm. Verzeichnisse als alte Pfarre angeführt (a. O. 92), so auch in der Urkunde v. 1300. Die hier bezüglichen Sagen, von dem hiesigen Aufenthalte des heil. Königs Stephan habe ich von Anfang an der Einleitung berührt. Die Pfarredekretale und Kirchenvisitations-Protokolle aus den vorigen Jahrhunderten berichten von der vorhinigen hiesigen Kirche: Structura eius magnum præseferat antiquitatem, prout etiam vetus ecclesia S. Georgii in filiali St. Györgyur et in prædio Szent Andris pæus fillem Szarva (s. dieses und Biedis). Es wird auch die Inschrift einer alten, nicht mehr vorhandenen Glocke aus dieser Kirche in einer Zeichnung mitgetheilt, welche sowohl in grösserer Form an Irail, wie auch in kleinerer, ausgefüllt beigelegt ist.

Nach der genannten Aufzeichnung sollte es bedeuten: Johannes Evangelista in ecclesia Strigoniensi, 905 v. 1005 consecrata a Sebastiano (der letztere Name sollte sich auf den Erzbischof von dem ungelassenen Jahre 1005 beziehen). Wie zu sehen, statt einer paläographischen Lösung scheint in dieser Deutung die willkürliche Annahme obzuwalten, dass die Lettern grösstentheils Monogramme sind (gesehen etwa: Jon. et. E. S. MV oder IXY C. A. S.), denn die oben angegebenen Wörter darunter unterlegt wurden. Allerdings scheint das erste Wort, oder vielmehr der erste Theil der Inschrift sich auf Johannes zu beziehen; angenommen etwa, dass die Schwierigkeit bei den mittleren Lettern vielleicht nur durch das Ausstreichen und die fehlerhafte Bildung, wie auch durch dazwischengelegte Trennungszeichen verursacht ist. Füglicher wäre dazu noch das zweite Wort oder der zweite Theil für Lucae zu lesen; indem hier nur der erste Buchstabe etwa ein verzeichnetes L, und die zwei Punkte als Trennungszeichen nach der ersten Sylbe, wie auch vor dem letzten S, eine Schwierigkeit bieten. Es wäre also hier die Namen der zwei Evangelisten: Johannes und Lucas zu lesen; wenn es nämlich so recht ist? Das oben gedeutete frühe Jahr 1005 oder gar 905 (das letztere gar schon ein Anacronismus aus in Betreff des Erzbischofes Sebastian und einer Ecclesia Strigoniensis, als etwa Diocese, zu der Vajka gehörte) hat ohnedem kaum einen Grund für sich; denn obwohl die Schrift noch nicht ausgebildetes neugothisches Element zeigt, scheint sie jedoch von einem um etwas späteren Datum, etwa aus dem XIII. Jahrhundert zu sein. Alle Benennung fehlt aber auch der Deutung: Consecrata a Sebastiano; indem selten ein Unsecrationsdatum in einer Glockeninschrift vorkommen dürfte. Die grösste Schwierigkeit bietet aber noch die unisere Beantwortung der Frage ob die Inschrift auch richtig erscheint? und ob sie vollständig ist, oder nur von einem Bruchstück herrührt. Bei alledem verdient sie insofern die Aufmerksamkeit, da, wie gesagt, die wenigen Schriftzeichen selbst das Alter einer hiesigen ehemaligen Kirche, etwa aus dem XIII. Jahrhundert, also wahrscheinlich romanischen Stiles und ihrer Glocken darthun.

Zur Zeit, wie gesagt, ist weder diese Glocke noch auch etwas aus dem alten Kirchenbau vorhanden. Die jetzige katholische Kirche, ein grösserer, neuerer, gefälliger Bau des Renaissance-Stiles aus

den Jahren 1772—1793, ist mit einigen ziemlich hübschen neueren Altarbildern geschmückt (die Verkündigung Maria's, Christus am Kreuz); die Unterschrift: pint. Fran. Schönl 1807, macht uns den Künstler bekannt. Von der nämlichen Hand scheint auch das Hauptaltarbild (Erzengel Michael) zu sein; doch finde ich kein Zeichen drauf.

Der Ort scheint einst mit Wällen, Gräben und Mauern befestigt gewesen zu sein, wie dessen Spuren auch um die Kirche herum noch zu sehen; es dürfte hier etwa ein Castell, als am Hauptplatze der Bauderl adeligen Ritter des Graner Erzbischofes gewesen sein. Jetzt steht in der Mitte des Ortes das einfache neuere Rath- und Versammlungs-Haus der genannten Prædial-Adeligen; das wie die Inschrift bezeugt, während der Regierung der Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1771 erbaut wurde.

Vámos-Ujfalú (Pressburger Comit.ä). Etwas gemeint in einer Urkunde von J. 1208 (IV, III, 452), und im Pázm. Verzeichnisse der alten Pfarren (a. O. 95) unter dem Namen Vámos? Es besteht hier nur eine kleine Capelle, im J. 1775 erbichtet.

Várkony (Pressburger Comit.ä). Ein Ort dieses Namens erscheint urkundlich schon von J. 1015 (Cod. dip. I, 182¹); bestimmter angeführt in einer Urkunde vom J. 1274 (Cod. dip. V, II, 190). Die Erwähnung der Pfarre geschieht in der bereits oben bei Eglyüz-Keresz angeführten Urkunde von J. 1308; wonach sie eine der ältesten Pfarren dieser Gegend gewesen zu sein scheint. Als solche auch im Pázm. Verzeichnisse (a. O. 96) und in der Urkunde v. 1300 angeführt. Die jetzige katholische Pfarrkirche im Verhältnisse zu den vielen niederen, kleinen, ja sogar röhren und plumpen gothischen Bauten der Schütt, besonders massvoll gebaut, scheint, wie es noch etliche Merkmale andeuten, ein frühgothischer Bau, etwa aus dem XIV. Jahrhundert zu sein. Der bedeutend erhöhte und aus dem Achteck dreiseitig geschlossene Chor hat das ursprüngliche Spitzgewölbe mit Kreuz und Scheidegürtel, deren Träger aus einzelnen Halbsäulen bestehen, die aus der Wand hervorspringend, ungefähr bis in die Mitte herabragen, wo sie wie abgebrochen — eben so wie jene zu Eglyüz-Gellye beschrifteten — enden. Die Capitälchen scheinen hier ein flacheres Blattornament zu haben, welches aber wegen der oft aufgetragenen Tünche kaum annehmbar ist. Indem also zu Eglyüz-Gellye mit dem gerollten Blattwerk und Rundhöfchen nebst Spitzbogen mehr die Formen des Übergangsstiles aus dem romanischen sich ankündigen, fehlt hier beides; und die Massen Wandzuträge dürften mehr auf den frühgothischen Styl weisen. Die Rippen sind auf die gewöhnliche Art kräftig profiliert; die Gewölbekapitelsteine haben reiche Blattornamente; auf einem bogigen um wieder die Darstellung des Lammes mit der Fahne. Die wohl etwas schmalen aber langen, weit hinreichenden Fenster mit kräftig gekanteten Pfosten in zwei oder drei Felder getheilt, sind auch die best angelegten der ganzen Schütt; das Masswerk darin ist regelrecht aus einfachen Dreiecksprofilen, sonst ist die Wandung sehr hier fleck, ohne eine Gliederung geblieben. Das Schiff, von Aussen mit Strebepfältern, grossen macten Wänden und theilweise mit flechten von Wandmalereien, ist im Innern leider sehr ganz modernisirt. Nur das Portal ist noch vorhanden und ob zwar einfach gehalten, scheint es doch auch eine glänzige Ausnahme zwischen den gewöhnlichen, mit plattgestürzten Kleeblättern überdeckten Thüröffnungen unserer Kirchen; indem es hier spitzbogig gebildet und die Wandung mit Hohlröhren und Cylindern, welche auf einer säulenartigen Basis aufsitzen, reich gegliedert ist. Die schräk gebildeten Strebepfäler aus Aussen verzängen sich dreimal und enden mit einfachen Tiegeln. An der Westseite erhebt sich der Thurm vieredig, unten eine Vorhalle bildend, übergeht er im dritten Stock in den pyramidalen achtseitigen Helm, von vier kleinen Nebenausätzen begleitet. Die Flächen

¹) Es wird in diesem Namen eine Beziehung auf die Varkonien (Sachsen) gesucht.

Geschichte genannt werden könnte. Ohne Geschichte und Sitte ist kein Volk denkbar; jedoch ich mag diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, da unsere Zeit hier an einem furchtbaren Abhange steht. Um gleich die Sache selbst anzugreifen, so sucht seit dem Zerfall des heidnischen Römerreiches nach einem Ereignisse, welches so tief in die Geschichte und Sitte eingeschritten hat, als die französische Weltumwälzung. Die Kircheneuerung und der dreissigjährige Krieg haben nicht die Verwüstungen von 1789 angerichtet, an denen die Welt noch leidet, und, wer weiss, wie lange, leiden wird.

Diese furchtbare Revolution hat nun die ganze Völkergeschichte und Sitte nicht nur durch- und abgehauen für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart und Zukunft, nicht bloss in Frankreich, sondern in allen mit Frankreich und seinen Ideen schon früher verkehrenden Ländern, das heisst, ganz Europa. Wir kennen in vielen Dingen unsere Väter nicht mehr, und sind von ihnen getrennt, als lägen Jahrhunderte zwischen uns.

Nehmen wir Beispiele. Hier will man eine alte Stiftskirche herstellen. Das jetzige Geschlecht kennt aber keine Stiftsherren mehr. Gingen diese noch in den Chor und füllten noch ihre Stallen, so würde es Niemanden einfallen, in Tollheiten zu verfallen und den zweiten Hauptaltar oder den Pfarraltar, auf welchen oft, wie zu Schwäbisch-Gmünd in der Kreuzkirche, der Titel geweiht ist, ohne Weiteres wegzuräumen, und so die eigene Landes- und Stadtgeschichte zu zerstören. Jetzt ist aber der Chor leer, die Laienwelt besetzt den weiten Raum, der jetzt keine Bestimmung mehr hat, der geschichtliche Pfarraltar wird unbenutzt, der Süßaltar die Hauptsache, also die Herstellung beginnt mit Niederreißen. St. Peter zu Itom, wie Wiseman so schön beschreibt, ist eine Völkerkirche und die grossen Räume passen nur für die grossen päpstlichen Festlichkeiten, an welchen die Kirche ganz und würdig ausgefüllt ist. In gleicher Weise passen viele alte grosse Münster nicht mehr auf die jetzige ärmlichen Zustände; aber das jetzige Geschlecht hat davon keine Ahnung. Ein anderes Beispiel. Unsere Zeit hat die Vorzeit zerschlagen, neue ungeschichtliche Bisthümer eingerichtet; wenn also das schöne Münster zu Freiburg im Breisgau nicht als bischöfliche Kirche gebaut ist, so kann sie auch darauf nicht passen, und ist zu klein, wie die Stiftskirche zu gross. Wir sehen es, dass es gar keine unnöthige Arbeit wäre, einmal genau festzustellen und den Leuten einmal wieder klar ins Bewusstsein zurückzurufen, was für jede Art von Kirchen passt. Eine gewöhnliche Pfarrkirche braucht nur einen kleinen Chor, Stifts-, Kloster- und Bischofskirche einen grossen nach Verhältnis der Personenzahl der Stiftsherren, Mönche u. dgl. Letztere Kirchen gebrauchen ausser den Chorställen auch noch Ministerien-Sitze, bischöfliche mit einem Weihbischöfe sogar zwei, mit der Evangelien- und Epistelsitze, ferner Räumlichkeiten für die Weihe am grünen Donnerstage, für bischöfliche Consecrationen. Kennt daher ein Baumeister das Pontificale nicht, so wird er die schönsten dammen Striche machen. Ein Lüttler, der mehr ist als ein Mauerabschluss, ist auf viele Personen, also grosse Räumlichkeit berechnet, passt also nicht in einfache Pfarrkirchen, sollte dagegen namentlich in grösseren göttlichen Münstern nie fehlen, weit Unterchor und Laienschiff auf gleicher Fläche liegen und Abtrennung der Priesterschaft von den Laien gesetzlich ist. Auch für die Umgänge

und Processionen wird der Raum bedacht werden müssen; denn Mariä-Lichtmess u. s. w. ist das *Procedamus in pace* vorgeschrieben, so wie auch die *Adoratio crucis*, welche hinter dem Altare am Charfreitage beginnt, das Anlehnen des Altars unmittelbar an die Ostwand unmöglich macht, also verbietet.

So sind, um nicht zu lang zu werden, tausend Kleinigkeiten zu beobachten, die früher traditionsmässig geübt, jetzt übersehen werden. Wer lehrt sie an den Bauschulen? Ich weiss es nicht. Man irrt und greift fehl im Bauen und Herstellen, ohne es zu wissen und wollen. Wie zu heilen ist, überlasse ich den heretischen Ärzten; ein sehr grosser Arzt aber ist die Kenntnis der Geschichte und der, ach! so vielfach untergegangenen Sitte.

Kreuser.

(Ein Gemälde auf Stein aus dem Anfange des XIII. Jahrhunderts in Geln.) Wie wir dem „Organ für christliche Kunst“ entnehmen, ist die Ursulakirche in Geln im Besitze von zehn Steinplatten, die mit den Darstellungen der Apostel Andreas, Judas d. T., Bartholomäus, Thomas, Johannes, Jacobus maj., Jacobus min., Simon, Matthäus und Philippus bemalt sind und von denen eine jede 3' hoch und 2 1/2' breit ist. Die Tafeln mit der Darstellung der Hh. Petrus und Paulus fehlen und sollen sich in der Krypta der Gereonskirche befinden.

Die Tafel mit dem Bilde des h. Philippus trägt auf der glatt geschliffenen Rückseite die Aufschrift mit der Kunde, dass der Altar, wozu die Tafeln wahrseheulich als Blendung des Tisches gradirt haben, im Jahre 1224 an dem Vortage des 4. Mai von Bischof Walter gestiftet worden ist. Diese Schrift ist untrüglich alt und mit rother Farbe dick aufgetragen; dieselbe ist zwar an denjenigen Stellen, wo die Farbe abgesprungen, nur durch einzelne Überbleibsel und durch die erhaltene Abglättung der Steinfläche noch lesbar und in so weit erhalten geblieben, um versichert zu sein, dass die Abstammung aus der angegebenen Zeit wirklich herrührt.

Die Platte des Gemäldes ist blau grundirt und vormalig mit vergoldeten Rosetten verziert gewesen und ist mit einem drei Zoll breitem, rothen Bande eingefasst. Die Gestalt des Apostels Philippus ist, wie alle übrigen, bekleidet mit weiten, faltenreichen Gewändern, sitzt nach links gewandt, hält mit der rechten Hand das stehende Kreuz und mit der linken das geschlossene Buch. Das Haupt, mit langem Kopfhaar und Bart, ist mit einem rothen, ehemals vergoldeten, runden Heiligenschein versehen. Die Zeichnung ist mit starken Contouren und an den Schattenseiten mit einöftiger Abstufung abgerundet. Die Lichtflächen sind mit Goldauftrag erhellt; die Zeichnung ist im Faltenwurf gut und richtig, aber bei den Händen und Füssen unvollkommen. Die Färbung ist in den Contouren schwarz, aber durchgängig grau und gelblich, wesshalb das Ganze einer grau und gelblich getuschten Zeichnung ähnlich sieht. Die Farben haben ein kräftiges Bindemittel, weil sie dem geglätteten Steine fest anhaften und nur durch eine an einigen Stellen übergelaufene ätzende Flüssigkeit abgelöst worden sind. Nach der Meinung des „Organs für christliche Kunst“, sind es Tempera-Farben, welche später mehrfach mit Öl und Firnis überzogen worden. Übermalungen oder Restaurationen haben nicht stattgefunden, wie dieses irrtümlich anderweit angegeben worden ist.

Correspondenzen.

Wien. Nachdem Seine k. k. apost. Majestät zur Restauration der Domkirche in Trient eine Summe von 10000 fl. allergnädigst zu bewilligen geruht haben, wandte sich Seine k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzbischof Karl Ludwig an den Herrn Präses der k. k. Central-Commission Freiherrn v. Czoernig um Bekanngabung eines Mannes, der vermöge seiner wissenschaftlichen Bildung in dem Fache der monumentalen Baukunst und nach dem vortheilhaften Rufe in Wiederherstellung von mittelalterlichen Kunstbauten besonders geeignet wäre einen Plan über die zu der Domkirche zu Trient vorzunehmenden Restaurationsarbeiten zu entwerfen. Mit genauer Würdigung der obwaltenden Umstände brachte die k. k. Central-Commission über Antrag des Herrn Präses zu dieser ehrenvollen Mission den Architekten und Ingenieur der österr. Staats-Eisenbahngesellschaft A. Kossowka in Vorschlag, worauf auch Seine k. k. Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzbischof eingegangen und den Ersteren zu beauftragen geruht, sich unterweil nach Trient zu begeben und einen Restaurationsplan zu entwerfen.

Wien. Die Pfarrkirche des Marktes Guttenstein stammt theilweis aus dem Mittelalter; der Chor nämlich, um 1487 gebaut, zeigt spätgotische Formen, — dreiseitiges Abschluss, Fenster mit einfachem aber schönem Maswerk, in des Schlusssteinen der Kreuzgewölbe den österreichischen Bindenschild (Guttenstein war in dieser Zeit noch landesfürstlich) und einen gekrönten Kopf. Das Schiff wurde neuerer Zeit angebaut, der alte Thurm aber abgetragen.

Im vorrissenen Sommer fand an dieser Kirche ein zweckmäßiger und stylgemässer Neubau Statt, den der blätige gräf. Hoyos'sche Forstdirector Herr Franz Newald nach einem mit dem Gefertigten berathenen Plane mit grosser Umsicht ausführte. Es wurde nämlich an der Westseite ein vierer-kiger Thurm zu 95 Foss Höhe angeführt mit gotischer Halle und Portal, spitzbogigen Schalldeckern und steilen Giebeln über den Seiten, zwischen denen der pyramidale Helm emporsteigt, — also dem gotischen Styl des Chores ganz angemessen. Im Gebirge harmoniren diese spitzen Thürme ganz besonders mit der Umgebung und auf Anrathen des Unterzeichneten wird in diesem Jahr ebenfalls durch den mit den alten Baustylen wohl vertrauten Herrn Newald der spätgotische Thurm in Buchberg, der gegenwärtig ein hässliches Zwielhäuschen hat, eine ähnliche Bekrönung mit Giebeln und spitzem Helm erhalten.

An den Chor der Guttensteiner Kirche baute Newald ferner ein Oratorium an, zwischen zwei Strebepfeilern. Es öffnet sich gegen die Kirche in einem grossen Spitzbogen, der mit einem sehr schönen, dreitheiligen Fenster aus der Waggrauer Thonwaaren-Fabrik ausgefüllt ist; es zeigt im Bodenfelde reines Maswerk und ist nach einem guten Muster gefertigt; auch die Brüstung ist mit Maswerkblenden verkleidet. Entspräcchend ist auch ein schmales Fenster des Oratoriums.

Möchten alle Zubehöre und Restaurationen, bei denen, wie es hier der Fall war, keine bedeutendes Geldmittel zur Verfügung stehen, so zweckmässig und im Geiste des alten Baues angeführt werden wie diese!

Neben der Kirche stand eine viel jüngere (moderne) Capelle, welche als Beihaus diente und beim Thurmbau abgetragen werden musste; sin hat in ihrem Baufornie durchaus kein Interesse dar. Unter dem Dache derselben wurden drei Bildertafeln gefunden, welche matürlich dem ursprünglich in Choro bestehenden Flügelaltare angehörten, sowie der architektonische Aufsatz über dem Schrine derselben. Eine grössere Tafel ist beiderseits bemalt — es ist der rechte Flügel des Altars — und zeigt auf einer Seite

oben die Verkündigung, unten die Anbetung der heil. drei Könige; auf der Rückseite oben die Begegnung von Joschim und Anna, unten die Heimsuchung.

Die beiden anderen Bilder, von der hoblen Höhe dieser Tafel, deren eines des heil. Georg, das andere die heil. Katharina darstellt, befinden sich wahrscheinlich nebst zwei fehlenden im Altarkasten oder an den Seiten dasselben. Bloss das letzte dieser Bilder kam mir bebuda der Restauration zu; es ist nice gute Arbeit der oberdantsehen Schule. Der Kopf der Heiligen ist fein und von frommen Ausdrücke, gut gezeichnet. Der Goldgrund zeigt schöne gepresste Muster, in den Ecken sind zwei Wappenschilde, deren eines den steierischen Panther enthält, das andere einen Löwenkopf mit einem Ring im Roesche. Desu Kunstcharakter dieses Bildes noch geordnet der Alter dem Ende des XV. Jahrhunderts an.

Es zeigt sich aus den Massen, dass eine vortreflich gezeichnete Madonna mit dem Kinde, welche gegenwärtig auf einem der Seitenaltäre der Kirche steht, ursprünglich im Schrine des Flügelaltars stand, der, wie der angefangenen Flügel erweist, der heil. Jungfrau geweiht war. So hat sich der alte Altar wenigstens in einigen Theilen erhalten.

Dr. Ed. Freih. v. Söcknn.

Wien. Die Versammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine wird in Übereinstimmung mit einem Beschlusse der Versammlung in Augsburg in diesem Jahr in Berlin stattfinden, und ist auf die Tage vom 15. bis 18. September festgesetzt worden. Von der Besprechungsgegenständen heben wir jene der I. und 2. Section hervor, da dieselben speciell für unsere Leser von Interesse sein dürften.

Seit I. 1. Lässt sich die nordische Theorie der Eintheilung der Gräber in die 3 Perioden des Stein-, Bronze- und Eisentlars auch auf die Mark Brandenburg oder auf einzelne Theile derselben anwenden, und welche Resultate lassen sich aus den Fanden dieser Art auf die hier früher gesessenen Völkerschaften machen?

2. In welchen Theilen Deutschlands hat man Leichen in hochender Stellung gefunden? Kommen dergleichen namentlich im nordöstlichen Deutschland vor?

3. Haben die Burgwälle der vorchristlichen Zeit ein aussehbliches kriegerische, oder eine äbnerweide religiöse Bedeutung, und welche Bewandnis hat es mit dem heiligen Walden der Sannonen? wo ist derselbe zu suchen?

4. Welche mit Sicherheit nachweisbare Denkmäler slavischer Gottheiten sind noch vorhanden?

5. Was ist nater den in nordischen Gräbern oder sonst gefundenen, für Hauptschnack, Dismere, Kronee etc. angeschlossen. erzenne und goldenen Geräthen mit Bestimmtheit hierfür anzuerkennen? und welche Bestimmung ist den andern ähnlichen Gegenständen zuzuschreiben?

6. Sind Inschriften, wenn auch nur einzelne Buchstaben, auf Stempeln und dergleichen Geräthen in den von den Römern nicht berührten Deutschland nachzuweisen?

7. Wozu dienten die kleinen bronzernen Wagen, die man namentlich in der Mark Brandenburg und wo anders noch? gefundene hat?

8. Besprechungen über die ältesten Schädel aus heimischen Gräbern.

Seit II. 1. Worin unterscheidet sich die Bauweise der Mark Brandenburg von der ihrer Nachbarländer? Welcher gegenseitige Einfluss lässt sich, namentlich auch von Seiten der Bodes-Verbindungen nachweisen? und welches sind in diesen Ländern die ältesten.

wie die jüngsten Beispiele des Baues aus Feldsteinen, des Quader- oder Bruchstein- und des Ziegelbaues in ihrer jedesmaligen Anwendung auf die verschiedenen Baustyle?

2. Findel sich in der Mark Brandenburg ein ausgebildeter Holzbau?

3. Sind ausgezeichnetere Tafelmalerien und Sculpturen mit Angabe der Künstler und ihrer Heimath in der Mark Brandenburg nachzuweisen?

4. Wo haben sich im nordöstlichen Deutschland alte Wandmalereien vorgefunden, und wodurch zeichnen sie sich aus?

5. Wo finden sich in den Marken Glasmalereien und kleinere Kunstwerke aus Metall, Elfenbein, Holz und aus andern Stoffen, als: Stickereien, Webereien u. s. w.?

6. Wo ist das älteste datirte oder sonst in der Zeit sicher beglaubigte Beispiel in Deutschland vorhanden, dass an Gebäuden des gothischen Baustyls statt des gewöhnlichen Spitzbogens an Wimpergen etc. der kiel förmige Bogen in Anwendung kommt?

7. Welches sind die ältesten Denkmale der Bildhauerei in Deutschland, an welchen, durch Inschriften oder anderweitig für die Zeit beglaubigt, an den Gewänden die scharfen und eckigen Brüche der Falten vorkommen?

8. An welchen Orten in Deutschland befinden sich ausser den von Kugler in Cöln (Handbuch der Malerei, 2. Aufl., Bd. I, S. 253 etc.) und von Waagen in Bamberg (Kunstwerke und Künstler in Deutschland, Bd. I, S. 116 etc.) aufgeführten Beispielen, datirte Gemälde, in welchen nach dem Jahre 1450 noch in den Gewänden die weichen und fließenden Falten, so wie andere Eigenschaften der Kunstweise, welche man gewöhnlich die italienische nennt, vorhanden sind?

9. Aus welcher Schule ist Andreas Schieler hervorgegangen? Wer ist der Meister des Sprasschen Grabmonuments in der Marienkirche zu Berlin?

10. Wie behandeln wir die alten Kirchen bei der Restauration derselben in Beziehung auf ihre Decoration?

11. Besprechungen über die ältesten Synagogen Deutschlands, die im romischen und im Übergangsstyl gebaut sind.

12. Besprechungen über die zwischstiligen Kirchen, deren Verbreitung und Bedeutung.

Gratz. Bei der Demolirung der Bastion neben dem sogenannten eisernen Thore in Gratz wurde eine Gold- und drei Kupfermünzen gefunden.

Erstere ist ein Ducaten Friedrichs Markgrafen von Brandenburg, zu Schwabach 1512 geprägt, von vorzüglicher Erhaltung.

Die Kupfermünzen bestehen in zwei nieder-östr. Raitpfennigen (Reehspennigen), deren erster vom Jahre 1327, der zweite ohne Jahreszahl ist. Die dritte Münze ist bis auf die Jahreszahl 1355 unkenntlich.

Ausser diesen Münzen und einigen neueren unbedeutenden Gegenständen wurden noch Bruchstücke eines Schmeltziegels und eines in

demselben geschmolzenen sehr dunkeln Glasflusses gefunden, jenem sehr ähnlich, der zu der sogenannten römischen Mosaik in verschiedenen Farben und in Stücke zersägt verwendet wird.

Ich habe die wichtigeren aller dieser Stücke für den hierortigen historischen Verein an mich gebracht.

Scheiger.

Briinn. Auf Anordnung des Herrn Abtes von Rayern, Günther Kallivoda, unter dessen ansichtsloser Leitung das Stift in wissenschaftlicher Beziehung immer mehr und mehr aufblüht, wird eine vollständige Capella zu Pontifical-Ämtern nach Originalmustern und dem Style des XIII. Jahrhunderts angefertigt und in Gebrauch gesetzt. Den Stoff hierzu liefert, gleichfalls nach Originalmustern, welche der rühmlichst bekannte Kunstkenner Dr. Bock aus Cöln verschaffte, die Mailänder Fabrik Martini; die Anfertigung und Verzierung selbst soll, wie wir hören, in Cöln unter den Augen des Herrn Dr. Bock gesehen. Wie schon so oft, so sieht man auch dieses Mal wieder Rayern voranschreiten. Möge dieses Beispiel eines edleren Sinnes für Kirchenkleidung in unseren österreichischen Stiften einen freudigen Wiederhall finden!

Brixen. Auf einem hohen Berge bei Klausen, 5 Stunden von hier entfernt, breitet sich in vielen Einzelhöfen und Gruppen von der Thalsöle, wo die Rebe blüht, bis zur Spitze des Gebirges, wo nur im Hoehommer der Schnee vor den Sonnenstrahlen weicht, die ziemlich zahlreiche Pfarrgemeinde Laxfons aus. Diese hat im abgewichenen Jahre mit grossen Mühen persönliche Leistungen und gemeinen Auslagen ihre kleine und klüftende Pfarrkirche erweitert und restaurirt. Die Erweiterung geschah durch Verlängerung an der Frontseite, soweit das Ebenmisse es gestattete, und die Restauration durch Ergänzung des Fehlenden und Abidung des Fremdartigen. Erweiterung und Restauration wurden im Styl der alten Kirche, d. h. im gothischen ausgeführt, wobei denn freilich die Mängel der alten Kirche, die z. B. das zu niedrige Gewölbe, die zu starken Rippen beibehalten werden mussten. Indessen was geschehen ist, ist gut gehalten und konats bei den sehr geringen Mitteln und der unabweislichen Vorlage des Alten nicht anders geschehen. Der Pfarrer H. Patigler und der Architekt von Stoll aus Mastei in Tirol, ein sehr verständiger und durchgebildeter Autodidakt, verdienen die vollste Anerkennung sowohl für ihre Bemühung als auch für die Geschicklichkeit, mit welcher das fragliche Werk eingeleitet und ausgeführt worden ist.

Auf Requisition des Herrn Pfarrers habe ich mich am 19. Ms dahin begeben, theils um die Restauration in Augenschein zu nehmen, theils um einige Zweifel über Aufstellung der non projectirten gothischen Altäre und Anheftung der Apostelzeichen und Stationsbildnisse zu lösen. Es ist mir gelungen, die Aufgabe zur Befriedigung des Herrn Pfarrers zu lösen.

G. Tinkhauser

Literarische Anzeigen.

Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates. Herausgegeben von Dr. Gustav Heider und Professor Rudolph van Eitelberger. Stuttgart. Ebner und Seubert, 1858.

Zweiter Band, I.—3. Lieferung.

Was wir bisher von dem ersten Bande dieses Werkes Rühmendes hervorgehoben, können wir auch von den bisher erschienenen Lieferungen wiederholen — es ist ein Werk, welches in wissenschaftlicher wie artistischer Beziehung das Siegel der Vollendung an sich trägt

und auf viele Jahre hinaus eine ergiebige und unentbehrliche Quelle für das Studium der mittelalterlichen Kunstgeschichte des Kaiserstaates bleiben wird. Die vorliegenden drei Lieferungen enthalten: 1) Die Kirche des h. Ambrosius zu Mailand, von Prof. H. v. Eitelberger (nach den Aufnahmen des Architekten W. Zimmermann, mit 5 Tafeln und 30 Holzschnitten); 2) die Cistercienser-Abtei Zwettl in Niederösterreich, von Dr. Ed. Freil. v. Sacken (nach den Aufnahmen des Architekten J. Lippert, mit 5 Tafeln und 23 Holzschnitten); 3) Der Reliquienschein im Schatze des

Veitdomes von Prag mit einer einleitenden Darstellung der Entwicklung des Emails im Mittelalter, von Dr. G. Heider (mit 1 Tafel in typographischem Farbdruck) und 4) der romanische Krumstab in der Schatzkammer des Benediktiner Nonnenstiftes auf dem Nonnberge zu Salzburg, von Dr. G. Heider (mit einer Tafel in typographischem Farbdruck).

San Ambrogio gehört zu den interessantesten Denkmälern des Mittelalters in der Lombarde. In historischer Beziehung ist es denkwürdig durch die hervorragende Stellung seines kirchenspatrons, durch die im XI. Jahrhundert dort abgehaltene Synode und durch die zahlreichen Krönungen deutscher Fürsten, welche darin vorgenommen wurden. In artistischer Hinsicht bildet das Bauwerk ein Glied jener abgeschlossenen Gruppe lombardischer Kirchen, welche sich deutlich von dem Style der Bauwerke des südlicheren Italiens unterscheiden und in knaechterer Beziehung zu den romanischen Bauten Deutschlands stehen. Das artistische Interesse concentrirt sich indes nicht bloß auf diese Erscheinung. San Ambrogio besitzt ein Atrium im romanischen Style — mithin aus einer Epoche, wo solche Bauwerke zu den grossen Seltenheiten gehören; eine über der Halle des Atriums aufgebaute Loggia von eigenthümlicher höchst malerischer Wirkung, und eine Kirche, die einen langgestreckten romanischen Pfeilerbau, aus drei Schiffen bestehend und mit Emporen ohne Querschiff, bildet, welcher wahrscheinlich auf dem Grundplane einer älteren Basilika aufgeführt wurde und nicht ohne Verwandtschaft mit San Michele in Pavia ist. Unter dem Chor befindet sich noch eine Krypta, welche funktionsfähig und auf Säulen ruhend, dem XIII. Jahrhundert angehört. Nebst diesen auch der Zeit ihrer Entstehung verschiedenen baulichen Bestandtheilen besitzt die Kirche noch mehrere ausgezeichnete Schätze, von denen wir dem *Altare aureum* mit dem berühmten Antependium, die ebene Schlange, das Grabmal des Stilleho, die Mosaik der Apis, das hölzerne Lesepult und die alte Cattedra besonders hervorheben. Diesen reichen und dankbaren Stoff benutzte auch Herr Prof. v. Eitelberger, er einer sehr anziehenden und mit sorgfältiger Benützung der historischen Quellen gearbeiteten Darstellung und wozu auch die ausgezeichneten Aufnahmen des Architekten Zimmermann eine würdige Illustration bilden.

Eine nicht minder glückliche Wahl in der Aufnahme der Architekturwerke bildet die Cistercienser-Abtei Zwettl. Aus dem Mittelalter haben sich erhalten das Capitellhaus (Ende des XII. Jahrhunderts), der Kreuzgang (Ende des XII. und erste Hälfte des XIII. Jahrhunderts), der Chor und Theil des Langhauses der Kirche (Mitte des XIV. und Ende des XV. Jahrhunderts). Das Capitellhaus führt uns in die Periode des rein romanischen Stils. Es ist ein quadratischer Raum mit in Rundbogen geführten Kreuzgewölben, die sehr breite Gurten haben und von einer einzigen in der Mitte stehenden gewaltigen Granitsäule mit attischer Basis und halbkugelförmigen Diensten anstatt des Capitels getragen werden. Der Kreuzgang gehört dem Übergangsstyl an und ist ein prachtvoller Bau mit angenehmer reicher lebendiger Gliederung in den Arcaden und dem Vorrücken des Spitzbogens in der Construction. Die Kirche repräsentirt einen schlichten Hallenbau mit einem Chöre, der, angeordnet in der Weise der französischen Kathedralen, aus einem dreiseitig abgeschlossenen Chorbau besteht, der von einem siebenseitig abgeschlossenen Capellenumgange begrenzt ist, worin 13 Capellen eingebaut sind. Besonders schön entwickelt sind hier die Pfeiler. Ihre Grundform — mit Ausnahme jener des inneren Chorbauwerkes — ist quadratisch, und an jedem derselben lehnen acht Halbsäulen, welche die verschiedenen Gewölberippen aufnehmen. Wir haben hier den vollkommen ausgebildeten Bündelpfeiler, wie er näherungsweise schon in Colner Dome und ganz ähnlich im Schiffe der Katharinen-Kirche zu Oppenheim erscheint. Hebe breite Fenster, welche heinabe den ganzen Raum der Umfassungswände ausfüllen, erheben die Kirche, und leicht gebaute Strebewerke nehmen einen Theil der

Gewölbelast auf. Eben so schön ist auch das Querschiff angeordnet, während der gotische Theil des Langhauses meist die Merkmale des dem Verfall sich nahenden Stils besitzt. Der beschreibende Theil des Textes des Freih. v. Sacken ist genau in den Details; klar, verständlich und mit voller sachverständiger Beherrschung des Stoffes gearbeitet. Die Aufnahmen des Architekten Lippert sind äusserst sorgfältig und präcis, und jedenfalls die gelungensten dieses Künstlers.

Von ausserordentlichem Werthe ist der kostbare „Reliquien-schrein in Prag“ und die äusserst anziehende Darstellung der Entwicklung des Emails im Mittelalter von Dr. G. Heider, die wir auch ihrer archäologischen Wichtigkeit wegen in unserem nächsten Hefte reproduciren wollen. Das Prager Reliquarium hat die Form eines kleinen Sarges und dürfte am Schluss des XII. oder Anfang des XIII. Jahrhunderts angefertigt worden sein. Die Haupteite ist im Grunde, der blaue Email zeigt, durch freie Ornamentverrichtungen geschmückt, deren Ausgänge mit Blattwerk in wechselnder Farbengebung von blau, grün, roth und gelb emailirt sind. Auf diesem Grunde sind in Messing gegossen und verguldet Reliefgestalten angebracht. An diesen Gegenstand knüpfte Heider eine übersichtliche Geschichte des Emails, und zwar mit Zugrundelegung des Prachtwerkes von J. Labarte „Recherches sur la peinture en émail dans l'antiquité et au moyen-âge“ und eines im diesjährigen Märzhefte des deutschen Kunstblattes erschienenen Aufsatzes von Franz Kugler. Durch diese neuesten Forschungen hat die Geschichte des Emails, welche auf dem Gebiete der Klein-künste vom frühesten Mittelalter an eine hervorragende Rolle spielte, überraschende Aufklärungen erhalten. Die Ausübung dieses Kunstzweiges war zwar im Oriente und in Italien schon in den ersten christlichen Jahrhunderten heimisch, in Deutschland und Frankreich datirt jedoch dieselbe erst aus den letzteren Jahren des X. Jahrhunderts, und bisher giebt die Werkstätten von Limoges als die ersten, von denen aus die Pflege dieses Kunstzweiges — wesentlich unterschieden von jener des Oriens und Italiens — ihren Weg nach Deutschland gefunden hat. Nun hat aber selbst ein Franzose — Labarte — zugestehen müssen, dass die deutschen Emails die Priorität vor jenen zu Limoges besitzen und Kugler hat ausführlicher nachgewiesen, dass die Kunst des Emails zuerst am Rhein in Aufnahme gekommen und sich erst von dort nach Deutschland verpflanzt habe.

Ein hervorragendes Interesse bündelt endlich auch der romanische Krumstab aus der Schatzkammer des Nonnenstiftes auf dem Nonnberge zu Salzburg, gleichfalls von Dr. Heider beschrieben, in Anspruch, dessen Stab wie die Krümmung aus Elfenbein angefertigt ist. Letztere erhebt sich aus dem Rachen eines Ulfenähms und endet mit dem Kopfe eines solchen. Innerhalb der Rundung erhebt man im schwachen Relief die Gestalt eines Lammes in typischer Auffassung mit dem Nimbus über dem Haupte und der Kreuzesfahne. Das ganze Kunstwerk trägt das Gepräge des entwickelten Romanismus an sich, und bei der ornamentalen Behandlung des Lammes ist die auffallende Ähnlichkeit mit arabischen Motiven sehr bemerkenswerth, wie sie an dem Krönungsmantel der deutschen Kaiser bemerkt werden können.

Schliesslich können wir bei Anzeig dieses Werkes nicht unterlassen, auf die Sorgfalt, Zartheit und Lebendigkeit des Stiches, auf das seltene Verständnis der Künstler, welche damit betraut sind, hinzuweisen, was zugleich als Beleg der grossen Aufmerksamkeit des Verlegers für dieses Werk angesehen werden kann. Was aber die beiden typographischen Farbdrucke der k. k. Staatsdruckerei anbelangt, so sind dieselben so vollendete Kunstleistungen, dass sie mit Recht die rückhaltlose Bewunderung verdienen.

K. W.

Des hohen deutschen Ritterordens Münzsammlung in Wien. Mit steter Rücksicht auf das Central-Archiv des hohen Ordens geschichtlich dargestellt und beschrieben von Dr. B. Dudik, O. S. B.

Unter diesem Titel veröffentlichte der Herr Graf Attems, Landcomthur der d. O. Ballei an der Etsch und im Gebirge im Namen seines hohen Ordens ein Werk, welches aus einem neuen Schatz, den unsere Residenzstadt in sich birgt, aufgeschlossen hatte. Die im deutschen Hause aufbewahrte, dem hohen Orden gebührende Münzsammlung, welche nur deutschordensliche Münzen und Medaillen an mehr als 1200 Exemplare enthält, erscheint in diesem Werke von dem Begründer und Ordner des d. O. Central-Archivs in einer Weise beschrieben und verarbeitet, dass sie von nun an wie dem Numismatiker so dem Geschichtsforscher als neuerwertige Quelle dienen könne. Denn es wird der Numismatiker kann in irgend einer Sammlung eine so vollständige Übersicht der von dem deutschen Ritterorden ausgehenden und der auf ihn sich beziehenden Münzen und Medaillen sich verschaffen können, wie in jener des deutschen Hauses in Wien, und dem Historiker öffnet sich in Dudik's Arbeit eine Fundgrube, die nach den mannigfaltigen Richtungen hin eine reiche Ausbeute verspricht. Das d. O. Central-Archiv, welches durch Dudik's Thätigkeit in Wien auf Anordnung S. k. Heiligt Erzhzog Maximilian als Hoch- und Deutschmeister entstand, wird, einmal verarbeitet und veröffentlicht, gewiss mancher Lücke unserer Heimatsgeschichte ausfüllen.

Das Werk zerfällt in einen allgemeinen und in einen besondern Theil, denen als Einleitung die Geschichte der Entstehung dieser ausserlesenen Sammlung vorangeht. Der allgemeine Theil spricht über das Münzwesen des d. O., über sein Wappen etc. und besonders über den von demselben geführten Namen, was Veranlassung gab, die Stiftungsgeschichte des hohen Ordens einer neuen Revision zu unterziehen. Wir sind der Ansicht, dass gerade dieser Gegenstand durch Dudik's Forschungen von nun an abgeschlossen zu betreten sein wird. Der besondere Theil behandelt die im d. O. Cabinet aufbewahrten Münzen und Medaillen nach den einzelnen Hochmeistern bis zum Jahre 1326 und dann nach dem Hoch- und Deutschmeistern bis zur Gegenwart. Diesen Letzteren schickt Dudik einen Abriss ihres Lebens, ihrer Titel und Erklärung des von ihnen geführten Wappens voraus, worauf dann die Beschreibung und Erklärung der von ihnen geprägten Stücke mit allen numismatischen Einzelheiten gleichsam als Beleg gegeben wird zu der Münzgeschichte, wie sie sich unter den einzelnen Hoch- und Deutschmeistern gestaltet hatte, und die, je nach den Quellen, bald weitläufiger, bald kürzer, doch fast immer nach neuen, bis jetzt unbekanntenen Quellen, dem Leser vorgeführt wird. Den Hochmeistern sind keine biographischen Skizzen beigegeben, weil Dudik meint, hier nichts neues vorzufinden zu haben. Doch aus den sehr zahlreichen Citaten des d. O. Central-Archivs, welche zu jedem Meister die ihm angehenden Archivschätze anführen, glauben wir entnehmen zu können, dass auch diese Partie eine inhaltliche Bearbeitung verdient hätte, wie wir sie bei den Hoch- und Deutschmeistern wahrnehmen. Mangel an Zeit und der grosse Umfang des Werkes mögen vielleicht Dudik entschuldigen. Als Beispiel seiner eigen thümlichen, aber, wie wir glauben, ganz glücklich gewählten Methode, wie eine abgeschlossene Münzsammlung als Geschichtsmittel in Verbindung mit Archivalien verarbeitet werden sollte, um mehr als blosser Münzkatalog zu erscheinen, verweisen wir den geneigten Leser auf die Münzen der Hochmeister Martin Truchsess von Wetzhausen oder Albrecht von Irndenburg, und auf die der Hoch- und Deutschmeister Walther von Kronberg oder Maximilian I.

Zur Erläuterung sind diesem wahren Praechtwerke, welches der Karl Gerold'schen Druckerei zur hohen Ehre gereicht, 21 Kupfer und 1 Helftafel mit mehr als 250 Münzzeichnungen beigegeben. Sie

wurden schon vor etwa 15 bis 20 Jahren unter Leitung und Aufsicht des Herrn Director's Arneht durch die künstlerische Hand Schindler's und Allparth's angefertigt und als Zierde dem Werke beigegeben. Dudik lässt bei jeder Gelegenheit dem Herrn Director Arneht volle Würdigung seiner Verdienste um diese Tafeln, so wie überhaupt um den deutschen Orden wiederfahren.

Dies also der Inhalt eines Werkes, durch dessen Veröffentlichung sich der hohe deutsche Ritterorden, und namentlich Herr Graf Attems, dem dasselbe auch gewidmet ist, ein bleibendes Denkmal gesetzt und die Dank der Numismatiker und der Geschichtsforscher erworben hat. Möge derselbe, damit das so schön und grossartig Begonnene auch vollendet werde, noch die Geschichte seines höchst interessanten Central-Archivs und dann die seines Ordenschatzans auf ähnliche Weise, wie seine Münzen veröffentlichten. Beide dieser Arbeiten sind gewissermassen nothwendig geworden, um das Münzwerk zu ergänzen. Wir wissen, dass Dudik wie für die Geschichte des Central-Archivs so für die des d. Ordenschatzes auf seinen Reisen ein reiches Material gesammelt hat, und dass unter den zahlreichen Gegenständen des Ordenschatzes vielleicht 35 einen entscheidenden historischen und künstlerischen Werth haben, und würdig wären, nicht nur beschrieben sondern auch abgebildet zu werden. Wir wollen hoffen, dass der hohe deutsche Ritterorden bei demselben durch die Veröffentlichung seines Münz-Cabinetes bewährten edlen Streben, Kunst und Wissenschaft zu fördern, mit einer ähnlichen Monifrenz eben das Werk durch die Herausgabe einer Geschichte der Central-Archiva und der Beschreibung und historischer Würdigung seines Ordenschatzes recht bald ergänzen werde. S. M.

* Von Franz Hock's „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters“ ist die zweite Lieferung, enthaltend die geschichtliche Entwicklung der Stieker im Dienste des Altars, im Verlage von Henry et Cohen in Bonn erschienen. Eine ausführliche Anzeige dieses vorzüglichen Werkes bringen wir im nächsten Hefte.— Von demselben Archäologen ist in der Herausgabe begriffen: „Das heilige Cöln. Beschreibung der mittelalterlichen Kunstschätze in seinen Kirchen u. Sacristeien.“ (Leipzig 1858, T. O. Weigel.)

* Von der „Zeitschrift für christliche Archäologie und Kunst“, herausgegeben von F. v. Quast und H. Otte ist das dritte Heft des zweiten Bandes ausgegeben worden. Dasselbe enthält Nachrichten von dem bevorstehenden Erscheinen des nachgelassenen Werkes von Heinrich Schultz aus Dresden über die Denkmäler des Mittelalters in Unteritalien; einen Aufsatz v. Dr. E. Strahlke „Über byzantinische Erzbüden des XI. Jahrhunderts in Italien und das Gesehlecht des Pantaleon v. Amalfi“, den Schluss des Aufsatzes über den Maler Roger von der Werden und einige Notizen über Goswin und Peter van der Werden von Passavant. An kleineren Notizen und Aufsätzen enthält das Heft: Ein griechischer Reliquienbehälter im Aachener Münster—Glocke zu Oberklein—die alte Rheinbrücke in Mainz—Kelch im Kloster Zenedik—Reisenotizen über alte und neue Kunst.—Dem Hefte sind drei Tafeln und zwei Holschnitte beigegeben.

(Berichtigung.) Der Verfasser des Aufsatzes „Monumentalstatistik der Insel Schütt“ hat aus neoh vor der Veröffentlichung des Juli-Hefes der Mittheilungen erachtet, wie unter Fölsch-Bir pag. 181 vorkommende Entzählung der Inschrift an einem Kelechebuckel, anstatt der dort gegebenen Erklärung, durch die richtigere „S. Maria“ zu verbessern.

Eben so ist durch ein Versehen unter Kürh in eben diesem Hefte pag. 183 der Abdruck der Glockeninschrift weggeblieben, welche dort weiter besprochen wird. Es lautet daher die dort einschaltende Glockeninschrift:

O rex glorie Christe veni cum pace
O Maria pui sianohiem in MCCCLXXXII Magister Thomas.

Jeden Monat erscheint 1 Heft von 315 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis für einen Jahrgang oder zwölf Heftes beträgt Regelmäßig sowohl für Wien als für Kremländer und das Ausland 4 R. C. M., bei partischer Zustellung in die Kremlländer der österr. Monarchie 4 R. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationsübersicht
des halb- oder ganzjährig
ausgehenden Facultäten der
Kunst- und Historienwissenschaften,
welche auch die partische
Zustellung der einzelnen Heftes
bezeichnen. — Im Wege des Buch-
handels sind alle Pränumerations
und zwar nur so dem Preise von
4 R. an den k. k. Hofbuchhändler
W. Braumüller in Wien zu beziehen.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czoernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 10.

III. Jahrgang.

October 1858.

Bartfeld in Oberungarn').

Von Joseph v. Szepkowski in Krakau.

Auf der von Gorlice über Zduny und Königczna aus Galizien in die Saroscher Gespanschaft führenden Strasse gelangt man auch nach Bartfeld, einer in alterthümlicher Hinsicht sehr interessanten Stadt. Inmitten des ziemlich geräumigen Ringplatzes von Bartfeld erhebt sich ein alterthümliches Rathhaus; die ganze Nordseite des Platzes nimmt die hoch über die einstöckigen Häuser emporragende Pfarrkirche ein; um die Stadt herum ziehen sich Überreste einer doppelten Festungsmauer mit einem Graben und einigen noch theilweise erhaltenen Thürmen. Einstens war die Stadt durch ihren Handel nach Polen sehr belebt. Jetzt ist dort alles still und abgestorben; jeder Tritt wiederhallet auf dem Pflaster der einsamen Kreuzblumen. Einstens war die Stadt durch ihren Handel nach Polen sehr belebt. Jetzt ist dort alles still und abgestorben; jeder Tritt wiederhallet auf dem Pflaster der einsamen Kreuzblumen. Einstens war die Stadt durch ihren Handel nach Polen sehr belebt. Jetzt ist dort alles still und abgestorben; jeder Tritt wiederhallet auf dem Pflaster der einsamen Kreuzblumen. Einstens war die Stadt durch ihren Handel nach Polen sehr belebt. Jetzt ist dort alles still und abgestorben; jeder Tritt wiederhallet auf dem Pflaster der einsamen Kreuzblumen.

Das Rathhaus bildet ein längliches Viereck mit einem spitz zulaufenden Dache; im Spitzbogenstil des 15. Jahrhunderts aufgeführt, hat es sich ohne Verunstaltung erhalten. Die Spitzen beider Giebelfelder, an deren beiden Seiten aus Stein gehauene phantastische Gestalten hinaufkranken, schmücken steinerne Kreuzblumen. Am Gesimse sind auf der Südseite die Zeichen des Thierkreises, weiterhin eine Menge symbolischer Gestalten in erhaltener Arbeit angebracht, welche als Sinnbilder der Tugenden, der Lebensweise und Beschäftigung des Bürgerthums und seines

Gerichtswesens einen reichhaltigen Stoff zu archäologischen Forschungen liefern.

Die Seite des Eingangs schmückt ein erkerförmiger, mit Sculpturen aus Stein gezielter Vorsprung; die geschmackvolle steinerne Thüreinfassung vollendet die schöne Zeichnung dieses zwar nicht grossartigen aber vollendet hübschen Gebäudes. Von Aussen sind an den Wänden Spuren von Alfresco-Malereien sichtbar; in einer Ecke erblickt man alte steinerne Masse zum Marktgebrauch, unterhalb mit einer verkehrbaren Oefnung, durch welche das übermässige Getreide weggeschafft werden konnte. Dergleichen Masse befanden sich ehemals auch am Krakauer Bathhause und sind jetzt in den Sammlungen der Krakauer gelehrten Gesellschaft zu sehen.

Im Vorhause des oberen Stockwerkes fällt zunächst ein ziemlich plump aus Eichenholz geschnitzter und mit einer Rüstung aus Eisenblech beschlagener Ritter in die Augen. Er soll, wie man daselbst will, einen gewissen Laurentius, den Sohn eines römischen Ritters gleichen Namens, vorstellen, der vom Könige Karl Robert 1324 das Privilegium zur Anlegung einer Ansiedlung in Bartfeld erhielt. Es lässt sich jedoch mutmasslich annehmen, dass diese Rittergestalt ehemals auf der vorderen Giebelspitze, gleichsam als Wappenbild stand. Das ist wenigstens gewiss, dass befestigte Städte, wie deren eine Bartfeld war, häufig einen bewaffneten Ritter im Wappen führen. Wahrscheinlich mag dieser Ritter in der Hand eine Hellebarde oder eine Streitaxt, Barte, gehalten haben, woher auch der Name des Ortes Bartfeld stammt, gleichsam ein Feld, auf dem man nach einer Schlacht Streitäxte gefunden, wie denn das gegenwärtige Stadtwappen zwei übers Kreuz gelegte Barten bilden. Zunächst an der Treppe ist ein aus Holz geschnitzter Saumon, wie er den Löwen zerreisst, zu sehen. Nach der Zeichnung und rohen Arbeit könnte man glauben, dieses Schuitzwerk

1) In der Krakauer Zeitung vom Jahre 1857, Nr. 128 bis 124 veröffentlichte ich meinen Bericht von den innerhalb der Grenzen des alten Polens vorkommenden Schuitzwerken des Vol. Stowa; die gegenwärtige Arbeit soll theilweise eine Ergänzung desselben sein.

stamme aus dem XII. oder XIII. Jahrhunderte, während es doch kaum den XVII. angehört. Was sonstige Scheuswürdigkeiten in dem recht ordentlich eingerichteten und wohlhaltenen Stadtarhive anbelangt, so erwähne ich eine mit Wachs überzogene hölzerne Schreihafel, wie die Römer derlei gebrauchten, eine Hakenbüchse, vier Richtschwerter, ein Stück einer Armbrust, Stücke alter Rüstungen, Weingläser aus der eingegangenen städtischen Glashütte, im Gerichtssaal einen gothisch geforneten, sechs-armigen bronzenen Kronleuchter mit einem zweiköpfigen Adler oben und der Jahreszahl 1544¹⁾, endlich in einem der Badszimmer einen schönen Kasten aus dem 15. Jahrhunderte mit einem scheuswerthen Beschläge. An Büchern fand ich unter andern: *Completio judicialis practicae, Venet. 1473*, von Joh Peter aus Ferrara, mit schönen Holzschnitten und gemalten Verzierungen, dann: *Concordia discordantium Canonum, Venet. 1479*, endlich: *Decretum Latino-Hungaricum sive Opus Juris Consuetudinarii Regni Hungariae, Auctore Stephano Werbucy, Bampton, typis et sumptibus Jacobi Klozel 1643*. Eine Druckerei bestand in Bartfeld schon lange vorher, interessant wäre es aber für uns, zu ermitteln, ob hier nicht auch polnische Bücher gedruckt wurden.

Aus den ziemlich zahlreichen und sammt den Siegeln meist recht gut erhaltenen Urkunden des Stadtarhivs, — die älteste darunter ist von Bela IV. vom Jahre 1247, — ist zu ersehen, dass die Cistercienser, die auch am nördlichen Abhange der Karpathen²⁾ den Grund zu einer allgemeineren Gesittung legten, in Bartfeld eine Abtei besaßen und die Entstehung dieser Ortschaft veranlassten. Die Tartaren verwüsteten während ihres Einfalles Kloster und Kirche. Später legte, wie schon oben erwähnt worden, Karl Robert den Grund zum Wiederaufblühen der Stadt; Ludwig, König von Ungarn und Polen, liess sie, um sie gegen heranrückendes Raubgesindel zu schützen, mit Mauern und Thürmen umgeben, verlich ihr auch 1365 das Magdeburger Recht, was Ladislaus der Jagellone bestätigte. Andere Aetenstücke reichen bis zum Jahre 1301; darunter Correspondenzen mit Krakau, Pilzau, Sandee u. s. w. In den Rechnungen über die städtischen Weinberge, vom Jahre 1435 an, fand ich die Namen polnischer Weinhändler, die in Bartfeld Weiniederlagen hatten.

Unter den Gerichtsacten fiel mir zwischen den daselbst verzeiheten Urtheilsprüchen auf, dass eine Bürgerin Muzerana mit Nannem, im Jahre 1569 für Verurtheilung von Bienenstöcken zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde. So harte Strafen für Verletzung von Gütern, welche einzig und

allein der Obhut des Gewissens eines Jeden überlassen bleiben, findet man nur im deutschen Recht; in Polen kam ehemals eine ähnliche Streuge blos in Masowien und Lithauen vor; nach dem polnischen Rechte wurden derlei Schäden mit Marken gebüsst³⁾.

Seit Jahrhunderten führte über Bartfeld eine Handelsstrasse aus Ungarn nach Polen, was einen steten Verkehr dieser Stadt mit den auf der Nordseite der Karpathen gelegenen unterlieth. Ein polnischer Edelmann Thomas Lisiecki, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch den Gebrauch des Bartfelder Mineralbades seine Gesundheit wieder erlangte, hat zum Andenken seine Krücken daselbst zurückgelassen, deren eine im Stadtarhive zu sehen ist. Das treffliche Bartfelder Stahlwasser muss ehemals in Polen sehr stark getrunken worden sein, da man bis nun zu hohe beahigte Flaschen aus grünlichem Glas Bartfelder Flaschen (bardyówki) nennt.

Soviel über das Bartfelder Rathaus. Wir übergehen zu dem zweiten und wichtigeren Baudenkmal, welches Bartfeld aufzuweisen hat, zur Pfarrkirche.

Was an diesem Gebäude sowohl äusserlich als innerlich zunächst auffällt, ist der Mangel an Ebenmass und Harmonie; mag nun der Fehler in dem Plane selbst gelegen, oder was wahrscheinlicher ist, diese Kirche gleich vielen anderen nicht völlig zugebaut sein. Dieser Mangel an Symmetrie tritt besonders hervor, wenn man das Innere vom Hochaltare aus überblickt: Anbaue, offenbar nur als Stützen, hier ein Vorsprung, anderswo ein angefangener Bogen, gewähren keinen perspectivisch befriedigenden Anblick und überzeugen zur Genüge, dass man nicht das vor Augen hat, was sein sollte. Diesen unwillkommenen Eindruck steigern noch Risse und schadhaft gewordene Stellen der Wölbung, mehrere mittelst eiserner Bänder inöthsam aufrechterhaltene Pfeiler im Kirchenschiffe, verstümmelte oder stückweise in der Kirche umherliegende Grabmäler u. dgl. Die grosse Menge der hier angehäuften Alterthümer vermag der Kirche das Ansehen eines Alterthütermuseums nicht zu verleihen, da sie das nicht ist, während es den religiös feierlichen Eindruck, den eine solche Kirche auf den Eintretenden machen soll, schwächt. Es kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, dass Herr Emanuel Krininer und die übrigen Mitglieder der Kirchenvorstandschaft Alles thun, was in ihren Kräften steht, um dem gänzlichen Verfall der Kirche vorzubeugen; doch ist es auch klar, dass eine Stadtgemeinde wie Bartfeld nicht die Mittel besitzt, welche die Herstellung dieses, bei allen Mängel nimmer noch ehrwürdigen Baudenkmales erheischen würde, wie denn überhaupt der allmähliche Verfall von kirchlichen Baudenkmalern nicht zu verhüten ist, wenn der Sinn erlischt, der mit liebevoller Anhänglichkeit und Ehrfurcht über ihnen wachen soll. So lange

¹⁾ Derlei Kronleuchter mit einem zweiköpfigen Adler oberwärts sind in jüdischen Synagogen in Polen an sehen. Wahrscheinlich ist bei den Juden dieser Adler der Adler des Elixus und bedeutet den zwischen Geist des Herrn. (Man sehe meine *Ikongraphie* (polsch), Warschau 1857, S. 79.)

²⁾ Ludzimirza, Sanflary, Szczyrzyce.

³⁾ J. Lelewel, *O pszczolach i bartnictwie w Polsce*. Posen 1836. (Über Bienen und Bienenzucht in Polen.)

irgendwo noch Nachkommen von Familien leben, deren Vorfahren Grabmäler errichtet oder für deren Seelenheil Stiftungen gemacht worden; so lange findet sich auch noch eine Hand und ein Herz, die selbst von dem belebenden und kräftigenden Hauche der Tradition angeweht und emporgehalten, von diesen Denkmälern Verödung und Verfall abwehren.

Um mit der Bartfelder Kirche in Ordnung zu kommen, wäre es vor Allen nöthig, einen guten Theil der hier in Winkeln und an den Wänden zusammengekrängten und langsam zu Grunde gehenden alterthümlichen Kirchengewerthschaften in ein Museum oder eine andere Kirche zu schaffen, den Rest in gehörigem Zustande zu erhalten. Die geschmackvollen gothischen Leuchter aus dem XIV. und XV. Jahrhunderte, wie ich sie nirgends schöner gesehen, die vielen Altäre aus dem XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts, die alterthümlichen Beicht- und Betstühle, hier unzweckmässig in dem eben nicht geräumigen Kirchenschiffe zusammengekrängt, alles das könnte zur Ausschmückung von zwei Kirchen hinreichen, oder das Überflüssige einen Saal füllen, wie jene im Museum im Grossen Garten in Dresden es sind. Gothische, recht wohl erhaltene, gemalte und geschnitzte Altäre mit Altarflügeln gibt es hier zehn, die mit ihrem Schmuckwerke an den Pfeilern des eben nicht sehr geräumigen Kirchenschiffes hinaufranken.

Übersieht man nicht die späteren Anhaue, so sind an der Bartfelder Pfarrkirche die Übergänge des Spitzbogenstyles vom XIII. bis zum XV. Jahrhunderte sichtbar. Das Baumaterial bildet Ziegel und Sandstein. Mit einer quellenmässigen Erforschung der Geschichte des Baus dieser Kirche habe ich mich nicht befasst; doch glaube ich die Behauptung aussprechen zu dürfen, dass, wie die Cistercienser den Bau begonnen, derselbe allmählich bis zum XV. Jahrhunderte fortgeführt worden sei, ohne ihn jedoch nach dem ursprünglichen Plane völlig zu vollenden. Das aus halbkreisförmigen Bögen bestehende Portale, der gleichfalls rund gewölbte Haupteingang der Kirche, mit gothischem pyramidalen Schmuckwerk zu beiden Seiten, überhaupt der ganze an die südliche Seite derselben sich anlehnende Zubau, den oben eine Kette kleiner durch einfache Tragsteine verbundener Halbkreisbögen ziert (wie dies in romanischen Baustyl stattfindet), scheint im XV. Jahrhunderte als Stütze dieser Seitenwand des Kirchenschiffes aufgeführt worden zu sein. Das Presbyterium dürfte dem XIII., das Schiff dem XIV. Jahrhunderte angehören. Ober der Orgel werden die von oben herablaufenden Rippen des Gewölbes an ihrem Vereinigungspunkte durch ein vorspringendes bemaltes Brustbild in bürgerlichem Gewande, vor sich auf einem Schild Zirkel und Winkelmass, geschlossen. Es ist dies das Bildniss des Baumeisters des Kirchenschiffes; die unterhalb auf dem Schilde angebrachte Jahreszahl 1760 aber zeigt nur die Zeit einer an der Kirche vorgenommenen umfassenderen Reparatur an, wo auch dieses Brustbild mag bemalt worden

sein. Die Aussenwände des zusammengestürzten, nach der Überlieferung einst sehr hohen Thurmes, sowie jene des Zubaus auf der Südseite der Kirche waren mit Frescomalereien überdeckt, deren Spuren noch sichtbar sind. Die Gestalten der ungarischen Landespatrone, des hl. Ladislaus, Stephan, Emmerich und Christoph, lassen sich noch gut unterscheiden. Ähnliche Alfrescomalereien, Scenen aus der Bibel und Ornamente nach Art der deutschen Schule im XVI. Jahrhunderte ausgeführt, schmückten auch die inneren Wände der Kirche; an der nördlichen Wand wenigstens trat nach Hinwegnahme der Übertünchung, was Herr Krinner mittelst eines gewöhnlichen Messers bewerkstelligte, ein Gemälde, Christus am Ölberge, deutlich hervor.

Ausser den durch Alterthum und Kunstwerth gleich merkwürdigen Altären, den bereits erwähnten gothischen Leuchtern und einem bronzenen Kronleuchter, ähnlich dem von uns beschriebenen im Bartfelder Rathhause, sind in dieser Kirche noch bemerkenswerth der aus Glockenspeise gegossene und mit Hautreliefs von Heiligen geschmückte Taufstein aus dem XV. Jahrhunderte, dann die Betstühle neben dem Sacramenthäuschen mit der Jahreszahl 1492, andere neben der Sacristei aus späterer Zeit (1597), vor allen aber jene unter der Orgel aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts (1483), mit in Holz eingelegten Wappenschildern aller mit dem Hause Anjou verwandt gewesen Regentenhäuser; das polnische Wappen ist abgefallen. Auch einige leider ziemlich schadhafte Beichtstühle aus dem Anfange des XVII. Jahrh. mit Textüberschriften in deutscher Sprache und ein schöner Bücherkasten verdienen erwähnt zu werden; vor allem aber drei köstliche Messgewänder aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert, darunter eines mit erhabener Stickerei, deren Abbildung auch in Bock's „liturgischen Gewändern“ eine ehrenwerthe Stelle einnehmen würde.

Unter den meist Bartfelder Bürgern errichteten Grabmälern wäre insbesondere jenes des Georg Seređi zu erwähnen. Es war dies ein Sarkophag aus gesprenkeltem rothen Marmor, stand ehemals in einer der Capellen ober der Seređischen Familiengruft, wurde aber später zertrümmert. Die obere Steinplatte dieses Grabmales stellt eine schön gemesselte Rittergestalt, in der einen Hand eine Fahne, die andere an Säbel ruhend, vor; die übrigen Stücke liegen in der Kirche herum. Die wichtigste Aufschrift auf diesem Grabmale lautet: *Magnifico Dno Georgio de Seređi (ete. Titul) Marito defuncto ne de se praeclare merito Generosa Dna Catharina Buczynska de Oleszyn conjunx moeritissima hoc monumentum ex pietate posuit. Obiit autem XXIII. die Apr. A. D. M. D. LVII.*

Das schöne und sehr gut erhaltene gothische Sacramenthäuschen bildet sehr nett aus Stein gehauenes pyramidalförmig aufstrebendes Laubwerk, völlig in der Art, wie das bekannte Herburger in der St. Nikolauskirche ¹⁾. Auf

¹⁾ H. Otlet, Kunst-Archologie, Lpzg. 1854, S. 22.

dem eisernen Gitterthürchen desselben sind das königliche Wappen des Hauses Anjou, das Stadtwappen und das Familienwappen eines bemittelten Bürgers, der es hat anfertigen lassen, angebracht. Es gehört dem XV. Jahrhundert an. Ausser dem Hochaltar aus dem XVII. Jahrhundert und einem wunderthätigen Bildniß der heiligen Jungfrau Maria (*de armis* genannt) befinden sich in dieser Kirche geschnitzte Triptychen, über die meines Wissens noch Niemand ausführlich berichtet hat. Denn was A. Grabowski und nach ihm E. Rastawiecki, Sobieszczański und Andere hierüber mitgetheilt, beschränkt sich auf die flüchtige, dem *Conversations-Lexikon für bildende Künste* (Jahrg. 1843, II, 53) entlehnte Bemerkung, dass in der Bartfelder St. Ägidiuskirche bemalte Schnitzwerke sich befinden, welche mit den bekannten Bildhauerarbeiten des Veit Stwosz viele Ähnlichkeit haben. Mehr ist hierüber bis jetzt nicht bekannt geworden.

Der schönste und werthvollste unter diesen Altären ist ohne Zweifel jener, der die Geburt Christi darstellt. Composition und Ausführung sind gleich meisterhaft. Den Hintergrund bildet ein der dargestellten Scene treffend entsprechendes Landschaftsrelief. Ganz im Vordergrund kniet die heilige Jungfrau über dem neugebornen Weltheilande, den Engel mit ihren Flügeln umschatten. Aus der Tiefe und vom Gebirge eilen die Menschen, die das Wunder vernommen, andachtsvoll herbei, und Hirten, Könige und Thiere folgen dem Lichte des Sternes, der sie zur Geburtsstätte des Erlösers geleitet. Oberhalb schwebt ganz frei und leicht ein Engelchor (*Gloria in excelsis*). Den unteren Theil des Altarblattes schmücken gemalte Darstellungen biblischer Scenen, die auf die Geburt Christi folgten, die Reinigung der h. Jungfrau, der Bethlehemische Kindermord, der zwölfjährige Heiland im Tempel, und vor allen durch Schönheit ausgezeichnet, die Flucht nach Ägypten. Zu beiden Seiten des Altarblattes sind in Nischen Statuetten vier heiliger Königinnen, nämlich der h. Katharina, Barbara, Dorothea und Elisabeth, ober dem Altare unter drei sich wühlenden und in pyramidale Spitzen auslaufenden Schirmen die Statuetten des h. Ladislaus, Ägydius und Adalbert angebracht. Ober dem h. Ladislaus vereinigen sich diese reich ornamentirten pyramidale aufstrebenden Spitzen in eine einzige, welche überragend an den Bogen des Gewölbes hinaufkrankt, zuletzt umgibt und rundet, wie das auch an dem Kraft'schen Sacramenthäuschen in der St. Laurentiuskirche in Nürnberg zu sehen ist. Auf den doppelten in mehrere Felder getheilten Altarflügeln sind Scenen aus der Leidensgeschichte des Herrn gemalt.

Ist nun das so eben geschilderte Schnitzwerk dieses Altars von hohem Kunstwerthe und leicht möglich eine Arbeit von Veit Stwosz, so ist doch die Malerei auf den Altarflügeln noch werthvoller. Der Einfluss des italienischen Kunststyles, die Verbindung des Zarten mit dem Ausgebüh- der deutschen Schule, eine entwickelte Perspective,

überall viel Leben, Bewegung und Frische fallen bei einer auch nur flüchtigen Betrachtung vortheilhaft ins Auge. Fast würde ich behaupten, dass diese Gemälde ein Werk des nämlichen Künstlers sind, den wir Sues nennen und dem wir mehrere in Krakau erhaltene treffliche Arbeiten zuschreiben ¹⁾.

Schön ist auch der Altar mit der Mutter Gottes, das Kind Jesus auf den Armen, zur Seite der h. Adalbert und Nikolaus, sämmtlich in ganz erhabener Arbeit, im Altarblatte, und der Statuette des h. Laurentius oberhalb desselben. Auf die Altarflügel sind die Verkündigung der Jungfrau Maria, ihr Entschlafen, dann Scenen aus dem Leben des h. Adalbert, Nikolaus, Laurentius und Erasmus gemalt. Hinter der Statue der Mutter Gottes fand ich auf dem Altarblatt die Jahreszahl 1505 aufgemalt, was für weitere Untersuchungen über die Arbeiten von Stwosz und seiner Schüler von Belang sein dürfte. Denn bekannter Masseu verliess Veit Stwosz Krakau mit Schluss des XV. Jahrhunderts nach Beendigung des prächtigen Grabmals des Königs Kasimir des Jagellonen, von wo er sich, wie man allgemein glaubt, nach Nürnberg begab. Doch wäre hier anzunehmen, dass er noch vorher in den ersten Jahren des XVI. Jahrhunderts in Bartfeld, Leutschau, Kirchdorf und Neusohl, und zwar mit seinen Schülern, sich aufgehalten habe. Ich sage: mit seinen Schülern; denn ein Jeder irrt, der eine Veit-Stwosz'sche Schule nicht annimmt und ihm selbst diese Menge von Schnitzwerken von ungleichem Werthe zuschreiben geneigt ist. Den Einfluss und die Wichtigkeit des Zunftwesens in jenen Zeiten auch im Gebiete der Kunst sollte man in derlei Fällen, wie der eben von uns zur Sprache gebrachte es ist, nicht ausser Acht lassen.

Von gleichem Kunstwerthe, wie der vorhergehende Altar, ist auch der mit dem gekreuzigten Heiland, zu beiden Seiten die Jungfrau Maria und die h. Maria Magdalena, sämmtlich in ganz erhabener Arbeit, im Altarblatte; in den Seitenvertiefungen vier Propheten, oberhalb Christus der Herr und die Werkzeuge seines Leidens. Auf den Altarflügeln Darstellungen der Apostel von Innen, die Geschichte der Kreuzauffindung von Aussen.

Von geringeren Kunstwerthe und auch in den sonstigen Verzierungen einfacher als die bisher angeführten Altäre ist der mit der schmerzhaften Mutter Gottes in ganz erhabener Arbeit aus Stein. Die Altarflügel schmücken Darstellungen aus dem Leben des h. Johannes des Almosengebers, des h. Makarius, Hieronymus, Rochus und des h. Antonius des Eremiten, überdies die Herabnahme des Herrn vom Kreuze und Christus im Grabe.

¹⁾ Über Sues sehe man meine: *Sternogradi i pomniki Krakowa* (Altäre, Bildwerke und Denkmäler von Krakau). 7. Heft. E. Rastawiecki: *Stownik malarzy* (Malerlexikon) II, 244. Krakauer Zeitung, 1857, Nr. 130 und 131.

Weiter sind zu bemerken der Altar mit dem heiligen Georg, der h. Apollonia und Elisabeth in ganz erhabener Arbeit im Altarblatte, und die gemalten Darstellungen aus dem Leben dieser Heiligen auf den Altarflügeln, und ein anderer mit dem barmherzigen Heiland gleichfalls in ganz erhabener Arbeit und mit gemalten Altarflügeln. Der Altar mit dem letzten Abendmahl im Altarblatte ist ganz gemalt; auf den Altarflügeln: Melchisedech, das Wunder mit dem Manna in der Wüste, die h. Barbara, die Jungfrau Maria, der h. Ägydius und Christus der Herr; ober dem Altare eine symbolische Statuette, die Gerechtigkeit darstellend.

Noch einer von den zehn Altären, bei denen gegenwärtig die h. Messe gelesen wird, hat die Mutter Gottes, das Kind Jesus auf den Armen, im Altarblatte, und geschnitzte Darstellungen der Geburt des Herrn auf den Altarflügeln. Er ist von geringem Kunstwerthe und daher wahrscheinlich das Werk eines noch ungewandten Gesellen, der sich an den Musterwerken des Veit Stwosz erst einübte.

Schliesslich sind noch zu erwähnen: ein Altar mit der Mutter Gottes, das Kind Jesus auf den Armen, in ganz erhabener Arbeit, im Altarblatte Statuetten der h. Katharina, Barbara, Dorothea und Elisabeth an den Seiten, und gemalten Darstellungen aus dem Leben der h. Jungfrau Maria auf den Altarflügeln; in einer Seitencapelle ein Altar

des h. Andreas mit gemalten Feldern auf den Altarflügeln; endlich in einer anderen Capelle ober dem Eingange ein Altar mit der h. Maria Magdalena in erhabener Arbeit auf einem gemusterten vergoldeten Grunde (Paradiesäpfel genannt), auf den Altarflügeln eine gemalte Darstellung der *opera charitatis*.

Bei dieser, mit besonderer Rücksicht auf alles das, was sich auf Veit Stwosz beziehen konnte, vorgenommenen Rundschau fand ich nirgends das Monogramm dieses Künstlers.

Es erübrigt nun, vorliegende Mittheilung kritisch zu würdigen und weiterhin die Kirchen in Leutschau ¹⁾, Neusohl und Kirchdorf in Bezug auf die darin sich befindenden Kunstschätze genauer zu besichtigen. Wenn dies in Gesellschaft eines geübten Zeichners geschehen könnte, dann würden die gesammelten Abbildungen zu einem vollständigen Album der Werke unseres berühmten Bildhauers einen nicht unwillkommenen Beitrag liefern.

Zum Schlusse finde ich mich veranlaßt, dem Herrn Grafen Johann Zaluski, dem Herrn Karl von Rogawski und dem Krakauer Gymnasiallehrer Eugen Janota, die mir bei meinen an Ort und Stelle angestellten Forschungen gefällig an die Hand gingen, dem letztgenannten auch für die Übertragung dieses von mir in polnischer Sprache verfassten Artikels ins Deutsche hiermit meinen verbindlichsten Dank auszu drücken.

Die Ruinen am Firtos in Siebenbürgen.

Vom k. k. Conservator Friedrich Müller in Schässburg.

Es gibt kaum einen Punkt in Siebenbürgen, der eine so ausgebreitete und schöne Rundschau über dieses an Naturschönheiten wahrhaft gesegnete Land bieten könnte, als der Berg Firtos (sprich Firtoseh), 5 Stunden nordöstlich von Sz. Keresztúr an der Grenze des gleichnamigen und des Makfalver Bezirkes gelegen. Von einer, genauer meines Wissens noch nicht bestimmten, aber zwischen 4—5000 Fuss schwankenden Höhe gesehen, tritt das grosse Amphitheater des siebenbürgischen Binnenlandes weiter und weiter aus einander, bis es an den fernen Greuzgebirgen seine letzten, höchsten Stufen findet. Zwischen den Bergzügen der Mitte blinken die Wasserspiegel der Kükeln, der Miereseh und Aranyosch und zählt das freie Auge des entzückten Wanderers vierzig Dörfer, die in den wechselndsten Lagen hervortreten.

Doch war es nicht das landschaftliche Interesse allein, welches am 24. August 1857 eine Gesellschafft, bestehend aus dem rüstigen Nestor der siebenbürgischen Alterthumsforschung Pfarrer Aekner von Hammersdorf, dem eifrigen Archäologen Stadtprediger Fabritius von Schässburg ¹⁾

und dem Schreiber dieses, in dessen ämtlichen Wirkungskreis jener Berg noch gehört, bewog, unter der Führung des Notars Karl Szász von Taresafalva die auf Tagereisen weit sichtbare Höhe von Etéd aus zu besteigen. Es knüpfte sich die Hoffnung an diesen Ausflug, reiche Ausbeute auch in antiquarischer Hinsicht zu gewinnen, da der Firtos als dahin einschlagender Fundort von Neugebauer und Küváry noch in jüngster Zeit bezeichnet worden war ²⁾. Man wählte Etéd als Ausgangspunkt, weil theils durch die genannten Werke, theils durch mündliche Mittheilung der ältere reformirte Pfarrer dieses Ortes als Sammler von dorthin stammender antiker Gegenstände namhaft gemacht worden war und sich die Aussicht darbot, durch Anschauung derselben für die Besichtigung des Fundortes selbst fruchtbringend vorarbeiten zu können. Doch sollte dieser Wunsch leider nicht in Erfüllung gehen, da jeder derartige Punkt in Abrede gestellt und in Beziehung auf den ganzen Punkt

¹⁾ Über einige Altäre der Leutschauer Kirche liegen uns einige treffliche Zeichnungen v. W. Merkl's aus Leutschau vor, welche wir später veröffentlichen werden.
D. Red.

²⁾ Zuletzt von Aekner im Jahrbuche der k. k. Central-Commission für Erforsch. und Erk. der Baudenkmale, 1856, 19.

¹⁾ Ich fühle mich die von Beiden bei der vorliegenden Beschreibung empfangene Unterstützung dankbar anserkennen verpflichtet.

einfach auf Kóváry's Beschreibung hingewiesen wurde. Ungläubig nahmen wir die Behauptung hin, dass dort oben einst der Sulmonische Sänger seine Tristien gedichtet, und stiegen unter nicht sehr günstigen Auspicien zwischen Gebirgswiesen und Buchenwäldern, über denen der Adler kreiste, den Berg hinauf.

Der Kamm des von Norden nach Süden gestreckten, aus Trachybreccie bestehenden Berges, welchen wir nach etwa dreistündigem Marsche erreichten, erhebt sich in drei Gipfeln, von denen der nördliche — Firtos = der abgestumpfte — nach den meisten Richtungen schroff, hie und da fast senkrecht abfallend sich nach S. und SO. sanfter abdacht und oben eine von W. nach O. zu geneigte 261' lange und 242' breite Fläche zeigt. Der mittlere — Péterhegye = Petersberg — von jenem durch eine mässig tiefe Einsattelung getrennt, bricht fast senkrecht etwa 400' tief nach W. ab, während er nach den übrigen Seiten eine ziemlich gleichmässige sich verlaufende Neigung zeigt. Zwischen ihm und dem höchsten bewaldeten Gipfel der ganzen Erhebung — Keselyő = Geiersitz — senkt das Terrain sich so weit, dass eine freilich sehr steile Auffahrt von W. her möglich wird. Um diese Höhen verläuft der ganze Berg nach allen Seiten in mehr oder weniger steilen Terrassen, welche nach N. und O. mit dem herrlichsten quellenreichen Buchenwalde bestanden sind, nach W. und S. dem Anbau von Roggen und Hafer eine wegen nicht seltener Erdrutschungen schwankende Unterlage bieten. Zwischen dem nördlichsten und mittleren Gipfel ist Hutweide; die milder sich senkenden Seiten des Péterhegye werden für eine spärlich lohnende Cerealiensaat gepflügt. Vom Keselyő zieht ein kahler mit Felsblöcken übersäeter Grat in rascher Wendung nach W. und bildet die Grenze zwischen den Thälern von Firtos Várallya (südlich) und Enlaka (nördlich). Von seinen nördlichen Abhängen ausgehend, bewässert ein nach Etéd fließendes Bächlein das rasch sich senkende Thal. Ausser den genannten Dörfern können Agyha und Korond noch nach N. und O. als benachbart bezeichnet werden; eine Stunde nördlich von letzterem liegen die beiden Sáfalva, an einem im S. des Firtos entspringenden Bache die beiden Benczéd und Szent Mihály. Die ganze Situation ist notwendig, um zu einer richtigen Übersicht der archaischen Bedeutung zu gelangen, welche der Berg sowohl als seine nächste Umgebung besitzen dürfte.

Wir gelangten, einem Fusspfade folgend, der sich an der westlichen Seite hinaufzieht, an dem Pfaffenteich (Baráttó) vorbei, dessen Querdämme noch gut kenntlich sind, in der Einsattelung zwischen Firtos und Péterhegye an und stiessen rechts sogleich auf die Substructionen eines nach Westen halbbrunn geschlossenen 6' 8' breiten, etwa 14' langen Gebäudes, in dessen 2' starke Mauern Ziegeln von 2" Stärke und 3" Breite mit verarbeitet sind, und welches von den Führern als Capelle bezeichnet wurde.

Links folgten wir der Auffahrt zum Firtos, welche über einen 12' breiten, 6' tiefen Grahen zwischen zwei Vertiefungen, wahrscheinlich von eingestürzten Thürmen herrührend, hindurch in den „Burg“ (vár) genannten Raum von etwa 350 Schritten im Umfang führt. Um den südlichen und östlichen Theil desselben zieht sich eine 3' starke Ringmauer, aus an dem Orte selbst gebrochenen Steinen aufgeführt, an der südöstlichen Biegung noch 4' über die innere Fläche hervorstehend, sonst derselben beinahe gleich. Dort fanden wir im Innern der Mauer eine dieselbe der Länge nach durchziehende enge Öffnung von nicht enträthselter Bestimmung und in einem nach Innen gefallenen gewaltigen Mauerstück schiesschartenartige Queröffnungen von 6' Weite, 10' Höhe. Nach N. bildet der 200—500' tiefe Absturz eine vollkommen genügende natürliche Vertheidigung. Dasselbe ist auch gegen W. der Fall. Ein langes Hauptgebäude, dessen Grundmauern und zellenartige Abtheilungen theilweise noch sichtbar sind, diente den Mönchen zur Wohnung, deren Aufenthaltsort der Platz längere Zeit hindurch ausschliesslich gewesen. Die Nebengebäude standen getrennt von jenem; wir fanden aus Koronder Salzhon geformte Ofenkachelstücke in der Nähe des oben bezeichneten Mauerstückes in grösserer Anzahl. Zwischen diesem Punkte und dem Klostergebäude stand die Kirche, deren noch vorhandener Unterbau Anlage und Verhältnisse noch vollständig erkennen lässt. Der im Halbkreis geschlossene Chor setzte 7' weit, 6' tief das 15 1/4' breite, 28 1/4' lange Schiff nach O. zu fort. Letzteres hatte nach N. und S. Ausgänge, während es nach W. geschlossen erscheint, und seine Mauern zeigen eine Stärke von 2' 2". Neben den Bruchsteinen waren in den Bau auch Ziegeln verwendet; von gehauenen Steinen fand sich keine Spur. Der Mürtel zeigt die im Mittelalter gewöhnliche Mischung.

Südöstlich von der Burg erscheint ein Raum von etwa 60 Schritt Breite und 270 Schritt Länge, von wallartigen Erhöhungen eingeschlossen; doch könnte dabei auch bloss Naturkraft thätig gewesen sein. Nahe der westlichen Ecke derselben begegneten wir einer mit Steinen ausgelegten runden Vertiefung, welche als Kalkofen erkannt wurde. Von Mauerwerk fanden wir auf der ganzen Höhe nur noch die Substructionen eines kleinen viereckigen Steingebäudes nahe dem Gipfel des Péterhegye, wahrscheinlich Ueberreste einer ehemaligen Feldcapelle. An der nördlichen Abseite derselben Höhe tragen zwei Felsblöcke, der obere ein doppeltes, der untere ein einfaches Kreuz eingemisselt und gelten dem Volke als Grenzsteine der Klosterbesitzungen gegen die Feldmark von Firtos Várallya. Der ganze Raum zwischen Firtosvár und Péterhegye heisst Pfaffenmarkt (barátpiac) und soll dort bei Gelegenheit der zur Capelle stattgefundenen Wallfahrten Jahrmärkte gehalten worden sein.

Der Firtos ist trotz seiner mehr als gewöhnlich starken Befestigungen von der siebenbürgischen Geschicht-

schreibung bisher auffallend unbeachtet geblieben. Ich kenne nicht ein einziges älteres Document, keine Stelle eines Chronisten, welche darauf Bezug nähme, und kann darüber blos den an Ort und Stelle gesammelten mündlichen Mittheilungen folgend angeben, dass dort oben der Prätenident Franz Rakóczi vor seiner Flucht in die Moldau eine Zeitlang sich versteckt gehalten haben soll und ein Franciscanerklöster stand, dessen Sitz unter Kaiser Joseph II., um den bei den Wallfahrten stattfindenden Unzukömmlichkeiten zu begegnen, nach Etéd und später nach Maros-Vásárhely verlegt worden ¹⁾. Der Platz selbst soll durch die Gemeinde Firtos Várallya nach Beendigung eines darüber mit Agyha geführten Processes von den Franciscanern für 1200 Gulden angekauft worden sein.

Über das Alter der ganzen Anlage hat sich mir bei der Untersuchung derselben folgende Ansicht gebildet. Das Mauerwerk ist nicht antik, sondern dem — allerdings frühen — Mittelalter angehörig. Der Mörtel liefert den Beweis dafür. Die römischen in die Capellen mitverwendeten Ziegel sind von Fusse des Berges heraufgebracht worden. Die Burg wurde nicht zum Schutze eines Klosters zugeführt, sondern dieses kam erst später hinzu, wie das Dominicanerklöster auf den Keeskékő bei Karlsburg (1273) ²⁾. Doch reicht dem runden Chorschlusse und dem Abgange der Strebepfeiler zufolge die Burgkirche mindestens in das XIII. Jahrhundert hinauf, und die Burg selbst gehört ihrer Entstehung nach also noch in die Arpadische Periode, was auch durch die Festigkeit des massiven Steingemäuers, den Mangel aller Strebepfeiler und die geringe Zahl der Thürme wahrscheinlich gemacht wird. Jedenfalls entstand dieselbe vor der Einführung des Feuerwesens in Siebenbürgen; die oben erwähnten Öffnungen in der Ringmauer können bei dem Mangel aller Abschragung eher als Luftlöcher oder Fenster für ein an der Innenseite angebrachtes Wohngebäude angesehen werden ³⁾. Die ausserhalb der Ringmauern erscheinenden Gebäude mügen hinzugekommen sein als der ganze Platz in den Besitz des erwähnten Ordens übergegangen war. Auffallend erscheint dabei die westliche Choranlage — falls das Gebäude wirklich eine Capelle war — und deren runde Form in diesem Falle vielleicht nur rohe Nachahmung der Burgkirche.

Können somit die Trümmer auf dem Firtos nur das Interesse mittelalterlicher Bauten in Anspruch nehmen, so ist die ganze Erhebung doch schon weit früher der Scharplatz antiken Völkerlebens gewesen. Zeugen dessen sind zunächst einige Funde auf der Höhe des Berges selbst.

Vor einigen Jahren eggte ein Knecht zwischen Péterhegye und Keselyő ein Goldstück aus, an dessen Fundort eine bald die Bevölkerung der ganzen Umgegend herbeiziehende Naehsnehung einen reichen Schatz zu Tage förderte ⁴⁾. In einem Umkreise von etwa 30 Schritten Durchmesser fanden sich über 300 byzantinische Goldmünzen aus den Zeiten der Völkerwanderung, von denen uns folgende zu Gesicht gekommen sind.

1. Avers: Brustbild des Kaisers mit dem Diadem. Umschrift: DN. PLA. VALENTINIANVS. P. F. AVG. Revers: Ein geharnischter Krieger, den rechten Fass auf ein Schiffsvordertheil (?) gestemmt, in der Rechten das lange Kreuz, in der Linken eine Kugel und darauf Victoria mit dem Kranze in der ausgestreckten Hand, zur rechten Seite R., zur linken N., unten CONOB. Umschrift: VICTORIA AVGGG. (v. J. 424 n. Chr. Geb.).

2. Avers: Gehelmtes Brustbild des Kaisers, in der Rechten den über die Schulter gelegten Speer, in der Linken den Schild mit dem Reiter haltend. Umschrift: DN. THEODOSIVS. P. F. AVG. Revers: Stehende männliche Gestalt, in der Rechten ein Labarum, in der Linken einen Reichsapfel mit dem Kreuze haltend, darunter CONOB. Umschrift: GLOR. ORVIS. TERRAR. (v. J. 443 n. Chr. G.).

3. Avers: Gehelmtes Brustbild des Kaisers, wie Nr. 2. Umschrift: DN. MARCIANVS. P. F. AVG. Revers: Geflügelter weiblicher Genius nach rechts gekehrt, in der Rechten ein lauges Kreuz haltend, rückwärts ein Stern; unten CONOB. Umschrift: VICTORIA. AVGGG. (v. J. 450 n. Chr. Geb.).

4. Avers: Gehelmtes Brustbild des Kaisers, wie Nr. 2 und 3. Umschrift: DN. LEO. PERPET. AVG. Revers: wie Nr. 3. Umschrift: VICTORIA AVGGG. B. (v. J. 457 n. Chr. Geb.).

Ausserdem sahen wir im Besitze des Notars Szász in Tarcsafalva eine von Firtos stammende Silbermünze von jener Hohlform mit dem Kopfe Philipps (?) ⁵⁾ auf dem Avers und einem rohen Reiter auf dem Revers, welche hier zu Lande nicht eben selten vorkommen und wohl als dacische Präge bezeichnet werden.

Neugebau, Dacien 257, gibt als in der Nähe des alten Klosters gefunden, überdies noch einige Bronzetenen, Urnen und ein Stück von dem goldenen Gebiss eines Pferdezaumes an; doch ist seine Angabe zu unbestimmt, um die Funde selbst der Höhe des Berges zuzuweisen. Die Urnenscherben namentlich mügen von einem Platze stammen,

¹⁾ Vielleicht liess sich in dortigen Conventarschive nähere Andeutungen auch über den Firtos finden.

²⁾ Urkunde, abgedruckt im Urkundenbuch zur Gesch. Sieb's von G. D. Teutsch und Fr. Firshaber in den Fontes rerum Austriacarum. XV, S. 106.

³⁾ Die Sage schreibt der Burg riesenkrafftige Entstehung zu Siehe des Verf. siebenbürgische Sagen, Kroatstadt 1857, 159.

⁴⁾ Wir empfangen die darauf bezüglichen Mittheilungen durch einen alten Bewohner von Firtos Várallya, der selbst mitgegraben hatte. Den Fund selbst erwähnt auch Neugebau, Dacien, S. 257.

⁵⁾ Ich vermute, dass es dieser macedonische König sei, welchen in immer roher werdenden Formen die byzantinischen Präge auf ihre Silbermünzen, wahrscheinlich nach griechischen Vorbildern, anbrachten. Ein Stück der Schüssler'scher Sammlung trägt die Bezeichnung ΦΙΛΙΠΠΥ.

dessen Bedeutung bisher noch unbekannt und für die ältere Geschichte der ganzen Gegend ausserst wichtig ist.

Kann nämlich die Höhe des Firtos selbst als römischer Bauplatz auch nicht nachgewiesen werden, indem jene byzantinischen Goldmünzen mit den dortigen Mauertrümmern in keinem ursprünglichen Zusammenhange stehen, so ist dieses ohne Zweifel der Fall mit einem südwestlich von demselben in der Nähe des Dorfes Enlaka gelegenen Punkte, welcher von dem Volke noch gegenwärtig unter dem Namen Jelaka ausgezeichnet und als Burg eines gleichnamigen sagenhaften Fürsten angesehen wird ¹⁾. Hier nimmt ein viereckiger befestigter Raum die Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Zwei gegenüber stehende Seiten dieses Viereckes sind je 142, die anderen zwei je 150 Schritte lang. Grössere Trümmerhaufen an dem mittleren Theile der vier Seiten lassen dort Thor- und Thorbefestigungen vermuthen. Der jetzige südliche Eingang liegt nicht in der Mitte und mag später entstanden sein. Die aus Steinen aufgeführte Ringmauer ist an einem Punkte der östlichen Seite noch ungefähr 3' hoch sichtbar, sonst nahezu bodengleich. Zum Mörtel wurde ein sehr feiner Kalk mit ausserordentlich grobem Sande vermischt, dessen Bestandtheile — Quarz und Feldspath — nicht der Trachytformation der Gegend angehören und auf einen mehrstündigen mühsamen Transport deuten ²⁾. Die gesammte Anlage scheint an den Ecken abgestumpft oder mit Befestigungswerken versehen gewesen zu sein und ist eine reiche Fundgrube entschiedener römischer Mauer- und Dachziegeln, von denen die letzteren 1" stark mit $\frac{1}{4}$ " hohem Rande erscheinen. Achtzig Schritte südwestlich von dieser Befestigung und etwas höher gelegen treten die Spuren eines zweiten befestigten Viereckes mit 16 und 21 Schritt langen Seiten und 3' starken Mauern deutlich zu Tage, in welchem mehrere runde Ziegeln von $\frac{6}{8}$ " Durchmesser und $\frac{3}{4}$ " Stärke gefunden wurden, die nach der einen glatten Seite gegen die andere rauhe um $\frac{1}{4}$ " verjüngt sind. Zweihundertvierzig Schritte südsüdöstlich von der grösseren Befestigung zu beiden Seiten eines Wassergrabens finden sich endlich eine Menge grauer und rother Urnenscherben um einen Platz, den die geschmolzene Ziegelmasse und Reste von Asche und Knochen als Brandplatz bezeichnen ³⁾.

Dass wir es hier mit einem römischen Ständlager zu thun haben, dessen Existenz der Forschung bisher entgangen zu sein scheint, kann nicht bezweifelt werden. Alle

Bestandtheile eines solchen (Dachziegeln, Ummauerung, der Wächthum [*speculum*] in der Nähe, und das *cineterium*) sind Zeugen dafür, und selbst der Stempel der Soldatenziegeln wird eingermassen ersetzt durch die Auffindung eines Denkmals, welches aus der zwischen dem Castrum und dem Begräbnisplatz in späterer Zeit erbauten fünfseitig geschlossenen Capelle nach Tarcesafva gebracht und in dem Hause (Nr. 38) des Grundbesitzers Dionysius von Pálffy als Stütze eines Treppenvordaches aufgestellt worden ist. Es ist dies eine vierseitige Ara, $35\frac{1}{2}$ " hoch, 15—17' breit, oben mit der schalenförmigen Aushöhlung, und am vorderen Rande mit einem sechsstrahligen Sterne verziert. Die Inschrift, so weit sie an dem stark verwitterten Trachyte noch gelesen werden konnte, lautet:

DEO. MARTI.
T. AEL. CHRES . .
TIANVS. PRAEF
COH. IIII HISP. . .)

EX. VOTO. POSVIT.

Endlich sah der Verfasser auch einen in dem Castrum gefundenen römischen Silberdenar, welcher von dem gegenwärtigen Besitzer Notar Szász für das siebenbürgische Landesmuseum bestimmt ist. Derselbe zeigte auf dem Avers ein jugendliches männliches Haupt mit der Umschrift: P. SEPTIM. . S GETA CAES, auf dem Revers eine nach rechts gekehrte vor einem Altar stehende und aus einer Schale mit der Rechten opfernde Person (versehlichen) und die Umschrift: PONTI COS II.

Alles Gesagte zusammengenommen, so bestehen die Resultate dieses Fundes in der Entdeckung eines römischen Ständlagers und damit der Einfügung eines neuen Verbindungsgliedes in die Reihe der gegen die östlichen Grenzgebirge vorgeschobenen römischen Posten, so wie in der Feststellung eines bisher nicht gekannten Präfecten der vierten Cohorte spanischer Halbstruppen in Daciaen, so dass die Ansicht mehr und mehr Raum und Sicherheit gewinnt, dass zwischen den Hauptorten des römischen Daciens nach dieser Richtung hin Parolissum und Ponte vetera der Peutinger'schen Karte eine directe, die Flussgebiete der beiden Kokeln quer durchschneidende, die Salzberge von Paraj und Sófala berührende und durch feste Ständlager gesicherte Verbindung stattgefunden habe. Unter den letzteren musste das auf der Höhe der Wasserscheide angelegte

¹⁾ Ich verdanke die wesentlichsten hierauf bezüglichen Angaben dem Eifer des genannten Notars Szász.

²⁾ Proben davon befinden sich in der Sammlung des Schinburger Gymnasiums. Die runden Ziegeln mögen wohl zur Plasterung gedient haben. Ähnliche, fast von derselben Grösse ersehnt Neugebauer bei der Aufschling der Fucde von Václav, Thorda und Földvár. S. 43, 213, 244.

³⁾ Proben und besonders ein Kiesel von einer menschlichen Handwurzel in derselben Sammlung. In der Kirche von Enlaka fand sich ein römischer Mauerziegel von 18" Länge, 8" Breite, 3" Stärke etwa 4' hoch rechts vom Eingange eingemauert.

¹⁾ Ackerer hat durch mich vertheilt zwischen M und H in einem in der Transylvania. Beib. 2. Sieheab. Bolea. 1857, S. 144 über unsere Fahrt veröffentlichten Berichte eine Lücke zu bezeichnen. Ich bin nach einem an Ort und Stelle gemachten Facsimile überzengt, dass diese nicht vorhanden ist und höchstens die senkrechten Linien des H etwas aus einander stehen. Das L (Legionis), welches wir Anfangs dort vermutheten, widerlegt sich schon aus paläographischen Gründen, weil wenigstens in allen bei Neugebauer veröffentlichten die Leg. XIII betreffenden Inschriften nirgends die Abkürzung L für LEG erscheint und ebensowenig die Weglassung der Legionszahl vorkommt.

castrum staticum bei Enlaks von entscheidender Bedeutung sein. Die bisher aus dieser Gegend zur öffentlichen Kenntniss gelangten antiken Funde hatten die wissenschaftliche Neugier mehr anregt als befriedigt. Die Goldfunde von Sófalya *), welche höchst wahrscheinlich mit dem nach Neugebauer, S. 257, im Besitze des ref. Pfarrers von Etöd befindlichen Stücke eines goldenen Pferdezeuggebisses und einer nach desselben Pfarrers mündlichen Mittheilung in derselben Gegend gefundenen Masse in einen Knäuel gewundenen Goldrathes zusammengehören, berühren wohl nicht römisches Colonistenleben, sondern sind Zeugen der Kunstthätigkeit eines mehr an dem kostbaren Stoffe als der gefälligen Ausführung Gefallen findenden barbarischen — ob dacischen? — oder barbarisch gewordenen Volkes, und erinnern namentlich in der Formung der Grate einigermassen an die so zahlreich im Lande gefundenen Bronzeketten. Auch der reiche Münzenfund von Tibód *) deutet, weil zum grossen Theil aus altrömischen Consularmünzen bestehend, nicht notwendig auf eine erst nach Trajan's Eroberung entstandene Ansiedelung hin. Bei Korond endlich sind es wieder byzantinische Goldmünzen, welche gefunden wurden *), so dass aus der ganzen Gegend bis vor kurzer Zeit nur die Legionsziegel von Szent Mihály *) als Anhaltspunkte für die Bebauung der Anwesenheit und Bauhätigkeit der Römer bestehen bleiben. Letztere aber „Ziegeln mit der Inschrift LEG VI HISP“ müssen aus mehr als einem Grunde beanstandet werden. Die Anwesenheit einer anderen als der XIII. und V. Legion in Siebenbürgen, nach dessen Eroberung durch Trajan *), wobei nachweislich ein grösserer Truppenkörper theilhaftig war, ist sonst nirgends mit Sicherheit bezeugt. Jene „die Legio XIII gemina — „weil sie aus den Bestandtheilen zweier früherer Legionen zusammengesetzt war“ wie die X. und XIV. *) —

stand von August bis Claudius in Germanien; diese Legio V Macedonica — weil sie früher mit der vierten in Macedonien gestanden *) — ebendasselbst. Bei der durch die neue Eroberung Britanniens notwendig gewordenen frischen Dislocirung blieb die letztere am Rhein, während jene nach Pannonien kam *), von wo sie nur für kurze Zeit während des Thronstreites zwischen Vitellius und Vespasianus, auf dessen Seite sie stand, sich entfernte. Ihre Hauptstation dort war Patavio (Pettan) *). Unter Trajan machte sie den dacischen Feldzug mit und blieb von da an in dem neueroberten Lande stationirt. Dort kennt sie noch Cassius Dio (222) *). Bei derselben Gelegenheit war auch die V. Macedonica nach Dacien gekommen und wurde im nördlichen Theile Siebenbürgens um Felvina und Thorda dislocirt, während jene den Süden zu bewachen hatte *) und die Hilfstruppen als äusserste Vorposten an den nördlichen und östlichen Grenzen von Illosva über Bistritz nach Sz. Mihály ihre Aufstellung fanden (s. die Beweise bei Neugebauer). Diese Thataschen werden durch eine sehr grosse Anzahl von Inschriften bestätigt, während von der VI. Hispanica ausser den Ziegeln von Sz. Mihály kein Denkmal redet und um so weniger reden kann, weil es keine römische Legion unter diesem Namen gab, die VI. vielmehr ferrata, die Eiserner, und eine zweite später unter dieser Zahl errichtete vietrix, die Siegreiche hiess, während die IX. den Beinamen Hispana führte *). Von jenen stand die ferrata von August bis Claudius in Syrien, die vietrix in

*) Besprochen von Aréth in seinen archäologischen Ansichten (Sitzber. der philol.-hist. Cl. d. kais. Akademie der Wissenschaften VI, 1. 2) p. 10 f. und Taf. XIV. und darnach von Ackner im Jahrb. der k. Central-Comm. etc. 1856, S. 19. Ein Usakny und zehn runde meil mit punktirten Kreisen verzierte Brust- und Schutzharnen für Pferde werden von dem k. k. Antiken-Cabinet für 700 R. CM. angekauft, einige kunst- und formlose Objecte im Gewichte von 34³/₃₂ Loth zurückgestellt.

*) Es wurde im Jahre 1853 sieben Fuss tief unter der Erde 826 Stück römischer Silbermünzen gefunden, darunter 202 Familien- und Consularmünzen; die übrigen Kaisermünzen von Vespasianus bis L. Aurelian Verus. J. G. Seidl, Beiträge zu einer Chronik der archäolog. Funde in der Oesterreich. Monarchie, im Archiv für Kunde österr. Gesch. Quellen, XIII, S. 136; Ackner im Jahrbuch 1856, S. 20 und in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, 1856, S. 120.

*) Neugebauer, S. 292, Ackner im Jahrbuch, S. 19.
*) Neugebauer, S. 227.

*) Aréth, zwölf römische Militär-Diplome, Wien 1842, setzt nach Fehret, Eckhel und Borghesi den ersten dacischen Krieg in die Jahre 101—102, den Triumph Trajan's auf den 1. Januar 104, den Anfang der zweiten Erde 195 oder wahrscheinlicher Anfang 196, und dessen Beendigung in dasselbe Jahr.

*) Archäol., die römischen Legionen prima und secunda adjectiva in den Sitzungsber. der philol.-histor. Cl. der kais. Akademie der Wissenschaften, XI, 2, S. 292.

1) Ehenoda.
2) Ehenoda, S. 294.
3) Muchar, das römische Noricum. Grätz, 1825, I, S. 39.
4) LV. 23. Vgl. Seidl, Beiträge an einer Chronik etc. im Archiv f. Kunde österr. Geschichtsquellen, XV, S. 213.
5) Neugebauer, S. 192, Ackner, S. 21 im Jahrbuch, 1856. Die östlichsten Ziegeln der XIII. Legion wurden bei Schussberg gefunden und gehörten wahrscheinlich dem Stenmar der Paul. Karte an (siehe das 2. Hft. Archäologische Skizzen aus Schussberg im Archiv des Vereines für siebenb. Landes cultur, Neue Folge, II, S. 201). Ihr Stempel lautet:

LEG XIII GEM
AVR XXII

Als Name ist XXII bei Neugebauer, S. 138 bezogen. Leider ist von der so wichtigen römischen Ansiedelung bei Gall und Hévir noch kein auf eine Truppenstation deutender Ziegelstempel bekannt geworden. Die von Mörkes 1855 gefundene und von Ackner in den Mittheilungen 1856, Nr. 154 veröffentlichte Inschrift SAGA fördert die Forschung in dieser Hinsicht wenig. Ich füge hier, weil es für die siebenbürgischen Leser dieser Blätter wohl meist neu sein mag, eine Notiz bei, welche v. Sacken, Die römische Stadt Caracina, in den Sitzungsber. IX, S. 658, mittheilt: „Von der XIII. Legion hat das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet in neuester Zeit zwei Typen zum Stempel der Ziegel aus der Jankovich'schen Stiftung in Pesth erworben. Die eine von oblonger Form, an den Enden rund, hat (südlich verkehrt) die Aufschrift LXIII GEM; die andere fusshenformig: LEXI XIII GA, dürfte sowohl aus der Zeit Caracina sein (vgl. die Inschr. bei Oréll Seivert, Donati u. A., wo die Legion den Beinamen Antoniana führt). Auf der Rückseite, oben der Handhals, sind auf zweiten die Buchstaben: D—L (decurio dignitas) erhalten, auf dem ersten ist DECVS—RIO vertheilt eingeschrieben, woraus hervorgeht, dass die Besorgung des Stempels der Ziegel ein Geschäft der Decurionen war.“

*) Archäol. u. o. S. 291 f.

Spanien ¹⁾; unter Claudius blieben beide in diesen Provinzen ²⁾. Cassius Dio nennt jene in Judäa, diese in Niederbritanien ³⁾. Die leg. IX Hispana dagegen stand in der ersten Periode, mit Ausnahme eines kurzen Zeitraumes unter Tiberius, wo sie nach Afrika commandirt war, in Pannonien, in der zweiten in Britanien; Cassius Dio übergeht sie ganz. Jene Ziegel-Inschrift muss daher unrichtig gelesen worden sein; und ich vermute um so mehr, dass statt LEG COII oder vielleicht statt L, C zu lesen sei, weil die Anwesenheit der Cohors III Hispanorum an demselben Orte durch zwei unverdächtige Inschriften bewiesen ist, welche durch Ackner in den Mittheilungen, 1856, S. 131 und im Jahrh. 1856, S. 19 veröffentlicht worden sind. Die erste befindet sich auf einem von dem Praefecten der ? T. Vettius Severus, die zweite auf einem von Praefecten der vierten Cohorte der Spanier C. Julius Julianus dem Jupiter Optimus Maximus gesetzten Votivsteine. Beide wurden dem Correspondenten der k. k. Central-Commission Pfarrer Ackner 1853 aus dem Nachlasse des Pfarrers Gross, in dessen Hände sie wahrscheinlich durch Verwandte aus Udvarhely gekommen waren, übergeben. Die Cohortenzahl in der ersten Inschrift ist beschädigt. Der Gentilname des Praefecten Titus Vettius Severus erscheint unter den Soldaten der XIII. Legion schon während sie in Pannonien stand, so auf einem bei Ober-Meidling ausgegrabenen Römersteine: NYMPHIS SACRVM T.VETTIVS RVFVS > LEG. XIII ⁴⁾; ein M. Vettius Surus zu Caranum (Petronell) ⁵⁾, ein C. Vettius Eudorus und dessen Sohn C. Vettius Eucharis ⁶⁾; ausserdem M. Vettius Valens Princeps Praetorii Leg. XIII auf einem Steine zu Rimini ⁷⁾ und in Dacien: C. Vettius Priscus als Praefectus Alae Angustiae Huraeorum im Jahre 110 ⁸⁾, C. Vettius als Praefect einer Auxiliarcohorte ⁹⁾ und M. Vettius Bellator auf einem Votivsteine in Apulum ¹⁰⁾.

Wichtiger noch ist die Cohortenzahl und Bezeichnung als Cohors III Hispanorum an dem zweiten Inschriftstein von Sz. Mihály. Ich ergänze dessen Legende zu EQ (qutum) DOM (u) HOM (ano) ¹¹⁾ oder EQ (qutum) CIVIVM ROM

(anorum) ¹²⁾, und es kann demnach der Praefect derselben (C. Julius Julianus ¹³⁾ unbedenklich zum Praefecten derselben Cohorte T. Aelius Cres (cru) tianus verglichen werden. Auch dessen Familienname kommt in Dacien mehrfach vor; so u. a. P. Aelius Catus und P. Aelius Vetustianus, Soldaten der XIII. Legion ¹⁴⁾, C. Aelius Maximianus ¹⁵⁾, P. Aelius Dacianus ¹⁶⁾, P. Aelius Maximus ¹⁷⁾, Aelius Niger zu den Hülfsstruppen gehörig ¹⁸⁾, P. Aelius Victor und Aelius Secundus ¹⁹⁾, P. Aelius Valerianus ²⁰⁾, die letzteren alle im Osten stationirt. Das Cognomen Crescensianus selbst zwar nicht, wohl aber Crescens ist bezogen bei Neugebauer 76 und 225, T. Flavius Crescens Praef. N. M. (?) HISP. ebend., 82, P. Aelius Crescens ebend. 137, und noch näher an jene Form kommend Crescensianus ebend. 137 ²¹⁾.

Dass wir es aber in der berührten Inschrift wirklich mit einem Befehlshaber spanischer Hilfsvölker — mag dies nun Fussvolk oder Reiterei sein — und nicht mit einer Abtheilung der Legion selbst, zu welcher jene im weiteren Sinne unzweifelhaft gehörte — zu thun haben, geht nicht nur daraus hervor, dass der Buchstabe L an der schwer lesbaren Stelle nicht stehen kann, sondern praefectus euhortus ist überhaupt Bezeichnung für die in dem römischen Heere von dem Feldhern ernannten Anführer der Bundesgenossen, welche den Kriegstribunen der römischen Legion entsprechen ¹²⁾. Die Stationirung einer vierten spanischen Cohorte ist übrigens in Siebenbürgen aus anderen Inschriften nicht nachgewiesen worden, während eine erste Pio Felix schon unter denjenigen erscheint, welche unter Trajan an der Donau fochten ¹³⁾, und die Anwesenheit eines

¹⁾ Vgl. COM. IV. AQUIT. EQ (qutum) CIVIVM Hispanorum) nach Gruter, XIV, S. 9, bei Seidl, a. a. O. IX, S. 128 und Cohors I FLAVIA VLPPIA HISPANORVM (militaria) (Civium Hispanorum) bei Arnett, a. a. O. S. 49. — Die Inschrift von Balca (Terevodava) enthält dieselbe Ergänzung, dass der Zeuxis civium Romanorum zweifellos wegd, beweist die von Seidl, a. a. O. veröffentlichte Inschrift von Vadugg in Illyria.

²⁾ Der Name kommt sonst in denselben Inschriften nicht vor, wohl aber M. Julius Victor (Neugebauer, S. 25), C. Julius Severus und V. Julius Metrodianus (ebend., S. 89), Julius Primus (ebend., S. 121) etc.

³⁾ Neugebauer, S. 137.

⁴⁾ Ekheda, S. 192.

⁵⁾ Ekheda, S. 222.

⁶⁾ Ekheda, S. 224.

⁷⁾ Ekheda, S. 242.

⁸⁾ Ekheda, S. 249.

⁹⁾ Ekheda, S. 250.

¹⁰⁾ Dieselbe Form bei einem Legionär der XIII Legion in Petronell, Seidl, a. a. O. III, S. 81.

¹¹⁾ Lükker, Reallexikon des classischen Alterthums, 1833, s. v. legio und weil.

¹²⁾ Arnett, R. M. D., S. 49, 72. In dem Militär-Diplome Hadrian's vom 22. März 129 erscheinen zwei erste spanische Cohorten (civis veterana) in Dacia inferior. Arnett, a. a. O. S. 54. Neugebauer, S. 118. Sonst sind in Siebenbürgen (Dacia superior) bezeugt von Hilfsvölkern: Cohors I Pomaganorum (Neugebauer, S. 32), VI Breucorum (ebend., S. 24. Breuci, ein Volkstamm in Pannonien. Arnett, a. a. O. 25), VII Breucorum (Neugebauer, S. 37), II Flavis Comagenorum (wie ich ebenda, S. 37 ergänze und G. Pomaganus in Nyrus. Dr. I. Flavius Com. war schon bei der ersten Eroberung Dacien's beteiligt. Arnett, a. a. O. S. 421, VI Batorum (? Neugebauer, S. 137).

¹⁾ Ekheda, S. 292.

²⁾ Ekheda, S. 294.

³⁾ Daher sind wohl die von Neugebauer 26, 31 und 134 mitgetheilten Inschriften, auf denen die legio VI erscheint, entweder falsch gelesen oder verstümmelt, hieselbst übrigens auch nicht die Anwesenheit der Legion selbst, sondern höchstens einzelner Legionäre.

⁴⁾ Seidl, Beiträge im Archiv etc. XIII, S. 78. Bei Arnett, Beschreibung der zum k. k. Münz- und Antiken-Cabinete gehörigen Statuen, Büsten, Reliefs, Inschriften, Mosaike. 3. Aufl., Wien 1852, S. 40 fehlt das Cohortenzeichen.

⁵⁾ Arnett, a. a. O., S. 41. Sacken in den Sitzungsber. etc. IX, S. 746.

⁶⁾ Arnett, a. a. O. S. 45, ohne Fundort.

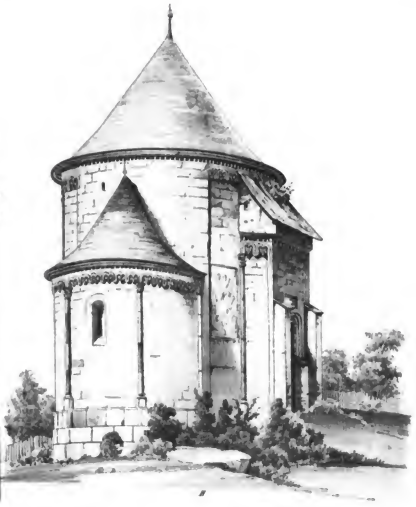
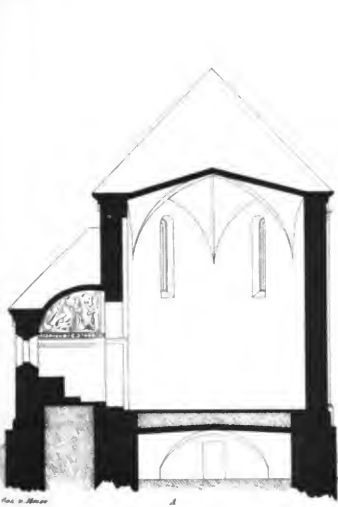
⁷⁾ Nach Gruter Müll. Nr. 2, bei Seidl, a. a. O. XIII, 78.

⁸⁾ Arnett, zwölf röm. Militär-Diplome, S. 30.

⁹⁾ Auf einem im Baron Breckvith'schen Garten in Freck befindlichen Denkstein, wo vielleicht CVI PRAEEST an ergänzbar ist, bei Neugebauer, S. 288.

¹⁰⁾ Neugebauer, S. 139.

¹¹⁾ Vgl. Basis nativae domo Miseno bei Arnett, zwölf röm. Militär-Dipl., S. 20 und — freilich von einer Einzelperson — Homo Mateno bei Sackra, a. a. O. IX, S. 745.



Arch. v. Hesse

A

B



Gen. = Magis

C.

zweiten durch eine in Sebesvár (ehemals Kolosser Comitatus) gefundene Inschrift sichergestellt wird. Vielleicht kam jene unter Antoninus Pius hinzu, von welchem Capitalinus (Hist. Aug. Script. 132, bei Arneth M. D. 74) sagt: „Germanos et Dacos et multas gentes... contudit“.

Über das Alter der Befestigungsanlagen von Enlaka kann, da die Münze von Sept. Geta zu wenig Anhaltspunkte darbietet, Genaueres bis zur Zeit noch nicht behauptet

werden. Doch scheint es, als ob sie sowohl als die Gegend von Sz. Mihály bisher ungerechter Weise vernachlässigt seien und die Aufmerksamkeit aller derjenigen besonders in Anspruch zu nehmen verdienete, denen es um die Vervollständigung der Einsicht in den Umfang des römischen Daciaens und die Vertheilung der zur Sicherung der nicht leicht erkämpften Provinz errichteten Schutzwerke ernstlich zu thun ist.

Die Rundcapelle zu Mödling und das in derselben aufgedeckte Frescogemälde.

Von Eduard Freiherrn von Sacken.

(Mit 1 Tafel.)

Es ist in diesen Blättern schon wiederholt von den Rundcapellen die Rede gewesen, welche sich so häufig in den österreichischen Ländern auf dem Friedhofe neben den Pfarrkirchen, meist an der Südseite derselben, vorfinden. Sie stammen grösstentheils aus der Periode des romanischen Styles und zeigen dann typisch einerlei Grundform, indem sie aus einem runden Raume bestehen, mit einem Kreuzgewölbe oder einer Kuppel bedeckt, über der sich das oft aus Quadrern aufgemauerte, hohe Kegeldach erhebt und aus einer halbkreisförmigen Apsis. In der Zeit des Übergangsstyles nimmt der Hauptraum oder dessen oberer Theil eine polygone, meist achteckige Gestalt an; endlich in der Spätgothik, die sich in dieser Classe von Bauwerken fast unmittelbar an den romanischen Styl anschliesst, erscheinen diese Capellen als ein oblonger, dreiseitig abgeschlossener Raum, und in dieser Form, mit einigen Modificationen wurden sie noch in der neueren Zeit gebaut.

Ihre Anzahl, namentlich in Unterösterreich muss bedeutend gewesen sein; es sind mir 30 solche bekannt, nämlich romanische zu: Pulkau, Altenburg, Hainburg, Mödling, Friedersbach, Hardegg, Gars, Kneuring, Mistelbach, Loosdorf, Pottenstein, Burgschleinitz, Göffritz; im Übergangsstyle (polygone): Tuln, Neustadt, Margarethen am Moos (viereckig), Glöbnitz, Zellerndorf; spätgothische: Aspang Kirchschlag, Wirflach, St. Michael, Berchtoldsdorf, Hardegg, Anzbach, Pöchlarn, Winzendorf; moderne: Wullersdorf, Lanzendorf, Neunkirchen. An vielen anderen Orten bestanden ähnliche Grabcapellen, die aber neuerer Zeit abgebrochen wurden, wie zu Schweigers, Klosterneuburg, Fischamend, Hadersdorf, Minichreit und a. a. O. Eine andere Classe von Rundbauten sind die

selbstständigen Kirchen (Scheiblingkirchen, Markersdorf, vielleicht auch Petrouell) oder Schlosscapellen (Starhenberg, Znaim in Mähren), unter denen sich nicht, wie bei den Friedhofcapellen, ein Beinhaus (Kärner) befindet.

Die ursprüngliche Bestimmung der ersteren Classe von Rundcapellen ist ziemlich ausgesprochen; keine einzige lässt sich als Baptisterium nachweisen. Im XII. Jahrhundert, aus welcher Zeit die ältesten sind, war die Christianisirung in unseren Gegenden so durchgedrungen, dass die Taufe von Erwachsenen bei der allgemeinen üblichen Kindertaufe wenig sehr häufig war. Für Kinder dürfte aber, selbst wenn die Taufe durch Untertauchen (Immersio) vollzogen wurde, ein steinerer Zuber von der Tiefe, wie wir sie an Taufständern aus dieser Zeit sehen, genügt haben. Obwohl, wie in diesen Blättern von Dr. Gustav Heider nachgewiesen wurde (I. Band, 1856, S. 54 ff.), die Taufe durch Untertauchen neben der durch Begiessen bis tief in's Mittelalter bestand, so scheint letztere doch allgemeiner gewesen zu sein, wie aus bildlichen Darstellungen und der grossen Anzahl von Taufständern aus dem XII. und XIII. Jahrhundert (zu Schweigers und Salingstadt in Osterreich, zu Schwarzreindorf, Mersenburg, Limburg a. d. Lahn, St. Martin und St. Georg in Cöln, Unkel, Hildesheim, Osnabrück u. a. O.) hervorgeht. Es entfiel daher die Anlage eines Teiches (piscina), besonders da die Taufe nicht wie in früherer Zeit blos von Bischöfen und zu den drei grossen Festzeiten — wo es daher immer sehr viele Tauflinge geben musste — sondern auch von Pfarrern und zu anderen Zeiten, bald jederzeit vorgenommen wurde. Da dieses Recht nicht allen Pfarrkirchen zukam, sondern nur einzelnen für grössere Bezirke ertheilt wurde, so erschien es auffallend, dass die erwähnten Rundcapellen in so nahe beisammen gelegenen Ortschaften (Pulkau — Zellerndorf, Petrouell — Altenburg, Hainburg, Schleinitz — Kneuring) und noch dazu in kleinen Dörfern oft in der Nähe grösserer Orte, deren Pfarrkirchen doch gewiss eher das Taufrecht ertheilt worden wäre, als denen der kleinen Dörfer, vorkommen. Auch können wir die Capellen durch alle Perioden hinauf verfolgen und sehen,

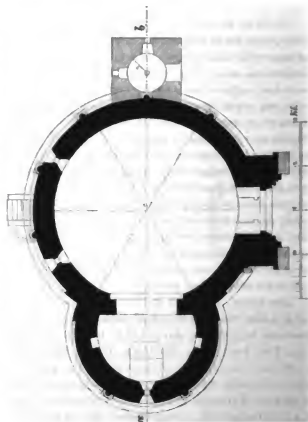
gebaur, S. 77), III Ulpis (ebenda, S. 132, vgl. I Ulpis im Militärdiplom des Antoninus Pius 142 bei Arneth, a. a. O. S. 69), I Flavia Ulpia (Neugebauer 222), Alpinis (?) equitum (ebenda, S. 242, eine I Alpinis pridum bei Arneth a. a. O. S. 111, II Hispanorum (Neugebauer, S. 242), I oder II Flavia (ebenda, S. 208) und die ala I Hispanorum (ebenda, S. 67, vgl. Arneth a. a. O. S. 11). — Nicht zu deuten weiss ich die wohl falsch getesene N. M. HISP., ebenda, S. 62.

dass dieselben noch zu einer Zeit gebaut wurden, wo längst in der Kirche selbst getauft wurde und an ein besonderes Baptisterium nicht zu denken ist. In keiner zeigt sich die Spur einer ehemaligen Piscina oder eines hier gestandenen Taufzubehers, sondern sie enthalten am Ende der Apsis einen Altar mit Sepulcrum (also zur Feier des heiligen Messopfers geeignet), der bei einer blossen Taufcapelle nicht notwendig gewesen wäre, beim Eingange bisweilen ein Weihwasserbecken. Was aber am entscheidendsten gegen die Bestimmung als Taufcapellen zeugt, ist das stets vorkommende Grundgewölbe unter ihnen, da es sowohl dem kirchlichen Geiste des Mittelalters, als auch directem Concilbeschluss widerspricht, an einer Begräbnisstätte zu taufen, oder an dem Orte, wo die Taufhandlung vollzogen wurde, Verstorbene zu bestatten.

Gerade dieser Umstand macht die Bestimmung unserer Friedhofcapellen ganz klar. Es sind geweihte Orte *ad rependa ossa mortuorum* — womit auch ihr alter Name: Karner, der sich bei manchen, wie zu Pulkau, Zellerndorf bis auf den heutigen Tag erhalten hat, in Zusammenhang steht — über denen sich die Anlage einer Capelle, in der das *officium mortuorum* oder *pro defunctis* abgehalten und die Seelenmessen gelesen wurden, sehr natürlich ergab. Es bestehen in der That bei manchen noch aus dem Mittelalter herrührende Stiftungen von Seelenmessen, die bis auf den heutigen Tag in den Karnern celebrirt werden; andere Stiftungen finden sich urkundlich erwähnt. Überhaupt liegen für die Bestimmung als Grabcapellen zahlreiche schriftliche Beweise vor. Dass sie nicht interimistische Kirchen waren, wie dies in Böhmen, wo sie von auffallender Einfachheit sind, hier und da der Fall gewesen sein mag (s. Mittheil. I. Bd. S. 198), geht aus der luxuriösen Ornamentik, welche viele zeigen, besonders aber aus dem Umstande hervor, dass sie oft neben Kirchen stehen, die ihren Bauformen nach gleichzeitig mit ihnen, selbst älter sind.

Beachtenswerth ist der Typus der runden Form; diese zeigen schon die grossen Grabmäler der alten Römer, z. B. die Engelsburg, das Mausoleum Hadrian's, das Grabmal der Cäcilia Metella, der Helena, der Constantia, durchaus Rundbauten. Noch mehr bürgerte sich diese Form im Orient ein und dies mag von einigem Einfluss auf die Gestalt unserer Grabcapellen gewesen sein, von denen sich sehr viele an Orten befinden, wo Ritterfamilien ansässig waren, die durch die Kreuzzüge mit ähnlichen Bauanlagen bekannt wurden; auch dürfte die Kirche des heiligen Grabes als Vorbild erschienen sein. So erbaute Leopold der Glorreiche nach seiner Rückkehr aus Palästina die Capella speciosa zu Klosterneuburg nach diesem Muster und noch 1481 der Bürgermeister Georg Emerich zu Görlitz die Grabcapelle daselbst durch einen Baumeister aus Palästina. Vielleicht ist in diesem Umstande die so häufige Tradition, welche unsere Rotunden den Templern zuschreibt, zu suchen.

Die Rundcapelle zu Mödling zeichnet sich durch ihre zierlichen Details aus (Taf. XI, B.). Sie steht in der Südseite der in der Mitte des XV. Jahrhunderts erbauten Pfarrkirche zum heiligen Othmar und war dem heiligen Pantaleon geweiht; noch in diesem Jahrhundert wurde am Tage dieses Heiligen eine heilige Messe in der Capelle gelesen. Gegenwärtig dient sie zur Aufbewahrung von verschiedenen zur Kirche gehörigen Geräthschaften; sie bildet den Unterbau des Glockenthurmes, der im XVII. Jahrhundert, höchst geschmackloser Weise im Zopfstyl darauf gebaut wurde. Der Hauptraum hat einen Durchmesser von 25 Fuss, die gegen Osten gelegene Apsis von 14 Fuss (Fig. 1); sie



(Fig. 1.)

bildet etwas mehr als einen Halbkreis. An der Nordseite befindet sich ein viereckiger, 6 Fuss auspringender Vorbau, in dem das Portal angebracht ist; an dem Theile, wo sich die Apsis an den Hauptraum anlehnt, hat derselbe eine breite Mauerverstärkung. Die Rotunde ist aussen mit sechs Halbsäulen besetzt, welche bis zum Bogenfries unter dem Kranzgesimse hinauflaufen, die Apsis mit zwei, in nicht regelmässigen Zwischenräumen. Sie haben attische Basen mit Eckwarzen und ungemein zierliche Capitäle; zwei in Kelchform zeigen schöne, gereifte, am Ende schneckenförmig umgebogene Blätter, an den Ecken diamantirte Bänder, in der Mitte eine weibliche Büste und einen herum-

laufenden Kranz (Fig. 2, 3); eines vermittelt in seiner Ausladung den Übergang von der runden Säule zu

sind. Dieser Bogenfries, der ganz ähnlich auch auf dem Thurme der Kirche zu Solenau vorkommt, wird von



(Fig. 2.)



(Fig. 3.)

der viereckigen mit verschlungenen Laubzügen verzierten Deckplatte, die ein halbes Achteck bildet (Fig. 5), die fünfte ein beschädigtes Capitäl von gerippten Blättern



(Fig. 4.)



(Fig. 5.)

von neun Knospenblättern in zwei Reihen und eine Deckplatte, die ein halbes Achteck bildet (Fig. 5), die fünfte ein beschädigtes Capitäl von gerippten Blättern (Fig. 6), am Soekel der Basis eine Bandverschlingung (Fig. 7). Von den Säulencapitälern der Apsis ist eines stark beschädigt, das andere mit sehr schönem Blattwerk besetzt. Der Rundbogenfries ist eben so eigenthümlich als zierlich; die Bogen- sehenkel sind nämlich unten abgerundet und jeder Bogen zwischen ihnen enthält eine schwingvolle Lilie (*francisca*) — ein, wie es scheint, aus dem Orient stammendes, in der Goldschmiedekunst, auf Stoffen u. dgl., weniger in der Stein- sculptur im XII. Jahrhundert nicht selten angewendetes Ornament. Hier ist die Eigen- thümlichkeit, dass die beiden Seitenblätter aufgebogen



(Fig. 6.)



(Fig. 7.)

nicht selten angewendetes Ornament. Hier ist die Eigen- thümlichkeit, dass die beiden Seitenblätter aufgebogen



(Fig. 8.)

den Halbsäulen gleichsam getragen (Fig. 8); über demselben läuft der übliche Zahnschnitt hin. An der Mauer- verstärkung ober der Apsis und an der Stirnseite des Vor- baus fehlt der Bogenfries und sind bloß Zahnschnitte an- gebracht.

Das Portal im Vorbau ist an seinen Gewänden drei- mal rechtwinklig abgestuft (Fig. 9) und halte auf jeder

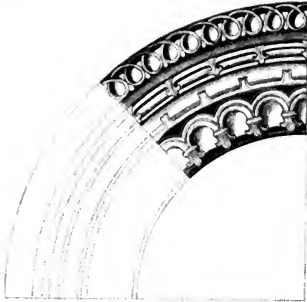


(Fig. 9.)

Seite zwei Säulen, die aber leider nicht mehr vorhanden sind¹⁾. Noch ziemlich gut erhalten sind aber die Bogenfriese der im Rundbogen geführten Überwölbung des Por- tales, welche ich mit dem Architekten Herrn Heisse von der dicken Mörtelschichte, mit der sie bis zur Unkenntlich-

¹⁾ An ihrer Stelle wurden neuerer Zeit Ziegelpfellen vorgebaut. Da es möglich gewesen wäre, dass die ursprünglichen Säulen hinter diesen noch vorhanden wären, so liess ich die Pfeiler abbrechen, es war aber nichts da, nur einige sehr beschädigte Fragmente der Decksimse kamen zum Vorschein.

keit bedeckt waren, befreite (Fig. 10): Der äusserste besteht aus horizontalen Rollen oder sogenannten Pfeifen, die sich in der Projection als Spiralverzierung darstellen;



(Fig. 10.)

diese Verzierung findet sich auch an der Dreikönigscapelle zu Tulln, am Dom von Wiener-Neustadt und an Capitülen der Kirche und Rotunde zu Deutsch-Altenburg. Der zweite Bogenfries erscheint als eine von zwei Rundstäben eingefasste Hohlkehle, die Stäbe waren alternierend mit Blättern besetzt, die am äusseren kleblattförmig, am inneren schneckenartig gewesen zu sein scheinen — ähnlich wie die zweite Archivolte am Portal des St. Stephansdomes. Der innerste endlich — die dritte Abstufung — besteht aus Rundbogen mit Lilienenden in zwei rechtwinklig gegen einander gestellte Reihen (vertical und horizontal, wie es die Abstufung erforderte), so dass sich die Spitzen der Lilienblätter herühren. Diese sind fein geriffelt und mit einem diamantirten Bande gebunden, — ein lebensvolles, schönes Ornament, welches wir ganz gleich am St. Stephansportale antreffen. Die Thüre selbst sammt Sturz ist modern.

Am Vorbau ober dem Portale ist ein Relief angebracht, 2 Fuss 8 Zoll breit, 1 Fuss 10 Zoll hoch; es stellt einen reitenden Jäger vor, der einen Hirsch mit grossem Geweih und zwei Hasen verfolgt, in der Mitte ein Baum mit dem stylisirten, romanischen Blattwerk; die Arbeit ist roh und von geringer Durchföhrung, die Zeichnung plump, das Relief flach. Es scheint keine profane Darstellung zu sein, sondern, da sie an so auffallender Stelle, gerade über dem Eingang angebracht ist, dürfte sie symbolisch zu deuten sein. Den Jagdszenen des früheren Mittelalters liegt oft der Gedanke der Verfolgung der Gläubigen, oder die Verfolgung der Tugend und Unschuld zu Grunde. Zunfolge des

hortus deliciarum der Äbtissin Hecrad von Landsberg bedeutet die Darstellung der Jagd die Bekehrung der Sünder, welche durch die vier Thiere: Hasen, Gemen, Eber und Hirsche symbolisirt werden. Die Hasen, die alle Monate des Jahres empfangen und gebären sollen, beudeuten die Unzufriedenen, die Hirsche die Überklugen, die sich mit Beweisen, wie mit einem Gehörn vertheidigen. Diese Thiere werden mit den vier Pfeilen der Enthaltsamkeit, Demuth, Armuth und Liebe verfolgt, durch die Hande — die Stimme der Prediger — geschreckt, in das Netz des Glaubens gejagt und zur Anerkennung der heiligen Religion bekehrt. Die Darstellung enthält also gewissermassen eine Aufforderung zur Bekehrung und eignet sich sehr gut für eine Grabkapelle.

Die Rotunde ist 32 Fuss hoch, mit einem Kreuzgewölbe ohne Rippen bedeckt; die sechs Grate laufen in der Mitte in eine Spitze zusammen (Taf. XI, A), bei welcher Eintheilung an den Wänden hohe, spitze Schildbogen entstehen. Bei der für Bauwerke dieser Art geringen Mauerdicke von 3 Fuss ist nicht anzunehmen, dass das Kegeldach frei aus Quadern hoch aufgemauert gewesen sei (wie in Friedersbach, Burgschleinitz), sondern es scheint einen Daehstuhl mit Ziegeln oder Schindeln gehabt zu haben. Die beiden an der Südseite angebrachten Fenster mit stark eingezogenen Gewänden sind im Verhältniss zur Höhe — 10 Fuss — auffallend schmal — 10 Zoll Lichtweite. Der in die Apsis führende Rundbogen bildet keinen vollen Halbkreis, er ruht auf stark vortretenden Wandpfeilern mit ganz einfachen, aus Platte und Schmiege gebildeten Kämpfergesimsen. In der Apsis steht noch der Altar von viereckiger Form mit abgestuften Ecken; das gerade darüber angebrachte kleine Rundbogenfenster bezeugt, dass er keinen Retabel-Aufsatz hatte. Die kleinen Nischen zu beiden Seiten scheinen für die Geräthe beim Messopfer geünet zu haben.

Die ganz mit Geböben angefüllte Gruft unter dem Hauptraume, 8 Fuss hoch, ist ganz einfach, mit einem Tonnengewölbe versehen; ober dem Eingang an der Südseite scheint eine Statue gestanden zu sein, neben ihm befindet sich ein zehneckiger Weilwasserständer aus etwas späterer Zeit. Das Stiegenhaus an der Westseite, welches eine der Halbsäulen versteckt, ist ein moderner Zubau.

Über die Zeit der Erbauung der Capelle liegen keine urkundlichen Daten vor, aber aus den Bauformen, namentlich den Bogenfriesen des Portals, welche in ganz ähnlicher Weise an anderen Bauwerken vorkommen und entschieden dem ausgebildeten romanischen Style, dessen letzter Periode angehören, lässt sie sich mit ziemlicher Gewissheit auf das letzte Viertel des XII. Jahrhunderts festsetzen.

Sehr geringe Spuren von Farbe, die in der Halbkuppel der Apsis unter der Täuche sichtbar waren, führten mich auf die Vermuthung, dass sie al fresco ausgemalt gewesen sei. Mit nicht geringer Mühe löste ich die mitunter sehr fest haftende Kalkschicht vorsichtig ab und hatte die

Freude, dass ein vollständiges Bild, das dem Style der Zeichnung nach ohne Zweifel mit dem Bau gleichzeitig ist, also dem XII. Jahrhundert angehört, durch die Tüchle über vielleicht seit Jahrhunderten unsichtbar war, zum Vorschein kam. Bei der grossen Seltenheit romanischer Wandmalereien in Österreich erschien dieser Fund unso erfreulicher, da er ein Zeugniss ist, dass dieser Kunststadium in selber Style wie in anderen deutschen Ländern auch bei uns in Übung war und ungefähr auf derselben Kunststufe stand. Das Frescobild stellt die Anbetung der heiligen drei Könige vor und nimmt die ganze Halbkuppel der Apsis ein (Taf. XI, C). In der Mitte sieht man die heil. Jungfrau mit dem Kinde, nach der ältesten Darstellungsweise auf einem verzierten Throne sitzend, eine höchst grossartige Gestalt, über 8 Fuss hoch. Das Haupt ist etwas geneigt, in der Linken hält sie einen goldenen Apfel, mit der Rechten umfasst sie das Jesukind, welches frei und aufrecht auf ihrem Schoosse sitzt, ein Knabe von entschiedenem, erstem Gesichtsausdruck mit langem, blondem Haar, in einem Kleide mit weiten Ober- und engen Unterärmeln, die rechte Hand segnend gegen die Könige ausgestreckt, mit der Linken schmückend das Kinn der Mutter fassend. Der Thron ist mit romanischem Blattwerk, der Schemel mit kleinen Rundbögen und Kreuzchen geziert. Der erste König, auf ein Knie niedergelassen, blickt zum göttlichen Kinde auf und reicht ihm mit beiden Händen sein goldenes Gefäss dar. Er hat einen langen Bart, lauges Haar, ein gelbes Unterkleid mit oben weiten, unten anliegenden Ärmeln und einen rothen Mantel, der den knieenden Fuss bedeckt, auf dem Kopfe, wie auch die beiden andern eine Krone, an deren schmalen Reife Bitter mit spitzen Zinken abwechseln. Der zweite König, durch den kürzeren Bart und das blonde Haar als in mittleren Jahren stehend charakterisirt, deutet auf den über dem Heiland befindlichen Stern und weist ihn dem dritten Gefährten, zu dem er sich wendet. Er ist mit einem rothen, bis auf die Knöchel reichenden, engen Leibrock bekleidet, der gitterartig verziert ist; von der linken Schulter fällt ein unter dem rechten Arm herangezogener blauer Mantel, der auch die linke Hand bedeckt, mit der er ein hohes, büchsenartiges, goldenes Gefäss hält. Der dritte König, ein unbärtiger Jüngling, blickt ernst und sinnend vor sich hin, er deutet mit der Rechten auf seine in einem goldenen Gefässe verschlossene Gabe. Der rothe Leibrock zeigt einen Dessin von Kreisen, in denen sich kleine Kreuzchen befinden; das weite dunkelrothe Oberkleid mit grauem Futter und einer Art von Kragen ist vorne offen und über den linken Arm geschlagen. Diese Gestalten sind etwas über Lebensgrösse.

Die ganze Darstellung hat eine grossartige Würde, besonders die Hauptfigur, die Mutter Gottes mit dem Kinde; in der Stellung und der Neigung des Kopfes zeigt sich der Übergang von der alterthümlichen Strenge zu der Idee der mütterlichen Zärtlichkeit und jungfräulichen Demuth. wie

sie die entwickeltere Kunst ausbildete; das Kind, welches hier durch sein Segnen in die Handlung eingreift, ist mehr in seiner weiterläsenden Bedeutung als von der naiv kindlichen Seite, wie in der späteren Kunst, aufgefasst; die Könige erscheinen durch ihre Geberden individualisirt. Die Bewegungen sind scharf und bestimmt, die Gestalten gestreckt, die Zeichnung ist dareubas streng und bekundet ein Streben nach entschiedener Charakteristik, besonders sind die etwas langen Hände gut gezeichnet. Die Gewänder zeigen gute Motive in den feinen, scharf gebrochenen Falten; das Costüme der Könige stellt sich als das des XII. Jahrh. dar. Die Contouren sind mit braunrother Farbe bestimmt gezeichnet und dann mit der Loeafarbe ausgefüllt, in welche die Details eingezichnet wurden. Die Vergoldung ist verschwunden und bis mehr die rothe Grundfarbe, auf welche sie aufgetragen war, zu sehen. Der gesammte Kunstcharakter, Terpbau und Costüme schmeissen das Gemälde als ein Werk aus dem Ende des XII. oder der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts, vielleicht gleichzeitig mit dem Bau der Capelle zu brücken.

Von besonderer Bedeutung sind die beiden Figuren zur Linken der Mutter Gottes, die nicht zur Vorstellung gehören; es ist eine Frau, welche eine Krone auf dem Kopfe trägt, gegen Maria gewendet, die Rechte wie sprechend halb erhoben, in einem knapp anliegenden blauen Kleide mit engen Ärmeln, über denselben ein vorne offener rother Mantel. Hinter ihr steht ein Mann, der ebenfalls die Hand halb erhoben hält, bärtig, mit einem langen dunkelblauen Mantel bekleidet. Diese Figur ist stark beschädigt, so dass sich weder das Costüme genau angeben, noch die Kopfbedeckung, von der man nur ein Stück, das wie eine Krone aussieht, bestimmt unterscheiden lässt. Er und die Frau gehören, wie die gleiche Bewegung anzeigt, zusammen; da sie keine Nimben haben, so sind sie wohl keine Heiligen, sondern Profanfiguren. Obwohl es nicht gewöhnlich ist, dass sich die Donatoren im Gemälde der Apsis darstellen liessen, so ist doch kaum zu bezweifeln, dass es hier die Stifter sind, wofür auch der Umstand spricht, dass sie in etwas kleinerem Masse erscheinen (4 Fuss hoch) als die heil. drei Könige; in Übereinstimmung mit dem Style des ganzen Bildes und der Bauart der Capelle sind sie unter den fürstlichen Personen — wegen der Krone — zu Ende des XII. Jahrhunderts zu suchen.

Nun war das benachbarte Bergschloss Mödling im XII. Jahrhundert im Besitze der habenbergischen Markgrafen und kommt als solches urkundlich im Jahre 1114 vor. 1136 erscheint Heinrich II. Jasomirgott als Herr von Mödling, wo er sich der Jagd wegen oft aufhielt, bis er nach dem Tode seines Bruders Leopold IV. die Regierung Österreichs übernahm (1141). Er liess Mödling dann durch Castellane verwalten; ein solcher war 1161 Rapoto von Kuenring. Nach Herzog Heinrich's Tode 1177 ging die Appanage an seinen zweitgebornen Sohn Heinrich III., der Heinrich der ältere von Mödling genannt wird, über; dieser war mit

Richsa, Tochter des Böhmenkönigs Wladislaw, einer „seeblichen und guetigen Fürstin“ vermählt; sie starb 1182, Heinrich 1223, doch liess er in letzterer Zeit Müdling durch Ministerialen verwalten.

Die Vermuthung liegt nahe, dass dieser Heinrich der ältere die Capelle erbauen und mit dem beschriebenen Frescogemälde ausschmücken liess, in dem er mit seiner

Gemahlin als Stifter dargestellt wurde. Diese Vermuthung erhält dadurch grössere Wahrscheinlichkeit, dass die Frau mit einer Krone auf dem Kopfe erscheint, die ihr als Königstochter zukam. Wir haben also hier der Wahrscheinlichkeit nach das gleichzeitige Bildniss eines habenbergischen Fürsten, wodurch das aufgedeckte Frescogemälde besonderes Interesse und Bedeutung erhält.

Beschreibung der Baudenkmale der Insel Schütt (Csallóköz) in Ungarn.

Vom Conservator Arnold Ipolyi-Stammer.

(Schluss)

Nebst dieser Statistik und dem vollständigen Inventarium der Baudenkmale der Insel Schütt sehen wir schon jetzt ein vollkommenes Kenntniss und Charakteristik der hiesigen Bauthätigkeit und Geschichte der Baudenkmale zweckmässig, einen kurzen Überblick der die Schütt zunächst umgebenden Gegend folgen zu lassen.

Das kurze Ergebnis dieser Untersuchung ist, dass auch hier, einzelne grössere Bauten abgerechnet, nur sehr wenige Spuren, und nirgends mehr erhaltenen Baudenkmale aus der romanischen Zeit vorkommen; aus dem Übergangsstyl ist eben fast gar nichts aufzuweisen, und das meiste noch Vorhandene gehört wieder der Spätgotik — was aber noch von weitem nicht in jener, hier er der Schütt eigenen Falle vorkommt — noch mehr aber sind es auch hier grösstentheils Kirchenbauten aus der Renaissance-Zeit, oder richtiger im Zopfgeschmack, deren grösster Theil wieder aus Capellen- und Bedürfnissbauten besteht.

Bekanntlich wird vorerst, von der äussersten Westgränze anfangen, die obere nördliche Umgebung der Schütt, so haben wir, anfangen von Pressburg, an den Abhängen der kleinen Karpathen — dem sogenannten Beskidon oder Weissgebirg — überall nur einzelne Denkmale der Gotik, anfangend mit dem Übergangsstyl (wovon mir aber nur ein einziges Denkmal in Pressburg bekannt ist), bis zu den späten Formen, die wie gesagt die häufigsten, und von welchen etliche bedeutendere Denkmale aus an Pressburg und in den kleineren Städten St. George, Bösing, Tynnan u. s. w. erhalten sind. Der gotische pyramidale Thronstein, noch in den Gebirgsschichten häufiger, wird an der von Füsse der Gebirgsketten gegen die Schütt zu sich herablassenden weiten Ebene immer seltener. Weiterhin wird das flache Land von grossen Flüssen durchschnitten, welche von Oberungarn herab der Donau anfließen, wie Danubius, Vág, Nyitra. Zwischen ihnen, wo sie sich immer mehr einander nähern, ist die Gegend des Überschwemmungen angesetzt, und mit wenigen aber um so grösseren Ortschaften mit weit ausgedehntem Feld, bebaut, wie: Fédőme, Hidasbürt, Felső-Szell, Fakszony, Fallós, Nádászeg, Farkasd, Pered, Zaigárd, Negyed, Szimés, welche nichts besonderes Bemerkenswerthes bieten. Nur das an der nördlichsten Gränze dieser Gegend stehende grosse Dorf Deák bietet noch das einzige bedeutendere Baudenkmal, und zwar des normannischen Stils, ober- und innerhalb der ganzen Schütt.

Ich will mich deswegen hier noch in dessen kurze Beschreibung einlassen¹⁾, indem dieser Han zugleich auch als Massstab dienen kann für die Erkenntniss und Vergewisserung aller jener früheren romanischen Bauten der angrenzenden Schütt, von denen wir jetzt nichts anderes, als Zeugnisse ihres einstmaligen Vorhandenseins haben.

Der Ort Deák kommt schon in der Sehenkungs-Urkunde des h. Stephan an die Benedictiner-Abtei zu Martinsberg vom Jahre 1091 — also gleichzeitig mit der Hekehrung Ungarns zum Christenthum vor; er wird nur im Allgemeinen unter dem Namen der terra Vág oder auch später terra Sala genannt, von dem hiesigen Flusse Vág, und dem Hauptorte der Gegend Sellje, zu dessen Felde es noch damals gehört hat. Es wurde hier von dem Orden gleich von Anfang eine sogenannte Grangia, Meierei oder Wirtschaftshof, errichtet; später entstand daraus ein kleineres Kloster mit Priorat, und vom Jahre 1228 erwähnt eine Urkunde bereits die Consecrirung der jetzigen Kirche (S. Schenkt. Ord. S. Benedicti 1833, 35). Spätere Urkunden (vom Jahre 1296) erwähnen des Klosters mit dem Namen Deák Monaster²⁾.

Die bereits, wie gesagt im Jahre 1228 consecrirte, also wahrscheinlich dann auch vollendete jetzige Kirche ist ursprünglich eine dreiseifige romanische Basilika, mit drei Apsiden und zwei Thürmen an der Westseite. Die Kirche scheint zwar bedeutende Veränderungen in der späteren Zeit erlitten zu haben; doch behielt sie noch die ursprüngliche Anlage und Form in manchen wesentlichen Theilen. So haben die drei Schiffe noch die erwähnten drei halbrunden Altarvorlagen. Die mittlere Apsis, als die grösste, dem mittleren weitesten Schiff correspondirend, hat im Durchschnitte 12', die Neben-Apsiden messen etwa die Hälfte. (Ganz genaue Masse konnte ich nicht erhalten, indem wegen der die Halbbrunlung einnehmenden Altargerüsten die Wand nicht überall zu erreichen war, und wo es angelegt wurde, differirten auch die Masse, wie gewöhnlich bei allen diesen älteren Bauten aus hiologisch bekannten Ursachen.) Eine Kreuzanlage ist nicht vorhanden, es fehlt selbst der eigentliche Chor, und die Apsiden schliessen sich hienit unmittelbar an die Schiffe an. Die letzteren sind durch drei Pfeilerpaare geschieden und haben die gleiche Höhe, so dass sie eine Art Hallenkirche darstellen. Es scheinen diese starken vierreihigen Pfeiler, welche jetzt ganz glatt ohne Sockel und Capitüle sind und nur Deckstein haben, modernisirt zu sein; sowie auch ein neueres Gewölbe angebracht worden ist, welches sich unmittelbar auf die Pfeiler und Seitenwände setzt; ebenso sieht man auch keine Spur mehr von früheren Arcadenbögen. In Betracht dieses ist es aber besonders beachtenswerth, dass die Seitenwände des mittleren Schiffes an die Pfeiler angesetzt, etwa 2 Klafter hoch, oder dem, das Innere der Kirche abschliessenden Gewölbe, unter das Dach hinausgehen; worin auch eine der Seiteneingänge oder die eigentlichen Aufgangsmauern des

¹⁾ Ich hoffe später eine erschöpfende Beschreibung nebst dem Grundriss und Durchschnitt mitzutheilen.

²⁾ Das heisst: Münster oder Kloster Deák. Selbst dieser spätere ungarische Name des Ortes deutet drauf, dass hier damals ein Kloster mit einer Schale gewesen, indem Deák im Altungarischen nicht nur vom Lateiner, sondern vielmehr einem Literaten oder eigentlich den Gelehrten oder Beiführern der Gelehrsamkeit, also auch den Studirenden bedeutet.

Gebäude; nur dass die Höhe bei den letzteren unbedeutend ist, indem sich diese auch durch die gewöhnliche Abhängung des Daches vermindern musste. Es entstehen daher auch über dem jetzigen Gewölbe unter dem Dache drei Fenster, ein breiteres mittleres und zwei schmälere an den Seiten. Das mittlere Schiff enthält hier die Beleuchtung an beiden Enden, durch das an der Westfront der Kirche zwischen den zwei Thürmen in die Fassade eingelegte Fenster und östlich durch die drei kleineren Fenster der mittleren Apis, welche in ihrer halbrunden Gestalt, gleich den mittleren Schiffwänden bis hinauf unter das Dach geführt wurde, indem sie unten in der Kirche etwas über die Mitte ihrer Höhe mit einem halbrunden Gewölbe schließt. Diese Erhöhung der mittleren Apis zeigt sich auch von Aussen betrachtet. Die zwei Nebenspiden folgen dieser Richtung nicht; sie enden unten mit dem Gewölbeabschluss, ungefähr in derselben Höhe mit der mittleren. Die zwei Seitengänge unter dem Dache haben daher auch keine eigenen Liebtgänge; sie sind aber mit dem mittleren Gange durch thürartige Öffnungen in Verbindung gesetzt. Zwischen je zwei solcher Thüroffnungen ist überall eine grosse halbrunde schließende Nische angebracht.

Diese ganze Vorkehrung am Dache wird nun für gewöhnlich als die ehemalige Wohnung oder doch als zeitweiliger Aufenthalt der stillen Einsamkeit und dem Gebete besonders obliegender Mönche angenommen. Nach der besonderen Beschreibung Fuxhofer's wären dies zu acht kleinen Räumen eigentümlich gewesenen oberen Seitenschiffe gerade die gewöhnlichen Zellen, und das mittlere obere Schiff das Dormitorium und Refektorium der ersten hier wohnenden Mönche gewesen, was er als eine, den Ordensregeln ganz entsprechende Einrichtung betrachtet will¹⁾. Zugleich wäre aber auch diese Einrichtung der Zellen oder der Kirchen jenen anderen der Benediktiner-Klosterkirchen Ungarns zu Martinberg und Lébány oder den Seitenschiffen gleich, wie schon darauf Prof. von Fitelberger (in d. Jahrbuch der Central-Commiss. 1856, 104 und den mittelalterlichen Kunstdenkmälern des österr. Kaiserstaates, 93) aufmerksam gemacht hat. Trotzdem kommt es hier bei näherer Betrachtung vor, als wenn hier die unter das Dach hinausgehenden Seitenwände des mittleren Schiffes nichts anderes wären, als die eigentliche ursprüngliche Erhöhung oder Obermauer des mittleren hervorstechenden

Schiffes; welches, nach der gewöhnlichen römischen Anlage, sich über den Pfeilern und Arcadenbogen über die niedrigeren Seitenschiffe erhebend, etwa auch hier nach gedreht, ein abgeändertes Dach gehabt hat. Erst bei einer späteren Restauration — wie sie die Kirche manche erlebt hat — dürften alle drei Schiffe das neu eingelegte Gewölbe in gleicher Höhe erhalten haben, wodurch die jetzigen hallenartig sich gestaltenden Schiffe entstanden sind und die Obermauer des mittleren Schiffes unter das gemeinschaftliche Dach gekommen ist! Somit wären selbst die thürartigen Öffnungen dieser Seitenwände, die oben als Thürnen der Zellen angegeben worden sind, nichts anderes, als einfach die gewöhnlichen Fensteröffnungen des über die Dächer der Seitenschiffe hervorragenden Mittelschiffes; so wie auch die zwischen diesen Öffnungen angebrachten Nischen nur an die gewohnte Vorkehrung des Romanismus erinnern, wie solche Wandnischen theils zur Vertheilung und Belebung der grossen Mauerflächen, theils aber zur Verringerung und Entlastung der von den Pfeilern getragenen Mauermaße angebracht worden sind. (S. die Beispiele bei Kallenbach, Chronologie der deutschen Baukunst, Taf. 4.) Es correspondiren auch hier die ausgehauenen Fenster der Arcadenbögen, wie die Nischen den Pfeilern, oder welchen sie angebracht erscheinen. Möglich indessen, dass nebst dem doch auch auch die Seitenschiffe etwa Zellen ober sich gehabt haben (so wie auch die oben angeführten Angaben von Martinsberg dieser Vorkehrung nur an den Seitenschiffen erwähnen), welche darnach ihre Öffnungen auswärts gehabt haben, und mit dem die Kirche umgebenden Kloster in Verbindung gewesen sind; von der anderen Seite aber etwa auch als Oratorien mit einer Aussicht in die Kirche versehen waren. Übrigens ist es auch kaum denkbar, wie diese Zellen, kaum ein paar Fuss breit und lang, ohne allen Lichtzugang, wie sie jetzt sind, bewohnbar gewesen wären, und noch weniger ist es anzunehmen, dass in einer Zeit, wo im XIII. Jahrhunderte schon, wie hier, so stymenisch entwickelte und ausgeführte Kirchengebäude des Ordens vorkommen, ohne ein eigentliches Klostergebäude, oben auf dem Boden der Kirche, nicht nur für die Anzahl bestimmte Räume, Oratorien u. dgl., sondern selbst die Wohnungen, ja sogar das Refektorium und Dormitorium vorkommen sollen, was kaum je durch die Ordensregel geboten war; und wenn ja, so konnte es ganz gewiss im XIII. Jahrhundert bei soch entwickelten Kirchenbauten des romanischen Styles nicht mehr stattfinden.

Sonst ist von dem Inneren der gänzlich modernisirten Kirche nichts zu bemerken. Von Aussen bietet sie in der gewöhnlichen Lage von West nach Ost den halbrunden Schluss ihrer drei Apisiden. Die mittlere springt stärker hervor und erhöht sich, wie gesagt, bedeutend über alle zwei anderen. Unter dem Kräftig gegliederten Gesims zieht sich der Randbogenfries unher, der sich auch weiter unten an der Stelle, wo das Gewölbe im Inneren abschliesst, wiederholt, und von hier in gleicher Linie auch auf die Nebenspiden übergehend, sich fortsetzt. Von den unteren Bogenfries laufen an allen drei Apisiden platte Lesenen senkrecht herab; die aber nicht überall in gleicher Entfernung angebracht sind, wie auch manche verkehrt und in der Mitte abgebrochen vorkommen. Diese Ungleichheiten, und besonders die nicht vollkommen halbrunden, sondern mehr verkehrtene Anlage der Nebenspiden nebst der Unghaltigkeit und Unebene des Mauerwerks geben dem Ganzen ein rohes Ansehen.

Die Seitenapsiden sind ohne Fenster geblieben, die mittlere hat nach hergebrachter Weise ihrer dreie, und zwar sowohl in dem unteren wie auch im oberen Stockwerk; die letzteren klein, schmal, mit bedeutender Wandabschrägung, schlossen gesammt halbrund; von den unteren ist nur das mittlere jenseh gleich, die zwei Nebenspiden sind rund. Dies sind zugleich, in wiefern ich mich erinnern kann, die einzigen in ihrer ursprünglichen Form erhaltenen Fenster. An der Westfront ist die gewöhnliche romanische zwei Thürmige Anlage, mit der Fassade in der Mitte, und darunter die Vorhalle; es ist

¹⁾ Zum nähern Verständnisse theilt ich hier seine interessante Beschreibung mit (*Monasterologia regni Hung. I. 225*): Nullum vidit in Hungaria a primis aera Benedictinorum aedificum, quod idem a regibus praescriptum nullius manus horum, nisi non lecto contineret. Fecitque pro necessitate loci satis ruper, sed non edamuram adhibens apparatus. Ara praeter principalem habet duas etc. (Er spricht hier von den damals vorkommenden neuen Ausweichungen.) Super ecclesia ecclesiae addae necessaria manserunt habitacula primis abstruuntur. In medio vultus cunctate malis, tantum sumpe, quam rei merito videtur. Et moliri hoc non potest octo intravit in murae velle, et dno octo lapide, et asperis in cupides arduum. (Er spricht von den Thüröffnungen, intravit, dass also die Thürpfosten aus Haustein wären, den die Mauer hier, sowie an dem ganzen Bau sich ausziegelte; und zwar die unter dem Dache in ihrem natürlichen Zustande, ohne auch nur eine Spur des Aquarels oder Anstrichs zu haben. Corredet hat daher der Schenck, Ord. S. Benedict. (s. a. O.), dass diese Zellen selbst, oder dass die Kirche ganz aus gehauenen Stein gebaut sei. Auch sind jetzt diese Öffnungen ohne den besagten steinernen Pfosten; sie haben eine fänglich-stierische Form, die wohl etwas oben und an den Seiten ausgebrochen erscheint, als wären die Steinpfosten abgenommen worden. Dagegen scheinen auch der obigen Beschreibung des Fuxhofer die Platten eine spitze, etwa gabelartige oder spitzböge Form (in capite arduum) gehabt zu haben.) Sed nullum — seti er tot — in Ala appert vestigium appendicem et austeriorum refectorium, dormitorium, portae appane fuerunt, ut imino videretur refectorium, dormitorium, cellae et loca orationis privatae, plerumque mediatio, intra huius ipas cellas, sub unius portae clausura contenta fuisse.

aber an diesem Theile nichts besonders Charakteristisches mehr anzutreffen. Die Thürme, welche noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein sterbliches Aussehen gehabt haben mögen, wenigstens nach der damaligen Beschreibung Béli's (Not. Hug. II, 243): *duabus instructam turriculis antiqui cultus praebet indicium*!; sind jetzt mit gewöhnlichen zopfigen Dachstühlen und Blechüberzug bedeckt worden; und die mit widerholtem Anwurf hekleckten Wände sind noch dazu mit einer schmutzigen rothen Farbe angestrichen. Von dem ehemaligen romanischen Portale an der Vorhalle ist nichts mehr anzutreffen. — Übrigens ist die ganze Anlage der Kirche im Grundriss jeuar zu Nagy-Károly und auch der Benedictiner-Kirche zu Lébény (von Prof. v. Eitelberger in d. Jahr. der Central-Commission 1856, 106 mitgetheilt) zu vergleichen. Es wird also auch hierdurch mit einem Beispiele mehr die Gleichförmigkeit der Bauformen dieser Zeit in Ungarn dargehan¹⁾.

An der Südseite der Kirche, unweit oberhalb der Thurmsohle, ist ein Capellenrundbau mit hervorspringender halbrunder Apside angebracht, der etwa ursprünglich als Baptisterium, Karner, oder gar etwa schon damals zur heil. Grabkapelle (s. Lébény, Geschichte der Architectur, 234) mag gedient haben; zu welchem letzterem Zwecke die Capelle auch gegenwärtig benutzt wird; sie steht mit der Kirche nur durch eine schmale Thüre in Verbindung. Von der nördlichen Seite ist die Sacristie abgetheilt. Hier und da, besonders an den Ecken, sind auch Strebepfeiler angebracht, die nach spätromanischer Weise nur einen geringen Vorsprung und gar keine Gliederung haben. Von einer romanischen Krypta-Anlage ist nichts zu bemerken. — Die Massverhältnisse der Kirche sind folgende: Länge des Langhauses im Lichten ohne Apsis und Vorhalle 41', die Breite des mittleren Schiffes 12', der Seitenschiffe 6' (die Masse variiren, wo man nur anlegt, um etwas). Die Durchmesser der Haupt- und Seiten-Apsiden, etwa 12' und 6', sind schon oben angezeigt.

Neben der Kirche, die nach der gewöhnlichen Lage der Benedictiner-Kirchen ausser dem Dorfe auf einem kleinen Hügel steht, an sich der Ort anlehnt, kommt noch ein kleiner scarpirter und etwa auch ursprünglich schon künstlich gestalteter Hügel vor, der jetzt zu einem Calvarienberge hergerichtet ist; mit einer festen Mauer unterbaut und umgeben, bietet er auch Grotteneingänge, welche ebenso zu Calvarienstationen eingerichtet sind. Ich konnte leider nichts erfahren von dessen ursprünglicher Entstehung, welche ebenso wie die Grotten zu Tihany (beschrieben von Prof. v. Eitelberger, Jahr. d. Central-Commission, 122) auch Lauben der Benedictiner der früheren Zeit zu suchen wären, wie solche in Ungarn, meines Wissens auch noch zu Szalka, neben einem ehemaligen Benedictinerkloster vorkommen. (Über ihr Vorkommen und ihren Zweck, zum zeitweiligen einseitigen Leben der Ordensmänner, wie es die Regel der Benedictiner vorschreibt, siehe bei Eitelberger s. O. u. Lenoir Architectur Monastique, 7.) Ich hoffe noch von den ersteren und letzteren ausführlichere Berichte geben zu können. Sonst ist von dem ehemaligen Klostergebäude zu Deák keine Spur mehr vorhanden.

Dies ist also auch das einzige hervorragendere und theilweise erhaltene romanische Baudenkmal, welches in der ganzen geschiederten, sich weit erstreckenden Gegend vorkommt. Dass es aber kaum übrig gedacht werden kann, sondern dass wahrscheinlich auch die übrigen Kirchen dieser Gegend, von denen wir die Meldung aus dem XIII. Jahrhundert haben, wie zum Beispiel die in der Nachbar-

schaft befindliche Kirche der damals weit ausgedehnten Pfarre Faksány, und von anderer Seite unweit die alte Klosterkirche zu Sellye u. s. w. im romanischen Styl erbaut waren, ist leicht anzunehmen.

So finds ich auch hier, in der unmittelbaren Nachbarchaft von Deák, in den Pfarrgedächtnissen der Ortschaft Felső-Szeli eine alte Glockenschrift aufgeschrieben, unzufällig aus dieser, wenn nicht früherer Zeit des XI. oder XII. Jahrhunderts, welche vor dem Bruchstücke einer halben Glocke (das erst in der neuesten Zeit absonden gekommen, wie mich Mehrere versichert haben, die es auch gesehen) abgenommen wurde.

Zugleich ist dort die Insehrift mit folgender Erklärung beigeitet. *Lucas Marcus. Jorai Anno Reparatae Salutis. MXXI. Virginis Mariae S. Ludovici S. Lauren(tii) Honorum. Wie an sehen hat die Lesart, ausgenommen die zwei oder etwa drei ersten Wörter, gar nichts für sich. Wir sind mehr berechtigt, darin wieder die Namen der Evangelisten zu suchen, indem sich das dritte Jorai gelassene Wort leichter (mit der Annahme einer Abkürzung und Weglassung des letzten als nicht hingehörigen Zeichens) Joss d. h. Jossos lesen lassen; wie sich das als Jahreszahl MXXI gedeutete (mit einem umgestärzten A in der Mitte) etwa M. A. oder Mathens dürfte sein; was wenigstens wahrscheinlich ist, als die Annahme eines Zusammens Jorai mit zwei Taufnamen Lucas und Marcus, als etwa des Donators oder Gießers, was jene Deutung beswecken will. Es sind übrigens die weiteren, theils verschränkten Lettern, theils abgekürzten Wörter, wenigstens meiner Ansicht nach, kaum mehr zu deuten. Es dürfte wohl auch hier noch dazu die Frage entstehen: ob die Zeichnung richtig sei und ob auf dem Bruchstück im Zusammenhange die ganze Insehrift erhalten war. Es soll uns also die Insehrift mehr nur dazu dienen, um das frühe Alter einer bis jetzt bedeutenden Glocke und damit auch einer Kirche darzuthun; was sich auch aus ihrer Betrachtung ergibt, indem nebst den reinen römischen Capital-Buchstaben darin nur Uccialen vermischt vorkommen, und sich noch fast gar keine Spur des gothischen Elementes zeigt. (Es scheint auch, als wenn römische, und zwar Cursiv-Minuskeln dazwischen wären, die aber wahrscheinlich nur Theile einzelner Lettern sind; die zwei letzten Zeichen werden sich wohl auf A men oder gar auf das, auch an Glocken häufig vorkommende Alpha und Omega beziehen. Wenn also auch die Lesart mit dem Jahre MXXI am allerwenigsten berechtigt ist, so dürfte doch der Charakter der Schrift aus palaeographischen Gründen auf eine nicht um vieles entferntere Zeit deuten. Das übrigens um diese Zeit bereits auch bei uns selbst die Dorfkirchen mit Glocken versehen sein konnten, lässt sich unkundlich beweisen²⁾. So hatte auch der Urkunde des heil. Stephan v. J. 1013 das Kloster zu Pécsvár fünf „apostolus“ (Cod. dip. I, 297). Der Dömöser Convent aber hat Urkunde von 1138 (Cod. dip. II, 104) zählt in mehreren Dörfern zusammen 44 „Campanianus“.*

Ertraehen wir nun noch die entgegengesetzte südliche Umgebung der Schütt; so haben wir vor uns überall die grosse Donau, als westliche Grenze, über welche sich die sogenannte kleine Lase) oder kleine Schütt, ungarisch Szigetköz genannt, ein von der grossen Donau und von dem sogenannten Rasber Arm gebildetes kleines Kiland, erstreckt. Wir fallen zwar mit dieser Gegend in ein fremdes Gebiet ein, indem nach der neueren politischen Eintheilung Ungarns die Klein-Schütt, welche früher theilweise zum Pressburger Comitat gehörte, nunmehr dem Ödenburger Stathalter-Gebiete einverleibt wurde, womit sie also auch in das Bereich des diesortigen Herrn Conservators gehört, dem wir auch die Beschreibung ihrer Baudenkmalc anhrinlassen; ich will sie nur

¹⁾ Meines Wissens ist auch Béli der erste, der geruchweise erwähnt, dass die Mönche ober der Kirche in den Zeiten gewohnt haben.

²⁾ Lébény wurde im Jahre 1268 gestiftet (siehe die Urkunde von diesem Jahre, Fejér, Cod. dipl. III, I, 59, wo bereits auch Erwähnung des Baues geschieht). Die Kirche von Deák wurde, wie oben bemerkt ist, bereits im Jahre 1328 auf das besondere Gebrauh des Papstes Gregor IX. von dem Bisthüfer von Neutra und Waitzen feierlich consecrirt.

³⁾ Die Acta Sanct. Aug. III, 626 haben schon von Dögures, dem Mönch von S. Kirian, die Angabe: *Nulli Faber tam in ferro quam in aere; fabricavit enim trecentas campanas.*

insofern in Betracht ziehen, inwiefern sie wegen des Zusammenhanges zur Ergänzung der Charakteristik und der Geschichte der Baudenkmale der größeren Nachbarinsel Schütt von besonderer Bedeutung erscheinen.

In dieser Hinsicht haben schon die Bodenverhältnisse der beiden Nachbarinseln den gemeinschaftlichen Charakter des von grossen Wassern eingeschlossenen Eilandes. Auch hier begegnet uns ein von vielen Wasserarmen durchschrittenes Weichland, ohne Hügel und Gestein; zwischen Auen nahe aneinander gerückte kleine Dörfer, aber weiterhin wieder der gothische schiefthige pyramidenförmige Thurmhelm vorherrschend; wir sehen ihn gleich in Remete, Ásvány u. s. w., wo überall wieder spätgothische Kirchenbauten vorkommen.

Der bedeutendste Ort aber nicht nur dieser Gegend, sondern selbst für die Baugeschichte der frühesten Zeit des zum Christenthum übergegangenen Ungarns ist hier Hédevárs, der Hauptort der kleinen Schütt. — Es kommt nämlich in den ältesten ungarischen Chroniken die beglaubigte Kunde aus der ersten Zeit des christlich gewordenen Ungarns vor, dass nach dem heidnischen ungarischen Fürsten Geiza, dem Vater des ersten Königs des heil. Stephan, ungefähr um das Jahr 900, die Altemaisischen Grafen von Hunburg; Hedrich und Wolger mit ihrem Gefolge nach Ungarn gekommen, und von dem, den Christen und Fremden bereits geneigten Fürsten diese Insel zum Sitz erhielten, wo sie auch auf einem Hügel unweit von Hasb ein höheres Castell zur Wohnstätte und ein Kloster als Begräbnisstätte sich erbaut hatten. Dieser Ort erhielt nach vom Grafen Hedrich den Namen Hédevárs, d. h. Hedrichsburg ¹⁾.

Hier wäre also eine der ersten bekannten Stätten der fremden christlichen Niederlassungen und kirchlichen Bauthätigkeit, somit auch eines der ältesten Baudenkmale Ungarns aus dem X. Jahrhundert, noch vor der Bekehrungswirkung des heil. Stephan zu suchen. Ich theile auch darum die Stelle unten im Original und in extenso mit, weil wir darin auch ein bestimmtes Zeugnis für die Baugeschichte dieser Zeit besitzen; wozu wir ersehen, dass die Bauten dieser Epoche, wie noch gegenwärtig selbst im übrigen Europa, aus Holz aufgeführt worden sind, was genügend dafür spricht, warum wir fast gar keine Baudenkmale aus dieser ersten Zeit aufzuweisen haben.

Was nun die jetzigen Baudenkmale von Hédevárs betreffen, rühren alle aus einer bedeutend späteren Zeit her; und ich will selbst nicht einmal des behaupten, dass sie etwa an jenem Orte stehen würden, von welchen wir die oben mitgetheilte Kunde haben. Zwischen uns sanoch bestehenden Kirchen ist nur noch eine, die als Baudenkmal eine nähere Berücksichtigung verdient. Es ist dies die ehemalige katholische Pfarrkirche, welche jetzt zur Grabstätte der gräflichen Familie Vicsay von Hédevárs dient und in der Mitte eines angelegenen alten Friedhofes, von einer Mauer umschlossen, steht. Der Bau scheint ursprünglich ein spätgothischer gewesen, oder doch die Kirche zur Zeit dieses Stils angebaut worden zu sein. Jetzt theil-

weise modernisirt, zeigt sie noch ein Portale aus der genannten Zeit. Mit einem geschweiften sogenannten Eiselrückenstrebogen überwölbt, ist die Wandung mit Wulsten und Hohlräumen gegliedert, der Giebel, mit Krabben besetzt, edel in der Kreumbau. Die äusserste Einfassung bilden vierer hervortretende säulenartige Cylinder mit einfach gegliederten Basen und Capitälen, auf denen Thierfiguren, wie Hunde, mit langen herabhängenden Ohren gebildet ungeheuer, aufsitzen; alles das ist bereits sowohl stark überthünct als auch beschädigt. Der Chor ist zusammenschliessend hier platt geschlossen (wo doch sonst, wie wir gesehen, alle unsere spätgothischen Baudenkmale, selbst die einfachsten, den dreistelligen Schluss haben, ausgenommen etwa die Kirchen zu Gomba und Pruk, eben wie es scheint die ältesten Baudenkmale der Schütt noch aus dem XIV. Jahrhundert). Dass aber dieser Theil auch von dem ursprünglichen Bau herrührt, beweist ein in die Mitte der Wand eingesetztes, jetzt halbvermaurtes spätgothisches Fenster, mit bedeutender Abschragung, wie auch die von Aussen angebrachten Strebepfeiler. Die übrigen Fenster sind neu verunstaltet, so wie auch die Wölbung des Chors. Das Schiff hat eine platte Decke. Aus dem Langhause führt eine Öffnung in eine Nebensepelle, welche an die Längseite des Schiffes angebaut, sich nach der ganzen Länge des Schiffes von der Westfront der Kirche bis zum Chor fortsetzt und daher auch mit der Kirche unter einem Dache stehend, ein einziges Gebäude darstellt. Möglich, dass hiemit die Kirche ursprünglich zweischiffig war, und die erwähnte Abseite erst später zu einer Capelle abgetheilt ward. Jetzt dient sie, wie oben erwähnt, zur Begräbnisstätte der gräflichen Familie. An den Wänden sind mehrere Grabmonumente und Tafeln auf weissen und rothem Marmor, Sandstein und Messingplatten. An der Hinterwand ist ein neuer sogenannter Laurentianischer Altar angebracht. Eben so ist auch die ganze Chorwand der Kirche mit rothmarmornen Grabsteinen aus dem XVII. und vorigen Jahrhundert besetzt. Der hervorragende unter ihnen stellt ein Hautrelief, das Bild des Barons Adam Vicsay vor, aus einer Nische im Hintergrunde hervortretender Ritter mit Vollbart und voller Platten-Harnischrüstung, mit Achselhöfen, Armschienen, Kniebuckel u. s. w.; die Kopfbedeckung besteht aus einem mit herabwallenden Strassfedern geschmückten Helme. Von dem schmalen Hüftgürtel hängt an der linken Seite das lange gerade Schwert, die rechte Hand hält aufwärts den ungarischen Buszogny, eine Art Streikolben. Auf einer Nebentafel ist die Inschrift: „Sepulchra Baronum familiaris Vicsay de Loos, quae primo Adama Vicsay de Loos pro successione occupavit. Anno Domini 1850.“ Darunter das Wappen: eine befügelte Adlerklaue und zwei einander angekehrte, zweischweifige, aufrechtstehende Löwen. Die späteren Wappen haben auch noch in einem dritten Felde vier Querbalen wegen Hédevárs ¹⁾.

Die jetzige katholische Pfarrkirche ist ein nüchternere Bau des vorigen Jahrhunderts mit einem äusserer breiteten Thurmportaute, der auf getrepter Unterlage eine Vase darstellt. Auf den Hauptaltar befindet sich ein ziemlich gutes Ölgemälde aus dem vorigen Jahrhundert. Auch die Wände der Kirche sind mit grossen Ölgemälden belagert, die aber von keinem besonderen Werthe sind ²⁾. Be-

¹⁾ Siehe *Chronicon Budacae* ed. Podhrzsky, p. 47. *Chron. Thaurici* II, 11. *Conferr. Chron. Kisa* ed. Podhrzsky, p. 79; *Poehae de Memoria Vojvody cum fratre suo Hedrico de comitibus Hunburg urtus, cum trecentis decesseris phaleratis introiit. Qui dux Gyrga montem Kisaen et insulam Danubii circa Isacrinum dedit pro decem annis; ubi castrum lignum fecerat, fecit quoque in eodem monte corosium ubi est tumulus. De istis Hedrici factum derivatur.* (Nämlich das herihale Geschlecht der Herren von Hédevárs, die seit dem Anfange hier gewohnt haben und im männlichen Stamme erloschen, in weiblicher Abkommenschaft ihre Stammgüter für die späteren Barone und Grafen von Vicsay de Loos und Hédevárs vererbt hatten. Der hier in den Chroniken erwähnte Derg Kisaen und richtiger mit der Variante Kisaen bei Thaurici, ist weder Günsig (wie Podhrzsky meint), noch Köpckény, sondern das neben Hédevárs etwas erhöht liegende Kisaó oder Kwaó, wie auch das Wort Kisaen nach der slawischen Schreibweise zu lesen ist.)

¹⁾ Ich halte es nicht der Mühe werth, die übrigen weithändigen Inschriften in schlechten lateinischen Versen aus dem XVII. u. XVIII. Jahrhundert hier mitzutheilen.

²⁾ Bedeutend erscheinen mir aber dagegen die Gemälde in der neben Filiale zu Lipód, sowohl das Altarbild, den heil. Clemens darstellend, wie auch ein etwa zwei Klafser grosses Omalereis, enthaltend die Lebensgeschichte Christi. Wenn auch die Andeutung des Schmerzes, der Wuth u. s. w. hier und da in Verzerrungen murrten, kann ihnen doch die gelungene Technik und Ausführung nicht abgesprochen werden. Sie scheinen mir der italienischen Schule des XVII. Jahrhunderts anzugehören. Es stammen alle diese grossartigen Gemälde aus einem im vorigen Jahrhunderte aufgehobenen Kapuziner-Kloster in Ugar, Altengarn, wo sie damals per Stück um 30 kr. hinausgegeben wurden. Ein Werth, den

merkenswerth ist aber der Taufstein, ein röhrenförmiges Becken auf einem Fussgestell; nach der Inschrift wäre er aus dem Jahre 1330. *Anno domini millesimo de III (trecentesimo) tricesimo VIII.* Von Unkundigen gelesen, wurde die Jahreszahl für 1031 oder 1033 gehalten und das Taufbecken damit der Zeit des heil. Stephan zugeschrieben, wie es die Stelle in den Pfargedenkbüchern darüber bezeugt¹⁾. Dieser Einstand verursacht noch dazu, dass das Taufbecken die Aufmerksamkeit des damaligen Grafen Kirienpatrons auf sich gezogen hat und es wurde dessen Reinigung und Aufstellung auf ein neues Piedestal ansgordnet; wobei es auf unverantwortliche Weise von dem Steinmetz mit neuen geschmacklosen Zierthron beschriftet und dadurch die Inschrift fast gänzlich vermischt wurde, so dass nur unter den Schmuckeln tie und da einige Züge bemerkbar sind. Ich theile sie hier mit nach der gedachten Aufzeichnung der Pfargedenkbücher aus dem vorigen Jahrhundert, wo sie mit den bereits ausgebildeten neogothischen Minuskeln, wie hier mitgetheilt, erscheint; die treue Abzeichnung scheinen die sichtbaren Spuren an dem Becken zu bestätigen.

Es dürfte uns schon also diese Jahreszahl auf die Spuren früherer kaiserlicher Kirchenbauten führen, als es die jetzt vorhandenen spätgotischen sind. Die Pfargedenkbücher berichten eben auch von einer ehemaligen „Capella Mortuorum“, die neben der damaligen Kirche gestanden ist, an deren Stelle die jetzige um das Jahr 1733 erbaut wurde. Dieser Bericht erzählt sehr ausführlich, dass die Capelle ein uralter Bau war, von besonderer Mauerconstruction, und ausserhalb um vieles älter als die damals gestörte Kirche, deren Gründung selbst unbekannt war. Die Capelle wurde bereits im Jahre 1638 restaurirt; bei der Abtragung ihrer Mauern bemerkte man, dass sie auch bemalt war mit den Bildern und Gestalten des Todes und mit sehr interessanten, darauf bezüglich angebrachten ungarischen Inschriften, von welchen das vorgefundene angezeichnet wurde, was ich am passenden Orte mittheilen werde. In dieser Capelle soll nun auch der Taufstein gestanden sein. In Folge einer Stiftung wurden hier allabendlich öffentliche Gebete für die Verstorbenen verrichtet u. s. w.²⁾.

Wir wären also hier wieder auf der Spur eines römischen Baptisteriums oder vielmehr eines Kerkers, zu welchem beiden Zwecken, wie wir hören, die Capelle später vereinigt wurde. — Ich lasse übrigens dahingestellt, ob das noch die Reste etwa des ehemaligen

bezeichnet ungefähr die Rahmen aus Holz, bloß als Feuerungs-Materiale betrachtet, etwa haben würden.

1) *Fons baptismalis e marmore rubro sectus antiquissimus, ad tempora illo adhuc referendus, ubi S. Stephanus baptizatus: anno millesimo tricesimo primo, qui unquam in eodem marmore his figuris et gesticulis hactenus expressis visentur. Die Figur von Anfang stellt das ungar. Reichswappen dar, wie es schon um diese Zeit vorkam.*

2) Die Stelle in den Pfargedenkbüchern lautet: *Structura haec aeterni nihil antiquior apparet, quam ecclesiae ipsius, ut et ex huius erectio apparet omnino memoriam hominum. Hicbatitur capella haec defunctuorum, signidem ad suffragia iudeis ferenda destinata fuit. In hac capella conservatur fons baptismalis e rubro marmore sectus (wie oben). Laboratum est in diffinitione marmorum capellae, qui marmor ad istum ex mera calite et fenestillis lapidum et tegularum structis, concrescetes, viz longo tempore diutius poterant ei et instrumentis solutissimis. Dum foras capellae huius infrascriptus die 15 Julii (1733) sub abbasse observari quosdam quasi literas, quas cum rediret et ceteris in crustulis removeret, integram capellam nigra colore expictam et integram in parietibus deprehendi verum et secta conservatissimis indicia, quae ab unguis parte mortis feliciter depictas insigne. (Es folgen dann die ungarischen Veranschreibungen.) Besondere Berücksichtigung verdient in dieser Beschreibung die Angabe über die Construction des Mauerwerkes.*

Klosters und anderer hiesigen früheren und frühesten Bauten dieses Ortes sind, von welchen wir oben die Kunde erhielten.

Im Schloßse hier ist auch noch eine Capelle, die aber jetzt im neueren Styl hergerichtet, nichts Bemerkenswerthes als etliche gute Bilder hat.

Das Schloss oder Castell selbst ist an der Stelle der früher befestigten, mit Sechsmauern und Wällen versehenen Burg der mächtigen Herren von Hedervár neu aufgeführt oder wenigstens durchgängig modernisirt im Style der vorigen Jahrhunderte; es bildet ein zwölfeckiges Viereck mit drei gewaltigen Eckthürmen, von denen der eine besonders hoch hervortragt. Den Archäologen und Kunstfreunden vom Anfange dieses Jahrhunderts war der Ort rühmlichst bekannt durch die ausgezeichneten Kunst-, Bücher- und besonders numismatischen Sammlungen des Grafen Laurent Vitzay von Hedervár (das sogenannte Museum Vitziano-Hedervarianum; das Verzeichniß der Sammlungen ist auch im Druck erschienen). Leider sind diese, kraft des Vermögens ihres Bruders, veräußert und zersplittert worden. Der grössere Theil der Kupferstichsammlung wurde beim Einfall der Franzosen geplündert; eine noch bestehende prächtige Gemälde- und Geräthsammlung wurde erst in der neuesten Revolution zerstört; so dass jetzt nicht mehr als eine ungarische Münzensammlung und etwelche noch immer in Einzelnen bedeutende Reste von Sculpturen, Gemmen, Toräsen und Ölgemälden (wie eines angeblich von Paul Veronese, eine Madonna von Sasso Ferato) vorhanden sind. Auch wird im Archive ein bedeutender Schatz von unedirten Original-Urkunden u. s. w. aufbewahrt.

Es wären übrigens noch in der kleinen Schütt in Vámos, Bajcs, Ásvány, Remete, Bárdó, Kiliti, Szőgye o. s. w. Spuren älterer Kirchen und Bauten zu suchen. An der südöstlichen Grenze über der Donau, unweit von den ehemaligen römischen Niederlassungen von Ács und Szőny — das einstige Bregetium — haben wir die Kunde aus der ersten Hälfte des XIII. Jahrhunderts über ein hervorragendes Kloster dieser Gegend: *Katopán-Monasterium* genannt; an der Stelle seiner gänzlich verschwundenen Reste steht nun das kleine Dorf *Monaster* (d. h. Monasterium=Monster). Wie hier am anderen Donauufer die grosse Schütt mit der Stadt und Festung Komarna abschliesst, so endigt die kleine Schütt südlich mit der bedeutenden Stadt Raab. Diese beiden Städte haben aber wenige oder fast gar keine Reste mehr aus ihrer älteren Bauten aufzuweisen, welche meist überbaut worden sind, sowohl ihre Kirchen wie auch die alten Burgen und Festungen. Sie bieten also gar keine Anhaltspunkte für die, etwa auch aus ihnen ausgehende Bauthätigkeit und Baugeschichte der Gegend.

Und somit finden wir auch hier kein bedeutendes Denkmal aus der früheren, besonders römischen Zeit. Nur das etwa von Hedervár zwei Meilen entfernte Lébény mit seiner grösstentheils erhaltenen römischen, dreischiffigen Basilica bildet hier wieder ausser der Insel das einzige Muster des römischen Baues dieser Gegend, eben so wie oberhalb der Schütt Herzki dafür gelten kann. Es sind also diese zwei römischen Kirchen von Lébény und Dezi, zwischen welchen die ganze Schütt ihrer Breite nach sich ausdehnt, und welche etwa acht Meilen von einander entfernt in diagonaler Lage sich gegenüber stehen — die allein erhaltenen grösseren römischen Bauten, welche uns ein Zeugniß von den früheren bedeutendsten Bauwerken dieses Gebietes gewähren.

Weiter von Lébény westlich, ist noch die ehemalige Prämonstratenser Propsteikirche von Horpács mit dem annoch erhaltenen prächtigen, römischen Portale, welches uns Prof. v. Eitelberger in den mittelalterlichen Kunstdenkmalen des österr. Kaiserstaates S. 91 mittheilt, und noch weiter die aus dem XII. Jahrhundert herührende, aber bereits umgebaute Prämonstratenser-Klosterkirche von Csorna zu finden.

Notizen.

(Das alte Capitelhaus des Cistercienserklosters Viktring in Kärnten.) Aus der in der Handschriftensammlung des kärntnerischen Geschichtsvereines befindlichen „Series Abbatum monasterii Victorienis“ habe ich nachstehende Notiz entnommen: Gerhardus II, 31, Abbas Victorienis canonice electus anno 1445 regnavit annis 20 mensibus 9, diebus 10, obiit anno 1466 17 Cal. Martii. Hic curavit Sarcophagum fieri in Capitulo, qui vidit ter civitatem Sanctam Jerusalem.

Hierzu kam, dass mir erinnerlich war, dass vor mehreren Jahren in dem vormaligen Conventgebäude der Abtei Viktring ein der Kirche benachbartes, euerdiges Gemach zu einem Einsatzkeller umstaltet wurde und dass bei dieser Gelegenheit unter dem Fussboden Menschengebeine und auch Reste priesterlicher Kleider gefunden worden seien.

Endlich ersah ich in Valtrasor's Topographie von Kärnten Seite 232 auf dem Bilde von Viktring nach dem Stande vor den im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vorgenommenen, bedeutenden Umbauten, aus derselben Stelle, welche nun der Einsatzkeller einnimmt, aus der Ostwand des Erdgeschosses der polygone Abschluss eines Capellenbaues gegen Osten hervortrat.

Diese Umstände liessen mich hoffen, auch in Viktring die Stelle des alten Capitelhauses aufzufinden. Ich wendete mich unverzüglich an Herrn Max Ritter von Moro in Viktring mit dem Ersuchen, möglichst genaue Erhebungen über alle Umstände der im Eingange erwähnten Adaptirungsgeschichte zu pflegen und den Erfolg derselben mir gefälligst mitzutheilen.

Hierüber erhielt ich die nachfolgende Mittheilung:

„Zu dem beiläufig um die Mitte des verfloßenen Jahrhunderts vollendet gewordenen Neubauten des Cistercienserklosters in Viktring gehört auch das Conventgebäude. In der westlichen Fronte desselben, zu ebener Erde, ganz nahe am Krenagang-Portale, befand sich das Capitel-Locale. Dieses hatte die Gestalt eines länglichen Viereckes, war von West nach Ost gestellt, und hatte den Eingang auf der Westseite. Der Boden war mit Steinplatten belegt und auf der Ostseite nur eine Stufe erhöht, auf welcher Erhöhung ein Altar stand. Längs der zwei Seitenwände bis zu dieser Stufe waren hölzerne Stühle. In der Mitte, unmittelbar vor der Stufe, befand sich im Boden ein 4 Schuh 4 Zoll hoher und 3 Schuh 4 Zoll breiter Grabstein mit folgender Inschrift in lateinischen Buchstaben:

Hic requiescit R^{mo} Perilustris D^{mo} Gerhardus XXXI abbas Victorienis canonice electus anno MCCCCXV qui ter vidit civitatem sanctam Jerusalem et reliquias insignes Dneae passionis et Sanctorum reportavit. Regnavit an XX mens IX dieb. X. Obiit XVII Cal. Martii an MCCCCXVI.

Im Jahre 1835 wurde dieses Locale zu einem Keller umgestaltet und zu diesem Ende der Fussboden um 6 Schuh niedriger gelegt. Nachdem man die Steinplatten nebst obigem Grabsteine weggenommen hatte, kam man an eine 3 bis 4 Zoll tiefe Schichte von Schutt, und nach deren Hinwegräumung unter der Stelle, wo sich genannter Grabstein befand, auf einen zweiten, 6 Schuh 10 Zoll hohen und 3 Schuh 9 Zoll breiten, schön gearbeiteten Grabstein. Auf demselben befindet sich in Hoerelief ein Mann im geistlichen Ornat, mit der Hulst am Kopfe, der auf einem Polster ruht. In der rechten

Hand hält er den Hirtenstah, dessen Windung desshalb eigenthümlich ist, weil sie wieder in den Knäuel zurückkehrt. Innerhalb der Krümmung ist eine Capelle gemaiselt, wahrscheinlich um anzuzeigen, dass der Träger des Stabes der Stifter einer Capelle war, welche Annahme auch die nachfolgende Umschrift an Grabsteine unterstützt. In der linken Hand hat er ein einfaches Kreuz, das theilweise beschädigt ist, auf dem jedoch noch folgende Worte in gothischen Buchstaben deutlich zu lesen sind: „civitatem sanctam Jerusalem“.

Die Umschrift am Rande des Steines in gothischen Buchstaben lautet:

Anno Domini millesimo 461 12 mensis augusti sarcophagus iste factus est procuratore reverendo in xpo pie et D^{mo} Gerardo lujus monasterii et capelle abbate ac fundatore pro sua suorumque successorum sepultura Deo gratias.

Unter diesem Steine war ein mit Ziegeln ausgemauertes und überwölbt, länglich-viereckiger Raum, in dem man nach Durchschlagung des Gewölbes zwei auf einander stehende hölzerne Särge fand. In jedem dieser Särge war ein schon verwester Leichnam mit Resten geistlicher Kleider, unter denen die Stola erkennbar war. Ausserdem fand man beim Ausheben der Erde und des Schuttes kein Mauerwerk, wohl aber zerstreut Gebeine von zusammen beiläufig 11 menschlichen Körpern. Im Schutte wurde ferner ein Ring, bestehend aus einem schmalen goldenen Reif, auf dem die Namen der heil. drei Könige eingravirt gewesen sein sollen, vorgefunden. Dieser Ring ist seither in Verlust gerathen.

Sowohl die zwei Särge mit den in denselben befindlich gewesenen Leichnamen, als auch die vorgefundenen Gebeine wurden nach vom damaligen Aupsfarrer Franz Puntschart vorgenommener Einsegnung in Begleitung desselben in die Kirchengruft, die sich unter der dem nördlichen Querschiffe angebauten sogenannten Bernardicapelle befindet, übertragen. Der erstgenannte Grabstein mit lateinischen Lettern befindet sich gegenwärtig in der Kirche links vom Haupteingange, der zweite in Hoerelief mit gothischen Buchstaben in einer kleinen Seitencapelle, welche der Bernardicapelle östlich angebaut ist (in der sich nun das heil. Grab befindet), eingemauert.“

Diese Mittheilung ist die Frucht sehr mühsamer Nachforschungen und war nur von der Ansicht und unermüdelichen Thätigkeit des Herrn Max Ritter von Moro zu erwarten. Derselbe ist in den Jahren noch zu wenig vorgeerickt und befand sich zur Zeit, als die Umstellung des Capitelhauses in den Einsatzkeller Statt hatte, noch hier in den Studien, hatte daher von der Umgestaltung und dem Detail derselben nur von Hörensagen Kenntnisse. Ein einziger, mehr als siebenzigjähriger Arbeiter, welcher den ganzen Umstellungsact mitmachte, konnte verlässliche Auskünfte geben. Er fand die Grabsteine, welche sich nun in der Kirche befinden, unter den übrigen Grabsteinen ohne die mindeste Anleitung heraus, ist mit einem so sicheren, erprobten Gedächtnisse begabt und wendet den alten Denkwürdigkeiten von Viktring so viele Aufmerksamkeit zu, dass an der Richtigkeit seiner Aufgabe nicht zu zweifeln ist. Es muss als eine glückliche Fügung angesehen werden, dass die Erhebungen noch bei Lebzeiten dieses alten Mannes gepflogen werden konnten, denn nach dem Tode dieser lebendigen Viktringer Chronik wäre es ganz unmöglich gewesen

über die erwähnte Umstellung und die dieselbe begleitenden Umstände eine verlässliche Auskunft zu erhalten.

G. Freih. v. Ankershofen.

(Résumé aus der Relation vom Jahre 1597 über die am Schlusse des XVI. Jahrhunderts in der Burg Karlstein ausgeführten Restaurationsarbeiten.) Das Original dieser in böhmischer Sprache verfassten Relation — deren Schluss aber fehlt — befindet sich in der böhmischen Landtafel (172, lit. K. 14). Diese überaus ausführliche Relation enthält den Bericht der Kämmerlinge bei der Landtafel, welche auf Verlangen des Burggrafen zu Karlstein, Herrn Joachim Nowohradský von Kolowrat, von den böhmischen Ständen abgeschickt wurden, um die von dem genannten Burggrafen auf Landeskosten ausgeführten Restaurationsarbeiten zu Karlstein zu besichtigen und zu beschreiben.

Die wichtigsten auf die Baugeschichte der Burg sich beziehenden Resultate habe ich aus jener weitläufigen, stellenweise unklaren Urkunde, von der mir eine ämtlich vidimirte Abschrift von dem ehemaligen Director der Herrschaft Karlstein, Herrn Ferd. Jicinský, übergeben wurde, auf folgende Weise zusammengestellt und mit Beziehung auf den Plan der Burg Karlstein geordnet:

1. Das untere erste Burghor wurde nach dem Berichte der Relation im Jahre 1596 vom Grunde aus neu gebaut, war aber um ein Stockwerk höher, als es sich gegenwärtig darstellt. Das mit Eisen beschlagene Fallgitter des Thores wurde am Ende des verfloßenen Jahrhunderts beseitigt.

2. Nach dem Berichte der Relation führte vor dem J. 1597 ein enger Fahrweg, der sich durch eine tiefe Schlucht nach, zum Burghore; diese Schlucht ward aber im genannten Jahre ausgefüllt und eine neue breite Fuhrstrasse angelegt.

3. Fast in der Mitte der langen Mauer (von Ziegeln) an der Westseite der Burg befand sich ursprünglich eine Pforte, zu welcher aus dem tiefen Thale (*hluboký úd*) an der steilen Berglehne ein Pfad in die Burg führte. Diese Pforte wurde, wie im Berichte erwähnt wird, im J. 1596 zugemauert.

4. Der Thurm links vom ersten Burghore wurde in dem angeordneten Jahre durchaus restaurirt, und die zu diesem Thurme (*Worsilka*) führende Stufen hatte man zur selben Zeit grossentheils im Felsen angehanen. Ebenso wurde dazwischen die Mauer zwischen mehreren Bastionsthürmen restaurirt und mit grauer Farbe zierlich übermalt.

5. Vor dem zweiten, oberen Thore waren ehemals zwei Brücken, eine feste und eine Zugbrücke. Über die Joche, welche diese Brücken trugen, führt jetzt der Weg in die Vorburg. Die mit Eisen beschlagene Thür, welche diesen zweiten Eingang gegenwärtig verschliesst, rührt aus der ursprünglichen Bauperiode der Burg her, denn die Relation nennt es das alte Thor, und berichtet, dass es im Jahre 1597 los ausgebessert worden sei. Über diesem Thore ragten ehemals drei Thürmchen; den oberen Theil dieses Baues hatte man aber im Jahre 1802 abgebrochen.

6. Über dem zweiten Hauptthore befand sich eine getäfelte Stube; diese (und wahrscheinlich auch die antostehenden tieferer der Vorburg) war die Wohnung des Capitulardechanten von Karlstein¹⁾, keineswegs aber, wie man bisher verneinte, eine Capelle des heil. Wenzels.

7. Die Relatoren schildern sehr ausführlich die Umbauarbeiten in den unteren Räumen der alten Burg vorgenommenen. Diese beziehen sich aber fast durchgehend auf die Herstellung von Stallungen, Vorrathskammern, Wagenschuppen u. s. w. Bemerkenswerth ist aber die Erwähnung, dass man, um die schwachen Hauptmauern des Palas zu festigen, einen mächtigen Strebebogen und überdies zwei Strebebögen aufzuführen.

8. Ferner wird erwähnt, dass sich neben der St. Nikolauskapelle ehemals zwei grosse Säle befanden, welche aber bei der Restaurirung vom Jahre 1596 durch Quermauern in vier Gemächer abgeschieden wurden. Sodann erhielt aus der Relation, dass ursprünglich bloss der in dem vorspringenden Thurme befindliche Raum, der gegenwärtig die Sacristei bildet, die St. Nikolauskapelle gewesen und dass diese Capelle im Jahre 1597 neu eingewölbt worden sei. In viel späterer Zeit wurde das an die alte Capelle antostende, mit einer flachen Decke überdeckte Gemach in die gegenwärtige St. Nikolauskapelle verwandelt, während man die ursprüngliche Capelle als Sacristei benutzte.

9. In einigen Beschreibungen der Burg Karlstein wird erwähnt, dass man zur Zeit Karls IV. aus dem Palas in die Collegiatskirche der Mutter Gottes über den oberen Schwiebhogen gelangen konnte. Unsere Relation gibt aber nicht bloss über diesen Gegenstand, sondern auch über die ursprüngliche Anordnung der Marienkirche einen befriedigenden Aufschluss. Es spannen sich nämlich noch gegenwärtig zwei Strebebögen von dem Palas zur Marienkirche. Der obere derselben wurde lediglich zur Festigung der schwachen Hauptmauern des Palas aufgeführt. Das Innere dieses Bogens umschliesst noch jetzt einen gewölbten Raum, in welchem sich, wie die Relatoren berichten, im Jahre 1597 Pulver und Kugeln vorfanden. Über dem unteren Schwiebhogen führte aber ein Gang aus dem Palas, wo man zu diesem Zwecke die Mauer eines Gemaches im Jahre 1596 durchgebrochen und eine Thür angebracht hatte, in die unter der Marienkirche befindliche Stube der Lehenamannen, aus der man auf die Hauptstiege gelangte, welche noch jetzt in die Marienkirche führt.

10. Die Relatoren berichten, dass sich über der gewölbten Capelle des heil. Nikolaus (im Palas) eine kleine Stube und neben dieser ein grosses Gemach mit zwei Fenstern und einem wälschen Kamine befanden habe (das letztere wird gegenwärtig ohne allen Grund als die Wohnung der Karlsteiner Domherren bezeichnet). An dieses Gemach — lautet der weitere Bericht — stösst das mit Holzgetäfel ausgelegte Zimmer, welches Karl IV. bewohnte, und aus diesem trat ein gewölbter Erker hervor (dieses ehemalige kaiserliche Wohnzimmer wird gegenwärtig der Audienzsaal genannt). Ferner wird berichtet, dass man aus diesem Zimmer in die Halle gelangte, auf deren Wänden die Bilder der Ahnen Karls IV. gemalt waren. Die Wände dieser Halle wurden damals mit Kalk überthünelt; es ist möglich, dass man unter dem Kalkanwurfe die Spuren jener wichtigen historischen Gemälde auffinden könnte.

¹⁾ castri predicii in una domo communi simul resident et morantur; es scheint aber, dass hier unter dem „castri“ die eigentliche Königszimmer der Palas, zu verstehen sei. Die Relation gibt an, dass die Wohnung des Dechanten wohl auch nicht vor, doch wenigstens ober dem Thore der Vorburg gelegen war.

¹⁾ Im Stühlschreibers Karls IV. heisst es zwar: Volumus praeterea et ordinamus, ut Decanus et Presbyteri (situationi) saepe dicti ante portas

Über diesen Räumlichkeiten befanden sich im oberen Stockwerke die Gemächer, in welchen die Kaiserin mit ihrem Frauenzimmer zu wohnen pflegte (v nicha cisarova bývala a svjm frauenerem). Diese Kammern hatten ursprünglich bloß aus Baksteinen und Zimmerwerk gefügte Wände, welche wegen ihrer Fäullichkeit im Jahre 1596 durch neue massive Mauerwerk ersetzt. Aus dieser Angabe erhellt, dass die bis jetzt herrschende Meinung, als ob keine Person weiblichen Geschlechts zu Kaiser Karl's Zeiten zu Kalkstein bleibend verweilen durfte, durchaus unbegründet sei.

11. Aus der ausführlichen, aber etwas verworrenen Beschreibung jenes Bestandtheiles der Burg, in welchem sich die Collegiatkirche der Mutter Gottes befindet, geht hervor, dass in dem untersten Raume dieses Gebäudes sich ein Keller befand, in welchem die Kriegsmunition aufbewahrt wurde; neben diesem Keller waren zwei Vorrathskammern, von denen die eine in ein Gefängniß (Cewwaka) umgewandelt ward. Im zweiten Stockwerke befand sich über jenen Räume eine Handmühle, und neben dieser die Stube der Lehensmannen. Zu dieser Stube führte, wie oben erwähnt war, seit dem Jahre 1596 aus dem Palas der Weg über den unteren Schiebgebogen. Weil nun die Relation weiter erwähnt, dass man von jeher aus der Stube der Lehensmannen auf steinernen Stufen in die Kirche der allerbiligsten Jungfrau Maria gelangte, so ergibt sich daraus, dass der gegenwärtige Zugang in die genannte Kirche der alte von Karl IV. angelegte sei.

12. Deutlich geht aus dem Berichte der Relatoren hervor, dass die Marienkirche ursprünglich um die Hälfte kleiner gewesen sei, als sie gegenwärtig sich darstellt. Dieselbe reichte nämlich bloß bis zu dem in der Mitte des Kirchenraumes befindlichen Pfeiler, welcher im Jahre 1596, als man die Kirche durch die Hinzufügung des anstossenden Gemaches erweiterte, aufgemauert worden war. Es scheint, dass an der Stelle, wo gegenwärtig der Pfeiler sich erhebt, der ursprüngliche Altar gestanden, denn es wird ausdrücklich erwähnt, dass man (im Jahre 1596) gegenüber von diesem Pfeiler die Mauer ausgebrochen und in dieselbe ein Fenster, dessen Wölbung einem Kirchenchore ähnlich ist, eingesetzt, unter dasselbe aber den Altar aufgestellt habe. Eben diese Anlage des Altars stellt sich noch heute dem Auge dar. Die bis jetzt herrschende Meinung, dass vor Zeiten an der Stelle jenes Fen-

sters der Eingang gewesen, durch welchen man über den darunter befindlichen Strebebogen in die Kirche gelangte, wird durch diese Schilderung entschieden widerlegt.

13. Ferner erfahren wir aus der Relation, dass im Jahre 1596 die Marienkirche mit Kalk überzucht und dass nicht bloß die neugelegte Decke, sondern auch alle vier Wände der Kirche mit verschiedenen schönen Figuren aus dem alten und neuen Testamente ausgemalt worden waren. Der Anblick dieser Malereien beweist aber deutlich, dass die Bilder zur rechten Hand des Altars, auf denen Karl IV. in drei Momenten seines Lebens dargestellt erscheint, wie auch das schöne Madonnenbild dem Eingange gegenüber im Jahre 1596 bloß restaurirt wurden, während man die übrigen Wandflächen, namentlich die Darstellungen aus der Apokalypsis, mit sehr mittelmässigen Malereien bedeckte. Nach dem vorliegenden Berichte zahlte man damals den Malern für diese geschnacklose Übermalung die für jene Zeit sehr bedeutende Summe von 500 Meissn (1383 fl. 20 kr. CM.)! Bei der im Jahre 1837 vorgenommenen Restaurierung der Kirche fand man unter der Rudolphinischen Malerei noch Reste von den ursprünglichen Gemälden, und es stellte sich heraus, dass dieselben auf Goldgrund ausgeführt waren.

Als ein Glück müssen wir es ansehen, dass, wie der Bericht meldet, weder die St. Katharinenkapelle, noch die prächtvolle Capelle des heiligen Kreuzes im Thurne der Burg damals einer Reparatur bedurften; denn sonst würde die Hand der Rudolphinischen Zopfmaler dasselbe traurige Schicksal, welches die karolinischen Gemälde der Marienkirche traf, den herrlichen Bildwerken, mit denen die Wände jener geweihten Räume bis jetzt noch geschmückt sind, bezieht haben.

14. Aus der Zahl der übrigen, minder wichtigen, in der Relation vorkommenden Angaben mögen noch folgende angeführt werden: Vor dem grossen Thurne der Strasse gegenüber wurde im Jahre 1596 ein Bollwerk auf Pfählen aufgehaut, um darauf das grobe Geschütz aufstellen zu können. Vor dem Eingange in den grossen Thurn hatte man zu jener Zeit eine Zugbrücke angebracht; sowohl jenes Pfahlwerk als auch diese Zugbrücke wurde späterhin beseitigt. Endlich ist zu erwähnen, dass der gewölbte Raum im untersten Geschosse des Thurmes nicht, wie man bisher annahm pflegte, eine Marterkammer, sondern ein Gewölbe war, in welchem Pulver und Kugeln aufbewahrt wurden.

Dr. J. E. W o c e l.

Correspondenzen.

Prag. Die Restauration der Wandmalereien in der Ludmilla-Capelle der Georgskirche zu Prag wurde durch den von dem Grafen Kolowrat selbst dazu bestimmten Maler H. Hellich vorgenommen. Diese Restauration ist bereits vollendet. Die Gemälde an der Deckenwölbung sind mit sorgfältiger Schonung und Beibehaltung ihres ursprünglichen Charakters restaurirt; gut sind auch die aus dem XVII. Jahrh. herrührenden Figuren in der Leibung des Eingangsbogens hergestellt. Die übrigen Bilder der Capelle, welche allerdings sehr beschädigt und an einigen Stellen völlig zerstört worden, lassen aber den Styl und die Hand des modernen Malers erkennen.

Der Prager Magistrat ersuchte mich um meine Wohlmeinung, ob die Erhaltung der Portiuncula-Capelle vor der Maria-Schnee-Kirche aus alterthümlichen Bau rückichten wünschenswerth sei. Ich

hatte meine Ansicht darüber auf folgende Weise ausgesprochen: Dieser am Ende des XVII. Jahrh. aufgeführte Bau stellt sich als eine misslungene Nachahmung einer romanischen Capelle dar; — nach Hammersehmid's Angabe soll sie nach dem Vorbilde der Kirche zu Assisi erbaut worden sein, welches ich aber aus wichtigen Gründen bezweifeln muss. Dieses Bauwerk hat somit eine geringe archiologische und eine noch geringere artistische Bedeutung. Da nun durch die Abtragung der Capelle der Vorhof und die Frontseite der Maria-Schnee-Kirche bedeutend gewinnen würde, so glaube ich von meinem Standpunkte als Conservator keine Einwendung gegen die Wegräumung dieses obsoleten verfallenen und zu unkräftlichen Zwecken benützten Bauwerkes erheben zu können, vorausgesetzt, dass der h. Franciscaner-Conv. seine Einwilligung zum Abtragen der Capelle geben würde. Zugleich sprach ich aber den Wunsch aus,

dass der Grabstein des Stiffters der Capelle, eines Grafen Berthold von Ungerschlitz, gehoben und an der Seitenmauer der Kirche aufgestellt, wie auch, dass die Capelle vor ihrer Demolirung aufgenommen und abgezeichnet werde, hauptsächlich für den Fall, damit die Zeichnung, wenn man späterhin die geringe archaische Bedeutung des verschwendenen Hauptideales in Zweifel ziehen sollte, als Gegenbeweis dienen könnte.

Der Administrator der Kirche zu St. Cajetan in der Spornergasse hatte mich erucht mein Gutachten über die von demselben beabsichtigte Restaurirung der St. Cajetans-Kirche abzugeben, und legte mir eine von dem Maler Nawratil zu diesem Zwecke entworfene Farbenskizze, nach welcher das Innere jener Kirche restaurirt werden sollte, vor. — Wiewohl die am Anfange des XVIII. Jahrh. erbaute St. Cajetan-Kirche nicht in die Kategorie der Alterthumsdenkmale gehört, auf welche im strengsten Sinne sich der Einfluss eines Conservators bezieht, so gab ich doch meine guttliche Meinung (die als notwendige Bedingung zur Bewilligung jener Restaurirung von mir erlangt wurde) und zwar in dem Sinne ab, dass der Farbenanstrich der Kirche, wenn er nach der trefflichen Skizze des Hrn. Nawratil ausgeführt werden sollte, den ästhetischen Anforderungen, welche man an ein Unternehmen dieser Art stellt, vollkommen entsprechen würde.

Dr. Joh. Er. Woel.

Salzburg. Salzburgs einstiger Landesfürst Erzbischof Leonhardt von Keutschach, 1496—1519, Hess während seiner ruhmvollen Regierung auf der Festung Hohen-Salzburg, seinem Lieblingsaufenthalte, ein grosses aus mehr als 200 räumern Pfeifen bestehendes Orgelwerk erbauen, welches täglich früh zu einer bestimmten Stunde, so wie Abends vor dem Ave Maria spielte.

Durch 300 Jahre hat dieses Werk fleissig seine Dienste und es machte immer einen feierlichen Eindruck an einem schönen stillen Sommerabend diese ersten kräftigen Accord hoch über der Stadt ertönen zu hören. Leider hat seit beinahe 20 Jahren jedoch der Zahn der Zeit dieses Werk gänzlich zum Schweigen gebracht. Wissen unsere Neu-Salzbürger noch wenig mehr davon, so beklagten es dennoch ältere Salzburger Freunde, so wie selbst Fremde, die Salzburg aus früherer Zeit kennen, stets recht sehr diese alte Sittle, die immerhin der Stadt eine interessante Eigenfämlichkeit mehr verlieh, erlöschen zu sehen. Ich faasste daher den Entschluss, mich der Sache anzunehmen, wiewohl keine Aussicht vorhanden war, dass von Seite des Militär-Ärztz solche Wiederherstellungskosten übernommen werden würden, und eine löbliche k. k. Genie-Direction ertheilte mir die Herstellungswilligung, wenn diese Kosten nicht von ihrer Seite getragen werden dürfen, die sich nach einem erhobenen Ansehlag auf 95 fl. C. M. belaufen. Ich veranstaltete unter einigen Freunden alles Gutes und Schönen eine Collecte, und in wenigen Stunden hatte ich das zur Wiederherstellung dieses alterwürdigen Keutschach-Denkmalz, an das Salzburg durch 300 Jahre gewohnt war, nöthige Geld in meinen Händen. Ein, mit dem geschickten Orgelbauer Katholisch geschlossener Contract sicherte die in Angriff genommene tadelloze Herstellung bis 25. Juli und vom Tage der glücklichen Entbindung Allerhöchster Ihrer Majestät unserer allgeräditigsten Kaiserin angefangen ertont feierlich wieder jeden Abend diese Orgel.

S ü s s.

Briren. Die Restaurationsarbeiten am Kreuzgange der Kathedrale haben zu Entdeckungen geführt, die lohnend für die wirklich grosse Mühe und Sorgfalt sind, welche ich der Arbeit widme. Seitdem man mit Wegräumung der Grabsteine begonnen hat, welche schon seit mehr als 50 Jahren die Seitenwände des Kreuzgangs bedecken und verunstalteten, öffneten sich die ehrwürdigen Hallen in ihrer ursprünglichen Form und in ihrem schönen Ebenmasse. Markwürdige und reiche Bildwerke wurden aber zugleich an den Wänden, welche

die Grabsteine bedeckten, enthüllt. Die Ablösung des Mörtels ist grösstentheils in Folge der genauen Überwachung und sorgfältigen Behandlung mit solchem Glücke erfolgt, dass die Gemälde gar nichts gelitten haben. Einige sind auch ganz gut erhalten, so dass man staunen muss, wie es Jemanden hat einfallen können, dieselben mit Grabsteinen und fusadischen Mörtel zu belegen. Unter den besten der aufgefundenen Gemälde sind zu nennen: 1. eine sehr schöne, jugendliche und äusserst kräftige Rittersgestalt, in den Contouren noch ganz erhalten, mit sehr richtiger Zeichnung und reich geschmücktem Harnisch. Es dürfte St. Florian sein. Ein Näheres kann ich vorerhand nicht angeben, weil der Grabstein, der dieses Bild deckt, noch nicht ganz aufgehoben ist. 2. Eine sehr schöne und sehr genüßlich gegebene Vorstellung der Flucht nach Ägypten. Ein Engel voran weist den Weg, St. Joseph folgt, in der einen Hand das Kreuz haltend, in der andern den Wanderstab, das edle Anlit sorgsam zum Kinde und der göttlichen Mutter rückgewandt, welche beide nachfolgen. 3. Der untere Theil des Bildes „Maria Krönung“, welcher den *Chorus celestis* vorstellt. Durch diesen Theil das Bild erst vollständig, welches bisher nur mit dem obren Theile über die Grabsteine heraufragt hat. Wahrlich, eine reiche und erhebende Composition tritt nun dem Beschauer entgegen! Auch dieses Bild ist unter dem Mörtel beinahe ganz unversehrt geblieben. Die Freude, welche ich über diese Entdeckung empfunden habe, kann ich nicht beschreiben. 4. Der untere Theil des Bildes: „Darstellung Mariens im Tempel“. Es ist hier derselbe Fall, wie bei dem vorgenannten. Auch findet sich in diesem Bilde eine sehr reiche aber nicht in dem Grade auch edle Darstellung. Es ist nicht ganz gut erhalten, aber auch nicht stark beschädigt. 5. Mehrere Medaillons, von denen aber noch einzelne Theile von den Steinen nicht entledigt sind.

Unter den Grabmonumenten finden sich sieben ausgerechnete Stücke, eigentlich Prachtexemplare. Darunter sind 5 aus dem fünfzehnten und 2 aus dem sechzehnten Jahrhundert; 6 stehende Figuren im Hoehrelief, und 1 in liegender Gestalt als Grabbedeckel. Diese fordern einen eigenen Platz und eine auszeichnende Stelle. Die sechs im Relief missen umrahmt werden, und für den siebenten als Deckstein muss man einen entsprechenden Sarg aus Mörtel bauen. Die zu diesem gehörigen Vorderseiten, aus Marmor und mit Figuren im Relief geziert, sind noch vorhanden.

G. Tinkhauser.

Ober-Pettau (Steiermark). Bei den Erdarbeiten zum Bau der Kaiser Franz Joseph-Oriantbahn in der Nähe von Pettau in der Gemeinde Kanischa auf der Catastral-Parcellen 153, wurden bei der Aushebung eines 3' tiefen Grabens an zwei Stellen Bruchstücke — nach der Textur und Größe unverkennbare Römerziegel — ausgegraben. Nach diesem Wahrscheinlich und früheren anderzigen Funden von Römergräbern Hess ich nachgraben, und fand folgende 2 Gräber, welche 1 Klafter von einander entfernt und in ihrer Richtung von Osten gegen Westen gelegen sind.

Das eine Grab hatte im Innern 1 Klafter in der Länge, 2 Schuh Breite, 1 Schuh 3 Zoll Tiefe, die hiezu verwendeten Ziegel sind 1 Schuh 3½ Zoll lang, 1¼ Zoll breit und 2 Zoll dick, im Innern lagen an den beiden Enden des Grabes 2 Stück halbe Ziegeln, worauf der Kopf und die Füße gerollt haben mögen. Nach den wenig verwesenen Knochenresten und Stücken des Schädels ist die seltene Erscheinung vorgefunden worden, dass der Kopf in Osten, daher die Gesichtsrichtung nach Westen gewesen war.

Das zweite Grab ist im Innern 3 Schuh 1 Zoll lang, 1 Schuh 3 Zoll breit und 1 Schuh 3 Zoll tief, hatte am Boden Ziegeln in Quadrat, wovon eine Seite 1 Schuh 3 Zoll lang war, die Seitenwände waren mit 9 Zoll langen, 5 Zoll breiten und 1½ Zoll dicken Ziegeln in der Ziegelbreite, nämlich 3 Zoll dick aufgeführt, und an der Aussenseite waren die Wände von Ziegeln 9 Zoll im Quadrat aufrecht

stehend anlagen. Bei diesem Grabe sind die 9 Zoll langen und 5 Zoll breiten Römerziegel in sofern von Interesse, als derlei an Mauerung vorwiegend kleine Ziegel bis jetzt hier nicht vorkommen.

Die beiden Gräber waren mit den grossen Ziegeln einfach ange-deckt, welche bereits zerbrochen, eingedrückt im Grabe lagen. Trotz der grössten Aufmerksamkeit bei der Ausgrabung der mit Erde angefüllten Gräber konnte jedoch nichts weiteres vorgefunden werden.

In der nächsten Nähe der aufgefundenen Gräber und zwar auf der aufgeschütteten Erde, welche aus dem, die Gräber angränzenden Grabe gewonnen wurde, ist eine in malter Verwahrung befindliche, stark mit Patina überzogene Kupfermünze, auf welcher der Kopf und das Wort Augustus noch gut kennbar ist, und welche sich im Vergleich mit vollkommen erhaltenen Müssen als echter Augustus erweist, aufgefunden worden.

M. Seshnan.

Venedig ¹⁾. Beiläufig eine halbe Miglie von Venedig entfernt, liegt in den Lagunen gegen die Terra ferma zu die Insel Murano. Schon in den frühesten Zeiten der Geschichte der Laguneninseln erscheint Murano bevölkert. Die Einfälle der Hunnen trieben die Einwohner von Altinum, die Einfälle der Longobarden die Einwohner von Opitergum nach der Insel Murano, dem heutigen Murano. Mit der Blüthe und der Nachtvergrößerung des heutigen Venedigs trat Murano wie Torcello und alle anderen Laguneninseln immer mehr in den Hintergrund, und was heutzu Tage Murano noch mit Glanz umgibt, das ist der Glanz der Jahrhunderte, der auf ihm ruht, die kirchlichen Monumente und die Fabricationen der Glasperlen. Unter den kirchlichen Denkmälern nimmt heutzu Tage, nachdem die Kirche S. Salvatore, welche die Sage dem V. Jahrhundert zuschrieb, im Jahre 1810 zerstört wurde, den ersten Rang ein. Eine wenig begründete Tradition schreibt ihre Gründung dem Kaiser Otto III. zu. Ursprünglich dem h. Martin geweiht, erhielt sie später den Namen des h. Donatus, nachdem im Jahre 1125 der Doge Dominico Michiel den Leichnam des genannten Heiligen von Cephalonia nach Venedig gebracht hat.

Von Künstlern und Kunstfreunden wurde diese Kirche von jeher mit einer besonderen Vorliebe besucht. Die äussere Seite der Apsis mit ihren Nischen und Arcaden ihrer umlaufenden Marmorriesen und den bemalten Terracotten geben diesem Bau der früh-romanischen Stylperiode ein ganz eigenenthümliches höchst materisches Aussehen. Aber so glänzend und wohlverhalten die Apsis ist, im Innern fand man und findet man heutzu Tage ein Bild vollendeter Zerstörung, die natürliche Folge der Zeit und der vielfachen Veränderungen in den letzten Jahrhunderten. Die Kirche, eine dreischiffige Saalbasilica mit Querschiff, hat im Innern vom alten Bau nur wenig mehr, was der Naebkomschaft wert erhalten werden können. Die Mauern, erschüttert durch das Einstossen grosser Bogenfenster, sind zerfallen von einem Ende zum anderen. Die Nordmauer insbesondere, die ganz aus drei Linien gewichen, wird vollkommen abgetragen werden müssen, von der südlichen wird sich nur wenig erhalten lassen. Was bei der Restauration oder vielmehr Reconstruction wert unberührt bleiben können, ist die Apsis, die Säulen, der Fusboden und ein Theil der Fassade. Die Apsis zeigt in Mosaik auf Goldgrund die G. Maria, eine schlanke schmale Gestalt, mit blassem goldgestauten Gewande, ein Werk des XII. Jahrhunderts. Der mit Mosaikornamenten geschmückte Bogen, der die Apsis vom Hauptschiffe scheidet, zeigt die Inschrift.

Quae Era contrivit, pia Virgo Maria redemit:

Hanc cunctis laudent, qui Christi munere gaudent.

Die Marmorsäulen mit ihren spät-römischen Capitälen sind wahrscheinlich Weise von Altinum herübergebracht, der Mosaikfusboden stammt aus dem Jahre 1140 und ist theilweise noch scheinlich erhalten; die Fassade mit Strebeppiläern hat ebenfalls noch

Theile, die bei einem Umbau werden besetzt werden können. Unter der gegenwärtigen ganz zerstörten hakenförmigen Wölbung ruht in seinem Hauptkörper noch das wohlerhaltene Heildach, dessen Felder und Balken Bemalung zeigen. Bei der Herstellung der Kirche gibt es viele Anhaltspunkte. Die Ornamente der Apsis und der anstossenden Mauer, die Spuren der alten Rundfenster der Basilica an den Seitenmauern, einzelne bis und da eingefügte Reliefs und Ornamente ¹⁾ sind deutliche Fingerzeige für den Architekten Herrn Boito, dem von durchlauchtigster Erzherrzog Generalgouverneur das Project einer Reconstruction anvertraut worden ist. Die Restauration soll nicht blos das architektonische Theil, im engern Sinne des Wortes, sondern auch die Einrichtung und Anbauten, Altar, Kanzel, Baptisterium, Sacristie umschliessen; die inneren Wandflächen sollen Raum für Fresken bieten und der Bau, wiederhergestellt, ein Bild einer alten Basilica mit dem Schmucke, mit dem sie die Kunstfertigkeit und das Kunstverständnis unseres Jahrhunderts zu umkleiden vermögen.

Es braucht nicht viele Worte, um auf die Bedeutung einer solchen Restauration aufmerksam zu machen. Venedig hat bis jetzt nur sehr wenig geben, um eine Kirche würdig zu erhalten. Der Schmuck, mit dem unser Jahrhundert alte wie neue Kirchen umgibt, ist der diametrale Gogegast von dem, was die alten Venetianer gethan haben. Die alte Pracht mit ihrer monumentalen Würde, die sich selbst in den berecketen Bauten zu bewahren strebte, ist einer theatraischen, fast kindischen, in jedem Falle aber würdlosen Prunksucht gewichen. Mit grellen rothen Vorhängen werden die Fenster verschlossen, die ein anrühiges, alle Farbenharmen tödendes Licht in die Räume führen. Himmelhohe Wackkerzen, umgeben von den gewöhnlichsten Blumen, verhindern den Anblick des Bildes, und rothe Damaststoffe verdecken die marmornen Säulen bis zur Höhe ihrer Capitale. Die Frescomalereien, von denen der Beschauer in S. Maria Formosa und anderen Kirchen theatraische Attitüden in allen Variationen sehen kann, haben weder die Kraft, Kühnheit und genuine Conception Titian's und seiner Zeitgenossen, noch die Einfachheit und Würde der Fresken des XIV. und XV. Jahrhunderts, wie sie, in der nächsten Nähe Venedigs, Padua in der Capelle degli Schrovogü, dem Baptisterium, der Capelle S. Giorgio und der Capelle S. Felice in Santo zeigte. Dem Bano der Kanelen und Altäre, der Conception von Raneglassen und Kolchen fehlt ein gutes Vorbild und eine passende Gelegenheit. In S. Donato auf Murano ist aio vorhanden. Dort sollen die Frescomaler des heutigen Venedig sich den strengen Stylanforderungen der Basilica fügen, den gemessenen Linien folgen, welche die Vorbilder für ähnliche Werke, die Messiken von Ravenna und Rom zeigen. Dort soll der Altar auch nach jenen schönen Typen aufgehoben werden, die aus der romanischen Stylperiode in S. Maree an Venedig, S. Ambrogio zu Mailand, Paranzo in Istrien u. s. f. erhalten sind. Dort sollen — was gegenwärtig in Italien so selten vorkommt — Maler und Architekten, Ornamentisten und Handwerker sich einem scharfen, strengen Stylgesetz fügen und der Auflösung aller Formen, welche die Mode in Italien begünstigt, in einem schänen Beispiele entgegen treten. Alle Freunde der Kunst wünschen, dass es dem Architekten Herrn Boito gelingen möge, die Aufforderung des hohen Auftraggebers und die Erwartungen der Künstler und Kunstfreunde Italiens zu befriedigen, die ihre Hoffnungen bei der Restauration der alten Basilica S. Paolo

¹⁾ Das Relief, bemalt in Holz, das den h. Donatus und zwei Donatoren vorstellt, befindet sich gegenwärtig in einem Concreto an Murano aufbewahrt. Dieses Relief ist ein eines der ältesten Holzarbeiten von sicherem Datum (1310) und wegen seiner alt-venetianischen Inschrift von doppeltem Interesse. Die Inschrift lautet: Corredo MCCC indiction VIII. in Tempore de nobili homo miser Donato Nemo honorando potesta de Murano fecit lo quasto ancona de miser S. Donato. — Das Steinrelief des Constantius aus dem XIII. Jahrhundert ist über dem Hauptaltare eingemauert.

¹⁾ Aus der „Wiener Zeitung“ vom 21. Sept. 1858.

fuori le Mura in so trauriger Weise an den Ufern der Tiber haben sehleren sehen.

R. v. E.

Piscek. Als ich heuer den 1. Juni abermals eine der berühmtesten Burgen Böhmens, Namens Zvíkov, erst seit dem Jahre 1230 auch Klingenberg genannt, besuchte, nahm ich zu meinem größten Vergnügen wahr, dass Sr. Durchlaucht Karl Fürst zu Schwarzenberg, Besitzer von Cimelic etc., der Erbe der ausgezeichneten Eigenschaften seines fürstlichen Vaters Sr. Excellenz des Herrn Gouverneurs von Siebenbürgen, in neuester Zeit mit bedeutenden Kosten für diese Veste ungewöhnlich vieles that. Man kann sagen, dass Hoehderselbe nicht bloß der Erhaltung, sondern auch der Verschönerung dieser Burgraine eine wahrhaft väterliche Sorge widmete. Von den Arbeiten, welche darin vorgenommen wurden, habe ich bemerkt:

1. Den vollständigen Ausbau mehrer ungelackter Pfeiler und der auf ihnen ruhenden, kreuzweise laufenden Bogenrippen im untern Kurgemäuer. 2. Die Reparatur und Verknüpfung des geborstenen Burgmüers mittelst eisener Schliessen. 3. Die Befestigung des von den Wänden sich ablösenden Gemüddgrundes. 4. Die Beschätzung der noch erhaltenen alten Aufschriften vor Witterungs- und Unbilden durch wohl verschleierte Kästchen. 5. Die Wiederbelebung des stellenweise ausgerissenen Capellenpflasters. 6. Die Erbauung einer neuen zur obren Ebene führenden Stiege zur rechten Seite der Einfahrt. 7. Die Wiedergabe der ursprünglichen Gestalt der sogenannten Markomantenthürme. 8. Die Ausschmückung seiner Zinne mit einem neuen Geländer. 9. Die Beseitigung des vielen durch eingestürzte Wölbungen verursachten, schrittwehmenden Schuttens. 10. Die Erweiterung der gemauerten, schon im Jahre 1855 angelegten Parkanlagen und Promenaden an der Nordseite der Burg.

Ih konnte denn in Cimelic mich nicht enthalten, dem Gefühle der Bewunderung dieses wahrhaft fürstlichen Sinnes, der Freude und des innigen Dankes dafür einige Worte zu leihen.

Auch muss ich noch berichten, dass vor Kurzem bei Piscek zwei wichtige Funde vor sich gegangen sind, und zwar:

Bei dem Dorfe Hradist eine halbe Stunde von der Stadt Piscek entfernt standen seit undenklichen Zeiten zwei Moehlen (eine größere und eine kleinere) oder künstliche slavishe Grabeshügel auf dem Felde eines dortigen Landmannes unbeachtet. Erst vorigen Jahr und heuer, da dieser den ihm zugewiesenen Theil der Verbiindungsstrasse zwischen Hradist und dem nahen Dorfe Putim bauen sollte, verließ der Bauer auf den Gedanken, den in jenen Hügeln befindliche Stein dazu zu verwenden. Bei der vorjährigen Arbeit zeigte sich nichts. Aber heuer, als er tiefer kam, fand er 1. ein 1 Schuh hohes kupfernes Trinkgefäß, von Roste bis und da durchgefressen, und mit schönen, wahrhaft künstlichen Linien verziert, vorzüglich der starke Henkel (ansa oder manubrium), welcher noch einmal eine Gefäß allein ganz wohl erhalten vorkommt, nachdem jenes von Roste verzehrt worden ist, und nur einige dünne Scherben übrig blieben. 2. Mehrer Zierden, wahrscheinlich für das Reitpferd, als Biege und Knöpfe, weil noch hier und da ein Stück Leder darin

steckt, meist von Bronze mit der Aergro nobilis. 3. Zwei eiserne Roste, eines Zoll breit und stark und eine Wiener Elle lang, mit zwei zierlich gebildeten Füßen an jedem Ende, worüber wahrscheinlich, weil kollen dabei waren, die vorchristlichen heidnischen Bewohner (die der alten Sage nach stand dort eine Hiltburg, und das Dorf dabei sei älter als die Stadt Piscek selbst) das Holz zum schnellern Brennen geordnet, und dann die Todten darüber gelegt hatten. Alles vom Rost ganz durchdrungen. Und da sie gewohnt waren, dessen er sich zu bedienen pflegte, ihm in sein Grab mitzugeben, so fand man da nicht nur jenes Trankgeschirr, sondern auch eine kupferne Schüssel. 3. Ein Drekel, einige goldene Blättchen mit Punkten und Linien geziert, zwei gleiche schöne goldene Ohrgehänge von besonderer Form, nämlich der Hälfte einer mässigen ausgehöhlten Nusschale ähnlich, mit einem dünnen goldenen Faden, endlich einige goldene grosse Ringe, gleichsam von einem starken Drath, und eine ellenlange Stange, Alles von feinstem Golde, im Gewichte von 24 Loth, im Werthe gegen 300 C. M., aber ohne die geringste Verzierung oder Gravirung.

Die Moehlen liegen nicht auf einem natürlichen Hügel, sondern in einem engen Thale von lauter natürlichen Hügeln, auf denen hervorragende Steine zu sehen sind, umgeben, in einem regelmäßigen, länglichen Vierecke, dessen Länge 22 + 0', und Breite 10 + 3' ausmachen. Vom Boden sind sie beide von Menschenhand künstlich eine Klafter hoch, von Aussen rund, mit Steinen, Lehm und Erde befestigt, und so auch in innerm mauerartige Lage der Steine; im Innern eine halbe Klafter Tiefe und zwei Klafter Breite, beinahe im regelmäßigen Quadrate. Ohne ohne Ordnung viele kleine und grössere Steine leicht darüber geworfen.

Da aber in der ganzen Umgegend kein Lehm und keine solche feine, gute Erde zu finden ist, so sieht man deutlich daraus, dass Alles von Weitem mit ungeheurer Fleiss und bewunderungswürdiger Ausdauer, gewiss viel über 1000 Fuhren dahin gebracht worden sind. Denn der Bauer hat schon davon einige Hundert Fuhren guter Erde auf seine übrigen Felder weggeführt, und noch ist viel Material vorhanden.

Jos. Patzold, Bürger der Kreisstadt Piscek und Wagnermeister, sah den 8. Juni nahe an einem Feldwege 10 Minuten von der Stadt entfernt, wo die Feldmaas eine Öffnung gemacht und der Regen etwas Erde weggeschwemmt hatte, auf Fusse eines kleinen Hügels eine Münze hervorrufen. Er kratzte ein wenig mit dem Finger und es zeigten sich ihm nach einander mehrere, und ein weiteres leichtes Rühren in der Erde brachte ihm der Münzen so viele, dass sie ein Gewicht von 33 Loth ausmachen. Es sind Silbermünzen in der Grösse eines Zwanzigers, nur etwas dünner (mit Ausnahme einiger kleinen, wie die sonstigen silbernen Groschen: Bern — dann Rudolph II. mit der Aufschrift pro cesky) meistens alle von Wladislaw II. weleber, wie bekannt, als König von Böhmen vom Jahre 1141 bis 1174 regierte, und dem deutschen Kaiser Friedrich die Polen und Mailänder besiegen half.

E. R. Bedieska.

Literarische Anzeigen.

Österreichs kirchliche Kunstdenkmale der Vorzeit. Herausg. von Fr. Springer u. R. v. Waldheim, in Vol. Wien 1856—1858. I. u. 2. Lief.: Maria Stiegenkirche in Wien. Beschr. von Dr. Ed. Freih. v. Sacken, mit 9 Taf. u. 20 Holzschn. Im Text. 3.—6. Lief. Friesach. Beschr. von Dr. Heinr. Hermann, mit 13 Taf. u. 14 Holzschn. im Text.

In demselben Jahre als die Publicationen der k. k. Central-Commission und die „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserthums“ ins Leben traten, wurde auch das Erscheinen

des vorliegenden Werkes angekündigt und in dem Programme des Versprechen geleistet, „die kirchlichen Kunstdenkmale der Vorzeit Österreichs in einer allgemein gefälligen Form darzustellen, um nicht nur für die Kunst-Materiale zu liefern, sondern auch das Vorhandensein so schöner Denkmale, wie sie Österreich besitzt, im weiteren Kreise zur öffentlichen Kenntniss zu bringen.“ Wir haben von beiden ersten Lieferungen keine Erhöhung gethan, weil dieselben nichts Neues enthalten und die Darstellung des Objectes Manches zu wünschen übrig liess. Um nicht gegen das junge Unternehmen einen Tadel auszusprechen und seiner Entwicklung hemmend entgegen-

zutreten, schwiegen wir daher und warteten des Erscheinen der nächsten Lieferungen ab, um vielleicht aus dem früher Gebotenen einen erwünschten Anlass zu finden, denselben freundlich und ermunternd entgegen kommen zu können. Die folgenden vier Lieferungen, welche bisher erschienen, behandeln die Kunstdenkmale von Friesach und zwar das Peterschloß, die St. Bartholomäuskirche, die Friedhof-Hofunden St. Michael und St. Kunigunde, die Kirche und das Kloster der Dominikaner, das ehemalige Cisterciensier-Frauenkloster mit der Kirche zum h. Blut, das Comlarhaus und die Kirche des deutschen Ordens, den St. Vigilienberg und die Bergsteige Gayersberg. Die Wahl dieser Kunstgegenstände war jedenfalls eine glücklichere, denn sie bieten eine Fülle von interessantes mittelalterlichen Kunstschatzen, die bis jetzt noch keine eingehende Würdigung gefunden haben. Friesach besitzt eine grosse Vergangenheit, es war im Mittelalter sowohl in kirchlicher wie in politischer Hinsicht eine Stadt von grosser Bedeutung, weltliche und geistliche Fürsten hatten dort wiederholt ihren Sitz aufgeschlagen; hartnäckige und blutige Kämpfe wurden unter seinen Mauern geschlagen, aber auch Wissenschaften und Künste fanden dort eine freundliche Stätte, und die Merkmale ihrer Blüthe liefern heute noch einen reichen Stoff für das Studium der Kunst- und Alterthumsfreunde. Friesach ist daher nicht eine der dankenswertheften Aufgaben für des Geschichtsforscher, Archäologen und Künstler und die Stadt lohnt sich der Mühe mit vollem Ernst die dort gestellten wissenschaftlichen Aufgaben zu lösen. Wenn wir nun der vorliegenden Arbeit einer genauen Prüfung unterziehen, so drängt sich uns leider die Überzeugung auf, dass dieselbe nur ungenügend gelöst wurde. Schon der Text des Herrn Dr. Heinr. Hermann, worauf wir in diesem Hefte eingehen wollen, nimmt Wunder, wie ein Mann, der mit geschichtlichen Arbeiten sich beschäftigt, so wenig verlässlich bei Bearbeitung des historischen Theiles zu Werke gehen konnte und nicht berücksichtigt hat, dassin unsern Tagen Jeder, der mit historischen Arbeiten sich beschäftigt, verpflichtet ist, Gewissenhaftigkeit und Besäusige Quellenstudium zu betätigen und nicht Irrthümer fortzupflanzen, die schon längst durch neuen Forschungen widerlegt wurden. Ka liegen aus wenigstens aus der Feder von Freih. v. Ankershofen die Nachweisungen zu einer Reihe der grüßten Verhältnisse vor, welche sich aus Hermanns bei Bearbeitung seines Textes aus Schöden kommen liess. Wir wollen sin hier ausführlich veröffentlichen, um den herben Ausspruch zu rechtfertigen.

Friesach soll als Carolingisches Besitztum zuerst unter K. Arnulf im Jahre 890 vorkommen. Es ist offenbar die Urkunde K. Arnulfs vom 20. November 890 gemeint, womit dieser die Besetzungen der Salzburger Kirche bestätigt. Unter dieser erscheint auch Friesach. Wenn nun Friesach unter K. Arnulf eine Besetzung der salzb. Kirche war, kann selbes keine Carolingische Besetzung mehr gewesen sein (Anhang zur Juvavis S. 112). Der Hof Friesach hat schon unter König Ludwig dem Deutschen, dem Grossvater Arnulfs, aufgehört ein Carolingisches (richtiger ein Fiscal-) Gut zu sein; denn selbes erscheint unter den Höfen, deren Eigenthum König Ludwig d. D. am 2. November 861 der Salzburger Kirche schenkt, nachdem sie selbe schon früher als Beneficium inne hatte (Anhang zur Juvavis S. 95. Nr. 38). — Hermann schreibt dem Ambros Eiehorn die Hypothen von zwei Hermann nach, obschon das Grundlose und Unhaltbare dieser Hypothese schon vor neun Jahren durch Muchar unumstündlich dargethan wurde (Archiv für Gesch. Stnt. etc. Jahrg. 1828, Nr. 25 und 26). Unbegreiflich ist, wie die sogenannte ältere Henna eine Enkelin K. Heinrichs II. (des Heiligen) genannt werden kann, da dieser bekanntlich in Entlassbarkeit lebte, keine Kinder, und somit keine Enkelin hatte. Wenn K. Heinrich II. im Jahre 1015 eine Henna urkundlich nepte nostra nennt, so ist dieser Ausdruck nicht mit Enkelin, sondern mit Verwandte zu übersetzen (Hormeyer's Archiv für Süddeutschl. II. S. 225. Nr. XI). Nur neuern Bearbeiter der Henna-Legende erzählen, dass Henna's

Gotte, Graf Wilhelm, wegen der Reue über die nach Ernennung seiner Söhne geübte Rache seine Pilgerschaft angetrieben habe, wogegen die älteste, einem St. Lambertreiter Codex entnommene Legende sich dahin ausspricht: Haec (Henna) euidam Langravio Wilhelmo nomine a parentibus legitime copulata: qui tantis aequilus seum deductus peregrinandi licentiam ab ea petit: et sine auidistanda Sanctorum limine sine reversione accessit. Illa vero, sicut dimisso et doloibus filius tempore adolecentiae da mundo jubahtis Christum Jesum pro soluta suscipiens etc. (Acta Sancti. T. V. Junii p. 309). Auch Henna selbst sagt in einer Urkunde vom 3. Februar 1043 von sich: marito meo beate nemo ve viduata et filius meus male preemittit orbatu (Eiehorn's Beiträge zur älteren Topographie und Geschichte des Herzogthums Kärnthen I. S. 183). Dass Henna früher Witwa wurde und erst später ihre Söhne verlor, ist deutlich genug ausgesprochen. Henna, die Gründerin des Gurker Stiftes, soll im Jahre 1043 ihr ganzes Eigenthum, somit auch Friesach, dem Metropolit von Salzburg zur Verfügung gestellt haben. Allein Erzbischof Balduin sagt in seiner über die im Jahre 1042 erfolgte Gründung des Gurker Stiftes und die in diesem Jahre und in dem folgenden 1043 gemachten Schenkungen angefertigten Urkunde ausdrücklich: Eodem die post consecrationem staris (15. August 1042) legendo tradiderat (Henna) eidem ecclesie (von Gurk) permanens advocat, sui Swicheri quicquid sibi proprietas erat in toto tractu Friesach cum mercatu (Eiehorn a. a. o. I. S. 178). Weas Henna im Jahre 1042 ihr ganzes Eigenthum im Bezirke von Friesach der Gurker Kirche gab, so konnte sie ein Jahr später Friesach nicht mehr zur Verfügung des Metropolitens von Salzburg stellen, wie denn auch wirklich in der Urkunde K. Lothar III. vom 18. October 1030 das predium circa Friesach et forum unter den Gütern aufgeführt erscheint, welche K. Lothar III. der Gurker Kirche bestätigt (Archiv für Gesch. etc. 1820, S. 342). Hatte der Verfasser die Urkunde K. Ludwigs des Deutschen vom 2. November 861 gekannt und in der Urkunde vom 9. und 10. Mai 928 nicht übersehen, dass Erzbischof Adalbert den Hof Friesach dem edlen Wemont und der Frau desselben mit dem ausdrücklichen Vorbehalte übergeben habe, dass aus Uebergebe nach dem Tode der Empfänger, ihrer Söhne und Töchter der salzb. Kirche wieder heimfallen soll, und würde er aus der oben angeführten Bestätigungsurkunde Kaiser Lothar's III. erhellen haben, dass Friesach nicht das Besitztum eines Herrn war, sondern, dass sich in Friesach neben Gurk auch salzburgisches Besitztum befand, würde er sich die Frage, wie Salzburg-Besitzungen in Friesach erhielt, leichter und richtiger beantwortet haben, als dieses in seinem Texte geschehen ist. — Erzbischof Gebhard soll das Bisthum Gurk mit Zehnten reich dotirt haben. Allein wir besitzen das Schreiben des Papstes Gregor VII. vom 17. Juni 1075, also vier Jahre nach Errichtung des Bisthumes Gurk, den Erzbischof Gebhard auffordert: den eingesetzten neuen Bischof in den Genuss der Zehnte zu setzen und ihn zur Verantwortung zieht, weshalb er jenem den Genuss der bischöf. Zehnte verenthaltet? (Hansig Germ. Saec. II. p. 179). Erst dem Erzbischof Konrad I., dem Nachfolger Gebhard's, war es möglich, dem Gurker Bischof die Diöcesgrenze und den Besitz der Zehnte innerhalb derselben mit Urkunde vom 16. Juli 1131 anzuweisen. In dieser Urkunde (bei Eiehorn a. a. o. I. S. 211—217) heisst es von der Gurker bischöf. Kirche ausdrücklich: que die fundationis sue preter insignie episcopalis nominis et officii nec terminum harronie nec aliud quicquam stituerat. Wie kann also von einer Dotirung und vollends von einer reiches Dotirung des Gurker Bisthumes durch Erzbischof Gebhard die Rede sein? — Zur Seite XXII muss bemerkt werden, dass keineswegs Oswald der letzte Chorbischof in Kärnthen war; denn wir finden urkundlich einen Chorbischof Golmbert, welcher der Kirche von Maria Saal noch im Jahre 945 vorstand (Ankershofen, Handbueh II.

S. 323—325). Auf derselben Seite wird behauptet, dass die erz. Archidiakone nicht bei Maria Saal, sondern in Friessach angedeuten seien und dass ausser der Propstei mit dem Archidiakone St. Virgil in Friessach auch die Propstei mit dem Archidiakone St. Virgil in Friessach bestanden habe, so dass wir oft beide Dignitäten gemeinschaftlich handelnd oder Zeugniss gebend auftreten sehen. Zum Beweise dessen wird sich auf eine Urkunde vom 10. März 1151 berufen, in welcher die Erzpriester Hademar und Engelram als Zeugen aufgeführt werden. Wer aber diese einfach als Erzpriester aufgeführten Zeugen nennt, zeigt am besten die von dem Textverfasser bald darauf selbst angeführte Urkunde vom (6.) September 1161, Hademar war Erzpriester und Pfarrer in Friessach, Engelram Erzpriester in Maria Saal.

Auch die Grabchriften in der Pfarrkirche S. XXV sind wesentlich fehlerhaft escript, so ist auf dem Grufstein im Presbyterium nicht das zu lesen, was angegeben wird, sondern es muss bemerkt werden, dass der nördliche Theil des Randes fehlt. Die hiudurch ungenügende Umschrift setzt aber in folgender Weise fort:

NIS DECEAMB. OBIT DÑS GEROLDVS EPS ECKE GVRENSIS
VICE DNS FRISACENSIS FVATOR HVIVS CI

Das *nis* muss richtig durch *nonis* ergänzt sein; dagegen ist aber die Ergänzung des *ci* in *Civitate* bestimmt unrichtig und ist wohl nur mit *cimiterium* zu ergänzen, denn der Grabstein bildet den Schlussstein der Gruf unter dem Presbyterium. Solche Willkürlichkeiten müssen streng gerügt werden, weil sie den Forscher irreführen. Von dem Todesjahre † 1333 ist keine Spur.

Die Grabchrift des angeblichen Lavanter Bischofs Peter Gass, ebenfalls auf S. XXV., lautet richtigter:

ANNO DÑI MCCCLXIII. VIII KAL. FEBRYARIJ HOC FVIT (?) IN
DE CONVERSIONIS S PAVLI APLI DNS PETRVS ECE (sic)
LAVENTINE EPS ET VIC DOMINVS IN FRISACO OBIT ET HIC
SEPVLTVS

Es ist nicht zu begreifen, wie man statt des deutlich lesbaren ECE eines GESS herausbringen konnte.

Uebrig sind auch die Grabchriften der Cellerari im Kreuzgange des Dominicaner-Klosters escript. Sie lauten:

† AN. DO. M.C.C.C.LXX.VI. XIII † KAL. IVM PILGRIMVS. CELLARI' OB
AN. DO. M.C.C.C.XVII. XVII KAL. P. OVEBMP. V. CALI S. DEGRADVC
FILIV. PILGRIMI CELLARI' II
ANNO DO. M.C.C.C.XX. XVI KAL. APRIL' † † PILGRIMI FI PILGRI
CELLARI' II

Der Stein hat sich stark abgeblüht und die Schrift ist deshalb unsicher zu lesen. Soviel ist aber gewiss, dass das nicht darauf zu lesen, was nach S. XXVIII zu lesen sein soll.

Ich glaube, dass die Cellerari einer bürgerlichen Familie angehörten, deren deutscher Name Kellner latinisirt wurde.

Die Angabe, dass Hainund von Ponsseer in Friessach des canonische Recht gelehrt habe, ist eine ganz unbegründete und billlose. Es besteht hierüber nicht einmal eine Klostersage. Dagegen ist der Stein unter der Kanzel in der Dominicaner-Kirche mit der Aufschrift die statth Thomas ab Aquin übergangen und die Sage unüberprüft gelassen worden, dass Thomas v. Aquin in Friessach gepredigt habe.

Unbegreiflich ist es, wie Hermann schreiben kann, dass Herzog Marquard von Kärnten die Cistercienser-Nonnen in Greuth bei Neumarkt in Obersteier eingeführt habe. Herzog Marquard starb 1076 und die Stiftung des Cistercienserordens kann nicht vor 1090 angenommen werden. Das erste Kloster von Cistercienser-Nonnen gehört Frankreich und die Stiftung desselben vom Jahre 1120 an.

Die Behauptung S. XXXII, dass Herzog Engelbert v. Kärnten sich an dem Erststifter Salzburg wegen der Wahl des Bischofs Hiltebold von Gurk zum Salzburger Vizeboten habe rächen wollen, ist ganz

unbegründet. Der Kampf des Herzogs Engelbert in Friessach war, wie die Geschichtsquelle (Vits Chuaradi c. 15 u. 16 in Pers. Mon. H. G. XI. p. 71 u. 72) zeigt, ein erblicher, von dem Verfasser des Herzogs Engelbert, dem Herzog Heinrich aus dem Eppensteiner Geschlechte begonnener, von dessen Nurbfolger Heinrich wieder begonnener und von seinem Bruder Engelbert fortgesetzter Kampf und hatte einen ganz andern Grund als den Wunsch Viehdiebstahl in Friessach zu werden.

Die Note ** auf Seite XXXII ist ein vergeblicher Versuch, den Fehler in dem ersten Hefte, das Hemmo ihr eigenes Eigen, somit auch Friessach, im Jahre 1043 zur Verfügung des hohen Metropolitens zu Salzburg gestellt habe, zu entschuldigen. Durch die über die Stiftung des tierker Klosters errichtete Urkunde (Eichhorn's Beiträge I. S. 178—182) ist nun einmal erwiesen, dass Hemmo bei der Altarweihe im Jahre 1042 alles ihr im ganzen Bezirke von Friessach gelegenes Eigenhum über ihre Stiftung in Gurk schenkte, folglich ein Jahr später nichts mehr in oder zu Friessach dem hohen Metropolitens von Salzburg rechtlich zur Verfügung stellen konnte. Durch die Urkunde des K. Lethar III. vom 18. October 1430 womit dem Bisthum Gurk sein Güterbesitz bestätigt wird, wird bewiesen, dass sich das Bisthum Gurk, welches der Abtei Gurk in ihre Rechte nachfolgte, im Jahre 1130 im Besitze alles dessen befand, was Hemmo in Friessach der von ihr gestifteten Abtei Gurk gegeben hatte, folglich auch factisch dem Erzbischof nichts in oder zu Friessach abgetreten habe. In der Zeit von 1115 bis 1130 wurde nicht deshalb verhandelt, dass Gurk von Salzburg Rechte in Friessach erwerben sollte, sondern vielmehr umgekehrt deshalb, damit Salzburg von Gurk erwerbe. Es hätte daher schon Ankershofen's Regesten, welche Hermann anführte und somit kennt, die aber Eichhorn, Bergmann und Holkenauer, als sie schreiben, nicht kennen konnten, Hermann aufmerksam machen können, dass Hemmo ihre Güter und Rechte in Friessach nicht an Salzburg, sondern an Gurk abgetreten haben müsse. Hermann's Behauptung ist daher nicht mehr eine in zweifelhaften Sachen erlaubte individuelle Ansicht, sondern ein Verstoß gegen die scheinbar historische Wahrheit.

Was endlich die Behauptung H. anbelangt (S. XXX), dass Erzbischof Eberhart II. von Salzburg den Deutsch-Ordensrittern die Verleihung des Patronatsrechtes bezüglich der Kirche in Grosssonntag bestätigt, so wurde die Urkunde nicht auf der Reise des Erzbischofs nach Steiermark, sondern fünf Jahre später, am 27. Jänner 1236 ausgefertigt und dass hierin von der angeblichen Erwägung, dass die Deutsch-Ordensritter die Bildung des slavischen oder wendischen Volkes sich besonders angelegen sein liessenen, nichts, sondern erst die Erwägung zu lesen sei, dass durch die klugen Anordnungen der Ritter die Besserung der dortigen slavischen Kirchengemeinde (von Grosssonntag) gelingen dürfte.

* Giovanni Bosio, bekannt durch sein Werk: *Itorino al luogo del suppizio di Severino Boezio* (Pavia, Fusi 1855, 4^{te}), hat eine Monographie über die Kathedrale von Pavia unter dem Titel: *Notizie storiche del tempio cattedrale di Pavia* (Pavia, Fusi I Bl. 107 S.) herausgegeben. Die Schrift zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten berichtet er, nach vorausgegangener kritischer Prüfung älterer Schriftsteller, über die Kirche von ihrer Gründung bis zum J. 1839. Er stützt sich hierbei auf ältere verdienstliche Forschungen. Der dritte Abschnitt enthält eine Darstellung der im und am Dome von den Jahren 1839—1857 vorgenommenen und angeführten Arbeiten, wovon hervorgeht, dass die Bevölkerung von Pavia in wenigen Jahren die Summe von 250,000 Lira beigetragen, um die Kathedrale zu erweitern und auszumähen.

Jedes Monat erscheint 1 Heft von 215 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationsspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefen sechs Regulate sowohl für Wien als die Kreisländer und das Ausland 4 R. C. M., bei postlicher Zusendung, in die Kreisländer der österr. Monarchie 4 R. 20 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen können auch halbjährlich oder vierteljährlich an Postämtern der Monarchie, welche sich des postfreien Zustandes der maximalen Höhe begeben, in Höhe des Buchhandels und des Pränumerationsspreises und zwar nur in dem Prämium von 1 R. an den k. Hofbibliothekar W. Braumüller's Wien zu richten.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czerning.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 11.

III. Jahrgang.

November 1858.

Emails aus dem Dome zu St. Stephan in Wien, nebst einer Übersicht der Entwicklung des Emails im Mittelalter.

Von Dr. Gustav Heider.

I.

Die Entwicklung des Emails im Mittelalter ¹⁾.

Der Name „Email“ wird überhaupt einem mit metallischen Oxyden gefärbten Glasstoffe beigelegt, welcher die Eigenschaft seines Durchscheinens beibehält und auf Thon, Glas oder Metall aufgetragen wird. Von letzterem, nämlich den auf Metall aufgetragenen Emails, unterscheidet man drei Arten, nämlich:

a) die incrustirten, wobei die Zwischenräume der auf einer Metallfläche gezogenen und hervorragenden Umrisse musivartig eingelassen werden;

b) Relief-Emailen, wobei die in sanfter Erhebung auf der Fläche angebrachten Figuren und Ornamente mit durchscheinenden Emailfarben colorirt werden; endlich

c) eigentliche Emailgemälde, wobei die Metallfläche nur als Grund für die Emailfarben dient, welche in ähnlicher Weise wie bei anderen Gemälden mit dem Pinsel aufgetragen werden.

Die erste Art scheint die ausschliessliche des Alterthums wie auch des Mittelalters bis zum Schlusse des 13. Jahrhunderts gewesen zu sein. Italienische Klein-künstler waren es, welche um diese Zeit die zweite Art in Anwendung brachten, während die Erfindung der eigentlichen Emailgemälde der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört und zuerst von Limoges ausging.

Wir ziehen hier blos die sogenannten *Emails incrustés*, die erste der aufgeführten Arten, in Betracht, da dieselben der Blüthezeit dieses Kunstzweiges angehören

und für das Verständniss des von uns vorgeführten Objectes zunächst von Wichtigkeit sind.

Sie werden auf zweifache Weise erzeugt:

Entweder wird die Zeichnung des Gegenstandes, welchen der Künstler darstellen soll, mit Metallstreifen dargestellt, welche auf den Metallgrund befestigt werden (*Emails cloisonnés*), und es werden sodann die Zwischenräume mit Email eingelassen;

oder es wird die Metallplatte selbst mit dem Stichel derart bearbeitet, dass Vertiefungen für das Email gebildet, hingegen die Umrisse der Zeichnung aus dem Metallgrunde hervorstehend belassen werden (*Emails champlevés*).

Die Emails ersterer Art sind ziemlich selten und haben vorzugsweise den Zweck, ein zartes edelsteinartiges Mosaik hervorzubringen; sie finden sich daher vorzugsweise auf kleineren Gegenständen der Goldschmiedekunst, häufig auch als selbständige Erzeugnisse zur Ornamentirung von Stoffen u. s. f. in Anwendung gebracht.

Die Emails letzterer Art sind sehr häufig, sie werden gewöhnlich auf einem umfangreicheren Metallgrunde ausgeführt und dienen nicht gleich den ersteren blos als Verzierungsbestandtheile von Kunstobjecten, sondern bilden in den meisten Fällen selbständige Verkleidungen von Altären u. s. f. und werden für eine ganze Reihe von Gegenständen des christlichen Cultus angewendet. Im Vordergrund stehen die Reliquienscheine, Kreuze, Columbarien, ferner Ciborien, Bischofsstäbe, Bücherdeckel u. s. f. Die Emails ersterer Art sind die älteren und durchweg der orientalischen Kunst oder ihrer Nachahmung angehörig, während die Emails letzterer Art ebenso entschieden ein Eigenthum der occidentalschen Kunst sind, daher Kugler beide Arten zur kürzeren Bezeichnung als orientalische und occidentalsche Emails unterscheidet.

¹⁾ Wir entnehmen diese Darstellung mit Zustimmung des Verfassers der 2. und 3. Lieferung des II. Bandes der „Mittelalterlichen Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. Gustav Heider und Prof. Dr. v. Killeberger (Vorig von Ebner und Seubert in Stuttgart).

Ohne uns auf die Beantwortung der Frage einzulassen, in welchem Umfange die Technik des Emails bei den Völkern des Alterthums bekannt gewesen sei, ziehen wir vorerst die Entwicklung derselben in Betracht, welche das Email in dem orientalischen Kaiserreiche genommen hat, von woher dieser Kunstzweig in die Abendlande, und zwar zuerst nach Italien herüberkam.

Zur Zeit des Kaisers Constantin, welcher Constantinopel vergrösserte und die von ihm daselbst erbauten Kirchen mit reichem Schmucke versah, scheint die Kunst des Metallemails noch unbekannt gewesen zu sein, wenigstens finden wir in den historischen Schriften dieses Zeitabschnittes, obgleich sie in eingehender Weise des reichen Kirchenschmuckes und der heiligen Gefässe erwähnen, mit welchen der Kaiser die Kirchen beschenkte, keine Aufzeichnung, die uns vermuthen liesse, dass die Kunst des Emails während dieser Zeit zur Verzierung des Metalles angewendet worden sei. Ein unbekannter Autor des 11. Jahrhunderts, welcher ein noch aus den Zeiten dieses Kaisers herührendes Kreuz beschreibt, führt zwar an, dass es mit Edelsteinen und Glasfluss geschmückt gewesen sei, allein es geht wohl nicht an, unter letzterem einen Emailschmuck zu verstehen, da auch der griechische Ausdruck, dessen er sich bedient, von jenem abweicht, mit welchem gleichzeitige Schriftsteller das Email bezeichnen. Ein sicheres Zeugnis über die Übung dieses Kunstzweiges zu Constantinopel begegnet uns erst aus den ersten Jahren des 6. Jahrhunderts bei Aufzählung der Gegenstände, welche Kaiser Justin I. (518 † 527) dem Papste Hormisdas (514 † 523) zum Geschenke machte. Unter denselben finden wir nämlich eine goldene Leuchterschale mit Emailschmuck (*gabatum electrinam*) erwähnt. Zur Zeit seines Nachfolgers Justinian, welcher sowohl zu Constantinopel als in dem ganzen Umfange des byzantinischen Reiches eine grosse Anzahl Kirchen baute und sie mit reicher Einrichtung in Gold und Silber begabte, wurde das Email schon häufig zum Schmucke für die Goldschmiedekunst verwendet, und es unterliegt keinem Zweifel, dass bei dem prächtigen Altare, mit welchem dieser Kaiser und seine Gemahlin Theodora die Sophienkirche beschenkten, der Emailschmuck schon eine vorragende Stelle einnahm. Auch die Eingangsportale zum Baptisterium und Narthex dieses Gotteshauses waren nach dem Zeugnisse des früher erwähnten Anonymus mit Email geziert, wie auch viele andere Werke, die aus der Zeit Justinian's erwähnt werden, Auch diese Kunst nun nicht mehr auf blosser Verzierung beschränkt, sondern wurde bereits auch auf figuralische Darstellungen ausgedehnt, ja unter dem Kaiser Constantin, dem in Purpur gebornen, welcher alle Künste sorgsam pflegte und dem auch die Kunst des Emails einen beträchtlichen Aufschwung verdankt, finden wir es sogar zur Anfertigung von Portraits angewendet, und bereits waren kleinere Emailgegenstände, welche in grosser Fülle angefertigt wurden, ein Gegenstand

des Handels geworden, welcher sie in das Abendland brachte, woselbst sie von den dortigen Goldschmieden als Verzierung an den von ihnen verfertigten Gegenständen angebracht wurden. Selbst als im 9. Jahrhundert die Kunst des Emails von Byzanz aus nach Italien gelangte, und weiter bis tief in das 13. Jahrhundert, waren im Abendlande die Erzeugnisse der byzantinischen Emailkünstler sehr gesucht und liebten es ohne Unterbrechung bis zum Sturze des byzantinischen Kaiserreiches. Wir verweisen hier nur auf einige Hauptwerke, welche aus Byzanz stammen oder doch durch Künstler von dort her ausgeführt wurden, als die Krone Karl's des Grossen in der Schatzkammer zu Wien ¹⁾, das Kreuz, welches Kaiser Lothar der Kirche zu Aachen darbrachte ²⁾, die berühmte Altartafel in der Marcuskirche zu Venedig, welche im Auftrage des Dogen Orseolo in Constantinopel ausgeführt wurde ³⁾ und vieles Andere. Doch waren alle diese Emails nur auf Goldgegenständen angebracht; erst gegen Ende des 11. oder im Beginn des 12. Jahrhunderts, und auch dann nur in seltenen Fällen, wurden Emails auf Kupfer angefertigt.

Ziehen wir zunächst Italien in Betracht, so finden wir, dass zum ersten Male unter dem Pontificate des Hormisdas († 523) eines von Constantinopel nach Rom gelangten Emails Erwähnung gemacht wird; erst gegen Ende des 6. Jahrhunderts werden die von Gregor dem Grossen der Königin Theodolinda geschenkten griechischen Emails aufgeführt; zwei Jahrhunderte verfliessen hierauf, ohne dass uns ein Zeugnis über das Herübergelangen byzantinischen Emails entgegnet. Erst gegen Ende des 8. Jahrhunderts erfahren wir, dass Papst Hadrian I. einen Altar mit goldnem und emailirtem Cibafel, und ein Abt von Monte Cassino ein silbernes Ciborium mit Gold und Email schmücken liess. In den darauf folgenden fünfzig Jahren, insbesondere unter den Päpsten Leo III. und Leo IV., kam eine Reihe prächtiger Emailwerke zur Ausführung, von der Mitte des 9. Jahrhunderts ab hingegen finden wir durch den Zeitraum fast zweier Jahrhunderte nur acht Gegenstände aufgeführt, bei welchen die Emailkunst unzweifelhaft in Anwendung gebracht war, aber wahrsehblich nur in der Weise, dass die von italienischen Goldschmieden gefertigten Goldschmiedeobjekte mit, von Byzanz oder aus dem Oriente im Handelswege bezogenen, oder von griechischen im Abendlande angesiedelten Emailkünstlern angefertigten Verzierungsgegenständen ausgestattet wurden. Dieses scheint auch die Thatsache zu bestätigen, dass im 10. Jahrhunderte der Abt von Monte Cassino, als er in seiner Kirche einen Altar aus emailirtem Golde errichten wollte, sich genöthigt sah, einige seiner Mönche mit dem Auftrage nach Constantinopel zu schicken.

¹⁾ Bock: Reichskleinodien in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, II. Band, S. 89 und ff.

²⁾ Melanges d'Archéologie. Paris 1847—1849, I, 203 u. ff. Taf. XXXI u. XXXII.

³⁾ Labarte u. a. O. S. 17 und Somercard: Les arts au moyen-âge. Série X, pl. XXXII.

dasselbst die für diesen Altar notwendigen Emailtafeln anzukaufen. Auch war es dieser Abt, welcher zuerst aus Constantinopel eine Reihe Künstler der verschiedenen Gattungen berief und sie zum Unterrichte in seinen Klosterschulen verwendete. So wurden in Italien eigene Emailschulen begründet und diese müssen es gewesen sein, welche nunmehr die heimischen Kunstobjekte anfertigten, weil seit dem 12. Jahrhunderte Italien aufhörte seine Emails ausschliesslich aus dem Oriente zu beziehen, und die Toscaner sich schon damals in diesem Kunstzweige eines grossen Rufes erfreuten. In Bezug auf die Technik schlossen sich diese Erzeugnisse enge an die in Byzanz geübten an, welche wir im Eingange als jene der *Emails cloisonnés* bezeichnet, und diese Technik blieb bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die ausschliessliche. Erst um diese Zeit fingen die italienischen Künstler an, auf emailirtem Grunde Relieffiguren anzubringen, und im Beginn des 14. Jahrhunderts wurde ein neues System der Ornamentation, welches in Frankreich bereits im 13. Jahrhundert in Übung stand, angewendet, welches darin bestand, dass im emailirten blauen Grunde eisilerte Verzierungen oder Figuren von Silber angebracht wurden. Beispiele dieser Kunstübung sind der Aufsatz des silbernen Altars zu Pistoja und der Altar in der Taufkapelle des h. Johannes zu Florenz. Doch wendete sich die Mehrzahl der Emailkünstler seit dem Schlusse des 13. Jahrhunderts jenem Verfahren zu, welches darin bestand, dass Relieffiguren mit durchscheinendem Email umgeben wurden, worin sie einen hohen Grad der Vollendung erreichten.

In den übrigen Ländern des Occidents datirt die Ausübung dieses Kunstzweiges aus den letzten Jahren des 10. Jahrhunderts. Wir müssen dieses annehmen, weil, wenn während des langen vorausgegangenen Zeitraumes bereits die Emailkunst von den heimischen Kleinkünstlern in Anwendung gebracht worden wäre, gewiss in den zahlreichen und oft sehr eingehenden Zeugnissen, welche uns über den Kunstfleiss unserer Vorfahren aufbewahrt sind, der hierauf bezüglichen Werke Erwähnung geschehen würde, was jedoch nicht der Fall ist, und die wenigen Kunsterzeugnisse von diesem Zeiträume, wie die beiden goldenen Emailringe im britischen Museum, wovon einer dem Könige Ethelwulf (836 † 857) und der andere dem Bischöfe von Sberborne Ailstan (817—867) zugeschrieben wird, von zu geringer Bedeutung sind, um sie als Beweise des Bestandes einer heimischen Übung dieses Kunstzweiges anzusehen.

Erst die Heirath des Kaisers Otto II. mit der Prinzessin Theophanie führte eine nähere Verbindung des Abendlandes mit dem Orient herbei, wenn auch nicht in dem Umfange, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist¹⁾.

Es ist nicht zu bezweifeln, dass unter den Gegenständen von Gold und Silber, welche die reiche Ausstattung dieser Prinzessin bildeten, auch die Kunst des Emails, welche gerade damals in Constantinopel eine hohe Stufe der Vollendung erreicht hatte, in würdiger Weise vertreten gewesen sei, wie auch angenommen werden muss, dass diese Prinzessin, von einem Hofe stammend, wo der Übung aller Künste eine bevorzugte Stätte bereitet wurde, es nicht unterlassen haben wird, an ihren Hof die besten Künstler jedes Faches heranzuziehen und zu beschäftigen. Auch die Wahl des kunstsinnigen Berward, späteren Bischofs von Hildesheim (992 † 1022) zum Lehrer ihres Sohnes Otto III. ist ein Beweis ihres gehobenen Sinnes für Kunst und Wissenschaft. Dieser Bischof errichtete in seinem Hause eigene Werkstätten für Metallarbeiter der verschiedensten Art, welche er täglich besuchte und dabei die Arbeit jedes Einzelnen prüfte und verbesserte. Auch zog er junge Künstler an den Hof und schickte einzelne zum Behufe ihrer Ausbildung in der Goldschmiedekunst auf Reisen. Aus seinen Händen ging eine Reihe sehr kostbarer Goldschmiedearbeiten hervor, welche uns sein Biograph Tangmar schildert; und wenn er auch nicht selbst die Kunst des Emails übte, so darf doch angenommen werden, dass er diese Kunst zuerst nach Deutschland verpflanzt habe.

Auch gehören die ersten Emailwerke, welche für eine von Byzanz unabhängige Übung dieses Kunstzweiges zu sprechen scheinen, seiner Zeit an. Es sind dies zwei Buchdecken in der königl. Bibliothek zu München. Die eine stammt aus dem Schatze von Bamberg und ist mit einer auf Kaiser Heinrich II. (1002—1024) bezüglichen Inschrift versehen; sie hat ein figurenreiches Elfenbeinrelief und umher einen breiten Goldrand mit kleinen Emailen, Steinen und Perlen. Zwölf der Emailen, die Brustbilder Christi und elf Apostel darstellend, sind bestimmt byzantinische Arbeit, vier andere Rundstücke mit den Symbolen der Evangelisten zeigen das byzantinische Verfahren in etwas derberer Fassung und zugleich etwas grillere Farbentöne. Nech entschiedener sprechen für den Ursprung ausserhalb Byzanz zwei ebenfalls runde Emailstücke, die auf dem Prachtdeckel der Kiste befindlich sind, welche das Evangelarium aus Kloster Niedermünster in Regensburg einschliesst: Bilder Christi und Mariens, letzteres mit lateinischer Beischrift.

Auch fehlt es nicht an Beweisstellen gleichzeitiger Schriftsteller, welche darauf hindeuten, dass unter diesem Kaiser die Emailkunst in Deutschland ausgeübt worden sei. So wird unter den Geschenken, mit welchen dieser Kaiser die von dem Bischof Dittmar von Merseburg erneuerte Kirche schmückte, auch ein Evangelienbuch aufgeführt, dessen Decke jener zu München ähnlich war, und als er im Jahre 1022 mehrere Tage in Gemeinschaft mit dem Papste Benedict VIII. in der Abtei zu Monte Cassino zubrachte, legte er bei seiner Abreise reiche Geschenke auf den dem

¹⁾ Über den Einfluss der Verbindung dieser beiden Kaiserhäuser auf die Kunst des Oriente, vgl. Schunzler's Geschichte der bildenden Künste IV, 2, 367 u. f.

heil. Benedict geweihten Altar, worunter sich auch ein Kelch von Gold, mit Edelsteinen, Perlen und schönen Emails geschmückt, befand.

Alle diese Werke waren ohne Zweifel in der bisher üblichen Technik des byzantinischen Emails gearbeitet, und für die Übertragung derselben nach Deutschland liegen uns noch weitere Kunsterzeugnisse aus dem 11. Jahrhunderte vor, welche eine eingehendere Erwähnung verdienen. Sie bestehen in der Ausstattung einiger Prachtkreuzes des Münsterschatzes zu Essen ¹⁾. Das eine von diesen hat am Fusse ein Emailtäfelchen mit der Darstellung einer weiblichen Gestalt, die von einer männlichen einen Kreuzstab empfängt, jene inschriftlich als: *Mahlild Aba (tissa)*, diese als *Otto Dux* bezeichnet. Das zweite hat ausser sehr zierlichen ornamentatischen Emailstücken ein etwas grösseres Täfelchen mit der Darstellung der thronenden Maria, zu deren Füssen gleichfalls die „*Mahlild Aba(tissa)*“ kniet. Der künstlerische Styl dieser Emails ist noch wenig entwickelt, es lässt sich eben nur sagen, dass er im Allgemeinen dem Charakter des 11. Jahrhunderts entspricht. Die schwierige Technik stand hier ohne Zweifel einer freieren künstlerischen Bewegung hemmend gegenüber; mit dem Kunstcharakter dieser Emails stimmt es zusammen, wenn wir unter der als *Äbtissin* bezeichneten *Matilde*, deren mehrere in der Reihe der Äbtissinen erscheinen, jene voraussetzen, welche aus bayrischem Herzogsgeschlechte entsprossen, in der Spätzeit des 11. Jahrhunderts dem Kloster vorstand. Für den „*Herzog Otto*“ mag dabei etwa an *Otto von Nordheim*, Herzog von Bayern und Sachsen, den bekannten Zeitgenossen *Heinrich's IV.* gedacht werden.

Frühzeitig wurde jedoch in Deutschland statt des Goldes, welches von den Byzantinern fast ausschliesslich für Email verwendet wurde, ein minder kostbares Material, nämlich das Kupfer, gebraucht, und an die Stelle der auf den Grund aufgelötheten Streifen treten die *Emaux champêtres*, wobei, wie bereits erwähnt, die Contouren der Ornamente und Figuren aus dem Metallgrunde gearbeitet und für die Emails vertiefte Stellen gebildet wurden. Man kann ohne Gefahr eines beträchtlichen Irrthums annehmen, dass diese Umwandlung bereits im 11. Jahrhundert eingetreten sei. Eines der ältesten Beispiele dieser Technik in Deutschland ist ein Reliquarium, welches in der Kirche zu *Siegburg* (Cölnher Diöcese) aufbewahrt wird und die Emailkunst in Deutschland noch in ihren Anfängen zeigt. Man setzt dasselbe in die Zeit der *Ottone* ²⁾. Ein zweites, dem 11. Jahrhundert angehöriges Email Reliquarium befindet sich zu *Hildesheim*. Auch dieses zeigt noch die Unbeholfenheit und Rohheit, welche allen Kunstanfängen eigen sind, und stimmt in dieser Beziehung mit der Technik jenes

im Schatze zu *Hildesheim* aufbewahrten Kreuzes überein, welches dem heil. *Bernward* zugeschrieben wird ³⁾.

Wir sehen in diesen Werken die ersten Anzeichen einer sich in Deutschland bildenden Schule, welche von den Provinzen des alten lothringischen Königreiches ihren Ausgang fand. Die zahlreichen aus ihr hervorragenden Werke sind in den rheinländischen Kirchen aufbewahrt, und die auf einem Reliquienstreine in dem Schatze der Kirche zu *Hannover* befindliche Inschrift: *Eilbertus Coloniensis me fecit, berechtigt zu der Vermuthung, dass Cöln der Mittelpunkt dieser Schule geworden sei* ⁴⁾, und bereits im Beginne des 12. Jahrhunderts hatte sich der Ruf der rheinischen Schule so weit verbreitet, dass *Abt Suger* um das Jahr 1144 eine Anzahl rheinischer Emailkünstler an die *Abtei St. Denis* berief, um daselbst verschiedene Arbeiten anzuferigen, namentlich eine Säule, bestimmt ein Kreuz zu tragen, auf welcher mehrere Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente ersichtlich waren.

Im Style und in der Ausführungsweise schlossen sich die deutschen Emailleure bis gegen Schluss der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch den griechischen Künstlern an, welche ihre Lehrmeister waren. Nach dieser Zeit jedoch machten sie sich allmählich von den überkommenen Traditionen los und bildeten sich einen eigenthümlichen Styl, welcher vorzugsweise in den Reliquienbehältern ersichtlich wird. Diese hatten nämlich bis zum Beginne des 12. Jahrhunderts die Form von Kreuzen, Triptychen oder Kistchen (*arca*); man wählte nunmehr dafür die Form eines Grabes mit einem prismatischen Deckel. So ist der Sarg, welcher die Reste *Karl's des Grossen* umschliesst und in der *Sacristei des Domes von Aachen* aufbewahrt wird ⁵⁾. Der deutsche Ursprung dieses Prachtwerkes ist unbestritten und auch die Zeit seiner Aferigung gibt uns die Geschichte kund. *Kaiser Friedrich I.* nämlich, nachdem er von dem *Gegenpapeste Pascal III.* die *Canonisation Karl's des Grossen* erwirkt hatte, öffnete 1166 dessen Grab, um die Überreste der Verehrung des Volkes darzulegen. Mehrere kleine Gebeine wurden bei diesem Anlasse in besondere Reliquarien geborgen, der Körper selbst aber in die erwähnte prachtvolle *Arca* gelegt, welche sowohl in ihrem Style als den Arbeiten griechischer Künstler nichts mehr gemein hat und ihren deutschen Ursprung herausstellt, wie auch durch Vollendung der Emaille eine schon längere Übung dieses Kunstzweiges bezeugt.

Aus derselben Zeit und Schule stammen auch der Reliquienstrein des heil. *Heribert* zu *Deutz* ⁶⁾ und ein Reliquarium von vergoldetem Silber, welches im *Louvre*

¹⁾ Kugler: *Dom von Hildesheim*, II. Bd.

²⁾ Vogel: *Kunstarbeiten aus Niedersächsischen Vorzeil*, gibt auf drei Tafeln eine Abbildung dieses Reliquienstreines.

³⁾ *Mélanges d'archéologie* I. p. 42.

⁴⁾ *Orgen für christliche Kunst*, V. Bd., S. 229 und *Kugler*; kleine Schriften, II. Bd., S. 322.

¹⁾ *Kugler* a. a. O., S. 69 und *Orgen für christliche Kunst*, II. Band, S. 2 u. f.

²⁾ *Orgen für christliche Kunst*, III. Bd., S. 149 u. f.

zu Paris aufbewahrt wird und einst einen Arm Karl's des Grossen umschloss, wie dies die mit Majuskelschrift angebrachte Inschrift darthut: *Brachium SCI Gloriosissimi Imperatoris Karoli* 1). Es ist reich mit plastischen Figuren und in den Bogenfüllungen der Arcaden mit Blattornamenten und Email geschmückt, welche eine sehr zarte Zeichnung und eine grosse Reinheit der Ausführung zeigen.

Ungefähr um dieselbe Zeit mag der Sarg der heil. drei Könige angefertigt worden sein, welcher in der Domkirche zu Cöln aufbewahrt wird 2). Es war die erste Sorge des Bischofs von Cöln, Philipp von Heinsperg, für die Reliquien der heil. drei Könige, welche Kaiser Friedrich dem Bischof von Cöln, Reginald und dieser seiner Kirche zum Geschenke machte, einen ihrer würdigen Verschluss herzustellen, welcher ein Prachtstück der Goldschmiedekunst ist. Alle Seiten desselben sind mit Email geschmückt, und zwar in beiden Arten der Technik (nämlich mit *émaux cloisonnés* und *champlevés*) zum Beweise, dass die deutschen Künstler das Verfahren ihrer Lehrmeister, der Griechen, nicht ganz ausser Acht gelassen haben.

Einen weiteren überzeugenden Beweis von dem Vorrang, welchen zu jener Zeit die deutschen Emailarbeiten unbestritten einnahmen, finden wir in einer historischen Begebenheit aus dem Schlusse des 12. Jahrhunderts 3). Um 1181 nämlich waren Mönche der Abtei Grandmont bei Limoges nach Cöln gegangen, um sich Reliquien der Gefährtinnen der heil. Ursula zu erbitten. Sie brachten deren zurück, die in verschiedene Schreine vertheilt wurden. Einer dieser Schreine, in üblicher Weise mit Emailen verziert, ergibt sich aus einer nicht viel späteren Beschreibung als deutsches Fabricat mit den Bildern der Geschenkgeber der Reliquien, des Abtes Gerhard von Siegburg und des kölnischen Erzbischofes Philipp von Heinsperg und mit den Namen des deutschen Verfertigers, Reginald. Man war also veranlasst gewesen, den Schrein gleichzeitig in Cöln zu herstellen, während man die Arbeit, hätte die Technik damals schon in Limoges geblüht, aus allernächster Nachbarschaft hätte beziehen können.

Ein weiterer sehr wichtiger Beleg für die Blüthe der Emailkunst in Deutschland im Laufe des 12. Jahrhunderts ist der sogenannte „Verduner Altar“ zu Klosterneuburg bei Wien, ein Werk, welches in künstlerischer Beziehung eine Bedeutung hat, wie vielleicht kein zweites, und dessen Meister aus der Heimath jener Künstler stammt, welche Abt Suger einige Jahrzehende früher nach St. Denis herufen hatte 4).

Dieses Werk bildete ursprünglich, wie die Pala d'oro in Venedig, die Bekleidung der Vorderseite des Altars und

wurde erst später im 14. Jahrhunderte zum Altaraufsatze mit Flügeln umgestaltet. Aus den daran befindlichen Inschriften geht hervor, dass es durch Meister Nikolaus von Verdun gefertigt und 1181 in seiner ursprünglichen Stellung geweiht wurde, und dass 1329 eine Erneuerung und veränderte Aufstellung stattfand, bei welchem Anlasse den ursprünglichen 45 Tafeln 6 neue beigelegt wurden. Sie enthalten Darstellungen biblischen Inhaltes; alttestamentliche Szenen sind mit solchen des neuen Testaments auf sinnreiche Weise in wechselseitige Beziehung gesetzt. Die conventionelle Richtung des 12. Jahrhunderts bildet an den aus dieser Zeit stammenden Tafeln die entscheidende Grundlage ihrer stylistischen Behandlung. Aber sie entwickeln sich, wie Kugler treffend bemerkt, von soleher Grundlage aus zu einem energisch bewegten Leben, das bei manchem auffälligen Ungeschiek, bei manchem sehr Übertriebenen, die beredteste dramatische Aussprache des Moments zur Erscheinung bringt; sie gestalten sich bei einzelnen, namentlich weiblichen Gestalten, zu den durchgebildeten Grundzügen eines classisch geläuterten Adels, der mit Empfindung auf die Muster der Antike zurückgeht und in staunenswürdiger Meisterschaft vorweg nimmt, was etwa erst um ein halbes Jahrhundert später, besonders in den sächsischen und toscanischen Bildhauerschulen zur umfassenden Ausbildung gelangen sollte.

Aus der Zeit Kaiser Friedrich's II. (1211—1250) endlich stammt der prächtvolle Reliquienschein in Form einer kleinen Kirche, welcher in der Liebfrauenkirche zu Aachen aufbewahrt wird 5). Die Zeit seiner Aufertigung ergibt sich aus dem Umstande, dass seiner bereits in einem Edicte des Kaisers vom Jahr 1220 Erwähnung gemacht wird. Obgleich die Technik dieses Schreins jene der griechischen Emailkünstler ist, so ist doch die Behandlung eine von der byzantinischen Kunstweise durchaus ganz verschiedene. Die Ornamente sind durchaus correct und lassen sich auf verschiedene Combinationen des Zirkels zurückführen; man erblickt an ihnen nicht mehr die launenhaften Details und die oft bestehende Unregelmässigkeit des byzantinischen Styls. Diese und eine Reihe anderer Werke, deren Aufzählung hier nicht am Platze erscheint 6), geben ein glänzendes Zeugnis für die Blüthe dieses Kunstzweiges in Deutschland, auch erhielt sich derselbe auf gleicher Höhe bis gegen den Schluss des 13. Jahrhunderts, wo mit Aufnahme der von Italien ausgegangenen neuen Kunstübung, deren wir bereits erwähnt haben, das frühere Verfahren mehr und mehr in den Hintergrund trat, bis es zuletzt ganz verdrängt wurde.

In Frankreich wurde die Kunst des Emails erst um die Mitte des 12. Jahrhunderts heimisch. Diese Annahme

1) Laborde: *Nefles des émaux du Louvre*, no. 3—21, p. 43.

2) *Mélanges d'Archéologie*, Tom. I, pl. 49, 42 n. 43.

3) *Bechervé*: *Hist. franc. script.* I, IV, p. 746.

4) Vgl. das Prachtwerk *Camerino's* das *Niello-Antependium zu Klosterneuburg*, Wien 1844.

5) *Mélanges d'Archéologie*, Tom. I, S. 12 und Tafel I—3.

6) Vgl. Kugler: *Kleinere Schriften*, I, 94, 789, II, 329, 343 und 705.

widerspricht zwar allen bisherigen Ansichten, welche die Schule von Limoges als den Mittelpunkt der Entwicklung des Emails im Occidente und zwar bereits vom 11. Jahrhunderte angefangen, hinstellen; allein die neueste Forschung Labarte's hat die Richtigkeit dieser Anschauung sehr erschüttert und die Abhängigkeit der Limoger Schule von der ihr vorausgegangenen rheinischen nachgewiesen¹⁾.

Wir besitzen nämlich über die Entwicklung der Goldschmiedekunst in Frankreich während des 11. und der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts zahlreiche Zeugnisse. Keines derselben aber deutet darauf hin, dass während dieses langen Zeitraumes die Kunst der Emails geübt wurde.

König Robert, welcher von 996—1031 regierte, war ein würdiger Zeitgenosse des Kaisers Heinrich. Seine Geschichtschreiber Raoul Glaber und der Mönch Helgand, beide Zeitgenossen von ihm, gehen oft sorglich auf die Aufzählung jener Schmuckgegenstände ein, mit welchen er die von ihm erbauten Kirchen ausstattete, nirgends aber wird des Emails Erwähnung gethan. Gegen Ende des 11. Jahrhunderts veröffentlichte Jean de Garlande einen Dictionnaire des arts et métiers, er führt darin die Goldschmiede (aurifabri) und die Verfertiger der Gefässe (sphyarii) wie auch die Werke an, welche aus den Händen der verschiedenen Künstler hervorgehen, aber weder des Emails noch der Emailleure macht er darin Erwähnung.

König Ludwig der Grosse (1108 † 1137), ein besonderer Gönner der Abtei St. Denis, wo er aufgezogen wurde, machte kurz vor seinem Tode sein prachtvolltes Kirchengeschloß dieser Abtei zum Geschenke; der Abt Suger führte in der von ihm angefertigten Lebensbeschreibung dieses Fürsten die vorzüglichsten Gegenstände dieses Schatzes auf: ein Evangelienbuch, einen Kelch, ein Rauchgefäß, Candelaber u. s. w., und erwähnt ihres Schmuckes in Gold und edlen Steinen, von Emailsckmuck aber schweigt er gänzlich.

Die durch die Obsorge dieses kunstsimigen Abtes angefertigten kirchlichen Geräthschaften zeigen zwar, soweit wir dies aus den auf unsere Zeit gekommenen Überresten und den historischen Zeugnissen ersehen, bereits vielfachen Emailsckmuck, allein eben so sicher steht, dass derselbe seiner Technik nach griechischen oder italienischen Ursprunges ist, und als Suger zum Schmucke einer Säule Emails von grösserem Umfange auf Kupfer mit figurlichen Darstellungen bedurfte, fand er hiefür in Frankreich keine geeigneten Künstler und sah sich daher veranlasst, im Jahr 1144 sieben Goldschmiede aus Lothringen für diese Arbeit zu berufen. Er hätte dies gewiss nicht gethan, wenn bereits, wie dies die früheren Archäologen

erwähnen, um diese Zeit zu Limoges eine Schule der Emailleure bestanden hätte, um so weniger, als er bereits 1137, da er den Sohn Ludwig's des Grossen nach Bordeaux zum Behufe seiner Vermählung mit Eleonore, der Tochter des Herzogs Wilhelm von Aquitanien, begleitete, auch nach Limoges kam, und bei seinem bekannten und vielgepriesenen Kunstsinn ohne Zweifel mit den Kunsterzeugnissen dieser Stadt sich bekannt gemacht hätte.

Man muss daher, um der Geschichte und den That sachen ihr Recht zu lassen, annehmen, dass die Kunst des Emails auf Kupfer, welche, wie wir gesehen haben, in Deutschland bereits im 11. Jahrhunderte geübt wurde, von hier aus und zwar speciell durch die von Abt Suger herufenen rheinischen Künstler nach Frankreich verpflanzt wurde und dass diese es waren, welche zur Begründung der Schule von Limoges die erste Anregung gaben.

Den ersten sicheren Beweis über den Bestand dieser Limoger Schule und ihrer Wirksamkeit treffen wir jedoch erst 25 Jahre nach der von Suger vorgenommenen Berufung deutscher Emailkünstler, und zwar in einem Briefe, welchen der im Jahre 1170 nach England übersiedelte Augustinermönch Johann an den Prior des Klosters Saint Victor schrieb und worin er des Deckels eines Evangelariums, als eines Werkes von Limoges, Erwähnung macht. Bald aber erreichte diese Schule einen hohen Aufschwung. Bereits in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts waren ihre Erzeugnisse von allen benachbarten Ländern gesucht und es war der Gegenstand des Ruhmens, im Besitze eines „Opus Limovicense“ zu sein. So kam es, dass die Erzeugnisse von Limoges auch hier einen raschen Eingang und grosse Verbreitung fanden, während die Emailkunst gleichzeitig in Paris eine bei weitem geringere Pflege fand, wenn gleich auch ihre Erzeugnisse den Weg in fremde Länder fanden. Die Entwicklung dieses Kunstzweiges in Frankreich ging mit jener bereits geschilderten in den übrigen Ländern gleiche Wege. Die incrustirten Emails blieben bis in das 14. Jahrhunderte vorherrschend. Limoges hielt auch mehr, als dies anderwärts geschehen, an der überkommenen Technik und an der Strenge des Styles fest, so dass ihre Erzeugnisse lange Zeit für byzantinische galten. Der im 14. Jahrhunderte zur Herrschaft gelangte Geschmack an Gold- und Silbergegenständen, wie die aus Italien stammende Erfindung der Anwendung durchscheinender Emails auf Reliefciseluren verdrängten stufenweise das incrustirte Email, bis die im 15. Jahrhunderte erfundene Email-Malerei die gänzliche Beseitigung desselben zur Folge hatte.

Im Allgemeinen ist die technische Behandlung des Emails in der Blüthezeit dieses Kunstzweiges in Deutschland und Frankreich ziemlich gleichartig¹⁾. Vollständige farbige Darstellungen mit erhöht stehen gebliebenen Metallrändern zwischen den Farben sind nicht zu

¹⁾ Wir verweisen über die noch folgende Darstellung und den ihr zu Grande Tugendens urkundlichen Apparat auf Labarte's Werk, S. 168 bis 224.

¹⁾ Labarte u. a. O. S. 42, 57 und 721.

häufig. Dieses als das ältere Verfahren findet sich mehr bei den deutschen als französischen Arbeiten, zumal wenn es sich um figurenreiche Compositionen handelt. Auch kommen bei älteren deutschen Arbeiten aufgelöthete Zwischenstreifen nach Art des byzantinischen Verfahrens mehrfach vor. In anderen Darstellungen betreffen die nackten Körpertheile der menschlichen Gestalten der Färbung und werden nur durch die erhöht stehende gelbliche vergoldete Kupferfläche mit gravirt und niellirter Zeichnung wiedergegeben, was ebenfalls mehr bei deutschen Arbeiten der Fall ist. In sehr grosser Mehrzahl sind nur die Gründe und decorativen Umgebungen mit Farben versehen und die ganzen Figuren in der eben angedeuteten gravirten Zeichnung dargestellt. Dies Verfahren finden wir überwiegend bei den Limusi-

ner Arbeiten in Anwendung gebracht, doch findet es sich auch in Deutschland häufig. Die Tafeln des erwähnten Altars zu Klosterneuburg sind in derselben Weise behandelt, mit zweifacher, theils blauer, theils rother Niell-Färbung der gravirten Umrisslinien der gegenständlichen Darstellungen, welche durchgehend auf blauem Emailgrunde erscheinen. Wesentliche Vorzüge der deutschen Arbeiten vor den französischen bestehen in der kräftigeren Farbe, dem mehr harmonischen Tone, der besseren Politur des Emails, in der sorgfältigeren Zeichnung, in dem reineren Geschmacke und der grösseren Mannigfaltigkeit der Ornamente, lauter Punkte, die naturgemäss von der in der romanischen Epoche vorwiegenden Kunstblüthe Deutschlands bedingt sind.

Die Wandmalereien aus Virunum in der Antiken-Sammlung des kärnthnerischen Geschichts-Vereines.

Besprochen von A. Ritter v. Galtenstein, Correspondenten in Klagenfurt.

Es gehört nicht zur Aufgabe dieser Zeilen, die einstige Bedeutung Virunum's als römisch-norische Colonie in politischer, commercieller und strategischer Beziehung zu erörtern. Ich beziehe mich diesfalls auf die Darstellung des vaterländischen Geschichtschreibers Freiherrn von Ankershofen¹⁾, und erwähne dieses Vorzuges nur, weil er mir massgebend scheint für die Ansicht und Vermuthung, dass ein nicht unbedeutender Theil der Bewohnerschaft der Colonialstadt in mehr als gewöhnlicher Wohlhabenheit gelebt haben dürfte.

Dass wir hierüber grossentheils nur Vermuthungen, oder doch nur wenige dafür sprechende Beweise haben, liegt eines Theils in dem geringen Umfange der geschichtlichen Daten, die wir über Virunum besitzen, — andern Theils in der alten Ausbeute nach gänzlicher Zerstörung der Stadt, endlich aber auch darin, dass in der Durchforschung derselben bisher fast durchweg nur mit vereinzelt unregelmässigen Nachgrabungen vorgegangen worden zu sein scheint, je nachdem man an der einen oder anderen Stelle eine ergiebiger Ausbeute hoffen zu dürfen glaubte.

Zu den wenigen factischen Zeugnissen, welche für obige Meinung sprechen, gehört nun eben auch das Gebäude, aus dessen Ruinen der kärnthnerische Geschichts-Verein die — leider nur in Bruchstücken erlangten — vortrefflichen Wandmalereien erhielt, welche gegenwärtig der Antiken-Sammlung desselben zur vorzüglichen Zierde dienen.

Im Jahre 1845 gestattete die Besitzerin des Gutes Töltschach (eine starke Wegstunde nördlich von Klagenfurt, rechts abseits von der Wiener Reichsstrasse gelegen) dem Geschichts-Verein, auf einem von diesem selbst bezeichneten Terrain nächst dem genannten Gute Nachgrabungen machen zu lassen.

Der Verein, dessen Mittel die geregelte Aufdeckung einer grösseren Strecke der alten Stadt zu unternehmen nicht erlaubten, wählte hiezu einen Punkt am südwestlichen Abhange des „Töltschacher Berges“, eines terrassenartig aufsteigenden Hügels, an dessen Fusse das Gutsgebäude von Töltschach und der sogenannte „Tempel-Acker“ liegt, wo vor mehreren Jahren der Unterbau eines tempelähnlichen Gebäudes entdeckt und selbst mehreren früher gemachten interessanten Funden im Jahre 1842 die dormalen in der Lapidar-Monumenten-Sammlung des kärnthnerischen Geschichts-Vereines befindlichen vier schönen antiken Statuen¹⁾ ausgegraben worden sind.

Ausserdem berechtigten auch zahlreiche hier zu Tage liegende Mauerreste und die besondere Gestaltung der Hügelvorsprünge zu der Vermuthung, dass an dieser Stelle ein grösseres, vielleicht öffentliches Gebäude begraben liegen dürfte.

Die diesfalls gehegten Erwartungen wurden zwar damals nicht ganz erfüllt, da die vorhandenen Cassen mittel, nach mehrtägigen fruchtlosen Arbeiten, eben nur noch hinreichten, eine von Süden nach Norden streichende, mehrere Klafter lange Mauer theilweise blosszulegen.

Demungeachtet sah man sich für die aufgewendeten Kosten reichlich entschädigt durch die Aufindung einer grossen Anzahl von Mauer-Trümmern, welche, zumeist mit vortrefflichen Malereien bedeckt, in der an der obgedachten senkrechten Mauer lagernden mehrere Schuh hohen Erdschichte sich vorfanden.

Im Jahre 1852 veranlasste die Direction des Geschichts-Vereines eine neuerliche Nachgrabung längs der erwähnten Mauer, welche von gleich günstigem Erfolge gekrönt war, ja die erstere durch besonders grosse Mannigfaltigkeit und Schönheit der entdeckten Wandmalereien noch übertraf.

¹⁾ Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. I. Band, Seite 495 u. f.

¹⁾ Carinthia, Jahrgang 1842, Nr. 31.

Im Spätsommer 1855 endlich unternahm eine Gesellschaft von Alterthumsfreunden die weitere Aufdeckung des an dieser interessanten Stelle verborgenen Gebäudes, da sich das Dasein eines solchen wohl nicht mehr bezweifeln liess.

Über die Ergebnisse dieser letztern Aufgrabung enthielt das Wochenblatt „Carinthia“ (Jahrgang 1855, Nr. 17, 24, 25, 29, 30, 31 und Jahrgang 1857, Nr. 21) ausführliche Berichte und Besprechungen.

Unter den Anticaglien, welche bei diesem Anlasse gefunden wurden, befaß sich abermals eine nicht unbedeutende Zahl von Mauerstücken mit Malereien, welche, sowie die übrigen erlangten Fundstücke, die erwähnte Gesellschaft dem Geschichts-Verein überliess.

Wenigleich nun diese Trümmer grösstentheils zusammenhanglos sind und zu einem vollständig geordneten Ganzen nicht mehr gefügt werden können, so sind sie doch — selbst in ihrer Verstümmelung — noch mehr als hinreichend, um einen annähernden Begriff von der Eleganz und Farbenpracht zu geben, welcher den Theil des Gebäudes auszeichnet haben mochte, den sie einst schmückten.

Denn noch jetzt, nachdem anderthalb Jahrtausende mit der zerstörenden Macht unserer eisigen Winter und mit den Gluthen der sommerlichen Sonne über diese Ruinen hingeschritten sind und sie tausend- und aber tausendmal durchnäss und wieder getrocknet haben, lässt sich die bewundernswerthe Klarheit und Kraft in den Farben der Wandgemälde erkennen, welche alle die Unbilden der Zeit und Witterung nur in einem — verhältnissmässig — geringen Grade zu schwächen vermocht haben.

Reisende, welche Gelegenheit hatten, die Wandgemälde aus Pompeji und Herculaneum im königlichen Museum in Neapel zu sehen, fanden die Virunenser Wandmalereien diesen in Zeichnung und Colorit sehr ähnlich und einen bemerkenswerthen Unterschied nur in der mannigfaltig begünstigten besseren Erhaltung der Ersteren.

Noch mehr hervortretend ist diese Ähnlichkeit in der Technik der Malereien.

Ich habe unsere Virunenser Gemälde, mit Dr. Overbeck's vortrefflichem Werke über Pompeji¹⁾ in der Hand, sorgfältig untersucht, und war auch in der Lage, dieselben mit Fragmenten pompejanischer Wandmalereien zu vergleichen, welche der Geschichts-Verein zum Geschenke erhalten hat.

Ich habe vollkommen bestätigt gefunden, was Dr. Overbeck, mit Berufung auf Vitruv's (7, 3, 5) in den Gebäuden Pompeji's allenthalben ziemlich streng eingehaltenen Vorschriften, über die höchst sorgfältige Bereitung des zur Aufnahme der Malereien bestimmten Wändebewurfes berichtet.

An den mit der Malerei bedeckten, meistentheils von der rohen süsseren Mauer abgetrennten, an einigen Stücken

aber auch noch mit Trümmern derselben zusammenhängenden Mauerstücken des in Rede stehenden Virunenser Gebäudes sind mit vollkommener Deutlichkeit vier, durch stufenweise zunehmende Reinheit und Feinheit des Mörtels von einander unterscheidbare Schichten des Bewurfes zu erkennen, von denen besonders die dritte²⁾, welche aus einem Gemenge von Kalk und grobem, aber gut geschlämmten Flusssande bereitet scheint, die Eigentümlichkeit hat, dass sie sich in schönen ziemlich compacten Platten von durchschnittlich 1" Dicke rein und leicht ablöst. Es ist möglich, dass diese Eigenschaft eine Folge des Festschlagens mit dem „Schlagholze“ (Baculus) ist, welches, nach Overbeck's Mittheilung, auch an dem Wändebewurf in den pompejanischen Gebäuden, zur Erlangung der noch heutzutage an denselben bewunderten Festigkeit und Glätte angewendet worden ist.

Von dieser Mörtelschichte löst sich in gleicher Reinheit die, mit der ersten (bonalten) Schichte innigst verbundene zweite Lage des Bewurfes in Tafeln von halber Zollhöhe ab.

Sie enthält bereits eine bemerkbare Beimischung von Gyps-Pulver, aus welchem Materiale die erste kaum 3 Linien hohe Schicht zum grössten Theile besteht, wesshalb sie, ungeachtet ihrer festen Verbindung mit der zweiten Lage, von dieser durch reineres Weiss und grössere Dichtigkeit sich deutlich unterscheidet.

Die vierte, unmittelbar auf der rohen Aussenmauer aufliegende Mörtelschichte besteht aus einem groben Gemenge von Kalk, Sand und kleinen Steichen.

Die bei den Virunenser Wandmalereien angewendeten Farbstoffe sind, zufolge der hier unten gegebenen Analyse, wie bei denen von Pompeji — mit Ausnahme der schwarzen Farbe, welche vegetabilischen Ursprunges ist. — durehgehends Mineralfarben³⁾.

¹⁾ Ich zähle die Schichten von der bemalten Wand anfangend.

²⁾ Analyse der salinen Fresco-Malereien aus Virunum, — dargestellt von Herrn Müller Regger, Lehrer der Chemie an der k. k. Ober-Realsschule in Klagenfurt.

Farbe:	Chemische Bestandtheile.	Farb-Materialie.
Weiss.	Kohlensaure Kalkerde.	Kalk
Schwarz	Kohlenstoff	Kienruß
Blau.	Kohlensaures Kupfer-Oxyd.	Mineralblau (Kupfer-laus).
Grün.	Eisenoxydul-Oxydhydrat.	Grünerde.
Hochroth.	Quecksilber-Sulfid.	Zinnober.
Braunroth.	Eisenoxyd mit Thonerde.	Blüthel.
Gelb.	Eisenoxyd-Hydrat.	Gelberde (Eisenoxyd).

Von Herz oder Wachs sind keine Spuren bemerkbar.

¹⁾ Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken für Kunst- und Alterthums-Freunde, dargestellt v. Dr. J. Overbeck. Leipzig 1856.

Man findet hier wie dort in verschiedenen Mischungen Kreide, Ocher (gebrannt und ungebrannt), Rotherde (Rüthel), Meening, Kupfer-Oxyd und Kupfergrün im Gebrauche.

Dass das Auftragen der Grundfarben und zum Theile auch der ersten Ornament-Tinten auf den Bewurf bei den hier vorliegenden Wandmalereien aus Virunum al fresco — auf die nasse Wand — geschah, ist einestheils durch die vorgenommene chemische Untersuchung derselben, zufolge welcher die Farben keine Beimischung erhalten, die auf enkaustische Behandlung (Anmachen der Farben mit Wachs oder Harz und Flüssigmachen derselben durch ein von den Alten hierzu benütztes, aber unbekanntes ätherisches Öl) schliessen liesse, — andernteils aber durch die innige Verbindung der Farbe mit der äussersten feinsten Bewurfschicht dargethan.

Für diese Verbindung, welche in solchem Grade nur durch Frescomalerei erzielt werden kann, spricht die bei den meisten bemalten Mauerstücken leicht und deutlich erkennbare gleichmässige Sättigung der Tünche mit der Farbe, deren Eindringen in diese auch das Poliren oder Glätten der gegründeten Flächen gestaffelte, wodurch einzelne Wände unseres Virunenser Gebäudes, wie die vorhandenen Rudera bezeugen, einen besonderen Schmuck erhalten hatten.

Dagegen dürfte es auch keinem Zweifel unterliegen, dass die auf die Grundfarbe aufgetragenen Zeichnungen, Schildereien und Ornamente, besonders wo man kräftigere Licht- und Schattenpartien hervorheben wollte, fast durchgängig — oder doch mit nur wenigen Ausnahmen — a tempera — auf die getrocknete Grundfläche — gemalt sind, welche Ansicht ich durch das ziemlich häufig wahrzunehmende, bei Malereien al fresco nicht mögliche Abblättern oder Abspringen der Farben von dem unverletzt zurückbleibenden Grunde gerechtfertigt halte.

So besitzt — um hiervon ein Beispiel zu geben — der Gesichts-Verein ein vorzüglich schönes, beiläufig 1 Schuh im Flächenmasse haltendes Stück von — ursprünglich wahrscheinlich schwarzer, — gegenwärtig zu einem dunklen Schwarzgrau verblichener Grundfarbe. Eine schlanke, in blassem Brauroth gemalte Säule hebt sich von dem dunklen Grunde ab, über welchen, die Säule umschlingend, eine grünbelaute Ranke in äusserst anmuthigen leichten Windungen — gleichsam — hingeworfen ist. Ein über dem grünen Gewinde wie im Fluge schwebendes, zart und sorgfältig ausgeführtes Vögelchen vervollständigt das Ganze zu einem sehr freundlichen, lieblichen Bilde.

Hier nun eben ist die grüne Farbe eines grossen über die Säule gelegten Blattes fast ganz abgesprungen, während diese selbst sanft dem dunklen Grunde vollkommen unverletzt geblieben ist.

Ein besonders interessantes Vorkommnis bei unseren Virunenser Wandgemälden ist das Verschmelzen der Plastiken mit der Malerei durch eingefügte Relief-Figuren aus Gyps-Pasta.

Trotz des sorgfältigen Nachsuchens gelang es nur, sechs Mauerstücke mit solchen Relief-Bildern aufzufinden, obschon nicht zu bezweifeln ist, dass die Wand mit mehreren geschmückt war.

Die vorzüglichsten derselben sind: Eine 7" hohe schwebende, nackte Figur, deren Rückseite dem Beschauer zugewendet ist, auf gelbem, und zwei kleine Genien auf rothem Grunde, dann ein gleichfalls gelb gegründetes Stück mit einem kleinen Genius und den Resten einer grösseren Figur, welche eine (gemalte) Lyra gehalten zu haben scheint (Fig. 1).



(Fig. 1.)

Dem schlanken wohlgestalteten Leibe der Erstgenannten fehlen leider der Kopf, die Vorderarme und Hände, und die Beine vom Schenkel abwärts. Ein gemalter Mantel von hellgrüner Farbe umgibt denselben.

Wesentlich unterschieden von eigentlichen Relief-Bildern sind diese Kunstschöpfungen dadurch, dass die Gewandungen und einzelnen Körpertheile, welche der Künstler mehr zurücktreten lassen oder deren zartere Textur er andeuten wollte, durch Malerei ersetzt sind.

So ist an der vorherbeschriebenen grösseren Figur nebst dem erwählten grünen Mantel auch der linke, durch diesen zum Theile verhältliche, Fuss gemalt.

An dem kleinen Genius im gelben Felde, der nach Links zu schweben scheint, ist nebst den Flügelchen, der vorgestreckte rechte Arm und der rechte Fuss durch Malerei ausgedrückt, und die ganz aus Gyps geformten beiden Genien auf den roth gegründeten Stücken haben gemalte Flügel.

Von einem schlangartigen Fischehen auf einem anderen Stücke ist nur das nördliche Köpfchen aus Gyps-Pasta noch vorhanden, der übrige Theil aber abgefallen.

Der Zustand des Wand-Bewurfs an den Stellen, wo Theile dieser plastischen Gebilde weggebrochen sind, lässt entnehmen, dass man die Figuren zuerst in einem — unbedeutend — verkleinerten Masstabe, in rohen Umrissen auf die Wandfläche zeichnete, diese Zeichnungen dann mit einer Spitze vertiefte, indem man die ganze von den Contouren eingerahmte Stelle auf beiläufig Viertel-Zoll Tiefe ausgrub, worauf das bereits fertig geformte Bild in die Vertiefung eingesetzt wurde. Kleinere Körpertheile, wie z. B. die Arme und Füsschen der kleinen Genien, scheinen einfach auf den (massen?) Bewurf aufgeklebt worden zu sein.

Ich habe bis jetzt nicht in Erfahrung bringen können, ob man ähnliche Darstellungen auch in Pompeji gefunden hat. In den neuen und neuesten Schriften über die Alterthümer von Pompeji und Herculaneum, welche einzusehen mir vergönnt war, fand ich solcher nicht erwähnt.

Ein klares, genaues Bild, wie die Wandgemälde unseres Virunenser Gebäudes in ihrem ursprünglichen unbeschädigten Zustande ausgesehen haben mochten, lässt sich durch die aufgefundenen Reste wohl nicht mehr hervorragen.

Dennoch aber macht die Menge der vorhandenen Bruchstücke es der Einbildungskraft möglich, durch Zusammenstellung der gleichartigen, und mit Zuhilfenahme guter Abbildungen von pompejanischen Gemälden ein Ganzes zu ordnen, welches der einstigen Wirklichkeit vielleicht nicht sehr fern liegt.

So viel darf man, wie ich schon im Eingange erwähnte, mit voller Zuversicht behaupten, dass diese Kunstgebilde in ihrem rüstigen, frischen, unverblühten Farbenglanze, wenn auch nicht den besten, doch gewiss den vorzüglicheren pompejanischen Wandmalereien zur Seite zu stellen gewesen sein dürften.

Diese Überbleibsel geben Anhaltspunkte genug zu dem wohlgegründeten Urtheile, das auch unsere Wandgemälde aus Virunum durch jene reiche, mit wohlthuernden Farben-Harmonie gepaarte Ornamentik ausgezeichnet waren, die man an den gemalten Wänden in Pompeji mit allem Rechte rühmet.

Grössere mythologische, allegorische oder landschaftliche Darstellungen scheint der in den Überresten seiner künstlerischen Ausstattung uns bekannt gewordene Theil unseres Virunenser Gebäudes nicht enthalten zu haben.

Dagegen entbehrten die Wände desselben keineswegs den reizenden Schmuck der heiteren lieblichen kleinen Scenerien, mit welchen der kunst- und poesiefreundliche Sinn der Alten so gerne die Räume ihrer Wohnungen verschönernte. Da sind Thiergestalten, z. B. Leoparden, Gazellen, Vögel, Fische u. dgl. — weiss auf rothbraunem Grunde, keck und flüchtig hingeworfen, eine Jagd; — dort hängt eine blaue Traube mit grünen Blättern am Gesimse, — niedliche Rosen auf gelbem Grunde zieren die gemalte Gallerie; — da weist uns ein Mauerstück eine vortrefflich — oehergelb in Braun — gemalte Gitterthüre, und dort wieder ein anderes eine kleine Landschaft mit Gebäuden und Gebüsch. Auf einem grossen, aber stark beschädigten Wandfragmente erblickt man — zur Hälfte — die Gestalt einer Psyche; ein anderes, auf welchem in gelbem Grunde ein lebensgrosser grüner Papagey mit rothem Halsbände dargestellt war, zerfiel leider, trotz aller Schonung, später in kleine Trümmer, da man (bei der ersten Ausgrabung im Jahre 1845) die Unvorsichtigkeit begangen hatte, selbes nebst mehreren anderen mit Wasser zu begiessen, um sie vom Staube zu reinigen.

Vorzüglich elegant muss eine, dem Anseheine nach ziemlich ausgedehnt gewesene, polirte, oehergelbe Wand sich ausgenommen haben, die mit einem breiten Rahmen von besonders gelungener Composition und Ausführung umgeben war, auf welchem in abwechselnd grünen und hellrothen Feldern Koryatiden und muskelnähnliche Köpfe mit Arabesken sich wiederholen. — Nicht minder zerlich lassen weiss gegründete, polirte Stücke, auf denen blaue und carminrothe Arabesken in Pflanzenwindungen sich verschlingen, und einige Fragmente mit gelbem Grunde, der mit hellrothen

und grünen in Weiss eingefassten Edelsteinen belegt scheint — endlich Bruchstücke von grösseren, in Ocher und Röthelfarbe gegründeten Wand-Feldern, welche von grünen Laubgewinden durchschnitten und mit solchen eingerahmt waren.

Es ist aus den vorhandenen Resten ohne gewagte Combinationen zu entnehmen, dass in unserem Virunenser Gebäude die decorative Eintheilung der Wände ganz dieselbe war, welche bei den Decorationen der pompejanischen Wohngemächer durchweg festgehalten ist, nämlich die horizontale Eintheilung in Soekel, Mittelfläche und Friesstreifen, und die verticale der Mittelfläche in eine Anzahl von Feldern, welche unter sich durch Einrahmungen verschiedener Art abgegrenzt sind. Als Grundfarben für diese Felder sind vorzugsweise Oehergelb und Röthelfarbe, und minder häufig Schwarz gewählt.

Wie bei den pompejanischen Gemälden scheint der richtige Geschmack des Künstlers auch hier die Soekel in schwereren, dunkleren Farben gehalten, dagegen aber die Frieze durch die hellsten, frischesten Tinten und vorzugsweise reiche Abwechslung der Ornamente hervorgehoben zu haben.

Unter unseren Virunenser Malereien möchte man zum Beispiele das in Oehergelb und Braun ausgeführte, von grünem Laubwerke um- und überschattete Gitterwerk, und wieder die dunkelbraun rothgegründet Fläche mit den weissen Gestalten flüchtiger Jagdtiere, Hunde und Jäger für Soekelstreifen ganz geeignet finden.

Wenn man sich darüber das schwarze Feld der Mittelfläche mit geschmackvollen gelben Arabesken, Thierfiguren und dazwischen leicht und schlank emporstrebenden Säulen — neben diesem Felde ein anderes in Gelb von grünen Festons durchschnitten und eingerahmt, und wieder ein anderes in dunkler Röthelfarbe mit hellen Laubgewinden, u. s. f. versinnlicht, was alles nach den vorhandenen Bruchstücken zu schliessen wirklich dagewesen sein mochte — wenn man die, noch jetzt durch besonders lebhaftes Menigroth, Blau, Gelb und Grün ausgezeichneten, zum Theil mit architektonischen Ornamenten, oder mit leichten Blätter-Gewinden und Arabesken in Grün, Gelb, Braun etc. geschmückten Trümmer und Stückeren zu einem Friesstreifen vereinigt sich vorstellt, mit kleinen, durch kecke gefällige Linien-Zeichnungen geseheneden Feldern und zwischen ihnen mit einer grösseren geschmackvollen Decoration, deren Ruderer sich ebenfalls noch vorgefunden haben, — wenn man endlich auf die ganze, in hellen harmonisch gewählten und geordneten Farben glänzende Wand noch elegante scharf ausgeprägte Gesimse in Stucco gesetzt sieht, wird man ein Bild vor sich haben, welches, wie ich schon früher zu behaupten keinen Anstand genommen habe, den besseren gemalten Wänden in Pompeji nicht nachstehen und nach allem noch Vorhandenen zu urtheilen, dem ziemlich ähnlich sein dürfte, was einst wirklich dagewesen ist.

Von Gesimsen, deren ich eben erwähnte, lieferte unser Virunenser Gebäude mannigfaltige Proben. Sie sind mehrtheils in Blätter-, Arabesken- oder Muschelornamenten sehr gefällig ausgeführt (Fig. 2 u. 3). Die vorhandenen Muster sind weiss, mit Ausnahme von drei Gattungen, deren eine weiss mit breiten senkrecht laufenden grünen Linien ist, die beiden andern aber mit wahrscheinlich gepressten Ornamenten geziert, und sehr geschmackvoll in Blau, Roth, Rothbraun und Weiss bemalt sind (Fig. 4).



(Fig. 2.)



(Fig. 3.)



(Fig. 4.)

Der Stoff, aus dem sie angefertigt sind, ist feiner Mörtel mit sehr reichlicher Beimengung von Gyps-Mehl.

Was die Art zu malen, die Technik der Malerei im engeren Sinne anbelangt, so trifft auf beiden vorliegenden Virunenser Malereien im Allgemeinen dasjenige zu, was Overbeck in dieser Richtung an den Wandgemälden in Pompeji wahrgenommen hat.

Bei aller Flüchtigkeit und, man möchte sagen, Nachlässigkeit in der Behandlung, welche in vielen Theilen, besonders in einigen architektonischen Decorationen der Wandmalereien aus Virunum ausgeprägt ist, tragen diese aber dennoch allenthalben unläugbar den Stempel der Sicherheit und der, den geübten Maler bekundenden Kühnheit in der Pinselführung, welcher man in vielen Stücken selbst einen nicht geringen Grad von Meisterschaft anerkennen muss.

Die Grundfarbe ist, mit Ausnahme der schwarzen, die sich nicht mehr fleckenfrei darstellt, durchweg, auch auf grösseren Flächen, rein und gleichmässig aufgetragen; die Ornamentfarben sind an manchen Stellen sehr dünn aufgelegt, an vielen anderen aber ist die Malerei vollkommen das, was man mit einem neuereu technischen Ausdrucke „pastos“ nennt, wodurch auch das vorhin erwähnte Abspringen der Farben begünstigt sein dürfte.

Unbezwifelbar ist bei unseren Virunenser Wandgemälden, wie bei denen von Pompeji, die Schablone weder ganz noch theilweise angewendet, sondern Alles mit freier Hand ausgeführt worden; denn bei Allen sich wiederholenden, selbst bei den am häufigsten wiederkehrenden ornamentaln Formen findet man stets kleine, mehr oder

minder augenfällige Verschiedenheiten, obwohl im Allgemeinen die gleichartigen Ornamente mit solcher Ähnlichkeit wiedergegeben sind, dass man hierin einen neuen Beleg für die künstlerische Geübtheit und Sieherheit des Malers erkennen muss.

Höchst wahrscheinlich ist das, von Overbeck bei den pompejanischen Malereien mit allem Grunde vorausgesetzte Vorzeichnen einzelner, wenigstens der complicirteren Ornamente mit Kohle oder Kreide auch bei den

Virunenser Gemälden geschehen; Spuren davon sind jedoch jetzt nicht mehr bemerkbar.

Dagegen sind unter den Malerei-Fragmenten, die der kärnthnerische Geschichts-Verein besitzt, einige, auf denen das Vorreissen der Zeichnung einer Spitze vollkommen deutlich zu ersehen ist.

Der Alterthumsforscher hat in den Ruinen von Virunum, dessen durch Feindeshand zerstörte Gebäude er als Schnitthaufen, im glücklichen Falle als nacktes, wenige Schuh hohes Gemäuer wiederfindet, einen begreiflich weit schwierigeren Standpunkt, als in Pompeji, der aus tausendjährigem Schlafe wieder erwachten Römerstadt, welche die Gunst des Geschickes in dem, wenn auch nicht unverletzten, doch noch immer reizenden Schmucke ihrer einmaligen Herrlichkeit erhalten hat.

So lässt sich denn auch über das Gebäude, dem die vorbeschriebenen interessanten Überbleibsel alter Kunst entnommen sind, ein begründetes Urtheil kaum mehr feststellen.

Von der Ansicht, dass dasselbe ein Theater gewesen sei, haben die Ergebnisse der letztvorgenommenen Nachgrabungen auch fast alle jene zurückgebracht, welche durch die dem römischen Theater allerdings sehr ähnlichen Formen der Ruinen und ihrer nächsten Umgebungen verleitet, bis dahin an dieser Behauptung festgehalten hatten, ja, man ist jetzt selbst davon abgegangen, das fragliche Gebäude überhaupt für ein „öffentliches“ zu halten, und die hiernach ausgesprochene Meinung: es dürfte hier die „Villa“ eines reichen Virunensers gestanden haben, — ist so ziemlich allgemein als die wahrscheinlichste angenommen.

Auch ich pflichte dieser letzteren bei, obsehon ich sie immer nur als „Vermuthung“ anschlage, da Beweise dafür sich schwerlich geltend machen lassen.

Eine beiläufig 100 Schuh lange, durchschnittlich 10 Schuh hohe Mauer, von Süd nach Nord streichend, bildet gegen Westen die Vorderwand einer eben so langen, 17 Schuh breiten Plattform mit gut erhaltenem Estrichboden, längs welcher sieben, durch Zwischenwände abgetheilte, gegen Westen offene Kammern ohne sonstige Verbindungs- oder Ausgangs-Öffnungen stehen.

Dies ist der gegenwärtig noch über der Erde sichtbare Theil des Gebäudes. Aus der an diese Ruine halbkreisförmig sich anschliessenden Vertiefung hob vor mehreren Jahren der letztverstorbenen Besitzer des Gutes Töltschach eine bedeutende Anzahl grosser wohlbehauener Quadern.

Bei den letzten Naehgrabungen hat man in den rings um die Vertiefung abfallenden Hügel- und Wenden vier Gewölbe von bedeutender Ausdehnung entdeckt, über welche der in dem Wochenblatte „Carinthia“ (Jahrgang 1857 Nr. 21) veröffentlichte Bericht über die Ausgrabungen am Zollfelde ¹⁾ Folgendes meldet:

„Das nördlich zunächst der sieben Kammern gelegene Gewölbe ruht mit seinen beiden Seitenwänden auf Felsenrund, durch den ein kleiner, nur einen Schuh breiter offener Canal ausgehauen ist, welcher, nachdem er noch zwei und etwas ähnliche Canäle aufgenommen, südlich durch die Grube läuft, und sich in ein Gewölbe von 3 Schuh Höhe und 1/2 Schuh Breite einmündet, welches Gewölbe unter der Erde in einer Strecke von 70 Fuss gegen den Töltschacher Fahrweg in einer Krümmung fortläuft, und dann wegen des aufgehäuften Schuttes nicht weiter verfolgt werden konnte.“

Kaum 1000 Schritte von dieser Vertiefung entfernt entspringt im Walde eine Quelle, deren Wasser in einen dabei angebrachten Teich rinnt und dann nächst dem Abflusse eine Mühle treibt. Nach der gepflogenen Nivellirung ist dieser Teich nur einige Schuh höher als der früher erwähnte in der Vertiefung bei den sieben Kammern befindliche Canal; es ist daher zu vermuthen, dass dieser Letztere sein Wasser einst aus obigem Teiche erhalten habe.“

Die Localverhältnisse machen die Annahme, dass diese Vertiefung eine *placina* gewesen sei, mit welchem Bestandtheile, wie bekannt, grössere römische Villen nicht selten ausgestattet waren, nicht unwahrscheinlich, auch wenn man die einstige Speisung derselben nicht gerade auf die bezeichnete Quelle und den damit in Verbindung stehenden Teich, deren Existenz vor 150 Jahren problematisch sein könnte, beziehen wollte.

Weit unsicherer sind, meines Dafürhaltens, die Vermuthungen, welche sich über den Theil des Gebäudes aufstellen lassen, in dessen unmittelbarster Nähe die Wandmalereien aufgefunden worden sind.

Die Ansicht, dass vor der erwähnten laugen Mauer ein Porticus gestanden habe, hat Manches für sich und scheint namentlich auch durch hier aufgefundenen (freilich nur zwei) Fragmente grosser Säulen bestätigt zu sein. Auch der Umstand, dass an der ganzen laugen Mauer nirgends Kennzeichen von angesetzten Zwischenwänden bemerkbar sind, möchte mehr für als gegen dieselbe sprechen.

Dagegen muss es auffallen, dass im Gegensatz zu dem künstlerischen Schmucke, den man hier aufgefunden hatte, die sieben Gemäuer, welche über dem (hier vermutheten) Porticus stehen, ganz schmucklos und ihre Wände nur mit einem weissen, geglätteten Mörtel-Anwurf, ohne Spur von irgend einer Malerei, bedeckt sind.

Dass die gefundenen Wandgemälde, wenigstens zum grössten Theile, der besagten laugen Mauer angehören, lässt sich nicht bezweifeln, da man an einigen Stellen derselben noch feststehende Malerei-Fragmente bemerkte.

Das Gebäude hat, wenn man die (einstige) Existenz eines Porticus an dieser Stelle gelten lässt, bemerkenswerthe Ähnlichkeit mit der vorstädtischen Villa (*villa suburbana*) des M. Arrius Diomedes in Pompeji, welche Overbeck in seinem mehrbezogenen Werke (Seite 248 u. w. f.) beschreibt. Nur ist diese letztere in viel grösseren Verhältnissen aufgeführt.

Für eine „Villa“ eignete sich dasselbe auch ganz besonders durch seine ausgezeichnete Lage auf der nicht unbedeutenden Erhöhung am südwestlichen Ende der Unterstadt (Virunum), von wo aus etc. deren Häusermassen, Tempel, öffentliche Gebäude man vollkommen frei überschauen konnte und zugleich die prachtvolle Aussicht über die ganze Thalfläche, auf die gegenüber gelegenen bewaldeten Berge und auf die im südlichen Hintergrunde aufsteigende imposante Kette der Caravaca's hatte.

Die Wichtigkeit der gemalten Wandmalereien aus Virunum in archäologischer und kunsthistorischer Beziehung liegt wohl eben so wenig in Zweifel, als jene der pompejanischen. Als die einzigen aus uns gekommenen Repräsentanten antiker Malerkunst sind diese und ähnliche Malereien von besonders hohem Werthe für Kärnten, und vielleicht auch für einen weiteren Complex der österreichischen Kronländer haben die Virunenser Wandgemälde aber ein noch gesteigertes relatives Interesse, weil alle übrigen bisher auf kärntnerischem Boden und in den Nachbarländern aufgefundenen ähnlichen Überreste aus der Zeit der Römer-Herrschaft kaum über der ersten Stufe decorativer Malerei — dem einfachen Anstriche in einer oder mehreren Farben mit kunstlosen Linear-Zeichnungen — gestanden haben. Auch das unter den in Oesterreich erlangten antiquarischen Funden neuerer Zeit hervor-

¹⁾ Nach einem mündlichen Vortrage des k. k. Landesgerichtsrathes Michael von Johornegg-Altenfels, gehalten in der Abendsammlung im naturhistorischen Museum in Klagenfurt am 21. November 1856.

ragendste Werk alter decorativer Kunst, — der prachtvolle in Salzburg ausgegrabene Mosaik-Fusboden. — hatte Wandmalereien, wenigstens solche von gleich bedeutender künstlerischer Ausführung, nicht im Gefolge.

Aus allem Vorgesagten darf man wohl den Schluss auf die günstige Vermögenslage des Virunensers ziehen, dem diese eine so reiche, aussergewöhnliche Ausschmückung seines Hauses gestattete, die wahrscheinlich nicht das Werk eines einheimischen Malers, sondern die — gewiss kost-

spielige — Schöpfung eines fremdländischen, vermuthlich italienischen Künstlers war.

Ob das tausendjährige Grab Virunums noch Gebäude mit ähnlicher künstlerischer Ausstattung beherbergt, wird wohl später einmal durch eine grössere Nachgrabung, vielleicht durch einen günstigen Zufall entdeckt werden. Die bisher daselbst und am nahen Heleneberge aufgefundenen vorzüglichen Überbleibsel antiker Plastik lassen es mit Wahrscheinlichkeit hoffen.

Über einige mittelalterliche Kunstdenkmale in der Gegend von Judenburg, Zeyring, Unzmarkt und Knittelfeld in Steiermark.

Von Joseph Scheiger, k. k. Conservator für Steiermark.

Meine letztere grössere Durchforschung des Kronlandes habe ich zu einem Ausfluge nach Radkersburg, dann zu einem grösseren in der Gegend um Judenburg, Zeyring, Unzmarkt und Knittelfeld benützt, dessen Resultate ich in nachstehendem Berichte unterbreite.

Der Zweck des Ausfluges nach Radkersburg war ein mehrfacher. Die erhaltene Mittheilung, dass ein schönes, reichverziertes Portal der dortigen Domkirche dringend einer Restauration bedürfe, dass ferner die an dieser Kirche befindlichen, interessanten Grabdenkmäler in ähnlicher Lage seien, endlich der Wunsch, die nicht unbedeutenden Befestigungen der Stadt zu sehen, bevor sie dem gewöhnlichen Loos solcher Werke, der Abtragung gänzlich verfielen, bestimmte mich den von Forschern verhältnissmässig wenig besuchten Weg dahin zu machen.

Er enthält, die interessante gothische Kirche St. Maria in Abstatt und den Rathhausthurm in Mureck aus neuerer Zeit ausgenommen (welche Objecte ich seiner Zeit zu dem Ziele einer näheren Untersuchung zu machen gedenke), wenig Merkwürdiges.

Die Festungswerke von Radkersburg, ungeachtet des Abbruches einzelner Theile noch ziemlich gut erhalten, gehören der neueren Fortification an. Als wichtiger Punkt an der Verbindung mehrerer Strassen und an dem damals noch stark beschifteten Murflusse, der ewig ruhigen ungarischen und croatischen Grenze nahe, war die Stadt schon früh unwillkürlich zur Festung geworden. Aber eben ihrer Wichtigkeit wegen mochten die alten Thürme und Ringmauern nimmer genöthigt erscheinen und in siebzehnten Jahrhunderte daher (wahrscheinlich um 1650) wurde sie mit einem System neuerer Werke und zwar mit sechs ganzen Bastionen und einer halben umgeben, die noch durchaus erkennlich sind.

Ihre breiten Gräben waren durch die Mur, welche die Stadt in zwei starken Armeu umfloss, mit Wasser gefüllt. Der Hauptwall war nieder, die Courtiönen waren ziemlich kurz. Spuren von Casematten in den Flanken der Bastions

sind noch sichtbar, die Contrescarpe war gemauert, hatte auch ein schmales Gleis, wahrscheinlich aber mit einem wegn breiten bedeckten Wege ohne Banquet.

Gegenwärtig sind die noch in Vischer's Topographie sichtbaren Aussenwerke (Ravelins mit zwei Facen, ohne Flanken) verschwunden, in deren jedem ein Wachthaus stand. Die hölzernen Joehbrücken über die Murarme waren damals in der Mitte durch Aufzughrücken mit Wagbalken (*Ponts à bascule*) unterbrochen.

Vor und hinter dem einen Aussenwerke, welches ein Thor und den darüber gebauten Thurm schützte, waren über den Graben ebenfalls solche Brücken angebracht. Die beiden Hauptthore waren doppelt, das eine (Ingerthor) in der Mitte einer Courtiöne, das andere (Gratzerthor) neben der Flanke einer unregelmässigen Bastion angelegt.

Bei Vischer bemerkt man noch die Schilderhäuser auf den Bollwerksspitzen, eingeschnittene Scharten in der Brustwehr der Facen, eben solche in den niederen Flanken und darunter die Schusslöcher der Casematten.

Auf einem alten gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts (vielleicht 1663, also vor Vischer) wahrscheinlich zum Behufe einer Restauration aufgenommenen Plane sieht man die alte Ringmauer¹⁾, ausser derselben einen Zwinger und um diesen die neueren Werke in acht Bastionen bestehend, davon vier platt, drei rechteckig, daher ganz unregelmässig, die letzte zwar regelmässig, aber der rechten Flanke beraubt ist. Als casemattirt werden auf diesem Plane nur zwei Bastionen benannt, zwei Pulverthürme zeigen sich an der alten Ringmauer, ein Wachthaus „Cortigürde“ steht in der Mitte der Stadt. Auf den Bastions sind 33 Scharten oder Bettungen für Geschütze, was bei der Undeutlichkeit des Planes nicht zu unterscheiden ist. Alle Bastionen hatten (wie noch heute ersichtlich) Eckquadern und steinerne Cordons. Der grösste Theil der Mauern war damals schadhast „und liegen die meisten stain in stattgraben“.

¹⁾ Sie stand noch im Jahre 1743, seither ist sie nur in wenigen Spalten aufzufinden.

In die Geschichte der Befestigung von Radkersburg und einiger anderer befestigten Städte von Steiermark dürfte übrigens mehr Licht gebracht werden können, wenn ein höchst wichtiges Manuscript der k. k. Hofbibliothek in Wien von dem Ingenieur Stier, der im siebzehnten Jahrhunderte für Kaiser Leopold I. Projecte zur Verstärkung und zum Umbau vieler fester Plätze in Steiermark und Croatia entwarf, die verdiente Publicität erhalten wird.

Da die Gegend von Radkersburg heinahe ringsum flach ist, daher das Feuer von den ziemlich niederen Wällen ein rasirendes, da die Stadt von den Muraren umgeben war, so stellte sie, so lange das Schloss Ober-Radkersburg, der einzige hohe und dominirende Punkt in der Nähe, sich hielt, allerdings besonders den leichten ungarischen und türkischen Horden eine imposante Verteidigung entgegen. Auch bei einer förmlichen Belagerung würde sie sich um so hartnäckiger halten können, als die Laufgräben und Batteriearbeiten der Belagerer theilweise sumptigen, ja den Überschwemmungen der Mur ausgesetzten Boden gefunden hätten, an Angriffe durch Minen endlich aus diesem Grunde gar nicht zu denken war.

Das südliche Seitenportal der Pfarrkirche zu St. Johann Baptist in Radkersburg, eines grossen dreischiffigen in der Mitte überhöhten Gebäudes, fand ich eben so zierlich und reich geschmückt, als der Befreiung von der Kalktünche und Ausbesserung, wengleich nicht äusserst dringend, bedürftig. Es hat einen ausgeschweiften Bogen mit Krabben, Fialen, Bilder-Baldachinen, alles von der geschmackvollsten, reinsten Arbeit. Da über die Ausbesserung Verhandlungen im Zuge sind, behalte ich mir vor, seiner Zeit darüber zu berichten.

Die Grabsteine, welche an der Aussenseite der Kirche in grosser Zahl, meist dem sechzehnten Jahrhunderte angehörig, eingemauert sind, und von denen einige durch ihre Widmung, andere durch die Darstellungsweise oder die Vorzüglichkeit der Arbeit sehr interessant sind, bedürfen theilweise ebenfalls der Reinigung und des Schutzes gegen weitere Elementareinflüsse. Aehn derselben sind in Hammer's Gallerie aus der Riegersburg, Band I, abgebildet, jedoch in künstlerischer und archäologischer Beziehung gleich ungenügend. Übrigens ist Hoffnung vorhanden, die Reinigung, Sicherung derselben und theilweise ihre photographische Abbildung zu erzielen.

Der von Radkersburg aus unternommene Ausflug nach der Schlossruine Klech ist nur insofern interessant, als von dieser Burg der älteste, wahrscheinlich in das dreizehnte Jahrhundert zurückgehende Theil besser erhalten ist, während die neueren Anbauten vollständig in Trümmern liegen. Man erkennt noch die Hauptmauern des auf einem Basaltkegel erbauten alten Hochschlosses, den viereckigen Thurm, die Capelle in demselben mit Resten von Fresken des sechzehnten Jahrhunderts und die zu ihr führende Stiege, end-

lich einige Erker. Da das Terrain gegen Westen sehr tief abfällt, findet man hier Seltenslöhler mit sehr gesenkten Sohlen. Häufig kommen auch, wie am Friedriehsturm in Alt-Cilli und vielen Bauwerken jener Zeit, die runden Gerüstlöcher vor. Das Chaos des in und um der Ruine wuchernden Waldes und Gestripptes ist so dicht, der Schutt in so hohen Lagen gehäuft, dass es unmöglich wird, irgeend eine grössere Ansicht der Ruinen zu gewinnen, oder sich in den bestehenden Resten zu orientiren. Bei Viseher erscheint sie noch wohlhalten und malerisch.

Judenburg war als der Ausgangspunkt der Ausflüge bestimmt, welche ich in die an alten Bauwerken zientlich reiche Gegend um diese Stadt, dann bei Zeyring, Unzmarkt und Neumarkt, endlich gegen Obdach zu machen gedacht; Knittelfeld wurde zum Mittelpunkte einiger kleinerer Excursus gewählt.

Das interessanteste Bauwerk von Judenburg ist die am Fusse des Stadtherges und nahe an der Mur liegende Magdalenenkirche. Sie ist zweischiffig, mässig gross, von gut proportionirter Höhe, hat nur zwei schlanke, achteckige Pfeiler und zeigt sich im Innern wohl erhalten, nur sind die in dem dreiseitig *) geschlossenen Presbyterium angebrachten Bildsäulen, Baldachine in neuerer Zeit, um grössere Statuen aufzustellen, verstümmelt. Neben dem Hochaltar ist eine gothische Nische mit einem sehr zierlichen Gitter von tüchtiger Schlosserarbeit. Das Gewölbe des Schiffes ist ein einfaches Kreuzgewölbe, im letzten Joche vor dem Presbyterium aber sternförmig.

Die Kanzel gehört dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts an und ist oder scheint wenigstens von Ebenholz. Die acht Fenster der Kirche haben wohlhaltenes Masswerk und die in derselben befindlichen ebenfalls gut conservirten Glasgemälde aus dem vierzehnten Jahrhunderte gehören zu den vorzüglicheren ihrer Art. Architectonischer Schmuck aus jener Zeit, wo noch der Spitzbogen mit dem Rundbogen gemischt vorkommt, wechselt mit Heiligenbildern, Wappen und Inschriften. Ein kniender Ritter dürfte den Stifter der Kirche oder wenigstens der Glasgemälde darstellen.

Aussen am Presbyterium sieht man zwischen den Strebepfeilern Fresken, von denen noch eine Kreuzabnahme aus dem sechzehnten Jahrhunderte erkennbar ist. Hier sind auch viele Namen mit Röthel in Schriftzügen des sechzehnten Jahrhunderts aufgeschrieben. Ueber dem Dachgesimse läuft ein die ganze Kirche ein ganz in weiss gemalter, hängende Lilien vorstellender Streif, eine an Gebäuden des funfzehnten Jahrhunderts und auch etwas später nicht selten vorkommende Verzierung. Ein ebenfalls an der Aussenwand angebrachtes Frescogemälde, der grosse Christoph, scheint sehr alt, ist aber von sehr untergeordnetem Kunstwerth.

Der über dem Eingange angebrachte, massive, vier-eckige Thurm ist ganz renovirt. An demselben ist ein

kleiner weissmarmorener Grabstein des Bildhauers Gallus Schirger, gestorben 1560, eingemauert.

Der Schatz von Glasgemälden, welchen diese Kirche besitzt, macht den Wunsch rege, baldigst vollkommen genügende Abbildungen derselben zu erhalten. Selten haben sie einen Brand der Kirche überlebt, aber wer verbürgt dem zerbrechlichen Materiale auch künftigen Schutz gegen ähnliche Ereignisse! Von einem einzigen Fenster besteht, so viel mir bekannt, eine gute colorirte Abbildung von dem oben so tüchtigen als bescheidenen Maler Tendler aus Vordernberg, gegenwärtig im Besitze des historischen Vereines in Gratz.

Von der Jesuitenkirche ist nur das dreiseitig geschlossene Presbyterium alt, aber sehr verunstaltet. Die Gewölbrrippen setzen sich an der Wand auf Consolen ab. Die grosse lichte Kirche mit sechs Seitenaltären ist solid gebaut und in jenem Style, welchen die besseren Bauten des Jesuitenordens zeigen. Sowohl im Schiffe als im Presbyterium finden sich einige Gemälde von bedeutendem Kunstwerthe.

Das Gymnasium verdient einen Besuch wegen des in seiner Vorhalle eingemauerten rothmarmorernen, wohl-erhaltenen Grabsteines, der zu den besseren seiner Zeit (des sechzehnten Jahrhunderts) gehört, dessen Inschrift aber leider fehlt. Die Marmortafel ist 7' 10" hoch, 3' 6" breit und stellt einen Ritter in voller Rüstung mit Schwert, Dolch und Fahne vor. Sowohl der Ritter, besonders der schöne Kopf, als die unter denselben erscheinenden Wappen sind von vorzüglicher Arbeit und verdienen eine Abbildung.

Die Pfarrkirche St. Nikolaus am Platze, ursprünglich im Jahre 1513, aber auch damals schon an der Stelle einer älteren aufgeführt, ist im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert wieder ganz umgeändert worden. Überraschend erscheinen daher einige aus dem älteren Bau erhaltene Grabdenkmale, darunter eines aus dem sechzehnten Jahrhunderte, von rothem Marmor. Balthasars von Gleinz, in ganzer Rüstung von schöner Arbeit. Die Ränder der Rüstung, die Brustkette u. s. w. waren einst vergoldet. Auf der Fahne, welche der Ritter führt, ist ein Crucifix sichtbar. Der älteste Stein ist jener des Tiburtius von Zinzendorf, † 1515. — In einer Seitencapelle ist ein ausgezeichnet schönes Ölgemälde, die Gottesmutter mit dem Leichname Christi, aus dem Ende des siebzehnten, oder Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, leider im kläglichen Zustande.

Sehr interessant ist der hohe und massive von der Kirche getrennte Thurm, der urkundlich 1449 begonnen und 1509 vollendet wurde, Einst viel höher, hat er gegenwärtig nur etwas über zwei und zwanzig Klafter. Er ist ganz von Stein gebaut und an den Eckquadern sind auf je zwei Flächen derselben Vertiefungen zum Eingreifen der Zangen angebracht, mit welchen diese schweren Steine an Stricken geschleppt und aufgezogen wurden. Ebenfalls

merkwürdig ist die ziemlich verbürgte Sage von einem unter dem Thurme beginnenden und bei der Ruine Alt-Lichtenstein, eine Achtelmeile entfernt, ansmündenden unterirdischen Gange, zu dem aus dem Thurme eine 36 Klafter tiefe Stiege geführt haben soll, während der Ausgang bei Lichtenstein noch vor bundert Jahren mit einer eisernen Thür geschlossen, sichtbar war.

Ein bequemer und naher Weg führt von Judenburg nach dem in der Fläche liegenden, durch seine gute Erhaltung ausgezeichneten Schlosse Gabelkosten (früher Riegersdorf benannt). Das nicht ganz regelmässige Hauptgebäude, welches an den vier Ecken hängende Thürmchen hat, ist in mässigem Abstände von ziemlich hohen Mauern und einem einst bewässerten Graben umgeben. Diese Ringmauer hat an den Ecken vier gegen Aussen zu runde, gegen den Hof zu aber gerade abgeschnittene Thürme, deren Schiessspalten nicht nur gegen das Feld zu, sondern auch gegen den Hof schauen, um auch einen bereits in den Hof eingedrungenen Feind aus den Thürmen beschießen zu können. Die Ringmauer hat eine Berm. Die Aussen-seite des Grabens (Contrescarpe) ist gemauert. In der Mitte der gegen die Landstrasse zugewendeten Fronte ist ein viereckiger Thorthurm mit der Jahreszahl 1548, die sich aber nicht auf die Erbauung des Schlosses, sondern auf einen Umbau, oder die Errichtung der äusseren Befestigung zu beziehen scheint. Ein Frescobild am Thorthurm, über welchem die Worte: „Sub Tuum praesidium“, ist gegenwärtig durch einen darüber gemagelten Bogen verdeckt. Im Thorhogenschlusse stehen die Buchstaben: I. H. S. — Die verschiedenen Schusspalten der Mauern und Thürme sind ersichtlich für Handfeuerwaffen und für kleineres Geschütz sowie für die Zwittergattung von Beiden, die Doppelbaken, bestimmt.

Das innere Hauptgebäude hat einen engen, theilweise mit Arcaden umgebenen Hof. Gedeckte Stiegen, ebenfalls mit Arcaden, führen in das erste Stockwerk. Einige Zimmer sind getäfelt, eines davon zu einer höchst ärmlichen Capelle verwendet, ein anderes hat eine Säule in der Mitte und einige mit Kalktöne überkleisterte Wappenschilder. Interessant ist in einem der Gemächer ein kleiner Wand-schrank, mit einem eisernen, sperrbaren Thürchen, welches durch ein davor gehängtes Gemälde, der Sage nach seit uralten Zeiten, maskirt ist.

Viseher's Abbildung zeigt das Schloss beinahe wie es heute steht, an der Brücke über dem Graben ist die Zugbrücke mit den Ketten ersichtlich.

Die Pfarrkirche S. Ruprecht in dem nahen Markte Fohnsdorf ist ein grösserer, einschiffiger, gedrückter gothischer Bau, mit etwas schmälerem, dreiseitig geschlossenem Presbyterium, stark renovirt und mit Ausnahme einiger Grabsteine ohne besondere Merkwürdigkeit.

Interessanter ist die auf einer bedeutenden Anhöhe liegende Ruine der Burg Fohnsdorf. Obgleich seit

Jahrhunderten in Trümmern liegend, widerstand sie dennoch der gänzlichen Zerstörung. Sie gehört zu den ältesten Burgen des Landes, ihr Material ist durchaus Bruchstein, mit Eckquadern, die Fensteröffnungen sind mit Rundbögen überdeckt. Der viereckige, bei zehn Klaffern hohe, in den Mauern neun Schuh dicke Thurm ist wahrscheinlich durch eine Erdbebrütung zersprengt, — die eine Ecke ist von ihm getrennt — steht schief in bedeutender Entfernung von ihrem ursprünglichen Standorte — aber sie steht fest, und wird, wenn nicht Vandalismus ins Spiel tritt, noch lange stehen. Wie häufig überall in unseren Burgruinen, hindert auch hier dichter Baumwuchs, Gestripp und Schutt Ansicht und Verständnis.

Im zwölften Jahrhunderte war das Geschlecht der Fohnsdorfer bereits bekannt. 1285 soll die Burg zerstört und seither nicht wieder aufgebaut worden sein. Bei Vischer erscheint sie als das rechte Bild einer sehr regelmässigen Ritterburg mit einer Vormauer, viereckigem Thorthurm, runden Eckthürmen, innen das Wohngebäude, in dessen Mitte der viereckige Thurm, aber alles ohne Dach und die Zinnen schon damals mit Bäumen bewachsen.

Noch näher an Judenburg liegt das alte Schloss Weiber, gegenwärtig von einigen ärmeren Familien bewohnt. Sein Styl entspricht der ober dem Thore angebrachten Jahreszahl 1666. Die viereckigen wenig vorspringenden Eckthürme haben Schusslöcher unter dem Dache. Im Hofe sieht man die in jener Periode üblichen offenen Gänge mit Arcaden, aber an der spitzbogigen Überwölbung einer Kellerthür, an einigen Säulen u. s. w. Spuren eines weit älteren Baues. Vischer's Abbildung zeigt das Schloss im wohl erhaltenen Stande, aber nicht sehr treu.

Ebenfalls nahe an Judenburg ist die Ruine Burg Lichtenstein, deren Besteigung aber, von der herrlichen Aussicht abgesehen, die Mühe nicht lohnt, da nur spärliche schwer zugängliche Trümmer vorhanden sind. Die Burg, der Lichtensteiner Stammsitz, dürfte im elften Jahrhunderte erbaut sein und seit mehr als einem halben Jahrtausend in Trümmern liegen. Bei Vischer ist sie als Ruine, aber doch bedeutend besser erhalten dargestellt, als ihr heutiger Zustand zeigt.

Von der Poststrasse, die von Judenburg nach Unzmarkt führt, links abseits in mässiger Entfernung, liegt das alte, wenig besuchte Dorf St. Peter. Es hat mehrere sehr alte Häuser, eine kleine gothische einschiffige Kirche von gedrücktem Bau mit einem neueren Presbyterium und eben solchen Nebenhallen, aber sonst nichts Merkwürdiges. — Sehr lohnend dagegen ist das Abbiegen rechts auf der Strasse gegen O. Zeyring. Hier finden wir zuerst die merkwürdige Sternschauze (in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission, Februar 1858 beschrieben), daneben das Schloss Sauerbrunn, Gebäude des sechzehnten Jahrhunderts, theils wohl erhalten, theils, besonders die 1669 erbaute geräumige Capelle, in neuester Zeit vandalisch ver-

wüdet. In einem Zimmer ist das schöne lebensgrosse Bild des Menschenfreundes Franz Freiherrn von Teufenbach, der das Schloss zu einem Spital letztwillig widmete. Vischer's Abbildung von Sauerbrunn ist sehr interessant, da auf ihr auch die Sternschauze, wenn gleich nicht sehr treu, vorkommt.

In einigen Stunden von Judenburg aus erreicht man den kleinen Ort Unter-Zeyring mit dem ziemlich erhaltenen Schlosse Hanfelden, dem Vischer'schen Bilde sehr gleichend, dessen Eigenthümer, der ehrenwerthe und k. k. Postmeister Neuper mit seltener Vorliebe das ihm in erwerblicher Beziehung nutzlose Schloss durch ein neues Dach mit bedeutenden Unkosten gegen die Zerstörung geschützt hat. — Es gleicht in der Anlage dem Schlosse Gabelkosten, von dem sich aber das innere Gebäude durch grössere Regelmässigkeit unterscheidet, während auch die Eckthürme nicht rundförmig sondern viereckig, und, das Thor nicht in der Mitte einer Courine, sondern neben der Flanke eines Eckthurmes angebracht ist, auch keinen Thorthurm hat, sondern einfach die Ringmauer gebrochen ist.

In der sogenannten Königsstube, das südliche Eckzimmer des zweiten Stockwerkes, ist eine lange alte Inschrift, welche erzählt, wie Max I. im Jahre 1506 dem Schlosse den Namen und das Burgfriedrecht gegeben, und wie er hier während der Zeit residierte, als er die Versuche, das erkrankte Zeyringer Silberbergwerk wieder zugänglich zu machen, oder wenigstens die bezüglichen Nachforschungen persönlich leitete. Die Inschrift ist den Buchstaben und dem Style nach etwas jünger als Maximilian's Aufenthalt hier und von „Chr. Praun“ unterzeichnet, welcher ihr Verfasser oder der damalige Pfleger des Schlosses gewesen sein mag.

Die ganz einfache, einem gewöhnlichen Zimmer ähnliche Capelle hatte das Altarblatt Maria Krönung.

Der nahe Markt Ober-Zeyring hat zwei interessante Kirchen. Die Pfarrkirche St. Nikolaus ist einschiffig, am Chor dreiseitig geschlossen, mit sehr einfachem Kreuzgewölbe. Als ihr Baujahr wird in einer Inschrift 1365 angegeben. Der Hochaltar ist ein modernes Schnitzwerk in gothischen Styl von dem Knittelfelder Tischler Mayer gut gezeichnet und ausgeführt. Auf demselben sind ältere und neuere Statuen und Statuetten aus Holz gruppiert, unter den ersteren einige sehr edle Gestalten.

In der Thorhalle, zugleich Untertheil des massiven viereckigen Thurmes, steht ein Taufbecken von grauem Marmor aus einem Stücke, 33" hoch, mit einer runden Schale von 29" äusserem Durchmesser, die zwei viereckige Handhaben hat, auf einer viereckigen Säule, die auf einer Scheibe ruht. Die Form des Ganzen deutet auf ein sehr hohes, wahrscheinlich in das elfte Jahrhundert zurückreichendes Alter.

In dieser Halle hängen auch zwei auf beiden Seiten gemalte Holztafeln von einem Flügelaltar, weibliche Heilige darstellend, aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

zum Theil wohlverhalten und von guter Arbeit. In einer Seitencapelle ist ein anderes altes Gemälde auf Holz, St. Ursula zu Schiffe mit dem Papste, dem Cardinal, Bischofe und ihren Jungfrauen, dann das Gegenstück dazu, der bethlehemitische Kindermord, beide aus gleicher Zeit, wie jene in der Halle. Auch in der Sacristei sind zwei Flügelbilder eines andern Altars, St. Bernhard und St. Sebastian aufbehalten, dann eine in Holz geschnittne Büste eines Heiligen mit einem Buche, Arbeit des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Kirche St. Elisabeth am Friedhofe ist älter und wäre nach einer an ihr angebrachten Inschrift im Jahre 1111 erbaut. Wie wenig man sich auf solche Inschriften verlassen könne, und wie sie bald die Zeit des ursprünglichen, längst nicht mehr vorhandenen Baues, bald jene einer Restauration, oder eines Umbaues von Bedeutung aussprechen, ist bekannt.

Die Elisabethkirche ist gothisch, einschiffig, ohne Wandpfeiler, das Gewölbe ohne Rippen, das Presbyterium bedeutend schmaler als das Schiff. Der Bogen des Thores ist gothisch, dagegen sind die Fenster rund überwölbt, schmal gegen Innen erweitert. Auch hinter dem Altar ist ein halbrundes Fenster.

In dieser Kirche fand ich die zwei Seitentafeln zu den in der Pfarrsacristei aufbewahrten, St. Pantaleon, St. Blasius, St. Erasmus und St. Vit. darstellend, letzteren mit der Jahreszahl 1513.

An der Einschiebung eines Fensters sind Reste einer Inschrift des vierzehnten Jahrhunderts, die Namen der Heiligen enthaltend, deren Reliquien die Kirche barg.

Die Kirche St. Agatha in Wenk der nahen Propstei Zeyring ist ein gothisches Gebäude des vierzehnten Jahrhunderts, von geringer Ausdehnung, im Zweieck von Presbyterium geschlossen, ohne Pfeiler. Die Jahreszahl 1428 am Musikchor scheint sich auf eine frühere Restauration zu beziehen. Seither wurde das Gebäude im Jahre 1472 von den Türken zerstört, 1493 wieder hergestellt und zwei Jahre darauf neu geweiht. Damals waren mehrere Fenster zugemauert, daher das Innere, wie noch heute, etwas dunkel. — Der auf dem Chor stehende ziemlich gut erhaltene Flügelaltar mit Schnitzwerk vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, zeigt das kaiserliche Wappen, das Bindenschild und einen Drachen — er ist von minderem Kunstwerthe aber von sehr fleissiger Arbeit. — Ein sehr gutes Bild ist eine hier vorhandene, angeblich von Carlo Dolce gemalte Madonna, zwei andere Gemälde des siebzehnten Jahrhunderts, weibliche Heilige darstellend, sollen Bildnisse adeliger Frauen jener Zeit sein, eine Annahme, welcher wenigstens der Charakter der Köpfe nicht widerspricht. Einige Steintafeln erzählen die Schicksale der Kirche, ein Bild von 1696 stellt die Gründung von Admont dar.

Bei Vischer ist die Kirche mit einem Dachweiler, das Propsteigebäude mit einem an der Ecke angeklebten Ver-

theidigungserker und die gegen die Türken aufgeführte Mauer mit Pfefferbüchsen an den Ecken ersichtlich.

Ein sehr interessanter Auszug von Ober-Zeyring ist jener nach St. Oswald mit seiner von 1469 bis 1476 erbauten, schön gelegenen, grossen gothischen Pfarrkirche. Sie ist von gefälligen, hohen Verhältnissen, zweischiffig, mit vier achteckigen Mittelpfeilern und schlanken, runden Wandpfeilern, in welche die Gewölbrinnen ohne Absatz verlaufen. Im Bogenschlusse des dreiseitig abgeschlossenen, um einige Stufen erhöhten Presbyteriums ist die Büste St. Oswald's von guter Arbeit in Stein angebracht. Nach einer Inschrift wäre die Kirche im Jahre 1496 gebaut, was aber nicht richtig ist. Jedenfalls bestand schon im dreizehnten Jahrhundert eine Kirche hier; um 1353 geschieht einer solchen in Urkunden ausdrücklich Erwähnung.

Die Fenster haben sehr wechselndes, zierliches Masswerk, Merkwürdig ist auch ein steinernes tulpenförmiges, sechzehnmal gekerbtes Taufbecken mit rundem Fusse in der Kirche. Über der Seitenthür und ebenso an der nördlichen Kirchenmauer treffen wir eine seltene Abnormität, nämlich ein Schlussloch der einfachen und älteren Art (aus dem länglichen Vierecke und dem Kreise zusammengesetzt) nicht im Mauerwerke eingeschnitten, sondern in einer hölzernen Bohle, die in einer viereckigen Öffnung der Hauptwand eingemauert wurde.

Der Thurm ist ein massives Viereck an der Stirnwand der Kirche, mit grossem gothischen Schallloch und der nur zweifelhaft erkennbaren Jahreszahl 1471. Er hat vier Giebel und zwischen ihnen erhebt sich zur Ehre des guten Geschmacks kein Zwiebel-, Rettig- oder Röhendach, sondern eine schlanke Dachpyramide.

Auch die Strehpfeiler sind, da ihre gegen Aussen gekehrte Seite an den verschiedenen Abstufungen theils flach (der ganze Pfeiler im Plan ein Viereck), theils schneidig (im Plan ein Fünfeck) ist, zierlicher als gewöhnlich, wenigleich ohne weiterem Schmucke.

Zwischen zweien dieser Pfeiler ist an der Südseite der Aussenmauer, durch ein zierliches Gitter mit zwei Wappen und der Jahreszahl 1672 gesehützt, ein Frescogemälde angebracht, die heiligen Frauen mit dem Leichnam Christi, und ein Crucifix, daneben sieben weibliche und sechs männliche Figuren in der Tracht jener Zeit. Auf diese Familien bezieht sich ohne Zweifel eine in der Kirche hinter einem Seitenaltar befindliche, wenigleich etwas frühere Inschrift, laut welcher dieser Altar von der Witwe Frau Johanna Pichl zu Hanfelden und ihren Kindern 1654 errichtet wurde.

Neben der Kirche stand bis 1798 eine dem heiligen Michael geweihte Rotunde (Kärner), der Aussage mehrerer alter Bauern nach von vortrefflichem Materiale, mit halbrunder Altarvorlage, kleinen Fenstern und einem unterirdischen Raume. Noch 1721 war der steinerne Altarisch vorhanden, jedoch das Gewölbe bereits gesprungen. Als

der Karner in dem oben genannten Jahre zum Bau des neuen Schulhauses abgerissen wurde, zu dem seine Steine verwendet worden sind, hatte er noch ein Thürmchen mit zwei Glocken.

Die nächste merkwürdige Kirche in der entgegen-gesetzten Richtung von Ober-Zeyring ist die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt zu Pöls. Sie ist dreischiffig, hoch, und die Nebenschiffe sind bedeutend niedriger als das Mittelschiff. Sie hat ein einfaches Kreuzgewölbe, dessen Schluss-scheiben im Presbyterium verziert sind. Die das Gewölbe tragenden Pfeiler sind von ungemainer Stärke und viereckig. Die Mauern des Mittelschiffes sind oben mit runden Fenstern durchbrochen, die aber gegenwärtig in den Dachboden, statt wie früher ins Freie gehen. Es scheint nämlich die Kirche im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zur Verteidigung eingerichtet worden zu sein, wofür die über beiden Seitenthüren angebrachten, unten offenen Erker und die Schusslöcher mit Doppelhakenkerneln zeugen. Bei dieser Gelegenheit mag der Daelstuhl angeschichtet und die Bedachung über die Seitenmauern des Mittelschiffes weg bis zu jenen der Seitenschiffe gezogen worden zu sein, wodurch nun jene mit zierlichem Masswerke geschmückten Rundfenster überflüssig wurden und die Ansicht des Gebäudes ihren ursprünglichen Charakter einbüsste.

Strebepfeiler sind nur am Presbyterium angebracht, Der massive viereckige Thurm ist über dem Presbyterium in seiner ganzen Breite angebracht und hat gothische Fenster mit Masswerk.

Der Haupteingang der Kirche ist romanisch mit zwei Säulen und ersichtlich von dem älteren Baue herrührend.

Kleinere Merkwürdigkeiten der Kirche sind ein alter weissmarmorner Weibbrunnstein, viereckig mit achteckigem Fusse, ein sehr altes und einfaches Taufbecken, endlich auf dem Hauptaltare eine gute Madonnenstatue aus Holz.

Der weitläufige Pfarrhof hat manche Überreste von Bautheilen des fünfzehnten Jahrhunderts, z. B. eine Stein-tafel mit dem Wappen des Pfarrers Johann Duster (wahrscheinlich des Erbauers) und der Jahreszahl 1871, dann einige nicht uninteressante Gemälde.

Das älteste noch ziemlich erhaltene Bauwerk in Pöls ist der Karner, in geringer Entfernung von der Kirche. Seine Beschreibung wurde bereits früher der Redaction der „Mittheilungen“ eingesendet, nur dürfte noch bemerkt werden, dass dieses kleine, von der Sage dem heiligen Rupertus zugeschriebene Gebäude zur Zeit der grossen Klosteraufhebung zur Demolirung bestimmt, von der Kirche dem hohen Ärar abgekauft und auf diese Weise gerettet wurde.

Über dem Karner steht im Freien ein uralter vierecki-ger Steintisch, den die Sage für eine Kanzel des heiligen Rupert's ausbildt. Er ist von röhlichem Marmor, sammt dem in der Erde etwas steckenden Soekel bei sechs Schuh hoch, die Platte hat drei Schuh im Gevierte. Der obere Theil des

Fusses, auf welchem die Platte steht, ist viereckig, eben so der eigentliche Schaft und der Sockel, nur sind letztere Theile an den Kanten abgesehmiegt. So vorsichtig sich ein Prediger, wenn er auf diesem engen Raume sich behaft, vor heftigen Bewegungen hüten musste, so lässt sich doch kaum eine andere Bestimmung dieses Steinwerkes, das nur wegen seiner Gestalt ein Tisch genannt werden kann, vermuthen.

Nah bei Pöls liegt die Schloßruine Reifenstein, einst der Sitz der in der Reformationsgeschichte viel genannten mächtigen Freiherren Pögl, später dem Teufenbach, Sidenitsch, endlich dem Fürsten Schwarzenberg ge-bü-ric. Die Zerstörung des Schlosses gehört der neuesten Zeit an. Noch 1784 war dasselbe bewohnt, vor Kurzem waren noch die schönen Keller benützt, im grossen Thurm ein schauerliches Gefängnis mit einer Tretmühle.

Das mächtige, ein unregelmässiges Viereck bildende Gebäude ist auf einem mässig hohen, auf den meisten Seiten steil abfallenden Bergvorsprünge mit kluger Terrain-benützung aufgeführt, und hat die am stärksten befestigte Fronte gegen die Bergseite zu, an welcher eine Schlucht künstlich zu einem breiten und tiefen Wallgraben benützt ist. Dieser ist auf zwei Seiten, wo sich die Schlucht erweitert und verflacht, durch Mauern quer abgeschlossen, um dem Feinde das Eindringen in den Graben von den Seiten zu wehren. Die Contrescarpe ist ohne alle Böschung auf-gemauert, eine kühne Arbeit, da diese Mauer den Druck und das Nachschieben der gegen den Gipfel des Berges aufsteigenden Erdschichten zu tragen hat.

Die lange Fronte gegen den Berg zu hat zwei runde Eckthürme, die Mauer dazwischen ist mit Zinnen gekrönt und darunter mit Schiesslochern versehen, an deren einigen grösseren man noch die eisernen Ringe bemerkt, um von Aussen Läden herabzulassen, und die Verteidiger während der Wiederinstandsetzung der abgeschossenen Waffen zu schützen. Diese in unseren Burgen seltenere Einrichtung hat ihren Ursprung wahrscheinlich in einer Reminiscenz an die bei den ältesten Geschützen angewendeten beweglichen Schirme, oder in einer Analogie mit den Stöckpfortenladen auf Schiffen.

In dieser Mauer sind zwei Thore, zu deren jedem eine abgesonderte Brücke führt. Das erste Thor ist klein, in neuerer Zeit rund überwölbt, die Brücke ruht auf zwei gemauerten, im Plane länglich-viereckigen Pfeilern.

Das zweite ist grösser, oder demselben war einst ein kaum mehr sichtbares Frescogemälde mit mehreren Figuren. Die dazu führende Brücke wird von zwei fünfeckigen, durch Rundbögen verbundenen Pfeilern verbunden. Thor und Brücke mag aus der Zeit herrühren, wo das Bedürfnis, mit Wagen in das Schloss zu fahren, entstand, und daher das kleinere Thor das ältere sein.

Da die Mauer ungewöhnlich hoch, der Graben tief und breit ist, auch die ziemlich grosse Zahl der Scharten und Schusslöcher ein gleichzeitiges starkes Feuer gestattete, so

war das Schloss gegen einen Angriff von der Bergseite wohl verwahrt, dennoch aber nur auf Frontalfire, nicht auf starke Flankirung vorgedacht.

Die zweite schmälere Seite des Viereckes gleicht im Ganzen der langen Fronte, nur zeigt sie einige Erker zu Aborten.

Wenn man durch das kleinere Thor den Zwinger betritt, der von den Zinnen und Schusspalten der inneren Ringmauer überall eingesehen ist, so zeigt sich links ein tüchtig rund überwühlter Stall auf ungefähr dreissig Pferde, ziemlich erhalten, aus dem Schusslöcher gegen den Zwinger gehen und der eine im Spitzbogen überwühlte Thür hat. Ställe von dieser Grösse gehören, namentlich in Bergschlössern zu den Seltenheiten. Vom Zwinger aus, der übrigens mehrere nun ganz verfallene kleine Gemächer hatte, kann man an der Hauptringmauer die ziemlich wohl erhaltenen, nach der Terrainerhöhung treppenförmig laufenden, durch die gegen oben zu in Absätzen dünner werdende Mauer gebildeten Wallgänge, und über ihnen die Spuren der hölzernen Mordgänge deutlich sehen.

Innerhalb des grossen Thores, an dem noch die Löcher für die Schubriegeln ersichtlich, ist ein kleiner Hof, von dem alten, ziemlich verfallenen Hauptturme, einigen ebenfalls in Ruinen liegenden Nebengebäuden und gegen das Thal zu von der hier nur einfachen Ringmauer mit Zinnen gebildet, bei deren Schusslöchern ebenfalls die Ringe für die Schutzblenden bemerkbar sind. Hier ist auch der Eingang in die jetzt verschütteten grossen Keller und eine Küche. Über mehreren Fenstern sind architektonische Verzierungen in Fresco, über einem auch ein Engelskopf in dieser Technik angebracht. Aus diesem Hofe links führt der Weg in das schon arg verwüstete Hochschloss, in dem nur die sehr einfache gotische Capelle mit dreiseitigem Abschlusse und einem Schiffe erhalten blieb, welches schmaler als das Presbyterium ist. In dem Chaos von Trümmern kommt der Spitzbogen-, der Bruchstein- und Quaderbau häufig vor, auch entdeckte ich dort spärliche Spuren sehr alter Fresken. Die neueren Gebäude, welche die zweite schmale Seite des Ganzen bildeten, sind am argsten zerfallen, und grossentheils in das Thal hinab gerollt, in welchem auch unter dem Schlossberge die Ruinen ziemlich bedeutender Ökonomiegebäude liegen.

Leider sind die schönen und merkwürdigen Ruinen von Reifenstein so mit Gebüsch, Nesseln und anderer üppiger Vegetation überwachsen und die Schuttlagen so angehäuft, dass die Durchforschung sehr erschwert, an einigen Stellen ganz verhindert wird.

Vischer's Abildung ist treu und interessant, da das Ganze zu seiner Zeit vollkommen erhalten war.

In der Richtung von Pöls gegen Unzmarkt liegt das kleine, wenig besuchte Dorf St. Johann in der Scheibben. Seine einfache, nicht grosse, einschiffige, und dreiseitig geschlossene Kirche, die 1530 renovirt wurde, aber bedeutend

älter ist, hat in dem um eine Stufe erhöhten Presbyterium einen geschnitzten Hochaltar zum Ende des fünfzehnten oder Anfange des sechzehnten Jahrhunderts mit ziemlich einfacher Architectur. Die drei Hauptfiguren, St. Johannes mit dem Lamme, neben ihm St. Peter und St. Paul, sind Statuen, alles übrige ist Basrelief. Auf einem Flügel erscheint die Taufe im Jordan, ein Landsknecht, den Herodias das Haupt des heiligen Johannes überreichend; auf dem zweiten Elisabeth und Maria, dann Johannes predigend. Ganz oben ist Christus mit den zwei Frauen und zwei Engeln. Die Arbeit des Ganzen ist fein und zierlich, die Figuren zwar nicht vorzüglich, aber lebendig, mit schönen Köpfen und eben solchem Gewande. Die Erhaltung des Ganzen ist gut, leider ist aber Alles durch einen buntscheckigen neuen Anstrich entstellt.

Noch ist in der Kirche ein alter achteckiger Taufstein bemerkenswerth.

Auf dem Wege nach Unzmarkt ist am Hause des Schlossbauern in Nussdorf ein Römerstein eingemauert, ein zweifüssiges, gehörtes, hinten in einen Fisch auslaufendes und auch mit Flossen (kurzen Flügeln?) versehenes Thier darstellend. Ob der schlank Kopf mehr dem eines Steinbockes oder einer Antilope gleicht, ist schwer zu entscheiden.

Vom Markte Unzmarkt gegenüber in bedeutender Höhe und herrlicher, weit aussehender Lage zeigen sich die trotz vieler Zerstörung nach Innen sehr interessanten Ruinen der durch Ulrich von Lichtenstein bekannten Frauenburg, einer der wenigen in Steiermark, die über das vierzehnte Jahrhundert zurückgehende Bantheile enthalten.

Am Wege dahin findet man neben der Murbücke eine mächtige viereckige Steinsäule von plumpen Verhältnissen, ungefähr aus dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts mit gleichzeitig sehr ruinirten Fresken.

Ein ziemlich steiler Pfad leitet durch das Dorf mit einigen tüchtigen alten Häusern, wahrscheinlich einstige Herrschaftsgebäude, zu der laut einer Inschrift i. J. 1434 gebauten nicht sehr bedeutenden Pfarrkirche Maria Opferung.

Im Bogenschlusse des Presbyteriums ist der Heiland ersichtlich. Durch einen nicht mehr im Gebrauche stehenden Seitenaltar ist ein grosses Grabmal aus weissem Marmor halb verdeckt, welches einen Ritter mit seiner Frau und fünf Kindern zeigt. Obwohl der Kunstwerth dieser der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts angehörigen, vielleicht noch etwas späteren Arbeit nicht bedeutend ist, wäre es doch sehr wünschenswerth, dasselbe der freien Besichtigung wiederzugeben zu sehen, da einige Theile desselben und namentlich die Inschrift ganz verdeckt sind. Es dürfte einem Stubenberger angehören, da die Glieder dieser Familie nach den Lichtensteinern und vor den gegenwärtigen Besitzern, den Fürsten Schwarzenberg, Herren auf Frauenburg waren — wie dann auch hinter der Kanzel ein ebenfalls grosses Grabmal Friedrich's von Stubenberg in Frauenburg und

Stubegg. † 1574, angebracht ist. — Am Pfarrhofe ist ein wohlhaltener römischer Schriftstein eingemauert.

Nabe an der Kirche beginnen die äussersten Mauern der eben so ausgedehnten, als durch die leidige Vegetation, durch Schutt und an einigen Stellen durch das spiegelglatte kurze-Grasschwer zugänglichen Ruine Frauenburg.

Wie so oft sind auch hier die neueren Gebäude ärger verwüstet, als die ältesten. Eine Capelle (oder ein Prunkgemach?) ist im Spitzbogen überwölbt, auf weit höheres Alter aber deuten viele im Rundbogen überwölbte Öffnungen, besonders in dem Saale des ältesten Burghalles, die Doppelfenster durch romanische Säulchen getrennt. An einer Stelle findet man einen sehr steil abfallenden Eingang zu einem Keller, Kerker oder zu einer Cisterne, an einer andern einen gothisch überwölbten Kamin, an dem alten Haupteingange des Schlosses sind zwei Pechhasen aus Holzbalken angebaut.

Eine genauere Durchforschung dieser Ruine, welche jedoch Wegräumung des Gestripptes, Leitern und ähnliche Hilfsmittel erfordern würde, dürfte interessante Resultate liefern.

Vischer stellt die Burg, deren Ruinen noch heute zu den grösseren des Landes gehören, vollkommen eingedeckt vor. Damals war die Kirche durch ein sie umgebendes Aussenwerk mit in die Vertheidigung eingeschlossen, zu welchem ein durch zwei Thorthürme geschützter Weg führte.

Von Unzmarkt gelangt man auf der Strasse gegen Kärlthen nach Scheiffling mit einem durch Vernachlässigung zerfallenden Schlosse aus dem sechzehnten Jahrhunderte. Es steht an der Stelle eines weit älteren, einst der gleichnamigen Familie gehörigen, später kaiserlichen. Max I. soll es Seifried von Windischgrätz unter der Bedingung geschenkt haben, es zum Behufe kaiserlichen Einlagers auf Reisen oder Jagden stets im guten Stande zu halten. Bei Vischer erscheint es als ein sehr weilkäufiges Gebäude.

Die nahe Pfarrkirche in St. Lorenzen, im Presbyterium fünfseitig geschlossen, ist arg renovirt, hat jedoch hinter dem Hochaltar an der Aussenwand einen Gedenkstein mit der Aufschrift: „anno dni m. d. x. i. i. April ist des kors erster grundstein glegt worden.“

Hoch aufwärts führt der Weg zum schön gelegenen, wohlhaltenen Schlosse Schratzenberg, einem regelmässigen Prachtbau des siebzehnten Jahrhunderts, mit vier-eckigen Eckthürmen, weitem Hofe mit Arcaden, grossen und hohen Zimmern und Sälen und einer Capelle. Fresken auf den Pfands (eines dieser Deckengemälde ist aber auf Kupfer), sehr zierlich geschützte Thüren und Thürgeränder, mächtige mit Verzierungen, zum Theil mit Wappen und sogar mit Porträts geschmückte Thonöfen, Wandgemälde auf Leinwand, überhaupt alle Beigaben der prachtliebenden Architectur jener Zeit sind hier reichlich verwendet. In sehr zweckmässiger Weise sind Abtritte und der Zugang zu Seitentreppen hinter Holzschränken maskirt.

Von Victor Grafen von Prandegg i. J. 1685 auf den Ruinen des älteren Schlosses gebaut, beherbergte es in seinen Mauern Kaiser Joseph II., Napoleon I. und Suwarow.

Bei Vischer ist die Ansicht jense des älteren, ziemlich einfachen und unbedeutenden Schlosses.

Von hier noch hoch und beschwerlich nach aufwärts geht es zur Burgruine Stein, einer der höchsten und grösseren des Landes, einst der Familie gleichen Namens, dann den Trautmannsdorfern, zuletzt dem Stifte St. Lambrecht gehörig. Sie ist mit hohen Mauern, runden Thürmen und Halbtürmen umgeben. Einer der mächtigen Thürme am Eingange hat einen Ziegelcorridor. Der erste Hof ist vom Thorgebäude, der äussern Ringmauer mit ihrem Morgange, dem Hauptgebäude und vom zweiten Thorhause umschlossen. Dieser letztere bildet eine mächtige gothisch überwölbte, auf einem riesigen vier-eckigen Pfeiler ruhende Halle, deren dem Eingange gegenüberliegende Öffnung in einen Zwinger, eine andere links in das Mittelschloss führt. In dem Zwinger sind an der Ringmauer Nischen mit Wandhänken und Schusstöchern angebracht. Gegen die Thalseite steht hier ein halbrunder, im Innern gewölbter und mit einer Küche versehener Thurm, aus findet man in diesem Zwinger Spuren und Reste zahlreicher, zum Theil in Felsen gehauener Gemächer. Merkwürdigerweise sind die Öffnungen der Hauptform sehr weit, daher offenbar neuer, und wahrscheinlich aus dem sechzehnten Jahrhunderte, wo Abt Valentin von St. Lambrecht die Befestigungen des Schlosses vermehrte, um es bei Türkeneinfällen zum Zufluchtsorte zu benutzen.

Im inneren Hofe, von dem eigentlichen Mittelschlosse gebildet, herrscht sehr starke Zerstörung. Nur die Capelle hat entweder durch ihr besseres Materiale, oder, da der Vandalismus den Angriff des heiligen Gebäudes scheuend sich begnügte, das Werk dem Zahne der Zeit zu überlassen, weniger gelitten, so dass man noch den Grundriss des einfachen Kirchleins, ein Viereck mit zwei Gewölbochen, zu erkennen vermag, und sogar zwei Fenster mit einfachem Masswerke und einige schön profilierte Gewölbrücken erhalten sind. Dass diese Capelle dieselbe sei, in welcher schon i. J. 1319 Messe gelesen wurde, dürfte bezweifelt werden. Neben ihr führt eine enge Stiege in die oberen Geschosse des Mittelschlosses, aus welchem eine Doppelschiesspalte in den Hof geht. Derlei Schiesspalten, in der Mitte durch ein unregelmässiges Mauerstück getheilt, kommen im Gauzen selten vor.

Eine noch grosse, breite, rund überwölbte Treppe, gegenwärtig ihrer Steinstufen beraubt und daher nur noch eine schiefe Ebene, führt in das nun beinahe unzugängliche Hochschloss. Über dieser Treppe ist der alte, angeblich und wahrscheinlich sehr tiefe, jetzt aber durch Schutt grüsten-theils gefüllte Brunnen. Die zahlreihen an den Ringmauern vorkommenden Kochlöfelpalten sind sämtlich im Gauzen aus starken Steinplatten sehr zierlich erzeugt, wie denn

überhaupt hier der Bau aus Bruch- und Quadersteinen ersichtlich vorherrscht und nur verhältnissmässig wenig Ziegel gefunden werden.

Die ganze Burg gibt das traurige Bild eines durch prosaische Ullirung der gehauenen Steine muthwillig zerstörten, einst mächtigen und schönen Bauwerkes.

Vischer's Abbildung zeigt, da die Ringmauern und Thürme, so wie die dahinter liegenden Gebäude keine gegen Aussen sichtbaren Dächer hatten, die Verteidigungswerke aber allo mit Zinnen oder auf Kragsteinen auswärts liegenden gemauerten Mordgängen (machis contia) gekrönt waren, das in unseren Ländern so seltene Bild einer prächtvollen Ritterburg.

Von Stein herab, an den Ruinen der zerstörten Burg Alt-Teufenbach (Stammsschloss eines der reichsten steirischen Geschlechter, bei Vischer noch ganz erhalten) vorbei, gelangt man zum Dorfe und Schlosse Teufenbach. Beide brannten vor Kurzem ab. Über dem Eingang des Schlosses, eines nicht bedeutenden neueren Gebäudes, ist ein grosses Grabdenkmal eingemauert, einen Ritter von Teufenbach aus dem sechzehnten Jahrhunderte darstellend, lebensgross, in ganzer zierlicher Rüstung, den Buzogany in der Faust, auf dem Brustpanzer ein Andreaskreuz, zwischen dessen Balken das Wort: „Barbaria“. Es ist dies das Zeichen des von Karl V. beim Einzuge in Tunis 1535 gestifteten Ordens. Die Arbeit des Denkmals ist vorzüglich, die Zeichnung etwas manierirt.

Die Pfarrkirche zu St. Margaretha in Teufenbach ist theilweise ein Gebäude des funfzehnten Jahrhunderts, das im Dreieck geschlossene Presbyterium und eine Seitencapelle sind alt, im Bogenschlusse des ersteren erscheint das Teufenbach'sche Wappen. Am Eingange von der Sacristei in die Kirche ist das grosse weisse marmorne Grabmal Offo's von Teufenbach, † 1609, eingemauert, ihn und seine zwei Frauen knieend in Hautrelief von guter Arbeit darstellend, und besonders wegen des weiblichen Costümes interessant. Merkwürdiger aber ist es, dass links neben der Sacristeithür (deren Schwelle ein römischer Schriftstein bildet, und sich gleichsam an das oben erwähnte Monument anschliessend) ein zweites Grabmonument deselben Offo's von Teufenbach, † 1609, angebracht ist, welches ihn ebenfalls in ganzer Figur, nur stehend und ohne Frauen darstellt.

Hat vielleicht eines der beiden Gräber den Beifall des Bestellers nicht erhalten und hat man vergessen oder absichtlich unterlassen, bei Aufstellung des zweiten das erstere wegzunehmen?

Ausser diesen Grabdenkmälern hat übrigens sowohl die Kirche, als der um sie herumliegende Kirchhof eine bedeutende Anzahl sehr interessanter Grabsteine der Teufenbacher, Putterer u. a. m., auch Fragmente von solchen, leider das meiste schlecht erhalten und ganz ungeschützt. Edelmlich ist auch unter der Sacristei die Gruft der Teufenbacher, die ich aber zu besuchen keine Gelegenheit hatte, und

in welcher unter andern auch jener Offo liegt, dessen oben erwähnt wurde.

Von Teufenbach schief gegenüber jenseits der Mur liegen in unbedeutender Höhe am Abhange eines mächtigen Berges die sehr zerstörten Ruinen des Schlosses Pux, welche durch Vernachlässigung, Verkauf des werthvollen Materials in Trümmern verwandelt, als solche im vorigen Jahrhunderte eine noch vollständiger Zerstörung aus Sicherheitsrücksichten erfulhren, da sie und besonders ihre schönen unterirdischen Räume ein Lieblingsaufenthalt vagrierenden, lichtscheuen Gesuidels waren. Was an der Vollendung fehlte, vollendete tolle Schatzgräberei und wuchernde Vegetation. Kaum sind noch der alte Thorturm, der eine Zugbrücke hatte, Spuren sehr alter Fresken und einige Erker erkennbar. Bei Vischer erseheint es wohl erhalten und von bedeutendem Umfange.

Am Fusse des Schlosses liegt eine durch Schiessspalten zur Verteidigung eingerichtete Scheune aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

Ein naber Hügel trägt die alte Capelle von Pux (das Schloss scheint Steine gehabt zu haben). An dem vorderen Giebel des kleinen Gebäudes ist ein kreuzförmiges Fenster eingeschüitten, was bei steiermärkischen Kirchen im Gebirge sehr oft vorkommt. Das Presbyterium ist gerade abgeschnitten und hat ein rundes, gegenwärtig vermauertes Fenster. Die Hauptthür an der Stirnseite ist rund überwölbt, ebenso die Seitenfenster des Presbyteriums, auch das Schiff hat ein ganz rundes Fenster, daneben aber ein neueres mit Spitzbogen. Die Decke ist flach von braunem Holz mit vergoldeten Rosetten. Das Grabdenkmal Adams von und zu Prank und Pux, † 1591, ist eine hübsche, leider durch die Kanzel grösstentheils verdeckte Arbeit, ausserdem ist nur noch der Todtenschild eines Herrn von Prank aus dem sechzehnten Jahrhunderte von einigem Interesse. Das Kirchlein hatte einst Ringmauern und einen ziemlich tiefen Graben.

In der Nähe von Pux befindet sich der Eingang zu einer vielbesprochenen, aber so viel mir bekannt, bisher noch nicht eingehend durchforschten, angeblich auf die entgegengesetzte Seite des Berges ausmündende Höhle, das Puxer oder Schallaunerloch genannt. Der Umstand, dass bei diesem Eingange bedeutende Mauerreste vorkommen, lässt eine genaue Untersuchung in archäologischer Beziehung eben so wünschenswerth erscheinen, als in naturhistorischer ihre angebliche Ausdehnung, die in ihr vorfindlichen Gewässer und der Umstand, dass zu Maria Theresiens Zeiten italienische Krystallsucher alljährlich zum Besuche der Höhle sich einfanden.

Auf dem Wege von Teufenbach gegen Neumarkt fällt die schön gelegene grosse Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit des Ortes Mariabof mit ihrem bestfügten Pfarrhofs auf. An letzterem lesen wir über dem Thor: „Hec opposita sacra dei templa torvis bello destructa et haec domum nobilem: regis ungarie Mathie ductu exstam soloquo

ecquartm Johannes Abbas tertius vulgo Sax de Afflenz dietus (ut plura alia) a fundo et novo erexit. Anno salutis 1511.“

Auch ein gut erhaltener, römischer Schriftstein ist am Pfarrhof, dessen Thürmerer Zinnen hat, eingemauert, wie dann auch einige Überreste der Römerzeit an der Kirchenmauer und am Thurme zu finden sind.

Von der ziemlich ausgedehnten Kirche ist nur das Presbyterium, die Sacristei und der mächtige viereckige Thurm alt, das Schiff, wenn gleich, wie die Mauersockel zeigen, auf den Resten des älteren erbaut, ist viel neuer.

Es wurde nämlich das alte Kirchengebäude i. J. 1482 von den Türken verwüstet und gegen das Ende jenes Jahrhunderts die Herstellung begonnen. Im Jahre 1500 war der Vordertheil mit 6 Altären fertig. Eine in der Sacristei aufbewahrte Pergamenttafel hat auf die Einweihung des Dreikönigsaltars am 30. December 1500 und die in demselben befindlichen Reliquien Bezug. Im Jahre 1511 war der ganze Bau vollendet. 1679 wurde zur Vergrößerung der Kirche das Schiff eingerissen, der neue Theil gebaut und der Thurm erhöht. Wann übrigens die allererste Kirche dieses schon vor tausend Jahren unter dem Namen Chraslupp bekannten Ortes gebaut wurde, ist unbekannt.

Das im Dreieck abgeschlossene Presbyterium hat schöne, hohe Verhältnisse, sechs Fenster mit einfachem Masswerk und ist um fünf Stufen gegen das Schiff erhöht. In demselben sind Steinbaldachine angebracht, denen aber die Statuen fehlen. An den grösseren der zwei neben dem Altar in der Mauerdecke angebrachten Nischen kommt als Verzierung ein Königs- und ein weiblicher Kopf vor, was sich links an einem der runden Wandpfeiler wiederholt, während an einem solchen rechts ein anderer männlicher und ein weiblicher Kopf erscheint. Einfach aber sehr hübsch gearbeitet ist die aus dem Presbyterium ins Freie führende Seitenthür mit einem ganz eigenthümlich verschnittenen Eselstirnkengewölbe.

Noch muss eines im Presbyterium hangenden, an Kunstwerth keineswegs reichen Gemäldes gedacht werden, welches eine lateinische Inschrift und deren Übersetzung in das Deutsche hat. Letztere lautet:

„Beatrix eine geborne Herzogin in Kärnten und dieses Gotthaus Stifterin zeigt irem Eheherrn Rossen, in welche das Brod, so sie den Armen hat aus Thailen wollen wunderthätig ist verwandelt worden. Ist selig gestorben und samt irem Kind allhie begraben worden um das Jahr Christi 1120.“ Die Übersetzung ist soferne nicht treu, weil im Lateinischen „altera fundatrix“ steht, wonach die Herzogin Beatrix wohl nur wegen bedeutender Unterstützung zu Um- oder Ausbau diesen Titel erlangt haben dürfte. Als ihre Geheime gelten übrigens jene, welche mit denen eines Kindes vermengt in der Sacristei in einem einfachen hölzernen Kästchen verwahrt werden.

In einiger Entfernung von der Kirche und vom Orte steht die einfache Nikolai-Capelle mit rund überwölbter Hauptthür, einem solchen und einem zweiten ganz runden

Fenster. Auch dieses kleine Gebäude wurde 1482 verwüstet und 1500 hergestellt. Hinter dem Altar fand ich ein dreieckiges vergoldetes Holzschnitzwerk, ersichtlich zwei Hälften zweier verschiedener Giebel von Flügeltüren des sechzehnten Jahrhunderts von sehr zierlicher und fleissig ausgeführter Arbeit, architektonische Ornamente zeigend.

Aus gleicher Zeit stammt eine kleine hölzerne Statue, einen Bischof darstellend (wahrscheinlich St. Nikolaus) in einer alten Betstühle neben der Capelle.

Von Mariahof über Neumarkt (auf dessen Merkwürdigkeiten später zurückgekommen wird) gelangte ich nach St. Veit, von den zahlreichen gleichnamigen Orten in Steiermark durch den sonderbaren Beinamen „in der Gegend“ unterschieden.

Die Pfarrkirche ist unbedeutend, ihr Thurm dagegen ein sehr massives ziemlich hohes Viereck, dessen Sehällöcher durch romanische, Rundbogen tragende Säulchen dreifach getheilt sind. Die Jahreszahl 1440 am Thurme kann sich daher nur auf eine Restauration beziehen.

Die Rotunde oder der Karner, dem heiligen Martin geweiht und neben der Kirche liegend, wurde bereits auf meiner früheren Reise in dieser Gegend für die „Mittheilungen“ beschrieben.

In der Entfernung weniger Stunden, aber schon auf Kärnthens Boden, liegt die Ruine Althaus auf einem felsigen Hügel, einst mit einem tiefen Graben umgeben und eines der einfachsten Bauwerke. Ein aus Bruchsteinen aufgeführtes Parallelogramm von bedeutender Höhe, mit einer kleinen rund umwölbten Thür, über dieser ein kleiner Spitzbogen, daneben ein Schussloch, rechts und links vom Eingange ein paar gewölbte Gemächer, darüber noch zwei Stockwerke mit grösseren Fenstern und Schusspalten, bildet das Ganze ein festes Haus von geringer Ausdehnung, ohne Spur von Capelle, Brunnen, Hofraum u. s. w.

Schon wieder in Steiermark liegt das Dorf und die Pfarrkirche St. Helena. Sie ist einschiffig, in dem schönen Presbyterium, dessen Fenster hinter dem Altar zierliches Masswerk hat, ruhen die Gewölberippen auf Consolen; im Schiffe verlaufen sie in die runden Wandsäulen ohne Vermittlung. Das Verhältniss des Baues ist hoch und schön. Die neue Sacristei bewahrt eine wenn gleich sehr übermalte, doch vorzüglich geschnittene Madonna aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Der viereckige Thurm steht auch hier über dem Eingange.

Nah an der Kirche zeigt eine am Weg stehende etwas schwerfällige Wegsäule gut erhaltene Fresken vom J. 1514, worunter ungemein zierliche Pflanzenornamente.

Die Pfarrkirche Maria Himmelfahrt zu St. Marcin bei Neumarkt hat einen mächtigen viereckigen Quaderthurm, unten mit einem halbrund überwölbten, stark eingeschmiegten Fenster. Die Sehällöcher sind durch je drei romanische, Rundbogen tragende Säulchen vierfach getheilt. Hoch am Thurme sind zwei römische Basreliefs

eingemauert; Römersteine finden sich auch in der Sacristei. Das Hauptthor der ziemlich grossen Kirche ist rund überwölbt und in seiner Einschniegung romanisch profiliert. Das unter dem Thurme hineinreichende Presbyterium, um drei Stufen gegen das Schiff erhöht, ist sehr flach überwölbt und hat neben dem Altar eine zierliche Nische. Die Kirche ist einschiffig, von den gothischen Fenstern haben einige älteres, einfaches, andere neueres, reicheres Masswerk. Die zierlich profilierten Gewölbrippen reichen ungefähr bis auf vier Schuh vom Boden herab, an den Bogenschlüssen sind die Evangelistensymbole und ein fünftes undeutliches Basrelief angebracht. Die Verhältnisse des Baues sind schön, die angeblich nach Quellen auf 1491 gesetzte Bauzeit ist falsch und kann sich nur auf den Umbau der gewiss ursprünglich romanischen Kirche beziehen.

Im Karner sind Spuren der einst das ganze Innere bedeckenden Fresken, der alte Altarstein, ein ebenfalls sehr alter unförmlicher Taufstein und eine hübsche Holzstatue der heiligen Barbara, leider sehr verwahrlost.

Der Karner im nahen Neumarkt ist einer der jüngsten des Landes, aber auch der zierlichsten und besterhaltenen, mit alleiniger Ausnahme des Daches, welchem man ein sehr unpassendes Glockengerüst nach dem Brande der Pfarrkirche aus Noth substituiert hat. Die schlanken Spitzbogenfenster des im Verhältnis zu seiner Ausdehnung ziemlich hohen achteckigen Gebäudes haben ihr Masswerk noch wohl erhalten, die Thüre ist im Spitzbogen überwölbt, das Materiale gelber Sandstein, regelmässig behauen, mit meist grünlichen Eckquadern. Das einfache Gewölbe hat keine Rippen, seine Grate ruhen auf Consolen. Von den Fresken, welche die Bogenfelder zierten, sind noch drei erhalten.

Auf dem ersten Felde erscheinen St. Laurentius, St. Jacobus, St. Georg und darüber Christus, auf dem zweiten St. Nikolaus, St. Leonhard und ein Bischof mit einem Kirchenmodell; auf dem dritten sieht man rechts die heilige Katharina, die Hand auf das Haupt einer knieenden Frau in bürgerlicher Tracht legend, darunter ein Wappen mit einem schwarzen Hasen im gelben Felde und die Beischrift: „W. Schurm.“ In der Mitte ist die heilige Jungfrau auf dem Halbmonde, der ein riesiges Gesicht hat, links eine bereits unkenntliche Heilige, neben ihr drei Kinder und eine Kirche, endlich ein Wappen mit einer gelben Breze im schwarzen Felde und die Beischrift: „M. Schurm.“

Au zweien der Consolen sind abenteuerliche Köpfe zu schauen. Am Boden der Capelle liegen Bruchstücke von Gesimsen, Blumenkoruren u. s. w., dann ein Hautrelief aus gebranntem Thon, den leidenden Heilsad mit Ruthe und Schiffrohr darstellend, welches früher in der Pfarrkirche war. Diese viereckige, oben in eine eselsrückenförmige Spitze ausgehende Platte hat in ihrer Darstellung eine

merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Steinbilde an der Kirche von Jagerberg nächst Kirchbach in Steiermark, welches durch seine bis heute noch nicht genügend erklärte Beischrift: „dom hylem“ den Alterthumsforschern des Landes so viel vergebliche Mühe gemacht hat.

Der Altaranbau ist dreiseitig geschlossen, die Thüre, welche in die Gruft führt, hat einen geraden Sturz mit abgeschliffenen Ecken, das ebenfalls viereckige Gruftfenster ist zierlich ausgeschmückt.

Die Pfarrkirche St. Katharina in Neumarkt, ein Gemisch von altem und neuem Bau, ursprünglich schon im dreizehnten Jahrhundert an der gleichen Stelle bestehend, 1494 vom Grund aus neu gebaut, 1813 vom Brande verwüstet und daher stark restaurirt, ist zweischiffig, im Dreieck geschlossen, niedrig; die Gewölbrippen verlaufen ohne Vermittlung in die Pfeiler. Das um eine Stufe höhere Presbyterium ist neu, im gothischen Style ziemlich glücklich gehaut. An den Bogenschlüssen des Schiffes sind Wappenschilde mit Zunftzeichen und Monogrammen, Rosetten und eine nicht ganz deutliche Jahreszahl, vielleicht 1501, ersichtlich. Ein runder Taufstein mit vier Köpfen und achteckigem Fusse verdient Aufmerksamkeit. Der Haupteingang ist im Spitzbogen überwölbt und einfach, das Seitenportal im Eselsrücken hat einen zierlichen Wimperg, dessen Schmuck so wie das Thürgeband von gebranntem Thon sind. Ein neben der Sacristeithür an der äusseren Kirchenmauer befindlicher Stein hat die Jahreszahl 1894.

Ober dem Markte in mässiger Höhe erhebt sich das grösstentheils sehr zerstörte Schloss Forchtenstein. Sein tüchtiger viereckiger Thurm wird umgachtet seiner sehr geringen Wohllichkeit wahrhaft hartnäckig bewohnt. Bei Vischer zeigt sich das Schloss wohlhalten und durch eine Mauer mit den Befestigungen des Marktes verbunden.

Auf dem Wege von Zier nach Unzmarkt befindet sich links eine selten besuchte kleine Ruine, Schloss Tschakathurn. Es war ein nicht ganz in der Ebene, aber weder hoch noch schwer zugänglich liegendes festes Haus, einst Herbersteinisch, dann Schwarzenbergisch und erst im Jahre 1792 durch Brand verödet. Es ist ein mässiges Viereck mit einem eben solchen kleineren Anbau, meist von Bruchsteinen gebaut, Fenster und Schusspalten, deren einige schief durch die Mauer gehen, so wie die Thür rund überwölbt, und mit geradem Sturz; Keller und Küche sind erkennbar, ein Rauchfang steht noch, auch die Spur eines Brunnens zeigt sich im Innern des Gebäudes. Ein Thor scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, nur kleine Thürme und ein besonderer Zugang über eine Treppe in das erste Stockwerk. Bei Vischer erscheint es sehr prosaisch, wie es dann auch schwerlich je anders ausgesehen haben mochte.

(Schluss folgt.)

Notiz.

(Mittelalterliche Kirchen in Krain.) Von den 1347 Kirchen, welche der fromme Glaube in Krain auf einem Flächenraume von 173⁹⁹/₁₀₀ Quadratkmeilen erbaut hat, reich das Alter mehrerer, wie wir aus den schätzenswerthen, historischen Notizen, die dem „*Catalogus Cleri Diocesis Lubanensis*“ für 1858 beigegeben sind, entnehmen, bis tief in das Mittelalter zurück, als: In Oberkrain: Aich 1323, Asp 1465, Deutsch-Ordens-Commenda St. Peter 1323, St. Georgen bei Krainburg 1221, Jauchen 1435, Ig 1368, Kaino 1323, Krainburg 1226, Kronau 1421, die Deutsch-Ordens-Kirche zu Laibach 1268, die Kathedrale daselbst 1262 und die St. Peters-Kirche in Laibach 1248, die Pfarrkirche zu Stein 1207, Ursulinerinnen zu Bischofscek 1381, Allak 1074, St. Martin bei Krainburg 1286, Michelstetten 1238, Morätsch 1298, Möschnuch 1156, Nakles 1320, Neul 1232, Neumarkt 1261, Obergörjaeh 1323, Radmannsdorf 1323, Selzach 1476, St. Veit bei Laibach 1085, Watsch 1430, Vodiz 1256, Weisseneufels 1439 und Zeyer 1342. Dann in Unterkrain: Ainöd 1400, Altenmarkt 1221, Arch 1363, St. Bartholomäus 1248, St. Kazian bei Auersberg 1150, St. Kazian bei Gutenwerth 1426, hl. Krenz 1248, Döhering 1323, Gotschee 1247, Gutenfeld 1421, Hönigstein 1300, Landstrass 1220, St. Michael bei Neustadt 1323, Nesselthal 1400, die beiden Kirchen zu Neustadt (Hudolfwerth) 1472 und 1494, Obergurk 1274, St. Peter bei Weinhof 1432, Podsenel 1337, Ratsehach 1429, Ring 1407, St. Ruprecht 1323, Seisenburg 1400, St. Marein 1323, Selmenitsh 1337, St. Veit bei Sittich 1132, Weinitz 1338, Weisskirchen 1323, Weisselburg 1295, Zhadesh 1323, Zscherenembl 1228 und Zirklah 1156. Endlich in Innerkrain: Altenmarkt 1298, Grafenbrunn 1446, Hrenovitz 1318, Koselahn 1247, Oberlaibach 1408, Oblak 1413, Senosizh 1395, Slavina 1406, Dormeg 1431, Wipbach 1275 und Zirknitz 1261.

Mehrere Gotteshäuser der genannten Orte haben durch Um- oder Neubau ihre ursprüngliche Gestalt verloren, bei anderen dagegen hat sie sich noch bis zur Stunde erhalten, und ist zu wünschen, dass sie noch ferner erhalten würde und für deren Erhaltung Sorge getragen werden möchte. Insbesondere wäre es auch wünschenswerth und sehr interessant,

dass jene Kirchen in Krain, deren Baustyl noch ganz und gar aus dem Mittelalter herstammt und denen vielleicht wegen Altersgebrechlichkeit oder wegen nicht mehr zureichenden Raumes, oder wohl gar auch weil der alterthümliche Baustyl der Gemeinde, oder diesen oder jenem nicht gefällt, ein Umbau bevorsteht, vorerst von kundiger Hand aufgenommen und beschrieben werden möchten. Die Pfarrkirche zu Allak, z. B., welche offenbare Kennzeichen ihres Alterthumes an sich trägt, soll demnächst durch einen Neubau ersetzt werden. Ihr Baustyl fällt in die Übergangsperiode von Romanischem zum Gotthischen; sie trägt decorativ die Charaktere des gotthischen und constructiv die Kennzeichen des romanischen Styles. Das Mauerwerk der Kirche ist ungemein massiv; sie ist sehr nieder und dunkel. Die Pfeiler, auf welchen das Gewölbe ruht, sind rohe, massive Quadrate, 8' hoch. Eine nähere Beschreibung dieses Baudenkmals von einem Baukundigen wäre, wie gesagt, sehr zu wünschen.

Am Wocheiner See in Oberkrain steht ein uraltes kleines Kirchlein, wohl das älteste in der Wochein. Es scheint einst nur eine Capelle gewesen zu sein, da die Sacristei und die Vorhalle ansehnlich, vielleicht aber auch der Thurm später zugebaut wurden. Sie ist im schönsten, einfachen, gotthischen Style erbaut und hat bemerkenswerthe, alte Wandmalereien in lebhaften, noch jetzt gut erhaltenen Farben. Ich halte auch dieses Kirchlein für ausführlicher Beschreibung eines Fachmannes würdig. Dasselbe verdient auch die Kirche zu St. Ruprecht in Unterkrain, welche in Ansehung des gotthischen Baustyles die schönste und merkwürdigste des Landes, und wahrscheinlich auch die einzige im Kaiserreiche ist, welche im Inneren ein so prächtiges Sacramenthäuschen aus Elfenbein aufzuweisen hat. Dieses merkwürdige Baudenkmal des Mittelalters hat in früheren Zeiten durch unverständige Restaurierungen in seiner Alterthümlichkeit sehr viel gelitten, wurde aber in neuester Zeit durch den Eifer und die pecuniären Opfer, ja sogar durch eigene Handanlegung des gegenwärtigen Herrn Pfarrdechanten Vincenz Vok und seines Herrn Cooperators Johann Koprnjnikar wieder hergestellt¹⁾.

Dr. H. Costa.

Correspondenzen.

Wien. Seine Excellenz der Herr Statthalter in Triest, F. M. L. Freiherr v. Merelen, hat den Herrn Präses der k. k. Central-Commission mit Schreiben vom 10. October d. J. in die Kenntniss gesetzt, dass die Conservationsarbeiten an dem berühmten Baptisterium in Aquileja, welche früher wiederholt Gegenstand der Verhandlungen waren, ausgeführt und zueh beendigt wurden. Das Bauproject wurde vor der Genehmigung dem Herrn Conservator Dr. Kandler zur Einsichtnahme zugestellt und in demselben mit Sorgfalt alles vermieden, was den Charakter dieses alterthümlichen Baues schaden könnte, und nur solche Herstellungen bewirkt, welche genügen konnten, das Bestehende dauerhaft zu erhalten. Zu diesem Ende hat man die den Einsturz drohende Aussemmauer wieder in guten Stand gesetzt und deren Lücken ausgefüllt; die Säulen, welche das Baptisterium selbst umgeben, wurden an der gehörigen Stelle wieder aufgerichtet, der Boden gesäubert und gepflastert. Dasselbe geschah

auch in dem gedeckten viereckigen Raume, welcher das Baptisterium mit der Kirche verbindet. In diesem letzteren Raume wurden auch die werthvolleren und feineren Stücke der Ausgrabungen, welche bisher ohne Ordnung in dem anstossenden offenen Hofraume sich befanden, untergebracht, ein anderer Theil wurde in den das Baptisterium selbst umgebenden Raum gestellt, der Rest, aus den grössten und schwersten Stücken bestehend, im Hofraume belassen und besser geordnet. Über sämtliche Stücke wurden Inventarien aufgenommen und bei der Kirchenkasse hinterlegt.

¹⁾ Auf Antrag der k. k. Statthaltereie in Prag wurde das Oberamt der Staatsdomäne Paradies von der k. k. priv. Nationalbank ange-

¹⁾ Eine Beschreibung dieser Kirche von dem Letzteren werden wir in einem der nächsten Hefte veröffentlichen. D. Red.

wies, die der letzteren als dringend nothwendig und anzusehbar bezeichneten Herstellungen an der Burgruins Künste unter Leitung des für den Chrudimer Kreis bestellte Conservators Schmorrs auf Kosten der Staatsdomäne vorzunehmen.

* Seine k. k. apost. Majestät haben dem evangelischen Pfarrer in Hainersdorf in Siebenbürgen und Correspondenten der k. k. Central-Commission Herrn Michael Ackner aus Anlass seines 30jährigen Dienstjubiläum und seiner vielfachen Verdienste um die Wissenschaft den Titel eines k. k. Rathes allergnädigst verliehen. — Zu diesem seltenen Dienstjubiläum hat auch die k. k. Central-Commission dem hochverdienten Manne in einem besonderen Schreiben ihre Glückwünsche dargebracht.

Linz. Über eine zweite Wiederherstellung in Oberösterreich erlaube ich mir weiter zu berichten. In Base als hoch am linken Donauufer, 1 $\frac{1}{2}$ Meile von Linz aufwärts, steht eine kleine aber sehr schöne gothische Kirche, in welcher schon länger nicht mehr täglich Gottesdienst gehalten wird. In dieser Kirche befand sich ein Flügelaltar aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Die Flügel hatten im Inneren halberhabene Arbeit in vier Tafeln, die Wandler des heiligen Leonhard vorstellend. Das Hauptstück hatte drei ganze Figuren, so wie der schön ornamentirte Giebel noch damaliger Sitte mehrere ganze Figuren enthielt. Die Rückseiten der Flügel, so wie ein Theil der Rückwand des Altars hatte Ölgemälde. Das Mittelstück der Rückwand ein Gemälde in Leinwand. Der Altar war verguldet und vielfach gefasst. Er war in der Zeit schon vielfach beschädigt und beschmutzt worden. Wenn noch sein Kunstwerth als solcher nicht ein hervorragendes ist, und bedeutende Fehler, wie sie dem Mittelalter eigen waren, hervortraten, so ist er doch als gothisches Bauwerk in manchen Theilen, besonders in der Ornamentik von grosser Schönheit und ist für die Kunstgeschichte und das Studium der Gotik von mannigfaltigem Werthe. Das Kirchlein gehört zu dem Kloster St. Florian. Der für Kunst wohlgehaltene hochwürdige Abt von St. Florian, Theophil Mayr, hat diesen gothischen Altar durch den hiesigen akademischen Maler und Bildhauer Schreck, welcher sich in München gebildet hatte, wieder herstellen, neu vergolden und fassen lassen. Da Schreck in Linz wohnt und der Altar nach Linz gebracht worden war, konnte ich öfter, als bei entfernten Arbeiten der Fall ist, dem Fortgange der Wiederherstellung ansehen. Schreck hat die Farben an den Ornamenten und zum Theil an den Figuren (wo sie eben Farbe hatten) genau so gehalten, wie er sie vorfand und dort Gold aufgelegt, wo früher Gold war. An den Gemälden ist, ausser dass sie gereinigt worden, nichts geändert worden. Die ursprüngliche Farbe ist geblieben. Nur wo Stellen ganz weggebrochen worden, sind sie ergänzt worden und haben die nothwendige Farbe erhalten. An den Hauptgemälden war dies nur bei unbedeutlichen Nebenfiguren notwendig. Der Altar war in dem sogenannten steinernen Saale des hiesigen Landhauses zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt. Beträubend ist es, die Urtheile der Besucher zu hören, welche gröstentheils nicht wissen, um was es sich handelt, und welche die stylwidrigsten Wünsche laut werden lassen.

Die Stadtpfarrkirche in Wels hat statt des früheren Zopftaltars einen gothischen von Stolz in Innsbruck erhalten. Ich betrat mir vor, über diesen Altar, so wie über die Kirche, ihre ansprechenden Glasmalereien und ihr schönes Portal abgesondert zu berichten, da mich in Kurzem Amtsgeschäfte auf längere Zeit in Wels zurückhalten werden.

Dass der schöne Flügelaltar in St. Wolfgang über Aereung Sr. Excellenz des Herrn Statthalters von Oberösterreich Freiherrn Eduard von Bach einer gründlichen Restaurierung entgegengeht, ist der hohen k. k. Central-Commission ohnehin bekannt.

Sehr schmerzlich war es mir, von dem bereits in Anregung gebrachten Beginne der Gründung eines sogenannten Kreuzzerrereines zum Ausbau des schönen Thurms der schönen gothischen Kirche so Brauau wieder abstehen zu müssen. Der hochwürdige Bischof von Linz hat einen Verein zum Bau eines Domes in Linz gegründet und zu Sammlungen zu diesem Zwecke aufgerufen. Da nun alle, oder doch wenigstens die meistes zu religiösen Banlickeiten geeigneten Beiträge sich der Natur der Sache gemäss diesem grossartigen Unternehmen zuwenden, so konnte ich gegenwärtig nicht die von mir angeregte Idee weiter verfolgen.

A. Stifter.

Meran. Es lag mir lauge schon am Herzen, Ihnen einige Bemerkungen mitzutheilen, die mir bei wiederholter Durchtreifung unserer Umgebung und des benachbarten Vintschgau aufstiegen. Lassen Sie mich diesen Vorsatz endlich nachkommen und entschuldigen Sie es mit dem Charakter einer Correspondenz, wenn Sie im Folgenden anstatt ausführlicher Berichte nur Winke und Andeutungen, und auch diese in etwas banter Mannigfaltigkeit erhalte.

Schwerlich werden sich viele Gegenden finden, wo auf so engem Raume so viele vortgothische Baudenkmale zusammengedrängt sind, wie im Vintschgau. Freilich darf man sich nichts Grossartiges unter dem Einzelnen vorstellen, aber die Gesammtheit dieser Kleinigkeiten bleibt für den Kunst- und Alterthumsfreund doch immer bemerkenswerth.

Auf den frühen Ursprung vieler kleinen und zum Theil in ziemlich vernachlässigtem Zustande befindlichen Kirchleins des Vintschgaues weisen schon die Namen ihrer Patrone. Wir begegnen unter diesen dem h. Egidius, Marz, Georg, Simeon, Prokulus, Ingwin und Albein (Ingauin und Albin), Oswald, — denen sich vielleicht noch andre schreiben lassen, die, wie die genannten, zum Theil mit völliger Entschiedenheit, zum Theil mit grosser Wahrscheinlichkeit auf eine sehr frühe Zeit zurückzuführen lassen. Deutlicher als die Namen müssen natürlich die Bauten selbst sprechen, was auch in hohem Grade der Fall ist, wenn auch vielleicht nicht durchweg jenes erste Kriterium mit diesem zweiten in der erwarteten Übereinstimmung gefunden wird. Wir begegnen hier bald einem flachen Oberthum, bald einer Apside, bald das kleine im Rundbogen geschlossene Fenster, bald einem romanischen Thurm- oder Portalbau. Unter den Portalen ist besonders jenes an der Klosterkirche von Marienberg zu nennen, — eines der schönsten, die ich gesehen zu haben mich erinnere. Der Kunstinus des neuen Abtes hat nun auch dafür gesorgt, dass die ekle Überführung von dem schönen Monument abgeführt wurde. Im Vorbeigehen sei es bemerkt, dass vielleicht auch die im Renaissancestyl erbaute Stiftkirche neben dem romanischen Grundstock unter ihren Stuecturarbeiten verbiert. Genau so werden verdient weiter das Portal in Burgis und amantlich jenes der (wenigstens vor etlichen Jahren und wahrscheinlich heute noch) sehr verwahrloste St. Johannes-Kirche in Taufers. So rich ich mich so letztere noch entsinne, würde sie überhaupt einiger Aufmerksamkeit nicht unwürdig erscheinen. Freilich mag sie sehr bauffällig sein, und als ich sie zum letzten Male sah, war ihre Bestimmung, Wagen und Holzvorrichtungen in sich aufzunehmen. — Von Thürmen, die durch die Gestalt der Schalllöcher, des Daches u. s. w. auf einen vorgothischen Ursprung hindeuten, findet sich eine so grosse Anzahl, so dass ich mich begnüge, das Ausgezeichnetste in dieser Beziehung anzuführen, nämlich die Thürme in Mals. Dieselben zeigen an die decorative Seite der romanischen Thurm-Architektur in mancherlei Graden der Durchbildung, — von grosser Einfachheit angefangen bis zur ausserordentlichen Gliederung. Anstatt auf die übrigen Einzelmerkmale des scheinbar einseitigen, wenn ich ein paar Bastei, die uns dieselben in mehr oder minder vollständiger Gesammtheit aufweisen und die überhaupt ziemlich vollständig den Typus der romanischen Bauweise an sich tragen möchten. So etwa die schon genannte St. Johannes-Kirche in Taufers,

St. Stephan bei Marienberg, St. Marx in Laas (mit einer kleinen Krypta), St. Proklus in Natras.

Bezüglich der Meraner Gegend kann ich nicht kürzer fassen, da dieselbe vor nicht langer Zeit vom Herrn Conservator Tinkhauser bereist worden ist. Bloss andeutungsweise nenne ich die Portale von Tirol und Zennoberg und die Schlossespiellen ebendasselbst, des kleineren Thurm in Terlana, die Kirche von St. Peter (woraus Dr. Leibnitz aus Tübingen genau Risse anfertigte), das zweischiffige St. Martinus-Kirchlein in Sebböna, — und die St. Georgen-Kirche ebendasselbst. Namentlich letztere, — eine geräumige Hofunde, — ist bis jetzt vielleicht zu wenig berücksichtigt worden. Sie scheint inwendig mit zahlreichen Gemälden geschmückt gewesen zu sein, was die vielen noch deutlich erkennbaren Heiligenscheine verrathen. Sie trägt auch keine auffallenden Spuren des Verfalls an sich und birgt einen verstümmelten gotischen Altar mit sehr schönen Schnitzwerken. Das Gewölbe ruht auf einem in der Mitte stehenden schinken Cylindern, von welchen vier breite Gärten nach allen Seiten auslaufen.

Erfreulich wird es Ihnen sein zu vernehmen, dass der Sinn für kirchliche Kunst in unseren Gegenden, wie anderswo, sich lebendig zu regen beginnt. Zeugen hiefür sind die Kunstvereine zu Meran und Bozen, sowie die Aufmerksamkeit, die man den hierortigen Bauwerke zuwendet. In Latsch wird die gotische Kirche, der man, wie so vielen andern, im Zopf eine vermeintliche Zierde geschafft hatte, in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt, — in der wunderschönen Spitalkirche von Meran ist ebenfalls schon vieles geschrien und werden namentlich in nächster Zeit neue Kirchenstühle aufgestellt werden. Würde es doch vereinteten Kräfte endlich gelingen diesem Meisterwerke spätgotischer Baukunst auch einen würdigen Hochaltar zu erwirken! — Schliesslich erinnere ich noch an die treffliche Abbildung der berühmten Portale des Schlosses Tirol, mit welchem der Lithograf Redlich von Innsbruck uns neuerlich erfreut hat. Sie sehen daraus, dass auch hiermit der Verbreitung nerkwürdiger Monumente durch gelungene Abbildungen ernstlich begonnen wird.

A. Zingerle.

Schässburg. Ein Ausflug nach Birlhalm, wobei der Gefehtige anfallig mit dem Herrn Correspondenten Pfarrer Michael Arker zusammentraf, gab in diesen Tagen Gelegenheit die Reste eines Monumentes daselbst genauer zu untersuchen, welches im Jahre 1856 im Garten der Witwe Katharina Steiner in der Nähe der von Birlhalm nach Grosskupisch führenden Strasse zufällig zu Tage gefördert worden. Wir fanden die klaglich verstümmelten Trümmer eines unzweifelhaft römischen Grabmonumentes, welches beim Ausgraben in mehr als dreissig grössere und kleinere Stücke zerschlagen worden war, so dass die Hoffnung der Wiederzusammensetzung aufgegeben werden musste. Deutlich erkannten wir geschnittene Stücke des obren abgeschrägten und untern flachen Randes, dann folgende halberhaben gearbeitete mehr oder weniger zerstörte Darstellungen:

1. einen Armtheil, über dem Ellenbogen mit einem Ringe geschmückt;
2. eine männliche Figur, mit der Tunica und dem Sagum bekleidet, eine Rolle (?) in der linken Hand tragend, ohne Kopf und Füsse;
3. eine Gruppe von zwei an einem Tischchen, auf Stühlen sitzenden Personen, rechts vom Beobachter ein Mann, links eine am Gürtel erkennbare Frau, denen wir es scheint eine dritte Person (Selava oder Selavin) etwas zum Essen vorsetzt. Die letztere ist bis zur Unkenntlichkeit zerstört.

Bei der ersten Mittheilung, welche mir über den Fund gemacht worden, wollte man auch folgende Inschriftbruchstücke gelesen haben ORN . . . STEPH . . . Ich glaube darin, obwohl ich jetzt nicht mehr gefunden werden konnten, Theile einer militärischen Grabinschrift zu erkennen, indem ich mein ORIAE . . . STIP endiu Maruit . . . ergänze. Das Material ist Grobkalk. Die gesicherte Unterbringung der wichtigeren Bruchstücke wurde veranlasst. Der Fund hat in so fern besondere Bedeutung, als gerade diese Gegend noch durch keinen andern bezeichnet worden ist.

F. Müller.

Literarische Anzeigen.

Boek, Fr., Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters. II. Lieferung, enthaltend die geschichtliche Entwicklung der Stickerie im Dienste des Altars. Bonn, Verlag von Henry et Cohen, 1858, S. 123 — 322 Text und XVIII Tafeln in Farbendruck.

Mit gespannter Erwartung sehen die Archäologen und Kunsthforscher dem Erscheinen der zweiten Lieferung des vorstehenden Werkes entgegen. Wie schon in diesen Blättern angezeigt wurde (Jahrg. 1856, S. 262) bildete den Inhalt des ersten Heftes: Die historische Darstellung der Weberei von Seiden- und Goldstoffen im Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Gewebe zu gottesdienstlichen Zwecken.

Die vorliegende Lieferung hat sich zur Aufgabe gestellt, „den Nachweis zu führen, mit welchen technischen Mitteln man seit der frühchristlichen Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters die Cultgewänder und Altarornate durch kunstreiche Nadlarbeiten zu heben und auszubekleiden beabsucht war und wie überhaupt die Stickerie als eine vielgeliebte Kunst selbstständig auf dem Boden der Kirche im Laufe der Jahrhunderte sich entwickelt und Bahn gebrochen hat“. Den Ursprung und die Entstehung der Stickerie setzt der Verfasser in die älteste Periode des christlichen Zeitalters; er führt an, dass nach Plinius die Krüftung der Stickerie den Phrygiern und insbesondere deren Könige Attalus zufalle, dass schon die homerischen Helden mit gestickten Gewändern bekleidet waren, und die Römer —

namentlich jene der Cäsarenzeit — sich der gestickten Gewänder sehr häufig und mit grossem Luxus bedienten. Da mithin dieser Kunstzweig schon in den ersten Zeiten des Christenthums vollständig ausgebildet war und allgemein angewendet wurde, so musste natürlich sich zunächst die Frage aufdrängen, in welcher Art und Weise und in welchem Umfange man in den ersten Jahrhunderten der Christenheit die Stickerie zur Ausübung der Cultusgewänder in Anwendung gebracht hat. Es scheint uns natürlich und ist auch die Ansicht des Verfassers, dass dieselbe erst dann in dem Dienste der Kirche benützt wurde, als überhaupt der christliche Cultus sich freier und selbstständiger zu entwickeln vermochte, als Kaiser Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhob, zahlreiche Gotteshäuser anstand und von der eigentlichen Ausübung eines äusserlich wirkenden Cultus die Rede war. Natürlich knüpfte man dann auch bei der Stickerie, so wie bei den Werken der Architektur, an die Traditionen der heidnischen Kunstfertigkeit an, und benützte wahrscheinlich den Reichthum der Motive so den Prachtgewändern der Cäsaren, Senatoren und Magistratspersonen, zur Ausschmückung der Cultusgewänder. Wie die Cultusgewänder in der vorconstantinischen Zeit beschaffen waren, darüber lässt sich der Verfasser nur in Vermuthungen und kurze Andeutungen über die Aussprüche anderer Liturgiker ein, wiewohl es uns nicht recht öhrlich ist, warum die reiben figürlichen Darstellungen der Katakomben hierüber keine gesicherten Aufschlüsse bieten. Je selbst bis zum VI. Jahrhundert lässt sich aus dem Mangel von Überresten und handschriftlichen Quellen mit

Bestimmtheit nicht nachweisen, wie die kostbaren Stickereien für den kirchlichen Gebrauch beschaffen waren. Erst von diesem Zeitpunkt an sind dem Verfasser über den Charakter derselben Quellen zugänglich geworden und er verweist auf eine gelehrte Monographie über die aus der früh christlichen Epoche herrührenden Casals in der berühmten Kirche „St. Apollonia in Classe“ an Ravenna, welche im vorigen Jahrhundert und zwar zu einer Zeit veröffentlicht wurde, wo in der Kirche dieses kostbare Gewand noch anhebräht wurde. Wer von der Zeit Constantins des Grossen bis zu jener der frühchristlichen Könige die Auffertiger der reich gestickten Gewänder waren, — diese Frage beantwortet der Verfasser dahin, dass es die Griechen in Byzanz gewesen, und er folgert dies vorzugsweise aus den Beschreibungen der päpstlichen Geschenke, die uns in dem merkwürdigen Werke des Anastasius Bibliothecarius über des Leibes der Päpste erhalten sind. Aber schon am Ende des VII. Jahrhunderts tritt dieser Kunstzweig, in den britischen Eilanden gepflegt, von hohen fürstlichen Personen und frommen Klosterfrauen auf, in demselben Jahrhundert beschäftigte sich in Frankreich, nach den Angaben der Bollandisten, die h. Eustachia im Kloster zu Bourges mit kunstreichen Nadelarbeiten für den kirchlichen Gebrauch, und in Deutschland treffen wir bereits im IX. Jahrhundert das Kloster St. Gallen ausgezeichnet durch seine prachtvollen Stickereien. Welchen Einflüssen dieser Kunstzweig bis zum X. Jahrhundert im Abendlande folgte, ob byzantinische Zeichnung und Technik musterartig blieb, oder ob die Klöster in England, Frankreich und am Rheine schöpferisch zu Werke gingen, kann natürlich bei dem Mangel an vorfindenden Überresten nur schwer beantwortet werden. Dem Verfasser gelang es auch nur eine einzige Stickerei in einem abocurten Orto in Palermo aufzufinden, die man mit einiger Wahrscheinlichkeit der spätkarolingischen Kunstperiode zuschreiben kann. Er liefert hiervon auch auf Taf. I eine Abbildung. Aber es bestehen auch darüber Zweifel, ob sie nicht schon am Ende des X. Jahrhunderts entstanden ist, da der Verfasser selbst bemerkt, dass sie grosse Ähnlichkeit mit dem Krönungsmantel Kaiser Heinrich's II und mit der Casula besitzt, welche in den früheren Krönungen des Königs Ungarns als Krönungsmantel im Gebrauche war und die von der Hand der Königin Gisela, Gemahlin Stephan's des Heiligen († 1037), herrührt. Ob orientalische oder occidentale Einflüsse bei der Auffertigung thätig gewesen, gelautet sich aber der Verfasser nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Einen festeren Boden für seine Untersuchungen gewinnt derselbe erst mit dem XI. Jahrhundert. Als die ihm bekannte älteste und zugleich sorgfältigste kirchliche Stickerei bezeichnet der Verfasser den schon erwähnten Krönungsmantel der ungarischen Könige, welchen Königin Gisela angefertigt hat, und als Mustervorlage liess bezeichnet er das kostbare Byzanzgewand der Benedictiner-Abtei Marinsberg in Ungarn. Hierin reichte derselbe sodann die drei Messgewänder des Bamberger Domes, welche Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin Kunigunde dem Stifte verehrt haben, und er bemerkt, dass dies die einzigen Gewänder seien, welche mit Gewissheit in den Region des XI. Jahrhunderts gesetzt werden können. Ausserdem dürften nach seiner Ansicht noch in die erste Hälfte des XI. Jahrhunderts fallen: eine griechische Fahne im Zitter des Domes zu Halberstadt und eine Kaiseraltaus aus der Zeit Heinrich's II., die kürzlich von Freih. v. Aretin in München wieder aufgefunden wurde. Als die vorzüglichsten Aufertiger grösserer Stickereien dieses Zeitraumes werden Griechen in Byzanz und Mittel-Italien bezeichnet und angegeben, dass Eratere durch venetianische Kaufleute in die Kathedrale des Occidentis Eingang gefunden haben. Dem XII. Jahrhundert gehören nach der Ansicht des Verfassers an: zwei kostbare Dalmatiken und eine Casula im Schatze des Domes zu Halberstadt, das Messgewand des h. Bernard (wo?), ein Theil des Krönungsornates der deutschen Kaiser (vgl. Mittheilungen II. März-, April- und Maiheft), die in den Kaisergrübern der Hohenstaufen zu Palermo gefundenen Kaisergewänder, die Kaiser-Dalmatik in der Sacristie zu St. Peter in Rom, eine Mitra des Prager Domeschatzes, eine Casula im Domeschatze

zu Aachen u. s. w. Die Mehrzahl der Stickereien des genannten Zeitraumes sind nach seiner Überzeugung durch maurischen Kunstheiss in Sicilien, namentlich in den Hauptstädten Palermo, Messina, Syrakus u. s. w. entstanden. Aber auch Byzanz stand noch immer in dem Vordergrund. Erst im XIII. Jahrhunderte trat, wie auf dem Gebiete der Architectur und der Kleinplastik, auch auf jenem der Stickerei eine bedeutende Umwandlung des Geschmacks in der Zeichnung und in der Technik, jedoch hier erst in der zweiten Hälfte dieses Zeitraumes ein, während in der ersten Hälfte sich noch ein ungewisser Wechsel in den Ornamenten, ein Schwanken in den verschiedenen Formen bemerkbar macht. Während im XII. Jahrhundert bei figuralen und ornamentalen Nadelarbeiten der Plastik vorherrschte, kam es in Beginn des XIII. Jahrhunderts der Tambourstich und häufig Schmelzperlen und Korallen zur Anwendung. Und selbst dieser Verschiedenheit des Materials bediente man sich zur weiteren Ausschmückung gestickter Gewänder kleiner Goldstücke mit gemalten Darstellungen, welche auf einer Grundlage von Seide und umgeben von Perlickereien angebracht wurden: es kam die sogenannte *ser anglica* in Aufsehung, welche durch das ganze spätere Mittelalter sehr beliebt wurde. Unter den von dem Verfasser angeführten Beispielen von derartigen Stickereien des XIII. Jahrhunderts bemerkbar wird die *Pallotta stans* im Dome zu Halberstadt, die Chorkappe Leo's III. zu Aachen, die Gewänder im Zitter zu Halberstadt, den Messorn in der Pfarrkirche zu Göss (bei Leoben) in Steiermark, des Kaisermantel Otto's IV. im städtischen Museum zu Braunschweig, das Antependium in Domeschatze zu Salzburg, die Stolen und die Casula des Albertus Magnus zu St. Andreas zu Köln, eine Capelle in der Pfarrkirche zu Burscheid, Ornate in der Dornkirche zu Arezzo, ein Pluriale in der Kirche des h. Maxims zu Toulouse und Messgewänder in der Krönungskirche zu Rheims. Die Aufertigung dieser kostbaren Stickereien geschah in diesem Zeitraume grossentheils an den Hauptorten der Cultur des Occidentals, und es ist bemerkenswerth, dass sie nicht mehr fast ausschliesslich in kirchlichen Händen blieb, sondern bereits in jene der Laien überzugehen anfing. Der Charakter, welchen die Stickerei im XIII. Jahrhundert in Folge der Gotik angenommen, entwickelte sich im XIV. Jahrhundert auf der gegebenen Grundlage weiter und errang allmählich eine grössere Selbstständigkeit. Namentlich erhielten die figuralen Darstellungen, was Composition ebebenlag, eine freiere Bewegung. An hervorragenden Werken jener Epoche haben sich erhalten: die Dalmatik der deutschen Reichsköniginnen, Perlickereien im Schatze des Veitsdomes zu Prag, der Deckel des Leichenbretters der Isabella von Baiern in der kais. Bibliothek zu Paris, eine Casula in der Abteikirche St. Thierry zu Rheims, Stickereien im Schatze zu Aeehen, Xanten, Halberstadt, Danzig u. s. w., bisehöfliche Mitren und ein Antependium im Museum zu Dresden. Im XV. Jahrhundert gelangte die Stickkunst in Bezug auf Composition und technische Ausführung zu ihrer höchsten Blüthe, und sie feierte vorzugsweise am Rhein, in Flandern und Burgund ihre höchste Triumphe.

Es würde uns in dem beschränkten Rahmen einer Aeize zu weit führen, die sämtlichen Entwicklungsperioden der Stickkunst vom XV. Jahrhundert bis auf die Gegenwart weiter zu verfolgen. Wir haben in den Vorhergehenden versuchsweise eine Übersicht der Entwicklung der kirchlichen Stickerei von den ältesten Zeiten bis zur Blütheperiode des Mittelalters gegeben, und aus diesen dürftigen Andeutungen mag hinlänglich erkannt werden, welche hohe Bedeutung dieselbe von ältesten Zeiten an besessen hat. Was nach Ablauf des XV. Jahrhunderts auf diesem Gebiete entstanden, hat zwar seine nicht geringere Bedeutung, aber der Kunstcharakter so wie die Technik entfernen sich immer mehr von der meisterhaften und lobensüchtigen des Mittelalters.

Nach der Darstellung des Vorhergehenden dürfen wir wohl auch nicht erst auf die ausgezeichneten Verdienste des Verfassers Herrn Domesplen Bock hinweisen, welche sich derselbe durch die Herausgabe des vorliegenden Werkes aus die wissenschaftliche Welt erworben

hat. Wir können nur in das allgemeine Lob über die Geschichte der liturgischen Gewänder einstimmen, und wollen gerne den Anspruch eines Feschnannes wiederholen, welcher schon bei dem Erscheinen der I. Lieferung es merkwürdig, dass weder die Franzosen noch die Engländer ein ähnliches prachtvolles und lehrreiches Werk aufzuweisen im Stande sind. Und warum für diesen Zweck der christlichen Archäologie ein reges Interesse besitzt, der kann sich in diesem Werke gewiss eine sorgfältige Kenntnis der kirchlichen Paramente verschaffen, und wird davon auch vollkommen zufrieden gestellt sein. Was die äussere Ausstattung und insbesondere die Anfertigung der XVIII Farbtafeln angeht, so zeigen sich an beiden bedeutende Fortschritte gegenüber dem ersten Hefte, und sind die Tafeln äusserst glücklich in der technischen Ausführung. Auch dem Verleger gebührt das Lob einer tadellosen und splendidem Herausgabe des Werkes.

K. W.

* Bei J. O. Weigel ist ein Werk: „Ursprung und Entwicklung des christlichen Kirchengebäudes von Wilhelm Weingärtner“ (Leipzig 1858) erschienen, das zum Theil wieder die Frage, ob die christliche Basilika aus der antiken Handels- und Gerichtshalle gleichen Namens hervorgegangen sei, zur Erörterung bringt, und sich in Übereinstimmung mit Zestermann, welcher denselben Gegenstand in seiner Schrift „die antiken und christlichen Basiliken“ behandelte, negativ ausspricht.

* Von H. Otte ist ein „Archäologischer Katechismus“ (Leipzig, J. O. Weigel 1859) herausgegeben worden, welcher mit Rücksicht auf das in der königl. preuss. Staaten der Inventarisation der kirchlichen Kunstdenkmäler amtlich zu Grunde gelegte Frageformular einen kurzen Unterricht in der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters enthält. Das Werk ist mit 88 Holzschnitten illustriert.

* Die dritte Lieferung des sechsten Bandes der „Annals archéologiques“ von H. de Rougemont bringt die Beschreibung eines Klosters auf dem Berge Athos. Der folgende Artikel liefert eine Reihe von Namen der Glasmaler von Troyes und in kunstgeschichtlicher Beziehung sehr interessante Notizen über dieselben. Abbé Barraud setzt seine Abhandlung über die Glocken fort und bespricht das Angelus, die den Glocken zugeschriebenen Tugenden und den verschiedenen Gebrauch derselben. Für Deutschland ist merkwürdig die Beschreibung eines Reliquariums Kaiser Heinrich's II. des Heiligen, welches sich in der mittelalterlichen Antiken- und Curiositäten-Sammlung des Louvre befindet. Ausserdem enthält die Lieferung die Abbildung von ein paar romanischen Leuchtern, einem byzantinischen Triptychon in Elfenbein aus der kaiserlichen Bibliothek und Details des byzantinischen Reliquariums in Limburg an der Lahn.

* Von der Fülle der Baudenkmäler Spaniens war es bisher nicht möglich ein übersichtliches Bild zu gewinnen, es fehlte an einem Werke in und ausserhalb der iberischen Halbinsel, das in systematischer Reihenfolge eine Charakteristik der hervorragendsten Monumente versucht hätte. Nur die Periode der maurischen Architektur fand zahlreiche Forscher und Dr. Guhl in Berlin hatte in der „Zeitschrift für Bauwesen“ (Jahrg. VIII, Heft 1—3) erst jüngst vielversprechende „Architektonische Studien aus Spanien“ begonnen, die jedoch bis jetzt nur mit Burg es sich beschäftigt haben. Um so erwünschter ist die Herausgabe eines Werkes, das die erste Wissensbegierde der Kunstfreunde zu befriedigen im Stande ist und uns von dem Reichthum und der Pracht der spanischen Baudenkmäler in den

verschiedensten Kunstepochen einen Begriff gibt. Die Möglichkeit hiesu bot der im Jahre 1848 zu Madrid erschienene „Essayo historico sobre los diversos generos de Arquitectura empleadas en Espana“ des Don José Cayado. Von demselben lieferte Paul Heyss eine Übersetzung, welche Franz Kugler kurz vor seinem Tode unter dem Titel „Geschichte der Baukunst in Spanien“ mit Anmerkungen und Illustrationen begleitet herausgab (Stuttgart, Verlag v. Ebner et Seubert, 1858, gr. 8. S. VIII u. 294). Die ersten drei Capitel umfassen die Geschichte der Baukunst unter der römischen Herrschaft der gothischen Periode und den Bauwerken der christlichen Könige nach dem Einfall der Araber. In den folgenden Capiteln werden die Anfänge des byzantinischen (römischen) Styles, seine Entwicklung im XI. und XII. Jahrhundert besprochen, worauf fünf Capitel in gedrängter Kürze die arabische Architektur behandeln. Dem Spitzbogenstyle allein sind sieben Capitel gewidmet, woran sich sodann die Besprechung der Renaissance und der Restauration der römisch-griechischen Architektur angeschlossen. Ein besonderer Abschnitt ist dem sogenannten „Barrocinischen-Style“ — blühend von der Mitte des XVII. bis zum ersten Drittel des XVIII. Jahrhunderts — gewidmet, und den Schluss bilden kurze Andeutungen über die neuesten architektonischen Schöpfungen Spaniens. Holzschnitte mit Grund- und Ansichten, Durchschnitten, Ansichten und Details sind zur Erläuterung beigegeben. Um einen allgemeinen Überblick der spanischen Architektur zu gewinnen, ist dieses Werk, wie schon erwähnt, sehr schätzenswerth und Kugler's Verdienst um die Herausgabe desselben unbestritten. Detailforschungen dagegen sind in diesem Werke freilich nicht nachzusehen, das immer mehr Sache von mesographisch behandelten Arbeiten bleibt. Die Ausstattung obigen Werkes ist vorzüglich und der Preis desselben ausserordentlich mässig.

* Es ist bekannt, wie viel die französische Regierung für Erforschung und Erhaltung der alten Baudenkmäler aufwendet. Aber auch den übrigen Zweigen der mittelalterlichen Kunst wendet sie die grösste Sorgfalt zu und Archetologen wie Viollet-le-duc, Caumont, de Linné u. s. w. durchreisen das Land, um die vorhandenen Reste zu beschreiben, ihre Restauration zu leiten und die Vorbilder für Neugestaltungen zu benutzen. So hat eben jetzt De Linné einen Rapport sur les anciens vêtements sacerdotaux et les anciennes offrandes dans l'est et le midi de la France veröffentlicht. Darin beschreibt er seine Funde in Noyon, Laon, Châlons sur Marne, Metz u. s. w. In der Domkirche zu Metz ist noch eine Karl dem Grossen zugeschriebene Kappa; eine andere von h. Ludwig v. Anjou, Bischof v. Toulouse von 1298 ist in S. Maximin aufbewahrt. Ferner birgt Toulouse Kaseln von h. Dominicus u. h. Petrus dem Märtyrer, auch eine Mitra, welche irrthümlich dem h. Bischof Exuperius von 5. Jahrhundert zugeschrieben wird. Dem Berichte sind vier Farbenskizzen beigegeben.

Berichtigung: Zu der literarischen Anzeige des Octoberheftes „Kunstdenkmale Österreichs“ sind wir ersucht worden, folgende Fehler zu verbessern:

Seite 279 Col. 1 Zeile 35 statt *anon* = *nonnondanzig*; Col. 2 Z. 29 statt 1040 = 1130; Z. 35 statt *Wernant* = *Wernant*; Z. 64 statt *Golebert* = *Golebert*; Seite 280 Col. 1 Z. 4 statt *St. Virgil* = *St. Bartolomäus*; Z. 37 statt *nördliche* = *westliche*; Z. 19 statt *RECEAMB* = *DECEMB*; Z. 20 statt *FVDTOR* = *FNVDATOR*; Col. 1 Z. 31 statt *VIC* = *VICE*; Col. 1 Z. 37 statt *PILBRIVS* = *PILGRIVS*; Col. 1 Z. 39 statt *FLIV* = *FLI*; Col. 1 Z. 41 statt *CELEBR* = *CELEBRARI*; Z. 47 *Ponca* = *Poncaforte*; Z. 60 statt *Hilfeld* = *Hilfeld*; Col. 2 Z. 49 nach *Stiermark* einzuschalten 1700 Jahre 1231.

A



B



Albert Dumais del.

Jedes Monat erscheint 1 Heft von 213 Druckbogen mit Abbildungen.
Der Pränumerationspreis ist für einen Jahrgang oder zwölf Hefen sechs Regirer anwahi für Wien ein d. Kreuzer und das Ausland 4 G. U. M. Im *particulaire* Zusendung in die Kreuzer der österr. Monarchie 4 G. 70 kr. C. M.

MITTHEILUNGEN

DER K. K. CENTRAL-COMMISSION

Pränumerationen übernehme halbi- oder ganzjährig alle k. K. Familien der Monarchie, welche nach der *particulaire* Zusendung der einzelnen Hefen kommen. — Im Wege des Buchhandels sind alle Pränumerationen und zwar nur zu dem Preise von 4 G. U. M. u. d. h. Hofbuchhändler W. Braumüller in Wien zu beziehen.

ZUR ERFORSCHUNG UND ERHALTUNG DER BAUDENKMALE.

Herausgegeben unter der Leitung des k. k. Sections-Chefs und Präses der k. k. Central-Commission Karl Freiherrn v. Czernig.

Redacteur: Karl Weiss.

N^o. 12.

III. Jahrgang.

December 1858.

Emailwerke aus dem Schatze des St. Stephans-Domes in Wien, nebst einer geschichtlichen Übersicht der Entwicklung des Emails.

Von Dr. Gustav Heider.

II.

Die Emailwerke aus dem Domschatze zu St. Stephan in Wien.

(Mit 2 Tafeln.)

Gezeichnet von Alberti Camesina.

Die Emailwerke, deren stylgetreue Abbildung wir, anknüpfend an die vorangegangene Darlegung der geschichtlichen Entwicklung des Emails im Mittelalter, in der beiliegenden Tafel XII dem Leser vorführen, bilden einen werthvollen, bis nun aber völlig unbeachtet geliebten Bestandtheil des Domschatzes der St. Stephanskirche in Wien. Das Verdienst, auf dieselben zuerst die Aufmerksamkeit der Fachgenossen hingelenkt, wie auch das nicht mindere Verdienst, die Veröffentlichung derselben angeregt und an der sorgfältigen Abbildung derselben thätigen Antheil genommen zu haben, gebührt dem Conservator von Wien, Herrn A. Camesina, welchem die mittelalterliche Archäologie schon manche wesentliche Förderung zu danken hat.

Gegenwärtig dienen diese Emailwerke, in Verbindung mit zwei kleineren Tafeln, auf welchen die Halbgestalten zweier Winde zur Darstellung gebracht sind, zum Schmucke einer Reliquientafel; doch scheint es, dass sie diese Bestimmung erst im XV. oder XVI. Jahrhunderte erhalten haben; ursprünglich mussten sie, wie sich aus der Deutung der Darstellungen ergeben wird, entweder zum Schmucke eines Kreuzpartikels dienen, oder überhaupt sich auf eine Mitteldarstellung beziehen haben, welche die Kreuzigung Christi zum Inhalte hatte.

Der Technik auch gehören diese auf Kupfer geschmolzenen Emails zu den Champlérés, wie sich dies aus einer sorgfältigen Betrachtung, insbesondere aber aus dem Zuge der feinen, aus dem Grunde stehen gelassenen Linien ergibt, welche an keiner Stelle eine Zusammenfügung erkennen lassen und oft unmittelbar aus einem breiteren Metallstreifen sich abzweigen. Ein Zweifel könnte nur in

Betreff der in ganz zarten Linien gehaltenen Ornamente auftauchen, welche die umrahmenden farbigen Streifen schmücken, indem dieselben an einigen Stellen nicht, wie die früher erwähnten, aus dem Metallstreifen, an welchen sie sich anlehnen, unmittelbar ausgehen, sondern eine Trennungslinie erkennen lassen; diese dürften daher durch auf die Metallfläche aufgelöthete feine Metallstreifen gebildet worden sein. Da aber dieses Verfahren (*cloisonné*) nur in ganz untergeordneter Weise auftritt und eben nur durch die Feinheit der Linien, welche eine Ansprerbeitung aus dem spröden Metallgrunde erschwerte, bedingt erscheint, so müssen wir im Ganzen die Technik als jene der *Enamel champlérés* bezeichnen und sie jener Gattung zuweisen, bei welcher der ganze Grund durchaus mit Email geschmückt ist, hingegen die figurlichen Darstellungen auf dem stehengebliebenen Metallgrunde mit feinen Linien eingezeichnet erscheinen, in welche sodann zur besseren Charakterisirung der eigentlichen Zeichnung das die Figurendarstellungen umgebende blaue Email eingelassen wurde. Wir führen dies des weiteren aus dem Grunde an, weil irthümlicher Weise bei Emails derlei farbige Zeichnungen (in blau, schwarz und roth) häufig als Niello angegeben erscheinen, was sie durchaus nicht sind.

Eine aufmerksame Vergleichung der Emailzeichnungen mit den Niellen wird den Unterschied beider leicht erkennen lassen. Hiezu hilft auch der Zahn der Zeit, der z. B. bei den Wiener Domschatz-Emails in den breiteren Flächen der Emailzeichnung ausgebrochene Stellen anweist, die durchaus den muschelartigen Bruch des Glasseus zeigen, welcher dem Niello nach der Natur der Bestandtheile, aus dem es gebildet wird, fehlt ¹⁾.

¹⁾ Vergleiche das Verfahren der Niello-Erzeugung bei Theophilus presbyter. *lib. III, cap. 28 und 29.* (Bourcard, *Dictionnaire d'Archéologie*.)

Die Anordnung des Emailschmuckes ist auf allen vier Tafeln die gleiche. Die figurale Darstellung ist nämlich mit einer vierfachen Umrahmung umschlossen, welche den Umrislinien der Tafel folgt. Die äusserste Reihe zeigt einen weissen blauen Streifen, diesem folgt ein breiterer, der an zwei Tafelseiten die Umschrift, auf den beiden anderen auf dunkelblauem Grunde weisse sternartige Ornamente enthält. Der dritte, schmälere Streifen ist aus weiss und violett-blau, der vierte, breite endlich aus lichtblau und grün gebildet und enthält an der dem dunkeln Mittelgrunde zugewendeten Seite gelbe Ornamente. Die Figurendarstellungen durchbrechen jedoch in der Regel diese Umrahmungen in freier Weise und erstrecken sich bisweilen bis zu dem Schriftstreifen. Der innere Raum ist der Breite nach, und zwar bei drei Tafeln durch einen geschwungenen schmalen Streifen, bei der vierten durch die Stufen der Sella in zwei Flächen untertheilt, in deren oberer grösserer die testamentarischen Darstellungen, in der unteren Halbfiguren von Tugenden angebracht sind. Bei den Figuren sind nur die Nymphen in Schmelz gebildet und zwar in wechselnden Farben, in der Regel zweifarbig. In Farben sind innerhalb der Darstellungen nur noch auf Tafel XII: 1. der Altar, 2. die Traube, 3. die Sella und 4. das tempelartig gebildete Haus ausgeführt. Die Erhaltung dieser Tafeln lässt nichts zu wünschen übrig; die Emailfarben erglänzen durchaus in der vollen Pracht ihrer Ursprünglichkeit, die Zeichnung tritt scharf und bestimmt dem Beschauer entgegen und die Abstufung der theilweise gebrochenen Farbentöne erzeugt eine harmonische und ruhige Gesamtwirkung.

A.

Gehen wir nuncmehr zur Beschreibung der Darstellungen über, so erblicken wir auf der ersten Tafel (XII, A) das Opfer Abrahams in drei Momenten, wo derselbe das Schwert zum Opferschlage erhebt, Isaak mit zum Beten gefalteten Händen auf der Opferstätte kniet und der herbeileuende Engel die himmlische Botschaft bringt ¹⁾. Unterhalb

logie II, 886.) Auch das grosse Altar-Antependium an Klosterneuburg ist ein in allen seinen Einzelheiten vollkommen durchgeführtes Emailwerk, an welchem auch nicht der geringste Theil als Nichts bezeichnet werden kann, wo wir dies bei einem anderen Anlasse des Weiteren nachweisen werden. Wir müssen daher die von Arnetz (das Nielsen-Antependium an Klosterneuburg, Wien 1844) für dieses Altarwerk gebrauchte Benennung als eine irrthümliche bezeichnen, gleichwie dieser Irrthum auch dem damaligen Stande der Forschung und der noch unentwickelten Kenntniss des hebraischen Verfahrens im Mittelalter nicht bezogen werden konnte.

¹⁾ Die dieser Darstellung zu Grunde liegende Schriftstelle, Genesis XXII, lautet: Quae postquam gratia esset, tentavit Deus Abraham et dixit ad eum: Abraham, Abraham. At ille respondit: Adsum. Dixitque ei: tolle filium tuum unigenitum, quem diligis, Isaac, et vade in terram ultionis, atque ibi offeres eum in holocaustum super unum montem, quem monstraverit tibi. . . . Pergebat ergo pariter et ille veniens ad locum, quem ostendisset ei Deus, in quo sollicitus ultare, et desuper ligna composuit: rursus alligasset Isaac filium suum, posuit eum in altare super struem lignorum, Extenditque manum et arripuit gladium, ut

sehen wir das Böcklein, welches an einem kleinen Baume nach dem jungen Triebe desselben sich aufrichtet; zur Seite des letzteren eine nimbierte Frauengestalt, die Waage in der rechten Hand frei haltend und durch eine Aufschrift als: JVSTITIA bezeichnet.

Die ganze Darstellung trägt die Legende: PLENA MICANT. SIE(g)NIS ARIES. ABRAHAM PUER IGNIS.

Vergleichen wir hiemit die ähnliche Darstellung des Klosterneuburger Antependiums (Tafel XIII, 2), so müssen wir, was die geistige Auffassung des Momentes und die Durchführung der Einzelheiten betrifft, unserer Darstellung unbedingt den Vorzug geben. Während nämlich auf dem Verduner Altar Abraham in unnatürlich zusammengekrümmter Stellung sich nach aufwärts wendet, der Engel unmittelbar in das geschwungene Schwert eingreift und Isaak an Händen und Füssen gebunden auf der Opferstätte liegt, erblicken wir auf unserer Darstellung Abraham in ruhiger Grösse, die von dem himmlischen Boten ihm ausgesprochene Nachricht empfangend, und Isaak in einer Stellung, die seine volle Ergebung in den Willen des himmlischen Vaters kundgibt.

„Alles erglänzt in Zeichen, das Böcklein, Abraham, der Kaabe, das Feuer.“

Diese Worte der Umschrift werden wir bei näherer Betrachtung des typologischen Inhaltes unserer Darstellung nach ihrem vollen Inhalte bestätigt finden.

Die Opferung Isaaks durch Abraham ist ein in fast allen typologischen Reihendarstellungen des Mittelalters vorkommendes Vorbild der Kreuzigung Christi; ausser dem Verduner Altar ¹⁾, dessen wir bereits Erwähnung gethan, treffen wir es beispielsweise auf den Glasfenstern der Kathedralen zu Bourges und Chartres ²⁾, ferner in mehreren handschriftlichen Typologien, und zwar in dem Seitenstetter Manuscripte des XIV. Jahrhunderts (Nr. CCXC VII n. 6), in drei lateinischen Miniaturhandschriften, wovon zwei aus dem XIV. und XV. Jahrh. in der Bibliothek des Stiftes St. Peter in Salzburg, die dritte, ebenfalls dem XIV. Jahrhunderte angehörige in der Hofbibliothek zu Wien (Nr. 1190) sich befinden, endlich in einer deutschen typologischen Handschrift aus dem Schlusse des XV. Jahrhunderts in der Bibliothek des Joanneums zu Graz u. s. w. ³⁾.

immolatur filium suum. Et ecce Angelus Domini de caelo clamavit, dicens, Abraham, Abraham. Qui respondit: Adsum. Dixitque ei: Non extendas manum tuam super puerum, neque facias illi quidquam: ecce cognovi quod times Deum, et non peperisti unigenitum filio tuo propter me.

¹⁾ Camoesina Prachwerk T. XXV.

²⁾ Merlin et Cahier; Vitraux de Bourges, pl. I.

³⁾ Diese Handschriften, welche sowohl in der Reihenfolge und Anordnung des Stoffes wie auch in den beigefügten Erklärungen gross und gar unter sich übereinstimmen, bilden die ausserhalb der Vorläufer der späteren Biblia pauperum, welche nur durch Hinzufügung einiger Bilderreihen erweitert vorliegt. Auch die von Lessing (Ausgabe von Luchmann, 9. Band, S. 228) angeführten von Parsimonius aus dem Ende des XVI. Jahrh. vornehmstens Beschreibungen der ehemaligen Fenstergemälde im Kloster Hirschan sind nur eine wörtliche Wiederholung

Auch die in den erwähnten lateinischen Handschriften angebrachten lateinischen Verse enthalten gleichlautend den Bezug des Opfers Abrahams zum Opfertode Christi und zwar in den Worten: „*Signantem Christum puerum pater immolat istum.*“

Abraham selbst trägt bei dem Acte der Opferung den Typus Gott Vaters, welcher ebenfalls seinen eingebornen Sohn opferte. Es ist dies nicht eine bloss Vermuthung, die sich aus dem typologischen Sinne der Darstellung in ihren tieferen Beziehungen ergibt, sondern wird übereinstimmend von den Kirchenschriftstellern dargelegt, welche darüber hinaus auch die weiteren Einzelheiten der Opferung, wie wir sie in Genesis XXII lesen, zum Gegenstande symbolischer und typologischer Erörterungen nehmen. So heisst es bei Remigius Autissiodor., welcher im IX. oder X. Jahrhundert schrieb¹⁾: *Allegorie Abraham Dei patris hoc loco gerit personam; Isaac Jesu Christi. Immolatio Isaac passioem Christi designat. Bene autem dicitur: Ipse portabat ligna holocausti, quia Christus crucem suam bajulavit. . . Duo viri, qui comitabantur cum Abraham, populus judaeorum. Duo autem, id eo quod ille populus post mortem Salomonis divisus est in duo regna. . . Asinus, quem secum ducebant, stultitiam judaeorum designat. Asinus enim, quod portabat, nesciebat, et judaei in libris prophetis Christum legebant, sed venientem non intelligebant.*

Ähnlicher Weise spricht sich Isidor aus²⁾: *Sicut Abraham unicum filium et dilectum Nod victimam obtulit, ita Deus pater unicum filium suum pro nobis omnibus tradidit. Et sicut Isaac ipse sibi ligna portavit, quibus erat imponendus, ita et Christus gestavit in humeris lignum crucis, in quo erat cruci figendus. Duo autem servi illi. . . Judaeos figurabant, qui, quum serviliter viverent et carnaliter saperent, non intelligebant passionem Christi. Cur autem duo servi, nisi quia populus ipse in duas partes dividendus erat? Quod factum est Salomone peccante. . .*

Aus diesen Stellen schon ersehen wir, dass Isaak das Vorbild des leidenden Christus ist, und dies führte dazu, dass auch andere Begebenheiten aus seinem Leben mit neutestamentlichen in eine Reihe gestellt erscheinen. So sehen wir

auf dem Verduner Altar die Verkündigung der Gelurt Isaak's an Abraham mit der Verkündigung Mariens¹⁾, die Geburt und Beschneidung Isaak's mit der Geburt und Beschneidung des Christuskindes²⁾ zusammengestellt, und den vorangeführten Stellen entsprechend erblicken wir in den handschriftlichen Typologien zu Wien, Salzburg, Seitenstetten und Gratz den Isaak, welcher das Opferholz in Kreuzesform auf der Schulter trägt als Vorbild des kreuztragenden Christus mit der Aufschrift:

Ligna ferens Christe te presignat puer iate.

Eine gleiche Darstellung treffen wir auf einem dem XII. Jahrhundert angehöriges Emailwerke aus der Sammlung von Debruge und Labarte mit den erklärenden Worten:

Sic crucis es, Christe cum ligni portitor iate.

Aus dem Kreise dieser Begebenheit wird auch das Bücklein in bestimmter Weise zum typologischen Vorbilde des Kreuztodes Christi genommen, wie wir dies aus dem schon angeführten französischen Emailwerke ersehen, wo Abraham, den Bock an der Stelle seines Sohnes zum Opfer darbringend, mit dem gekreuzigten Gattesohne zusammengestellt erscheint. Die Darstellung hat die Aufschrift:

Hoc aries profert, quod homo deus hostia defert³⁾.

Hiermit stimmt auch der heil. Augustinus überein, indem er sagt⁴⁾: *Abraham pater noster fuit, non propter propageniem carnis, sed propter imitationem fidei. . . Isaac tamquam filius unicus dilectus figuram habens filii Dei, portans ligna sibi, quomodo Christus crucem portavit. Ille postremo ipse aries Christum significavit. Quid est enim haerere cornibus, nisi quadammodo erueifigi?*

Das Angeführte, lässt uns erkennen, dass die Legende unseres Enails „*Pena micant signis*“ in der religiösen Anschauung unserer Vorfahren und in der Kunstweise derselben vollkommene Begründung findet; auch wäre es keine schwere Aufgabe, aus den Schriften der Kirchenväter eine weitere reiche Ausbeute für diese typologische Anschauung zu gewinnen, deren Mittelpunkt Abraham, der Patriarch und Prophet ist.

B.

Die zweite Darstellung (Taf. XII, B) zeigt uns nach den Worten in Numer. cap. XIII, v. 1—24⁵⁾ zwei der aus den

der angeführten lateinischen Typologien, jedoch lässt sich mit Bestimmtheit die Thatsache bekunten, dass die von Parisinosius mitgetheilten Schemen keineswegs, wie Lessing meint, die Hirschauer Fenster bloß mit Anlaßung der Bilder seien, denn weder die Glasfenster des romanischen noch jene des gotischen Styles zeigen zur Seite der Darstellungen die in den Handschriften vorkommenden, oft ziemlich unästhetischen Ausdeutungen, und eben so wenig lässt sich annehmen, dass Parisinosius bei Beschreibung der Hirschauer Glasfenster zufällig in eine wortgetreue Uebersetzung mit einer Reihe von handschriftlichen Aufzeichnungen gelangt sei, welche lange vor ihm angefertigt wurden. Wir werden sowohl auf die erwähnte Gruppe von Handschriften, wie auch auf die Hirschauer Fenster bei einer andern Gelegenheit umständlich zurückkommen.

¹⁾ In Genesis bei Per, Thesaurus anecdot. Tom. IV, Pars I, p. 68.

²⁾ In Genesis cap. XVIII; bei Martin et Cahiers; Vitraux de Bourges p. 27.

¹⁾ Caméline; Verduner Altar Taf. I.

²⁾ Caméline, Taf. IV und VII.

³⁾ Didron; Annales archéol. Vol. VIII, p. 1—16.

⁴⁾ In Psalm XXX, vers. 3 (Opp. IV, 158).

⁵⁾ Die hebräische Stelle lautet: Locutus est Dominus ad Moysen, dicens: Mitte viros, qui considerent Terram Chanaan, quam datusus sum filio Israel, singulos de singulis tribubus, et principes. Fecit Moyses, quod Dominus imperavit, de deserto Pharaos mittens principes viros. . . ad considerandum Terram Chanaan. . . Pergregeruntque usque ad Tormentum botri, acclatierunt palmitem cum ara sua, quom portaverunt in vincto duo viri. De malis quoque granatis et de ficis loci illius locutus, qui appellatus est Nabelorum, id est Terrae botri, eo quod botrum portantes inde filii Israel.

12 Stämmen Israels nach dem Lande der Verheißung Abgeordneten, welche zum Beweise der Fruchtbarkeit desselben auf ihren Schultern eine auf einer Stange hängende Traube zurückbringen. Die vordere rasch vorschreitende jugendliche Gestalt hat die eine Hand nach vorwärts weisend erhoben und wendet den Kopf nach rückwärts, die hinter ihr schreitende Gestalt hat den Typus eines älteren Mannes, stützt sich mit der rechten Hand auf einen Stock und schaut nach der Richtung des Weges.

Diese Darstellung hat die Umschrift:

QVI CRUCE. PORTATVR BOTRVS. BOTRO TYPICATUR.

Unterhalb erblicken wir gleich wie auf der ersten Darstellung eine weibliche nimbrte Gestalt, welche aus einem erbobenen Krüge in rascher Bewegung Wasser in einen zweiten Krug überfüllt. Sie wird durch die Aufschrift als TEMPERANCI(A) bezeichnet.

Eine gleiche Darstellung dieses Gegenstandes finden wir auf dem Verduner Altarwerke (Tafel XIII, 3); nur stützen sich hier beide Gestalten auf Stöcke und die Bewegung derselben ist eine raschere. Auch hier ist das Antlitz der ersteren und zwar in noch entschiedenerer Weise nach rückwärts gewendet. Die Aufschrift lautet: *Veete Crucis Signum botro Christe lege signum.*

Wie hier ist auch auf dem französischen Email des XII. Jahrhunderts diese Vorstellung mit der Kreuzigung Christi zusammengestellt und auch die Aufschrift derselben: „*Veete crucem, christum botro die in cruce fixum*“ stimmt mit dem Inhalte der Verduner Aufschrift vollständig zusammen. Auch der mit Emails geschmückte Kreuzesfuß aus dem Kloster St. Bertin zeigt die beiden Juden mit der Traube und der Aufschrift: Kief — Josue — Botrus 1).

Wir ersehen aus dem Angeführten, dass bei der Tragung der Weintraube durch die Stange, an welcher dieselbe hängt, das Kreuz Christi und durch die Traube Christi selbst versinnbildlicht wird 2). Dies im Allgemeinen der typologische Grundgedanke unserer Darstellung, womit auch die Kirchen-Schriftsteller von früherer Zeit an übereinstimmen. Doch treffen wir in den Schriften derselben auch vereinzelte Züge einer noch tiefer gehenden Auffassung, welche auf die Kunstdarstellungen unläugbaren Einfluss genommen haben. So heisst es an einer Stelle 3): *Vv pendens in veete est Christus pendens in cruce; haec nata est ex terra promissa, i. e. B. Virgo, quam promisit Jesaias c. VII, 14. Duo baculi sunt duo testamenta: praevent Judaei, sequuntur Christiani, salutum hic (Christianus) ante conceptum suum gerit, ille (Judaicus) post dorsum: hic obse-*

quum praefert, ille contentum. Laboremus igitur, ne a cervicibus nostris tam sanctam sarcinam deponamus.

Wenn wir auch die Symbolisirung der beiden Testamente durch die beiden Stöcke, auf welche sich die Träger der gesegneten Traube stützen, nicht auf allen Kunstdarstellungen nachzuweisen im Stande sind, obwohl auf dem Verduner Altar und in den beiden Miniatur-Handschriften zu Salzburg beide Träger Stöcke haben, so ist doch die weitere Bemerkung, dass nämlich durch den ersten Träger die Juden, durch den zweiten hingegen das Volk der Christen versinnbildlicht seien, daher auch ersterer seine Blicke nach rückwärts wende, letzterer aber nach vorne, näher ins Auge zu fassen. Wir sehen nämlich auf der Mehrzahl der uns vorliegenden Darstellungen auf letzteren Punkt genaue Rücksicht genommen; anfallen (Verduner Altar, Wiener Email, Salzburger Handschrift u. s. w.) wendet die erste Gestalt ihren Kopf nach rückwärts, während die zweite gerade ausschaut. Da die abendländische Kunst in ihren Erzeugnissen nicht gleich der morgenländischen feststehende Typen wiedergibt, sondern von frühe her in freierer Weise ihre Bahnen sich vorzeichnete, so wäre eine solche Übereinstimmung wohl kaum zu erklären, wenn nicht ein tieferer Gedanke zu Grunde liegen würde, der diese Gleichartigkeit herbeiführte. Diese Vermuthung erhält ihre weitere Begründung durch den Umstand, dass wir auf der Darstellung dieses Gegenstandes in der Salzburger Handschrift des XIV. Jahrhunderts über den Köpfen der beiden Träger Namen aufgezeichnet finden, durch welche der erste rückwärtssehende als Kaleb, der zweite hingegen geradezu als *Jesus* bezeichnet wird. Ersterer ist der von Moses aus dem Stamme Juda zum Zuge in das gelobte Land entsendete Bote (Num. XIII, v. 7) und durch diese fein ausgebildete Typologie sehen wir daher neben der auf der Stange getragenen Traube das Judenthum und Christenthum, ganz entsprechend dem Bilde der Kreuzigung, zu dessen Seiten die Gestalten der Synagoge und Kirche angebracht erscheinen.

Über jeden Zweifel der Richtigkeit dieser Deutung werden wir jedoch durch den Einblick in eine dem Beginne des XIV. Jahrhunderts angehörige Miniaturhandschrift der k. k. Hofbibliothek in Wien (N. 1179) hinweggehoben, welche in fortlaufender Reihe die Begebenheiten des alten Testaments als Vorbilder mit den ihnen entsprechenden des neuen Testaments zusammenstellt. Auf Fol. 56 derselben sehen wir die beiden die Traube tragenden Juden, welche nach vorwärts blicken und Stöcke in den Händen tragen. Unterhalb dieses Bildes erscheint ein weiteres Bild (Fig. 1). Auf diesem erblicken wir ein auf einer Stange hängendes geöffnetes Buch, aus welchem dem Beschauer das segnende Brustbild des Erlösers entgegenschaut. Die Träger dieses Buches bilden vorne drei Gestalten mit spitzen Hüten, der gewöhnlichen Kopfbedeckung der Juden auf mittelalterlichen Kunstdarstellungen, rückwärts fünf Gestalten mit

1) Somerard, Les arts au moyen âge. Série IX, Taf. XI.

2) Kresser, Kuehnen II, 197 und Anmerkung 6.

3) Arneht, das Nielen-Antependium in Klosterzeitsung 344, S. 24, fñhelt diese Stelle jedoch in einer Weise au, dass sich aus der Tealirung nicht entnehmen lässt, welchem Kirchen-Schriftsteller dieselbe entnommen sei.



II.



III.



unbedecktem Haupte und in demüthiger Stellung einerschreitend. Die am Seitenrande angebrachte Schrift enthält die Deutung dieser Darstellung in nachfolgender Weise:



(Fig. 1.)

„*Duo deferentes botrum, senex et juvenis significat judaeos et christianos, qui deferunt jehsum. Senex qui praecedebat et juveni viam ostendebat, significat judaeos, qui deferebant mandata Jhesu Christi et tamen sua facta ignorabant. Juvenis, qui sequebatur et videbat suum onus, significat christianos, qui vident suum onus per mandata legis et evangelii Jhesu Christi.*“

Noch bestimmter schliesst sich dem von uns angeführten typologischen Inhalte der Trägung der Traube ein Bild (Fol. 32) einer französischen Miniaturhandschrift des XIV. Jahrhunderts an, welche ebenfalls in der k. k. Hofbibliothek zu Wien aufbewahrt wird (N. 2554¹⁾). Wir sehen in demselben nicht sowohl das Bild der Erfüllung in dem neuen Testamente, als vielmehr die sinngetreue Umbildung des Vorbildes mit den aus dem neuen Testamente entnommenen Zügen. Hier ist es unmittelbar der auf dem Kreuze hängende Christus (Fig. 2), welcher vorne von einer Gruppe Juden, rückwärts von drei Gestalten getragen wird, deren Häupter die Mönchstonsur zeigen. Die in altfranzösischer Sprache beigesezte Erklärung stimmt mit dem Wortlaute jener der früher angeführten Miniaturhandschrift vollständig überein.

Nicht unerwähnt dürfen wir schliesslich eine von der vorliegenden typologischen Beziehung ganz abweichende

lassen, welche dieser Gegenstand in den typologischen Reihen des Seitenstettnner Manuscriptes und den beiden Bilderhandschriften in Salzburg, in einem Bilder-Manuscripte



(Fig. 2.)

(XV. Jahrhundert) in der Bibliothek des Johanneums zu Graz und in der Wiener Handschrift (Nr. 1198) erfahren hat. In diesen erscheint nämlich gleichlautend das Tragen der Traube mit der Taufe Christi im Jordan zusammengestellt und auch die beigesezte Aufschrift: *Flumen transitur et patria mellis adiatur*, kennzeichnet diesen Bezug.

Die Erklärung hierfür, welche wir zum besseren Verständnisse dieses ausnahmsweisen typologischen Bezuges ihrem Wortlaute nach anführen wollen, lautet: „*Legimus in Numeris, quod nuncii, qui missi erant ad explorandam terram promissam cum rediret proceriderunt botrum quem duo portaverunt in vecte et transitu jordanae adduxerunt in testimonium honitatis terrae illius. Quod profguratur nos qui ad terram promissionis regni celestis intrare volumus per aquas baptismales.*“

C.

Auf der dritten Tafel (XII, C) erblicken wir eine auf einem Thronstuhle sitzende Gestalt, das Haupt mit dem Nimbus umgeben, bekleidet mit einer reich verbrämten Tunica und darüber einen Mantel, welcher vorn mit einem Knopfe zusammengehalten ist. Ihr zur Seite, rechts und links, steht je eine männliche Gestalt in ähnlicher Bekleidung in vorgebeugter Stellung mit ausgestreckten Händen, welche von der Mittelgestalt mit gekreuzten Armen in der Weise gesegnet werden, dass die rechts stehende Gestalt den Segen der linken Hand, die links stehende jenen der rechten Hand empfängt.

Die Umsehrift dieser Darstellung lautet:

SIGNA. NOTANDA. MANUS. COMMYTAT QODNE.
TERANVS.

¹⁾ Diese beiden Handschriften, welche unzweifelhaft in enger Beziehung zu einander stehen und auch innerlich ihre gemeinschaftliche Abstammung aus Frankreich nicht verlässig aus Können, bilden für mittelalterliche Ikonologie, Typologie, Kostümkunde u. s. w. in dem Masse zu bewältigende Reichthümer ihrer Darstellungen eine höchst schätzbare Fundgrube. Die typologischen Beziehungen treten zwar schon aus den strengen Kreisgrenzen heraus, welche wir in der früher erwähnten übereinstimmenden Gruppe von Handschriften beobachtet finden, doch sind sie auch in ihrer Erweiterung noch von hohem Interesse und bieten in ihrer feinen Ausbreitung eine Reihe von Anknüpfungspunkten für weitere Forschungen.

Unterhalb des Thronstizes ist eine weibliche nimbirte Gestalt angebracht, welche mit beiden Händen eine Schlange hält und als PRUDENTIA bezeichnet wird.

Die Schriftstelle, auf welche diese Darstellung Bezug nimmt, finden wir in der Genesis XLVIII, v. 1—20¹⁾. Als dem Joseph nämlich die Nachricht gebracht wurde, dass sein Vater Jakob krank sei, führte er seine beiden Söhne Manasse und Ephraim vor ihn. Als Jakob sie bemerkte, fragte er, wer sind diese? Joseph antwortete: Es sind meine Söhne, welche mir Gott hier gegeben hat; bringe sie her sprach der Alte, dass ich sie segne. Denn das Alter hatte die Augen Israels (Jakobs) verdunkelt, so dass er nichts mehr unterscheiden konnte. Und als sie ihm nahe gebracht waren, küsste und umarmte er sie. . . Und Joseph naehdem er sie aus seinen Armen genommen hatte, neigte sieh fromm zur Erde. Hierauf nahm sie Joseph beide. Ephraim in seine rechte Hand gegen Israels linke Hand, und Manasse in seine linke Hand, gegen Israels rechte Hand und brachte sie zu ihm. Aber Israel legte die rechte ausgestreckte Hand auf den Kopf Ephraims, des jüngeren der beiden Brüder und die linke Hand auf das Haupt des Manasse, des älteren Bruders. Und so segnete Jakob mit gekreuzten Armen die Kinder Josephs. Als letzterer dies bemerkte, suchte er die rechte Hand Jakobs von dem Haupte Ephraims auf jenes des Manasse hinüberzulegen, indem er seinen Vater daran erinnerte, dass dieser der Erstgeborene sei. Aber Jakob weigerte sich und sprach: Ich weiss es, auch dieser soll zum Volke werden, und wird sieh verehren, aber sein jüngerer Bruder wird grösser werden als er. . . Und indem er sie segnete, zog er Ephraim dem Manasse vor.

Die Darstellung dieser alttestamentlichen Begebenheit, welche wir in unserem Emailwerke erkennen, finden wir auch auf dem Kreuzesfusse der Abtei St. Bertin (Fig. 3)²⁾, auf den

Glasfenstern der Cathedrale zu Chartres, auf der Emailtafel von Labarte³⁾ und endlich in dem obersten Medaillon eines der Darstellungen der Kreuztragung, des Kreuztodes und der



(Fig. 3.)

Auferstehung Christi gewidmeten Glasfensters der Kathedrale zu Bourges⁴⁾ (Fig. 4).



(Fig. 4.)

¹⁾ Sic loquitur: Nati sunt enim Joseph, quod aegeraret pater suus. Qui assumptis duobus filiis Manasse et Ephraim ire paravit. . . Videns autem (Jacob) filios suos, dixit ad eum: Qui sunt isti? Respondit, filii mei sunt quos donavit mihi Deus in hoc loco. Adde, inquit, non ad me ut benedicam illis. Oculi enim Israel enigebant prope finem senectutis, ut clare videre non poterat. Applicuitque ad se deosculatus et circumplexus eos, dixit ad filium suum: Non sum fraudatus aspectu tuo, insuper antedixi tibi Deus semen tuum. Quomodo leuisset eos Joseph de gremio patris, adstravit prorsus in terram. Et posuit Ephraim ad dexteram suam id est ad sinistram Israel: Manassam vero in sinistra sua, ad dexteram scilicet patris, amplexuitque ambo ad eum. Qui extendens manum dexteram posuit super caput Ephraim sinistrae fratris: sinistrae autem super caput Manasse, qui major erat, committens manum. Benedixitque Jacob filiis Joseph. . . Videns autem Joseph quod posuisset pater suus dexteram super caput Ephraim, graviter accepit, et apprehensam manum patris levans conatus est de capite Ephraim, et transferre super caput Manasse. Dixitque ad patrem: Non ita convellit pater: quia hic est primogenitus, pone dexteram tuam super caput eius. Qui reuocans ait: Fili mi scio: et ista quidem erit in populo et multiplicabitur: sed frater tuus minor major erit illo et semen illius crescat in gentes. Benedixitque eis in tempore illo. . . *Constitutioque Ephraim ante Manassam.*

²⁾ Sommeville: Les arts au moyen âge, série IX, Table XI.

Auf der Emailtafel von Labarte wird diese Darstellung durch die Aufschrift: *Transversae palmae recitant speciem crucis alme*, auf dem Glasfenster zu Bourges durch die Worte „Joseph filii Isaac“ erläutert.

Dieser Vorstellung liegt eine tiefe symbolische Bedeutung zu Grunde und zwar in zweifacher Beziehung.

Einmal sind die in Kreuzesform über einander gelegten Arme ein Zeichen des Kreuzes Christi, wie dies aus der Aufschrift der Emailtafel von Labarte hervorgeht, und auch von den Kirchenschriftstellern vielfach bezeugt wird.

So sagt der fromme Abt von Deutz: „Sine dubio transposito manuum crucis expressit figuram. Numquid in eos

³⁾ Didron: Annales arch. Vol. VIII, p. 1 u. f.

⁴⁾ Martin et Cahier: Vitraux de Bourges pl. I.

sic manus commutando casu cruce[m] figuravit? Numquid non poterat, eadem ratione data. Manassem ad dexteram, Effraim vero ad sinistram suam possuisse? Poterat plane, sed profeta erat, et profetico spiritu aciebat, quod per cruce[m] componenda esset benedictio, quam venturus legislator daret, vel qui in illo semine Abrahæ benediceretur omnes gentes . . . Igitur tamquam profeta simul et patriarcha, quo modo verbis verum profetare potuit, dicendo: Et iste quidem erit in populo et multiplicabitur, sed frater ejus junior major erit illo: sic et manus positione cruce[m] Christi praefigurare scieit, per quam priori junior, id est judaico praefertendus erat populus gentilis¹⁾.

Diese letzteren Worte leiten uns auf die zweite Bedeutung dieser Darstellung hinüber. In ihr ist nämlich durch den Vorzug, weleher dem jüngeren Bruder vor dem älteren zu Theil wurde, auch der Vorzug vorbedeutend ausgesprochen, weleher im neuen Bunde dem heidnischen Volke vor den Juden gegeben wurde.

Diese Auffassung entnehmen wir nicht blos aus der vorangeführten Stelle des Abtes von Deutz, alle Kirchenschriftsteller von den frühesten Zeiten an bis in das späte Mittelalter herauf und zwar sowohl der abendländischen, als der morgenländischen Kirche stimmen in derselben zusammen, und sie geben zugleich den Nachweis, dass dieser dem Volke der Heiden vor dem Judenthume verheissene Vorzug in einer Reihe von Begebenheiten des alten Testaments verschleiert zum Ausdruck gelangte. Es sei uns gegönnt, einige der bezeichneten Stellen dem Leser vorzuführen²⁾.

„So heisst es bei Remigius Autissiodorensis³⁾: Mystice per hos duos filios Joseph, duo populi signantur. Per Manassem, qui oblivio interpretatur, accipitur judaicus populus, qui oblitus est Dei creatoris sui. Per Ephraim, qui frugifer vel foecunditas interpretatur, gentilis populus figuratur; qui erodendo in Christum, fides et honorum operum fructum Domino obtulit et spirituali foecunditate multiplicatus est.“

An einer anderen Stelle⁴⁾ desselben Autors heisst es: Sic Abel junior fratri suo praelatus est, Isaac Ismaeli, Jacob Esau, David majoribus fratribus cunctus praelatus est. In quibus omnibus significatur, quia judaico populo praefertendus erat christianus.

St. Isidor, indem er die betreffende Stelle der Genesis erläutert, spricht sich in folgender Weise aus⁵⁾:

„At ille, cancellatis manibus cruce[m] mysterium praefigurans, translata in minore[m] dextera, majoris sinistram

figuraliter superposuit. Sicque cruce[m] similitudo super capita eorum denotata. Judaicis scandalum, christianis futuram gloriam praesignavit.“

Indem wir Paulinus von Nola⁶⁾ Hironymus⁷⁾ und Tertullian⁸⁾ übergehen, welche der Sache nach mit dem bereits angeführten Zeugnissen vollkommen übereinstimmen, führen wir schliesslich nur noch die Worte des h. Augustinus, eines Kirchenschriftstellers an, dessen Werke vorzugsweise von glänzenden Fragen einer tiefgehenden Symbolik und Allegorie durchwoben sind und dem Forscher auf dem Gebiete der christlichen Archäologie über die schwierigsten Fragen hinüberleiten. Es heisst bei ihm: Sicut . . . duo Isaac filii, Esau et Jacob figuram praebuerunt duorum populorum in Judaicis et Christianis: ita factum est etiam in duobus filiis Joseph. Nam major genuit typonum Judaeorum, Christianorum autem minor⁹⁾.

Dieser Auffassung entspricht daher vollkommen die Einreihung unserer Darstellung in die alttestamentarischen Typen der Kreuzigung Christi und sie stimmt in dieser Beziehung vollkommen mit der früher geschilderten Darstellung der die Weintraube aus dem Lande der Verheissung zurücktragenden Juden zusammen. Wie nämlich bei dieser durch die auf der Stange hängende Traube der am Kreuze hängende Gottessohn, und durch die beiden Träger derselben das Judenthum und Christenthum vorgebildet erscheint, so sehen wir auch in der Darstellung des segnenden Jakob durch die gekreuzten Arme das Kreuz Christi, und durch die beiden Söhne Josephs die beiden Völker der Juden und Christen — die Synagoge und die Kirche vorgeedeutet.

Auf diese Deutung nimmt auch die Miniatur-Handschrift der Wiener Hofbibliothek (Nr. 2554, Fol. 14) Rücksicht, indem sie als neutestamentliche Parallele der Segnung Jakobs den am Kreuze hängenden Christus (noch ohne Seitenwunde) vorführt (Fig. 5). Zur linken Seite des Kreuzes ist eine weibliche zusammensinkende Gestalt (die Synagoge) und eine Gruppe von Juden angebracht, welche sich vom Kreuze abwenden, rechts erscheinen drei Gestalten, welche das Volk der Christen darstellen und sämtlich zum Kreuze hingewendet sind. Die im Vordergrund stehende weibliche Gestalt, deren Haupt nimbirt und mit einer Krone geziert ist (die Kirche), hebt die Hände betend zum Kreuze empor.

Nicht unerwähnt dürfen wir einen Umstand lassen, welcher die typologische Bedeutung der Darstellung des segnenden Jakob in das rechte Licht stellt. Während dieselbe nämlich auf dem Kreuzesfusse von St. Bertin und auf der Emailtafel von Labarte unmittelbar mit der Kreuzigung

¹⁾ Report. Opp. Coloniae 1577. Tom 1, p. 186, in Genesis lib. IX, cap. 24.

²⁾ Wir entnehmen dieselben der gelehrten Durchforschung divers Grigianus in den Vitruv de Bourges, p. 19—25.

³⁾ In Genesis bei Pez, Thesaurus anecdolorum Tom. IV. Pars 1, p. III.

⁴⁾ In Psalmos. Ct. Maxima Bibl. vet. P. P. XVI. 1192.

⁵⁾ In Genesis XXXI.

⁶⁾ Ed. Paris. 1685, p. 148. Epist. 23 ad Severum.

⁷⁾ In Jerem. XXXI. 9.

⁸⁾ De Baptismo VIII.

⁹⁾ De Civitate Dei lib. XVI, c. 42.

Christi zusammengestellt erscheint, erblicken wir dieselbe auf dem Glasfenster zu Bourges zu oberst und vereinzelt über einer Reihe typologischer Darstellungen, in welchen die Kreuztragung, der Kreuzestod und die Graberstebung



(Fig. 5.)

Christi mit den ihnen entsprechenden alttestamentarischen Vorbildern zur Darstellung kommen. Hier ist daher der segnende Jakob nicht zum speciellen Typus einer der angeführten neutestamentlichen Szenen genommen, sondern es soll damit der allgemeine Gedanke ausgedrückt werden, wie durch das Kreuz das heidnische Volk an die Stelle des jüdischen gesetzt wurde, und wie durch das Leiden Christi der neue Bund besiegelt wurde, welcher dem Volke der Heiden die Segnungen des Kreuzestodes für immerwährende Zeiten zuführte.

D.

Die vierte Darstellung (Tafel XII, D) zeigt uns eine nimbirte männliche Gestalt mit langem Unterleide und einem vom Kopfe herabwallenden Mantel, welche mit einer Feder an dem obersten Giebel eines Hauses den Buchstaben T schreibt und in der linken Hand als Schreibgefäß ein Horn hält. Aus der geöffneten Thüre des Hauses ragt zur Hälfte eine zweite Gestalt, welche das Blut des geschlachteten Lammes in ein bereit stehendes Gefäß abfließen lässt. Im Hintergrunde sieht man eine dritte Gestalt, mit erhobenen Händen, gleichsam in Fortleiden begriffen.

Unterhalb dieser Darstellung erscheint eine nimbirte weibliche Gestalt in reich geschmücktem Gewande, welche mit der rechten Hand ein Buch hält. Die Inschrift bezeichnet sie als: PIETAS.

Die Legende der ganzen Darstellung lautet:

SCRIBERE. QUL CYRAT. TAV. VIR SACRA FIGVRAT †.

Sie bezieht sich in ihrer vollen Entfaltung auf die Worte des Herrn, welche er an Mosea und Aaron richtete (Exod. XII,

v. 1—14, womit er sie beauftragte, dem Volke in Ägypten zu verkünden, dass es am zehnten Tage des Monats in jedem Hause ein Lamm bereit halten, es bis zum vierzehnten Tage aufbewahren, und sodann schlachten solle. Mit dem Blute desselben sollen die beiden Thürpfosten und der oberste Giebel jener Häuser bestrichen werden, in welchen das Lamm verzehrt wird, wobei jeder um seine Lenden gegürtet, beschuht und mit dem Stabe in der Hand zum Fortzihen bereit sein soll. Den in derselben Nacht wird der Herr durch das Ägypterland geben und jede Erstgeburt schlagen und nur an jenen Häusern wird er vorüber wandeln, welche das Zeichen des Blutes tragen¹⁾.

Der typologische Inhalt dieser alttestamentarischen Begebenheit hat auf die Kunstdarstellungen des Mittelalters einen weitverbreiteten Einfluss gewonnen, und es wäre ein vergebliches Bemühen, die Reihe der hierauf bezüglichen Darstellungen in annähernder Vollständigkeit aufzählen zu wollen. Wir wollen daher nur einige in Betracht ziehen, aus welchen wir für die Auffassungsweise geeignete Anhaltspunkte gewinnen.

Ohne Zweifel zunächst dem Inhalte der Bibelstelle und dieselbe in ihrer ganzen Wesenheit dem Auge des Beschauers enthüllend, steht die Darstellung auf dem schon oft erwähnten Kreuzesfuss aus dem Kloster St. Bertin, welche wir dem Leser mit Fig. 6 vorführen.



(Fig. 6.)

Wir sehen hier drei durch besondere Aufschriften hervorgehobene Situationen dieser Begebenheit und zwar

¹⁾ Dixitque Dominus ad Moysen et Aaron in terra Aegypti. . . . Loquimini ad universoni coelam filiorum israel, et dicite eis: Decima die mensis hujus tollit unaqueque agrum per familias et domos suas. . . Et servabitur cum aequo ad quartam decimam diem mensis hujus; immolabitque cum universoni multitudine filiorum israel ad vespere. Et sumet de sanguine ejus, et ponet super utrumque postem et in superliminaribus domorum. . . . lo quibus comedat illum. Et edent carnes, nocte illa. . . . Sic autem comeditis illum: renes vestros accingetis et comestis festinanter, est enim Phase (id est transitus) Domini. Et transiit per terram Aegypti nocte illa, percutiens omnes primogenitos in terra Aegypti ab homine aequo ad pecus et in cunctis diebus Aegypti faciamus judicium, ego Dominus. Eril autem sanguis vobis in signum in oedibus lo quibus eritis. Et videbo sanguinem et transibo vobis; nec erit in vobis plaga disperdens, quando percussero terram Aegypti. . .

eben jene, welche den vorbedeutenden Inhalt derselben enthalten, nämlich links einen Mann, welcher das blutige Zeichen an den Hausgiebel setzt, mit der Aufschrift: *Signum Tau*, unterhalb das Osterlamm, aus dessen Halswunde das Blut bogenförmig in ein kelchartig gebildetes Gefäß überfließt, mit der Aufschrift: *Mactatio agni*; den rechten Raum nehmen mehrere Gestalten ein, welche, den Worten der Schrift genau entsprechend, geschürzt, beschuht und mit den Stäben in der Hand sich zur Abreise rüsten. Zur Seite lesen wir: *Hoc est Pascha* (transitus domini).

Ähnlich ist unsere Darstellung; auch sie enthält den das T schreibenden Mann, dessen Haupt jedoch mit dem Nimbus umgeben ist, daher wir auch annehmen müssen, dass damit entweder Moses oder Aaron dargestellt sei, ferner das geschlachtete Lamm, und im Hintergrunde einen fortziehenden Israeliten.

Blos das Schreiben des Tau und das Schlachten des Lammes enthalten die beiden Darstellungen auf den Glasgemälden zu Bourges und Chartres. Beide diese Momente jedoch in Verbindung mit einer weiteren Situation, welcher wir in keiner der früher angeführten Darstellungen begegnen, erblicken wir auf dem Email-Antependium zu Klosterneuburg (Tafel XIII, 2), nämlich zur rechten Seite des die Mitte der Tafel einnehmenden Hauses den Engel der Baehe, im Begriffe, dem erstgeborenen Königssohne mit dem Schwerte das Haupt von dem Rumpfe zu trennen, während er mit der linken Hand eine Säule umstürzt.

Geben wir nunmehr näher auf den typologischen Inhalt dieser Darstellungsreihe ein, so müssen wir vorerst bemerken, dass in den Worten der heil. Schrift, welche ihr zu Grunde liegen, zwar von dem Bestreichen der Thürpfosten und des Hausgiebels mit dem Blute des Lammes, nicht aber von dem Ansehreiben des Buchstaben T die Rede ist; wohl aber wird bei Ezechiel (IX, v. 3—4)¹⁾ des Zeichens T erwähnt, welches auf die Stirne jener gesetzt werden soll, die da seuffen und jammern über die Gräuol der Stadt Jerusalem. Die so Bezeichneten sollen nicht angegrüht werden, während alle anderen, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder und Weiber erwürgt werden sollen.

Auch diese Begebenheit ist in vereinzelten Fällen in die typologischen Kunstdarstellungen aufgenommen worden, so sehen wir dieselbe auf dem Kreuzeszusse zu Bertin (Fig. 7) wie auch auf der Emailtafel von Labarte, und zwar in nächster Verbindung mit der Opferung



(Fig. 7.)

des Osterlammes. Erstere Darstellung bringt als Aufschriften über dem Haupte des Schreibenden die Worte: *Signati Aron*, über den Köpfen der Gezeichneten das Wort: *Signati*; — letztere wird durch den leoninischen Vers erklärt:

Mors derivatur per T dum fronte notatur.

Vergleichen wir nun, welche Beziehung die ganze Reihenfolge der bisher angeführten Darstellungen erfahren hat, so treffen wir für alle, mit einer einzigen Ausnahme, welche wir später berühren werden, Einen Mittelpunkt — die Kreuztragung und Kreuzigung Christi. Und zwar ist es nach dem Zeugnisse der Kirchenlehrer die Tödtung des Osterlammes, welches als das Vorbild des Kreuztodes aufzufassen ist, während die davon ausfließenden Segnungen typisch vorgebildet sind in dem Schotze, welcher dem auserwählten Volke durch das blutige Zeichnen an den Thürpfosten zu Theil wurde²⁾. Überhaupt ist das Osterlamm der Juden nach dem Zeugnisse aller Kirchenschriftsteller ein specieller Typus des neuen Gesetzes³⁾ und nach dieser Auffassung lag es nahe genug, jenem Zeichen, unter welchem den Israeliten die verheissene Rettung vor dem Zorne des Herrn zugesichert wurde, die Gestalt des T, des Kreuzes Christi zu geben⁴⁾, wie dem entsprechend auch das auf die Stirne der Auserwählten zum Behufe ihrer Rettung gesetzte Tau ein alttestamentarisches Vorbild des Kreuzes Christi ist, durch welches dem Menschengeheilte Erlösung von dem geistigen Tode zu Theil wurde.

Daher sehen wir auch auf der Darstellung dieses Gegenstandes in der Bilderhandschrift der k. k. Hofbibliothek

¹⁾ Wir verweisen zur näheren Begründung dessen auf die zahlreichen Bauschildern in Martin und Cahiers Vitruve de Bourges, p. 22 u. f.

²⁾ Wir verweisen anr Begründung dessen nur auf die nachfolgende, dem hl. Isidor entnommene Stelle des Pascha (in Esod. c. ap. XV). Interes sit Pascha, in occasione agni occidit Christa de quo in evangelio dicitur. Erca agnus Dei . . . Vespere immolatur agnus, in vespere mundi passus est Dominus . . . Sanguine agni illianitarum Israelitarum postea ne vastator angelus audeat inferre pernicie; signatur signo dominicae passionis in frontibus fideles populi ad tutelam salutis.

³⁾ De ranta de ritibus ecclesiae catholicae. Lugdun. 1675. S. 32, col. 6. Non desunt, qui crucis figuram eandem fuisse dicunt que et Graeco littera T. Nam littera T typum crucis significat. Clemens Alex. libr. 7. Stromat. St. Ambrosius lib. 1 de Abraham, cap. 3. St. Paulinus epist. 2 ad Severum St. Augustinus libr. 7. quest. super Iudae. cap. 37 ad Psalm. 67. Origines hom. de Epiphania (ide et Hebraeorum ultima littera T crucis et salutis signum describitur. Sehr beachtend heisst es hierüber bei Isidor: Contra Iudaeos (lib. II, c. 26): Crucis animae figura, quae fidelium frontes ad tutelam salutis praesignat, per Ezechielum prophetam legitur annostrata . . . Intelligere ergo nos oportet hanc sententiam. Tam quippe littera speciem crucis demonstrat, ejus signaculo praenotati sunt quicunque ab exitu hujus saeculi liberantur. Quodem typum praefigurabat in Aegyptio sanguis ille agni candidi et immaculati quae imaginarie signantur postea corpora nostra: ut merito loquamur dicentes: (Psalm IV, 7) „Signatum est super nos Isaac ultus tui Domine“ und bei Augustinus de Catechizandis Christianis (cap. 20): Apertus autem Christi passio in illo populo figurata est quoniam juxta sua vitam occidere et manducare et de sanguine ejus postea nos signare . . . ejus passionis et crucis agnus in fronte hodie tanquam in poste signatus est omnesque Christiani signatur.

⁴⁾ „Et vocati (Dominus) virum, qui indutus erat lineis et armamentum scriptoris habebat in laebris suis Et dixit dominus ad eum: Transi per medium civitatem in medio Jerusalem: et signa tuum super frontem virorum gentium et dolentium super cunctis abominacionibus, quae sunt in medio ejus.“

zu Wien (Nr. 1179, Fol. 29) nicht nur die Giebel der Häuser mit dem blutigen T bezeichnet, sondern auch alle bei diesem Acte Betheiligten haben dieses Zeichen an die Stirne geschrieben, und die linke Gruppe zeigt uns einen Mann, welcher den ihm gegenüberstehenden Jüngling eben auf diese Weise bezeichet (Fig. 8). Als neutestamentliche



(Fig. 8.)

Parallele erscheint sodann eine Gruppe Christen, welche, um gegen die Gewalt des Teufels sich zu schützen, sich bekreuzen. Die zur Seite gesetzte Erklärung lautet: *Filii Israel facientes Thau in luminariis domorum, significantes christianos, qui faciunt signum crucis in frontibus, ut per crucem ab eis procul diabolum expellatur.*

Abweichend von der bisher entwickelten Deutung sehen wir auf dem Verduner Altar in Klosterneuburg das Schreiben des T auf dem Giebel des Hauses in einer Reihe mit Samson, welcher den Löwenrachen aufreißt, zusammengestellt mit dem Erbreechen der Pforten der Unterwelt durch Christus. Die Aufschrift lautet:

Sanguine plebs postes munit, necat angelus hostes.

Jedoch scheint dieser abweichenden Deutung nicht sowohl der Bezug auf das Schreiben des T, sondern auf den in dieser Darstellung vorzugsweise hervorgehobenen Kampf des Racheengels mit dem Königssohne zu Grunde zu liegen. Diese Veranuthung wird durch den Umstand begründet, dass keine der übrigen Darstellungen mit dieser Kampfszene in unmittelbare Verbindung gesetzt erscheint und erhält ihre weitere Bestätigung dadurch, dass auch auf der gemeinsamen Gruppe der handschriftlichen Typologien zu Wien, Salzburg, Seitenstetten und Gratz mit der Sprengung der Pforten der Unterwelt eine Kampfszene, nämlich der Kampf David's mit Goliath zusammengestellt erscheint.

Letztere Kampfszene erhält ihre Deutung auf die Mitteldarstellung in nachfolgenden Worten:

In primo legum legitur, quod, cum david goliath deiecit, eum suo proprio gladio occidit et espud ejus amputavit. David Christum figurabat, qui gigantem seu dyabolum interfecit et capud ejus amputavit, quoniam a mortuis

resurrexit et hominem de inferno liberavit et diabolum in sua potestate debilitavit.

Auch die Concordanzhandschrift der Wiener Hofbibliothek (Nr. 1179), welche der Darlegung der Schriftworte aus Exod. XII fünf abgesonderte Bilder mit den ihnen entsprechenden Umdeutungen auf das neue Testament widmet, führt den Engel der Raube, welcher die Erstgeborenen erschlägt, abgesondert von den übrigen Momenten vor und stellt ihn mit den Ungläubigen zusammen, welche zur Hölle geschleppt werden. Die heigesetzte Erklärung lautet: *Ille, qui non fuerunt signati et interfecti sunt, significant infideles qui dampnati sunt, quos diaboli deferunt in infernum.*

In ähnlicher Weise wie in der vorerwähnten handschriftlichen Gruppe dürfte auch in der Darstellung des Verduner Altars der Sieg des Engels über den heidnischen Königssohn den Sieg Christi über die Gewalt des Teufels Vorbildern und die Anknüpfung dieser Kampfszene an das Schreiben des T leitet auf die Segnungen zurück, welche durch den Kreuzestod Christi für die gesammte Menschheit erflossen sind.

Wenden wir unsern Blick nochmals auf die Darstellungen unserer Emails zurück, welche wir dem Leser vorgeführt und deren Deutung wir versucht haben, so müssen wir vor Allem daran festhalten, dass jede derselben unläugbar als ein alttestamentarisches Vorbild der Kreuzigung Christi sich auswies. Dies wird uns auch auf die einstige Bestimmung derselben hinüberleiten. Entweder dienten sie, diesem ihrem typologischen Inhalte entsprechend, zum Schmucke einer Reliquientafel, in deren Mitte zur Erinnerung der frommen Christen an den Kreuzestod Christi eine Partikel des heil. Kreuzes angebracht war, oder sie umgaben unmittelbar eine Emaildarstellung des gekreuzigten Gottessohnes, oder endlich bildeten sie den äußeren Schmuck eines Missale, in welchem die tägliche Feier des Opfertodes Christi und der tiefsten Geheimnisse der Transsubstantiation ihren Ausdruck finden. Möglicher Weise haben wir auch in den vier Emailtafeln nur mehr den Rest einer einst reicheren Ausstattung, denn der Kreuzestod Christi hat eine Fülle alttestamentarischer Vorbilder, welche dem künstlerischen Schmucke die reichste Auswahl darbot. Wir erinnern beispielsweise nur an die Emailtafel aus der Sammlung der Herren Debruge und Labarte, auf welcher die Mitteldarstellung des Kreuzestodes von zwölf alttestamentlichen Vorbildern umgeben ist, welche sich theils unmittelbar auf das Leiden Christi, theils auf die Segnungen beziehen, die dadurch über die Menschheit sich ergossen haben.

Einen sichern Anhaltspunkt für die Zeitbestimmung unserer Emails gewährt der Vergleich derselben mit dem praechtvollen Emailwerke in Klosterneuburg; da sie dem Charakter der Technik nach mit diesem vollkommen zusam-

mentstimmen und dem Style nach, wie ein Überblick der beiden Tafeln XII und XIII ausweist, keinesfalls in eine der Anfertigung der letzteren nachfolgende Zeit gesetzt werden können, vielmehr noch jenes frischen jugendlich aufstrebenden Zuges entbehren, welcher uns aus den Darstellungen des Verluner Altars allenthalben entgegenweht, so unterliegt es keinem Zweifel, dass wir in ihnen einen sehr beachtenswerthen und seltenen Rest der Kunstfertigkeit deutscher Emailleure wahrscheinlich aus der zweiten Hälfte des XII. Jahrhundert besitzen, deren Heimath, wie dies aus der vorausgeschickten historischen Darstellung der Entwicklung des Emails ersichtlich sein dürfte, wir am Rhein oder im Vaterlande des Verfertigers des nach ihm sogenannten Verluner Altars, nämlich in Lothringen zu suchen haben.

E.

Mit den eben geschilderten Emailtafeln sind in ihrer gegenwärtigen Anordnung noch zwei weitere in Verbindung gebracht, welche in den Raum eingefügt erscheinen, der durch die Ausschnitte je zweier gegenübergestellter Tafeln von Vorschein kommt. Sie stellen (Fig. 9 und 10) die Gestalten zweier Winde, nach den beigesetzten Inschriften des Aquilo und Auster, und zwar in einer Weise dar, welche von der bisher bekannt gewordenen Kunstvorstellungen wesentlich abweicht. Während nämlich auf diesen die Winde nur sehr selten, entweder als ganze oder halbe Figuren auf einem Horne blasend, grösstentheils aber durch Menschen-, bisweilen auch Thierköpfe, von deren Munde ein Hauch ausgeht, dargestellt erscheinen, erblicken wir auf unseren Emails durch die nimbirten Gestalten, welche die blasenden, geflügelten Köpfe halten, gleichsam den Genius des Windes, den Herrn desselben vorgeführt. Diese Anordnung und insbesondere die Nimbirung des Kopfes ist eine völlige Ausnahme in diesen Darstellungskreisen; sehen wir doch in den viel häufigeren Darstellungen der Sonne und des Mondes bei der Kreuzigung Christi nur in drei Fällen die Köpfe der sie personificirenden Gestalten mit dem Nimbus umgeben; nämlich auf einem Glasgemälde aus dem XII. Jahrhundert in der Kathedrale zu Châlons-sur-Marne¹⁾ auf einem Elfenbeinschnittwerke aus dem XI. Jahrhundert, in der königlichen Kunstkammer zu Berlin²⁾, endlich auf emailirten Medaillons aus dem Ende des XII. Jahrhunderts aus der Sammlung der Herren Debruge und Labarte zu Paris³⁾.

Nicht minder interessant sind diese Darstellungen der Winde durch ihre technische Ausführung in Email, welche jener der früher angeführten vier Tafeln geradezu entgegen gesetzt ist. Während nämlich bei diesen, wie wir gesehen haben, ein farbiger Grund die aus dem Metallgrunde stehenden

gelassenen Figuren-Umrisse umschliesst und in letztere nur die Zeichnung in Emaillinien eingelassen erscheint, ist bei der Darstellung der Winde der eigentliche Grund Metall geblieben, die von ihm umschlossenen Gestalten hingegen sind mit Ausnahme der eigentlichen Zeichnung, zu deren Charakterisirung Metallstreifen aus dem Grunde stehen gelassen wurden, durchaus mit Email eingeschmolzen; nur bei den Köpfen wiederholt sich das Verfahren der ersteren Emails.

Schon dies deutet darauf hin, dass diese Gestalten der Winde ursprünglich mit den geschilderten vier Emailtafeln in keinem Zusammenhange standen. Zu diesen äusseren Gründen treten aber noch viel gewichtigere innere Gründe. Es ist uns nämlich bis jetzt aus dem reichen Schatze von Kunstdarstellungen des Kreuzestodes Christi, auf welchen, wie wir nachgewiesen haben, die früher geschilderten vier Emailtafeln den nächsten Bezug haben, keine bekannt, auf welcher die Gestalten der Winde oder auch nur ihre Symbolisirungen vorgeführt wären. Ueberhaupt sind von leblosen Dingen ausser der Sol und Luna, welche auf älteren Darstellungen fast ausnahmslos erscheinen, bei der Kreuzigung Christi nur in einigen Fällen noch die Personificationen von Himmel, Erde und Meer gleichsam als des Schauplatzes und der Zeugen der grossen Thaten Gottes dargestellt⁴⁾. Ein ähnlicher Bezug aber lässt sich den Gestalten der Winde nicht zu Grunde legen.

In ihnen ruht weder ein typologischer Gedanke, noch auch lassen sie eine symbolische Ausdeutung erkennen. Die mittelalterliche Kunst hat sie zwar in mannigfacher Weise zur Darstellung gebracht, aus allen diesen Darstellungen aber spricht ein blos historischer Bezug auf die Begebenheit, welche sie begleiten, oder sie dienen auf kosmographischen Darstellungen überhaupt nur zur Bezeichnung der Weltgegenden. Ein Umblick auf die bezüglichen Vorstellungskreise, welche Piper in gründlicher und erschöpfender Weise behandelt hat, wird dies vor Augen führen⁵⁾.

So hat unter den biblischen Scenen die Geschichte des Jonas und seiner stürmischen Meerfahrt zur persönlichen Darstellung des Windes auf altchristlichen Sarkophagen Veranlassung gegeben, doch kommt unter so vielen Abbildungen dieser Scene die Personification des Windes nur dreimal vor; ferner ist es die Geschichte Hiobs (IV, 8, 9; XXI, 17, 18; und XXVII, 20, 21), die zur Darstellung der Winde (in Gestalt von Köpfen) Gelegenheit bot; noch sind hieher die beiden Scenen aus dem neuen Testamente zu setzen, einmal wie Christus im Beisein seiner Jünger auf einem Schiffe von Wind und Wellen getrieben wird und Wind und Meer bedroht, dann wie er auf dem Wasser wandeln den sinkenden Petrus emporhebt, — beide Scenen sind von Darstellungen der Winde begleitet. Endlich sind die vier Winde dargestellt in zwei Epochen, die der Zukunft des Reiches

¹⁾ Didron: *Annales archéol.* II, IX, p. 181.

²⁾ Ledebur: *Leifäden für die K. Kunstkammer*, S. 2.

³⁾ Didron: *Annal. archéol.* III, p. 327.

⁴⁾ Piper: *Mythologie und Symbolik der christl. Kunst* I, 2, S. 72.

⁵⁾ Piper: *a. a. O.* S. 433–474.

Gottes und den letzten Dingen angehören. Beides gründet sich auf eine Stelle des neuen Testaments (Offenbarung Johannes), wo von den Winden die Rede ist, wie sie in der Gewalt von Engeln sind, die auf den vier Ecken der Erde stehen und denen geheißen ist, zu beschädigen die Erde und das Meer (VII, 1—3), und auf eine Stelle des alten Testaments (Ezechiel XXXVII, 1 bis 10), wo die Erneuerung des Hauses Israel unter dem Bilde eines Totengefildes, dessen Gebeine wieder lebendig werden, beschrieben und den vier Winden verkündet wird, die Erschlagenen anzuwehen, dass sie lebendig werden. In keinem der bisher angeführten Darstellungskreise der Winde können wir jedoch auch nur den entferntesten Zusammenhang derselben, weder dem Grundgedanken nach, noch auch in äusserlichen Beziehungen, mit dem Kreuzestode Christi, daher auch nicht mit jenen Vorbildern dieser neuteamentlichen Begebenheit erkennen, welche wir mit den vier Emailtafeln (Tafel XII) vorgeführt haben.

Ganz ausser dem Kreise biblischer Darstellungen, oder dieselben in nur ganz entfernter Weise berührend, steht endlich der Gebrauch der Winde zur unmittelbaren Bezeichnung der Weltgegenden, welche auf Kunstvorstellungen in häufiger Anwendung war und wofür bei den Propheten des alten Bundes (Jeremias XLIX, 36, Zacharias II, 6, Eze-

chiel XXXVII, 9), wie auch in dem neuen Testamente (Marcus XIII, 27) sich die geeigneten Anknüpfungspunkte ergeben.

Allerdings haben mit Bezug auf die Stellung, welche der Priester und Levite in der Feier des Messopfers bei Ablebung der Evangelien nach alter kirchlicher Vorschrift einzunehmen hatten, auch die durch die Weltgegenden

mitbezeichneten zwei Winde, nämlich der Auster und Aquilo, von den Kirchen-Schriftstellern eine Ausdeutung auf den h. Geist und den Teufel erfahren, wie wir dies bei Aleuin¹⁾ lesen, wo es heisst: *Sicut enim per Austrum, qui ventus est calidus et leviter flat, Spiritus sanctus designatur, qui corda, quae tangit, ad amorem dilectionis inflamat; ita et per Aquilonem, qui durus et frigidus est, diabolus intelligitur, qui eos, quos possidet, ab amore charitatis atque dilectionis torpentes et frigidus reddet*²⁾.

Allein es ist uns nicht bekannt, dass dieser Bezug auf Kunstdarstellungen irgend einen

Einfluss gewonnen habe, eben so wenig als beispielsweise die Deutung der vier Paradiesesflüsse auf die vier Wundmale Christi, welche wir in einem Kirchenliede des Priors Cunrat von Garming ausgesprochen finden³⁾.

¹⁾ De divinis officis, cap. de celebratione Missae.

²⁾ Eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes bei Durandus: *Libri tres de ritibus Ecclesiae cath. Lugduni 1673, p. 256, n. 13 u. 14.*

³⁾ H. u. München Clm. 3912, fol. 4, bei Mone: *Latinsche Hymnen des Mittelalters. 1853. I. Band, S. 139 f.*



(Fig. 9.)



(Fig. 10.)

Wären wir aber auch geneigt, dies als eine seltene Ausnahme zuzugeben, so könnten die beiden Darstellungen der Winde doch wohl nur zum Schmucke eines Evangelariums, nicht aber einer Reliquienfabel, welche eine Partikeldes h. Kreuzes in sich schloß, oder eines Missale gedient haben.

Es dürfte daher keinem Zweifel unterliegen, dass die Zusammenstellung der Winde mit den typologischen Bildern der Kreuzigung, wie sie dormalen angeordnet erscheint, aus

einer Zeit stamme, in welcher der Einblick in den innern Zusammenhang und die geistige Bedeutung unserer Vorstellungen schon getrübt war. Immerhin aber bleiben diese beiden Emailtafeln, sowohl in Beziehung ihrer technischen Ausführung, wie auch durch den Umstand in hohem Grade beachtenswerth, dass wir auf ihnen die Winde in einer Weise personifizirt finden, welche uns auf den bisher bekannt gewordenen Vorstellungskreisen nicht entgegenragt.

Raphaels Urtheil über gotische Architectur.

Der eben erschienene dritte Band von Passavant's „Raphael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi“ (Leipzig, Broekhaus 1858, Band 1, 2 daselbst 1838) lenkt die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde wieder auf das Urtheil Raphaels über gotische Architectur. Dasselbe ist bekanntlich in einem Berichte Raphaels an Papst Leo X. vom J. 1519 enthalten, den Raphael, als *Magister operis* des Banus von St. Peter und Präfect aller Ausgrabungen und antiken Monumente Roms, über die Gebäude des alten Rom und die Art. Pläne von denselben aufzunehmen, an den Papst richtete. Dieser Brief, den Marchese Scipio Maffei besaß, wurde zuerst 1733 durch den Druck bekannt, und ist in ersten Bande der Passavant'schen Biographie (Anhang XII) abgedruckt. Ein anderer Text dieses Berichtes findet sich in der Übersetzung des Vitruv, die der gelehrte Havenudate Marco Fabio Calvo¹⁾ auf Raphaels Ansuchen und in Raphaels Hause gemacht hat. Dieser Vitruv, dessen Raphael sich bei seinen Studien über antike Architectur bediente, und den er mit einer Reihe eigenhändiger und werthvoller Zusätze und Noten begleitete, befindet sich in der Münchener Bibliothek. In dem dritten Bande der eben angeführten Biographie (S. 42—62) gibt nun Passavant eine vollständige Copie dieses Berichtes, welche er der Freundlichkeit des Herrn Böhmer in Frankfurt verdankt. Dieser Text weicht zwar nur in sehr wenigen Stellen von dem bisher bekannten ab, aber gerade in jenen, die sich auf die gotische Architectur beziehen. Wir theilen diese Stelle vollständig mit. Sie lautet:

„Cominciassi²⁾ di poi quasi per tutto a surgere la maniera dell' architectura Tedescha che come anchor si vede nelli ornamenti e fontanissima della bella maniera delli Romani et antichi, li quali oltre la machina di tutto lo edificio havevano bellissimo le cornice li fregi et gli architravi, le colonne et i capitelli e le base et in suma tutti gli altri ornamenti di perfetta et bellissima maniera. E li Tedeschi la maniera delli quali in molti luoghi anchor dura spesso per

ornamento pongono un qualche figurino ranchiato e mal fatto et peggio inteso per mensola a sostenere un travo et altri strani animali e figure et fogliami fuor d'ogni ragione. Pur questa architectura hebbe qualche ragione, pero che le nœque d'alti arbori non anchor tagliati alti³⁾ quali piegati li rami e rilegati insieme fanno li lor terzi acuti⁴⁾. E ben che questa origine non sia in tutto di sprezzare, pur e debile perche molto piu reggerebbono le capanne fatte di travi incatenati et posti a uso di colonne ne li colmi loro et coprimenti come diseriva Vitruvio della origine de l'opera Dorica che li terzi acuti li quali hanno dugli centri, et pero anchora molto piu sustiene secondo la ragione mathematica un mezzo tondo et quale ogni sua linea tira ad un solo centro et oltre la debolezza et terza acuto non ha quella gratia all' oecchio nostro il qual piace la perfectione del circolo et vedesi che la natura non cerca quasi altra forma. Ma non è necessario parlar dell' architectura Romana per farne paragone con la barbara per che la differentia è notissima ne anchor per discriver l'ordine suo essendone gia tanto eccellentemente scripto per Vitruvio. Basti adunque sapere che li edifici di Roma insino al tempo degl' ultimi imperatori furono sempre edificati con bona ragione di architectura e pero concordavano con li piu antichi, onde difficulta alcuna non è di discernergli da quelli che furono al tempo delli Gotti et anchora molti anni da poi, perche furono questi quasi dugli extremi direttamente appositi ne anchor dagli nostri moderni se non per altro al meno per la navita che li fa notissimi⁵⁾.

¹⁾ Pure ebbe la loro Architectura questa origine, che nacque dagli arbori non ancor tagliati, li quali, piegati li rami e rilegati insieme fanno li loro terzi acuti. In tutto dieser Passav in den folgenden Ausgäben.

²⁾ Dies Wort ist, wie Passavant angibt, durch Corredore unrichtig, der Sinn aber ist trotzdem ganz klar. Wahrscheinlich soll es auch der noch gegenwärtig angewendeten Bezeichnung „seiti acuti“ heißen.

³⁾ Darauf (auch der Völkerverwanderung) legte keine über alle die Maier der deutschen Architectur sich zu erheben, die, wie man noch heut zu Tage sieht, in den ornamenten sehr wohl evident ist, von der schönen Maier der Römer und der Alten, welche selbst der Anlage der ganzen Gebäuden sehr schöne Beispiele, Fries, Architrave und Säulen mit zierlichen Capitulen und Basen haben, kurz alle Ornamente von vollendet, sehr schöner Maier. Aber die Deutschen, deren Maier noch heute an vielen Orten dauert, machte als als Zierath eine kleine zusammengehörte und schlecht verstandene Figur zum Tragelein eines Erwilbers, und andere kleine Figuren und Thiere, und geschmackloses Luthwerk wider alle Ordnung der Natur. Doch hat ihre architectur irgend einen Grund, da sie wohl von den antichristlichen Bäumen entlehrt war, welche, wenn die Äste gebogen und zusammengehoben werden, Spitzbögen bilden.

¹⁾ M. Fabio Calvo starb 1577 in Rom. Am Ende des X. Buches steht folgende Stelle von demselben Band, die den Text geschrieben: „In del libro di Vitruvio Architetto tractato di Latino in lingua e seratione propria et vulgar de Marco Fabio Calvo rasuente in Roma in casa di Raphaello de Giovanni di Naxos de Urbino et suo fratello.“

²⁾ In der ersten Fassung steht, wie Passavant hervorhebt: Pure dappoi che li Tedeschi cominciassero a rivestire un poco (1) questa arte.

Die Begeisterung Italiens, insbesondere Roms, für die römische Architectur das ganze Mittelalter hindurch ist eine ebenso bekannte als eine leicht erklärliche Sache. Sie war schon zu den Zeiten Giolto's Gemeingut der gesammten gebildeten Welt, die ersten Schriftsteller Italiens gaben ihr einen lebhaften Ausdruck.

In den bildenden Künsten trat der Einfluss der Antike etwas später bestimmt hervor, aber auch das ganze frühere Mittelalter war er vorhanden, und selbst, wenn solche Thatsachen wie die, welche uns Vasori über Nicolo Pisano berichtet, nicht vorhanden wären, würde die Entwicklung der italienischen Kunst deutlich genug für den Einfluss derselben Zeugniß ablegen. Es nimt daher Niemand Wunder, dass Raphael mit Begeisterung von der antiken Architectur spricht, und Niemand wird Raphael tadeln, dass er über gothische Architectur so sprach, wie wir es in dem Bericht an den Papst Leo X. sehen. Auf seine architektonischen Ansichten scheint auch der Umgang mit den Architekten San Gallo und Fra Giocondo da Verona¹⁾ und mit dem hochgebildeten Kunstfreund Conte Castiglione, den Antiquar Fulvius Ursinus und dem gelehrten Übersetzer M. Fabio Calvo aus Ravenna²⁾ bestimmenden Einfluss genommen zu haben. Mehr noch als Alles wirkte die Lectüre Vitruv's. Die kahle und nüchterne Weise mit der Raphael die Entstehung der römischen wie gothischen Architectur erklärt, — eine Erklärungsweise, die selbst in dem hypergermanischen Schriftstellers Goethe's „zur deutschen Baukunst“, entstanden zwischen 1773 und 1779, nachklingt — die ganze Formensprache, deren sich Raphael bedient, vorrath Vitruv

als seine Hauptquelle, aus der er, wie alle seine Zeit- und Fachgenossen, Architekten wie Archäologen, geschöpft haben.

Zur Erläuterung des raphaelischen Textes dürfen nur wenige Bemerkungen nöthig sein:

1. Raphael versteht unter *Architettura Tedesca* die ganze mittelalterliche Baukunst romanischen Styles sowohl als gothischen.

2. Der Ausdruck „*Architettura Tedesca*“ ist der gesammten italienischen Kunstdliteratur des XV. und XVI. Jahrhunderts gemeinsam, und hat sich in Italien wohl deswegen eingebürgert, weil die gothische Architectur den Italienern durch Deutsche bekannt geworden und von Deutschen in Italien geübt wurde, und auch deswegen, weil sie die Gothen im engeren Sinne, wie die Tedeschi im weiteren der barbarische Nationen, die Architectur für eine barbarische, aus dem deutschen Norden herstantem gehalten. — Dass dieser Ausdruck „*Architettura Tedesca*“ nicht als Argument gebraucht werden dürfe, um den Ursprung der Gothik nach Deutschland zu verlegen, ist wohl nach den trefflichen Untersuchungen Schnaase's nicht mehr nöthig besonders zu bemerken.

3. Raphael macht sein Urtheil über gothische Architectur mehr von dem Eindrücke, den die Ornamente auf ihn machen, abhängig, als von der Einsicht in die constructive Grundlage der Gotik, und bei der Beurtheilung des constructiven Elementes nimmt er bios auf den Bogen Rücksicht und schreibt dem vollen Rundbogen eine grössere Stabilität zu als dem Spitzbogen, — Anschauungen und Vorurtheile, die Raphael mit allen seinen Zeitgenossen, Architekten wie Mathematikern theilt.

4. Aus der Aenderung des Textes, wie dieser sich aus Vergleich der Münchener Handschrift mit der früher bekannten ergibt, geht, wie Passavant bemerkt, hervor „dass Raphael sich nicht nur etwas anerkennend über die deutsche Architectur ausspricht, sondern dass er auch einige Ibedenken getragen hat, das System einer so consequent durchgeführten Haikunst aus einer zufälligen Wirkung in der Natur herzuleiten, wie dies von phantasiereichen Schriftstellern vor ihm und auch ihm bis auf unsere Zeiten sonderbarer Weise ist behauptet worden“.

5. Raphael hat sich vorgestellt, dass die gothische Architectur, die ihm gleichbedeutend war mit der Architectur der Gothen, unmittelbar nach der römischen Architectur der Imperatorenzeit folgte, und dass sie — und darin hat er sich nicht geirrt — ein vollständiges Extrem mit der römischen Architectur und der in seiner Zeit geübten bildet. „Die modernen und in unserer Zeit errichtete Gebäude sind sehr deutlich zu erkennen — so heisst es an einer anderen Stelle dieses interessanten Berichtes an Leo X. — sowohl ihrer Neuheit wegen, als dadurch, dass sie weder den schönen Styl aus der Zeit der Kaiser, noch den rohen und schlechten Geschmack der Zeit der Gothen

¹⁾ Obgleich von dieser Ursprung nicht ganz zweifelhaft sein dürfte, so ist er doch schwach; denn die Hüften mit eingeklemmten Balken und Fliesen trich den Säulen, mit Decken und Giebeln, wie sie Vitruv als Ursprung der dorischen Ordnung beschreibt, sind weit höher, als die Spitzbögen, welche zwei Mittelpunkte haben. Daher gewährt, nach den Grundrissen der Maltemola, ein Rundbogen, dessen ganze Linie aus einem Mittelpunkte gezogen wird, eine weit bessere Völute als ein Spitzbogen, der seiner seiner Schwärze nach unserem Auge, dem die Vollkommenheit der Zirkels getraut, milder ungenügend erscheint; so sieht man auch, dass die Natur fast keine andere Form als diese macht. Aber es ist nicht nöthig, von der römischen Architectur im Vergleich mit der barbarischen zu sprechen, da beide einen so auffallenden Unterschied zeigen, nach ihrer Regeln zu beschreiben, da Vitruv von demselben so trefflich geschwiegen hat. Es genügt zu wissen, dass die römischen Gebäude bis zur Zeit der letzten Kaiser stets nach guten Grundrissen der Architectur aufgeführt wurden und daher übereinstimmend mit den Hüften waren; sie lassen sich also ohne Schwierigkeit von denen aus der Zeit der Gothen und den noch viele Jahre später erhalten trich unterscheiden; denn beide bilden gleichsam zwei Extreme und einen stilligen Gegensatz. Auch hat es keine Schwierigkeit, sie an unseren modernen Gebäuden, die durch viele Eigenthümlichkeiten und durch ihre Neuheit insbesondere sehr kenntlich sind zu unterscheiden“. Passavant I. c. 1. 314.

²⁾ Giuliano San Gallo gab sich um 1513 vom Baus von St. Peter zurück, und starb 1517 in Florenz; Fra Giocondo scheint 1516 gestorben zu sein, so dass Raphael von diesem Jahre so allein besessen von St. Peter war.

³⁾ Bulle. Castiglione, geb. 1478, starb 1529 an Toledo; über sein Verhältniss zu Raphael siehe nächst Passavant, M. J. Damouville u. Histoire des plus célèbres maîtres, Paris 1823, p. 51—129; Andrea Ursino bestätigt in seinen Antiquités Urbis, dass Raphael bis in seine letzten Tage sich mit Architectur des alten Roms beschäftigt hat.

zeigen; dergestalt, dass sie dem Zeitraume nach weiter aus einander, sich doch ihrer Beschaffenheit nach sehr nahe stehen, daher gleichsam den Platz zwischen beiden einnehmen. Aber die aus den Zeiten der Gothen, obgleich der Zeit nach denen aus den Zeiten der Kaiser die nächsten, sind doch von ihnen in Hinsicht der Beschaffenheit gänzlich verschieden und bilden gleichsam zwei Extreme mit

denselben, zwischen denen die neuesten sich in der Mitte befinden."

6. Endlich geht aus den Raphael'schen Bemerkungen hervor, dass in seiner Zeit der Sieg der wiedererwachten römischen Bauweise noch kein vollendeter war, sondern dass noch hie und da in der „barbarischen“ Weise gebaut wurde.
R. v. Eitelberger.

Über einige Baudenkmale in Ober-Croatien und Dalmatien.

Von Ivan v. Kukuljeric, k. k. Conservator für Croatien.

Bei der Gelegenheit einer grösseren nach Dalmatien, Albanien und Oberitalien unternommenen Reise hatte ich eigens zur Erforschung einiger mir dem Namen nach bekannter Baudenkmale der oberen croatischen Militärgrenze und des croatischen Küstenlandes eine Abschweifung von der gewöhnlichen Fiumaner und Triester Strass von Karstadt aus nach links gemacht und nahm die Richtung längs dem türkischen Cordon nach Zeng und Novi.

Auf dieser Strecke von Agram bis Novi habe ich zweiundzwanzig alte Schlösser gesehen, von denen die meisten entweder ganz oder halb verfallen sind. Einige derselben, wie Okić, Blagaj, Skrad und Gušićagrad, stammen noch aus dem XI. und XII. Jahrhundert. Die übrigen sind aus dem XV. und XVI. Jahrhunderte. Ich werde die historisch-topographische Beschreibung derselben *) nebst den übrigen von ganz Croatien, Slavonien und Sirmien in einem grösseren Werke veröffentlichen, wesshalb ich wegen Mangel an Raum die nähere Beschreibung derselben daselbst unterlasse, und gehe blos auf diejenigen Baudenkmale über, die für die k. k. Central-Commission von grösserem Interesse sein dürften.

Vital.

Auf dem grossen und schönen, ringsherum von einer Gebirgskette begränzten Felde der Gadska nächst Otočac, dem Stabsorte des Otočaner Grenz-Regiments, befinden sich unter den Hügeln Katun und Prozor, deren Gipfel zwei Schlossruinen krönen, viele Trümmer und Reste einer bedeutenden römischen Stadt, deren Länge und Breite beiläufig eine halbe Stunde Weges beträgt. Diese Stadt so wie den anstossenden Berg nennt nun das Volk Vital.

Man fand daselbst ausser Quadersteinen und Ziegeln viele Münzen der verschiedenen römischen Kaiser (unter andern von Galba, Constantiu u. s. w.), fand 13 Säulen, Capitäle, Architrave, Urnen und fünf Monumentalsteine, deren einer mit dem Bilde des Hercules, wie er den Löwen zerreisst, und ein zweiter mit dem Gotte Priapus versehen war.

Die andern hatten folgende Inschriften:

1.
C. IVLIO RVFI
IIAO. PATRIA.
2.
SABI
DECR
IVR
ATEP

3.
IMP. CAESAR. NERVA AVG. P. P. R. O. E III O D.

4.
MARCO. AELIO. AVRELIO. VERO. CAESARI. IMP. T. AEL II
CAESARIS. HADRIANI. ANTONINI. AVGVSTI. PII. PA:
TRISPA. TRIAE. FILIO. HADRIANI. NEPOTI.
DIVI. TRAIANI. PARTHICI. PIO. NEPOTI. NERVAE. AB. NEPOTI
COS. LI. D. D.

5.
S. A. K. S.

M. V. L. T. R. O. C. V. F.

Es sind daselbst auch Spuren zweier römischen Strassen, deren eine von Zeng über das Feld Gušićapolje und vom Gadska-Feld über Pernšić in die Lika, die andere aber über Kosin und Jablanac nach Dalmatien führten. Es dürften übrigens bei weiteren wissenschaftlich und systematisch unternommenen Ausgrabungen, sowohl hier wie in den nahen Orten Kvarče, Sv. Juraj, Pernšić, Kosin, Jablanac u. s. w., wo ebenfalls römische Alterthümer gefunden worden sind, noch bedeutendere römische Überreste und Monumente ausgegraben werden, da die bis jetzt erwähnten zumeist nur zufällig und auf der Oberfläche der Erde entdeckt wurden.

Ich bin in Vital längs der alten Stadtmauer, die im Gebüsch und unter der Erde verborgen ist, über eine halbe Stunde vom Dorfe Prozor bis zum Dorfe Čović gegangen, und erreichte noch nicht das Ende der Mauer, die sich in der Breite bis über die nächsten Anhöhen und in der Länge weit in das flache Gadska-Feld verliert. Man erzählte mir, dass auf dem Flecke, wo jetzt die Pfarrkirche von Prozor steht, so wie auf zwei Hügeln beim Dorfe Čović eüstens heidnische Tempel standen, und ich fand in Otočac so wie in den nächsten Dörfern Sinac und Lečić mehrere Säulen, Architrave und Quadersteine, theils verworfen herumliegend, theils als Stützpfiler der Stallungen u. s. w. verwendet.

*) Von der grossen Anzahl der festen Schlösser in Croatien kann man sich einen Begriff machen, wenn man berücksichtigt, dass noch im Jahre 1772 laut einem directlichen Regiments-Ausweise blos im Otočaner-Regimente über 40, und in der Lika über 150 alte Burgen vorhanden waren.

Für die künftige bessere Erhaltung dieser und ähnlicher Denkmale, die in der Militärgrenze gefunden werden, habe ich mich dienstlich an das hohe k. k. General-Commando in Agram gewandt.

Nun entsteht wohl die Frage wie diese Stadt, die jetzt das Volk Vital nennt, und deren bedeutende Überreste Zeugen ihrer einstigen Grösse sind, noch unter den Römern geheissen haben mag? In den geographischen und archäologischen Werken der Gelehrten des In- und Auslandes, die über das römische Liburnien, Japodien und Pannonien schrieben, geschieht von Vital gar keine Erwähnung.

Einige, vielleicht dazu nicht berufene heimische Alterthumsforscher wollen behaupten, diese Stadt habe Vitel oder Vitellium geheissen und sei von dem römischen Kaiser Vitellius gegründet worden, ohne zu berücksichtigen, dass dieser eben von den illyrischen und pannonischen Legionen so sehr gelassete, entsetzte und ermordete Wüstling, nach den Zeugnissen der Geschichte, nie in den illyrischen Provinzen sich aufhielt, noch irgend eine Colonie stiftete.

Es geschieht aber auch bei keinem alten Schriftsteller noch in irgend einem Itinerarium der Stadt Vitellia oder Vitellium Erwähnung und dürfte daher auf diesem Platze wahrscheinlicher Arupium (der gelehrte Katančić hielt fälschlich Arupium für das heutige Tovunaj im Oguliner Regimente) oder Avendam, auch Vendum und Vendo genannt, gestanden haben, welche Orte die römischen Classiker und die alten Itinerarien in diese Gegend versetzen.

Hier kämpften daher einstweilen die tapferen Japodier gegen Kaiser Octavian für ihre Freiheit und hier führten die heimischen Fürsten Bato und Ponez die aufgestandenen illyrischen Völker gegen die römischen Heere.

Bründl (Brijuni).

Zu den seltenen im ewigen Kampfe mit den türkischen Nachbarn nicht zerstörten christlichen Bauendunale des oberen Militär-Croatien gehört die im gotischen Style gehaute Kirche in dem verfallenen Schlosse der Hauptmannsstation Bründl im Oguliner Regimente.

Das Schloss selbst, vom Volke genannt Sokulac (deutsch ungefähr Falkenstein), von welchem noch zwei viereckige Thürme bis zur Hälfte und das Hauptthor mit seinem Kreuzgewölbe und Spitzbögen ganz erhalten ist, erhebt zu Ende des vierzehnten oder im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts die Grafen Frangepan, deren Eigenthum die Stadt Zeng sammt Bründl mit der ganzen Umgehung war.

Die erwähnte Kirche gehörte zum Schlosse und ist an dessen südlicher Seite angebaut, hatte ursprünglich nur einen innern Eingang, später aber, nachdem die Kirche von der Militär-Verwaltung der Pfarrgemeinde übergeben

wurde, ist der Eingang von Aussen durchgehrochen, zu dem eine sehr schlechte Stiege und eine hölzerne Vorhalle führt. Von Aussen hat die Kirche das Aussehen zweier Schloßthürme.

Das Innere der Kirche besteht aus drei gleich grossen Schiffen und aus der Sacristei. Den fremden Eintretenden ist es Anfangs schwer wegen der Gleichförmigkeit, zwischen Schiff und Chor zu unterscheiden.

Die ganze Kirche befindet sich nun in einem sehr traurigen Zustande, obwohl zwei ansehnliche Kunstliebhaber, nämlich der kaiserliche General Odelka und Hofrath v. Beck, zweitausend Gulden für die Reparatur dieser Capelle bei dem Regimente zurückliessen, von welcher Summe, wie ich im Privatwege erfuhr, bloss ein Nothdach von Schindeln aufgesetzt wurde, damit das ganze Kirchengebäude, auf welches das andächtige Grenzervolk wegen seines Alters ausserordentlich viel hält, nicht gänzlich zusammenstürze.

Zeng.

Die uralte Seestadt Zeng hat ausser einigen römischen Denkmälern mehrere interessante Bauendunale des Mittelalters, unter denen namentlich folgende zu erwähnen sind, und zwar: 1. Die Domkirche, 2. das alte Castell, erbaut im Jahre 1340 und renovirt von Matthias Corvinus und Maria Theresia, 3. die Franciscaner-Kirche und 4. die Fortezza Nehaj, beide letztere im XVI. Jahrhundert unter dem Zenger Hauptmann Johann v. Lenković erbaut.

Von diesen verdient vor Allen eine besondere Aufmerksamkeit:

Die Domkirche, im romanischen Style und in der Form der christlichen Basilica erbaut. Sie hat drei Schiffe, von denen das mittlere höhere und breitere von den zwei Absseiten je durch vier Rundbögen getrennt ist, die auf sechs viereckigen Pfeilern ruhen. An den Pfeilern erheben sich im Mittelschiffe von Boden bis zur Decke Halbsäulen, mit Capitälern und Sockeln geziert. Ober den Rundbögen im Mittelschiffe, so wie in den Absseiten sind auf jeder Seite vier Rundbogenfenster angebracht.

Das Presbyterium ist von Hauptschiffe durch einen spitzen Bogen getrennt, die Wölbung denselbst ist tonnenförmig, so wie in den Seitenschiffen, während das Hauptschiff eine flache Bedeckung hat.

Rechts vom Presbyterium ist im Jahre 1497 die Sacristei angebaut, wie folgende angebrachte Inschrift ober der viereckigen Thür derselben bezeugt.

ANDREAS DE MVTINA EPS. SEGNIENS. PIERI
FECIT ANNO DNI. MCCCCLXXXV.

Neben dieser Thür rechts hoch in der Wand steht das im gotischen Style aus Stein gehauene Grabmonument des Zenger Bischofs Johann de Cardinalibus, welches den Bischof auf dem Sarge liegend mit zwei licht-

tragenden Todesengeln von architektonischen Ornamenten bedeckt darstellt.

Die Fassade der Kirche scheint von späteren Reparaturen viel gelitten zu haben; sie ist jetzt ohne jede Verzierung und hat zwei viereckige Thüren, während die dritte zugemauert ist. Oberhalb in der Wand befindet sich eine verkehrt eingemauerte glagolitische Inschrift vom Jahre 1543, welche bezeugt, dass in diesem Jahre in Zeng zwei Domherren, zwei Patrier und zwei Bürger von Zeng excommunicirt wurden.

Vor einunddreissig Jahren stand einige Schritte vor der Kirche an der Stelle des jetzigen neuen Kirchturmes ein alter Thurm aus dem X. Jahrhundert. Im Jahre 1826 riss man jedoch dieses ehrwürdige Baudenkmal des Mittelalters nieder und erbaute den jetzigen geschmacklosen Thurm, mit folgender eingesetzter Inschrift:

Haec turris a novem saeculis subsistens, sat deformis ad formam turris campanariae sumptibus Ecclesiae et benefactorum munificentiae redacta est.
Anno Domini 1826.

Die schöne Franciscanerkirche mit sehr vielen Grabmonumenten geschmückt, ist sammt dem anstossenden Kloster im römischen Style erbaut, nachdem man das alte im Jahre 1297 ausser den Stadtmauern errichtete Kloster, aus Furcht vor den Einfällen der Türken, im Jahre 1540 zerstört hat. Das Innere der Kirche gleicht heinahe vollkommen der Domkirche, nur die Fassade unterscheidet sich von jener durch das schön verzierte Radfenster und mehreren gut gearbeiteten Figuren und Wappen von Lenkovic und Frangepan. An der linken vordern Ecke ist später der hohe Kirchturm angebaut.

Novi.

Die Collegiatkirche in der Stadt Novi am Meere ist um das XIII. Jahrhundert im romanischen Style und in der Basilikenform erbaut. Dieselbe hat drei Schiffe, das mittlere höhere und breitere wird von den Abseiten durch sechs Rundbögen getheilt. Ober den Arcaden sind auf jeder Seite drei Bogenfenster und in den Abseiten eben so viele viereckige Fenster angebracht. Das Presbyterium ist von dem Mittelschiffe durch einen runden Gortbogen getrennt und von drei rundböigen Fenstern beleuchtet. Es hat ein Kuppelgewölbe, während das Mittelschiff eine flache und die Abseiten eine runde Bedachung haben. Die rechts angebaute Saeristei steht mittelst zweier Thüren mit dem Presbyterium und dem rechten Seitenschiffe in Verbindung. In der Westfronte der Kirche führen hohe steinerne Stiegen zu den drei Eingangsthüren, deren mittlere rundbogig und die zwei an den Flanken viereckig sind. Ober den Seitenthüren sind zwei Bogenfenster angebracht.

Der schöne Thurm in der Mitte der Fassade in zwei Abtheilungen mit Rundbogenfenster hat eine kegelförmige Bedachung.

III.

In der Mitte des Presbyteriums liegt der letzte Bischof von Modrus begraben, der, nachdem die Türken im Jahre 1493 die Stadt Modrus sammt der Kathedrale und der bischöflichen Residenz zerstörten, nach Novi sich flüchtete und hierher den Bischofsitz versetzte.

Seine Grabchrift lautet also:

ΥΤΟΡΟΡΟ ΕΠΙΣΚΟΡΟ ΜΟΔΡΥΣΙΕΝΣΙ. F. ELIX PLIANCVS
ΔΡΑΓΥΣΤΟ ΡΑΤΛΙΟ F. ΟΒ ΑΜΟΡΕΝ ΠΙΕΝΤΙΣΣΙΜΕ ΡΟΣΙΤ
ΜΔΧVII.

Auf der Seitenwand sind die Grabmonumente der Zenger Bischöfe Cabalini und Ježić.

Unter den Kirchengestalten wird daselbst eine schöne aus Silber im gotischen Style mit Figuren und architektonischen Verzierungen gearbeitete und stark vergoldete Monstranze aufbewahrt, welche der oberwähnte Bischof Christophorus aus Modrus sammt einigen andern schönen Kleinodien und Reliquien mitbrachte.

Novi hat ausserdem noch zwei im gotischen Style gebaute Kirchen, und zwar: 1. die verödete, von der Familie Frangepan im XV. Jahrhundert gestiftete Pauliner-Kirche. Sie ist einschiffig und hat ein Kreuzgewölbe, dessen Rippen auf acht Rundsäulen ruhen, deren Capitäle mit Laubwerk und Figuren geziert sind.

Im Chöre, rechts vom Hauptaltare, ist eine grosse Nische mit zwei spitzbogigen Fenstern angebracht, die durch eine Halbsäule getheilt sind. Auf der linken Seite des Langschiffes sind zwei und auf der westlichen Hauptfronte drei viereckige Fenster angebracht.

Ober der viereckigen Eingangsthüre, die mit dem Frangepanischen Wappen geziert ist, steht ein kleiner durchgehobener Thurm mit den freihängenden Glocken, welche Form der Thürme im Küstenlande von Croatia und Dalmatien allgemein üblich ist.

Das Innere der Kirche sammt der austossenden Capelle war mit Frescogemälden geschmückt, von denen man bloß noch Spuren sieht, da die Kirche seit der Aufhebung des Pauliner-Ordens öde und verlassen steht. Das anstossende schöne Kloster mit alten und neueren Bantten liegt in Ruinen.

2. Die gotische Capelle der h. Dreifaltigkeit ist einschiffig, hat ein spitzbogiges Eingangsthor und zwei ganz kleine spitze Fenster.

Die Wölbung ist tonnenförmig, die Fassade mit einem kleiblattformigen Fenster und mit einem kleinen kegelförmigen und durchgehobenen Thurm versehen.

Es ist in Novi noch eine zweite, wahrseheinlich im gotischen Style gebaute Capelle des h. Fabian und Sebastian, deren Inneres ich wegen Mangel an Zeit nicht besichtigen konnte. Sie hat eine glagolitisch-eroticische Inschrift, die bezeugt, das dieselbe im Jahre 1501 erbaut ist.

Arbe.

Es dürfte kaum irgend ein kleiner Ort der österreichischen Monarchie mit so viel Baudenkmalen des Mittelalters

versehen sein, wie die sonst unbedeutende Stadt Arbe auf der Insel gleichen Namens.

Auf meiner Durchreise hielt ich mich daselbst nur einige Stunden auf, konnte daher unmöglich allen Baudenkmalen jene Aufmerksamkeit widmen, die sie verdienen. Die schöne im XV. Jahrhundert erbaute Loggia, des Palast des berühmten Primas von Croation und Dalmatien und später Apostaten Marc Antonio de Domuis (Gospodnetić) mit seinen herrlichen Balustraden, Säulen und Verzierungen, konnte ich nur im Fluge ansehen. Eine grössere Mause verwendete ich zur Besichtigung der älteren Kirchen von Arbe, unter die ich die Kathedralkirche und jene des h. Joham Bapt. des h. Andreas und der h. Justina zähle.

1. Die Kathedralkirche von Arbe ist im Style des romanischen Basilikenbaues bereits unter den croatischen Königen im XI. Jahrhundert erbant.

Im Jahre 1170 wurde sie vom Papst Alexander neuerdings eingeweiht und in den Jahren 1287 und 1439 renovirt und erweitert.

Das Innere der Kirche stellt eine flach gedeckte Pfeiler-Basilica dar, mit niedrigeren Absseiten, die von dem Mittelschiffe auf jeder Seite durch sechs weite Rundbögen getheilt sind, welche auf zehn runden und auf vier Wandsäulen ruhen. Die Capitäle haben ein schönes Blattwerk. Die Decke der Kirche war früher von Holz, ist aber mit Ende des vorigen Jahrhunderts von den Arehitekten Jacobo und Clemente Pomazzi aus der Schweiz von Gyps verfertigt und mit den Bildern des h. Leon, Christoph und Marin geschmückt. Das Mittelschiff hat sechs breite und die Absseiten eben so viele schmälere Bogenfenster.

Das Presbyterium der Kirche ist vom Mittelschiff durch einen runden Gurtenbogen getrennt, und mit einem schönen Altar aus Marmor geschmückt. Am Soekel des hinteren Hochores ist in der Rundung eine steinerne Bank angebracht, an beiden vorderen Seiten stehen die schönen, mit herrlichem Schnitzwerk versehenen Chorstühle, welche im Jahre 1445 die patriotischen Familien Spalatin und Nimiza verfertigen und mit ihren Wappen verziern liessen.

Aus dem Chore führen rechts und links unter den runden Arcaden steinerne Stiegen in die Absseiten der Seitenschiffe. An der rechten Absseite sind zwei Capellen angebaut, deren eine aus dem XV. Jahrhundert mit dem Spitzbogen und dem runden Gewölbe als Taufhaus dient; die zweite ist im Jahre 1792 erbaut.

In der benannten Taufcapelle befindet sich ein schöner aus Marmor gearbeiteter Taufstein.

Die östliche Façade der Kirche ist mit einem viereckigen Thor und mit doppelten blinden Rundbögen oder Arcaden geschmückt. Der kleine durchgebrochene Kirchthurm ober der Mitte ist später angebracht.

Der alte herrliche, in vier Stockwerke abgetheilte und mit schönen und leichten Balustraden gezierte Kirchthurm

ist gegen Osten von der Kirche einige Klafter entfernt, an seiner Seite steht der zerstörte Bischofspalast. Die kegelförmige steinerne Bedachung des Thurmes ist im Jahre 1650 renovirt. Dieser Thurm so wie die Kirche gehören unstreitig zu den seltensten mittelalterlichen Baudenkmalen Dalmatiens.

Die schöne S. Johans-Kirche, einstens den Benedictiuern, später dem Franciscaner-Orden gehörig, ist ebenfalls im romanischen Basilikenform-Style gebaut, hat drei Schiffe, von denen das mittlere von den Absseiten durch Rundbögen, die auf runden leichten Säulen ruhen, abgetheilt ist. Die Capitäle der Säulen sind mit schönem Laubwerke geziert. Das Querachiff ist von dem Langhaus so wie das runde Sanctuarium oder die Tribüne von dem Presbyterium durch Arcaden, die auf leichten runden Säulen ruhen, getrennt. Die Seiten-Absiden sind von Presbyterium ebenfalls durch Arcaden getheilt.

Das Langhaus hat eine flache Holzbedeckung, während das Presbyterium und die Absiden eine runde Wölbung haben. Das Mittelschiff hat gar keine Fenster, nur die Absseiten sind von grossen Rundbogenfenstern beleuchtet. Der Boden der Kirche war mit schöner Mosaik und mit vielen Grabmonumenten geschmückt, ist aber nun ganz mit Sand und Schutt bedeckt, so wie auch die schönen Holzaltäre des XIV. und XV. Jahrhunderts beinahe gänzlich zerstört sind; und so droht diese herrliche Kirche, die nun öde und verlassen steht, bald eine Ruine zu werden, da dieselbe sammt dem anstossenden zerstörten Kloster an Private verpachtet ist, die aus der Kirche und den noch übrig gebliebenen Gemächern Magazine, und aus den Höfen Stallungen und Weideplätze gemacht haben.

Die St. Andreas-Kirche der Klosterfrauen des Benedictiner-Ordens ist ebenfalls im romanischen Style, in der Form der Basiliken erbaut. Das Langhaus hat drei schmale Schiffe. Die Absseiten sind von dem Mittelschiffe durch zehn Rundbögen, die auf acht runden Säulen und auf vier viereckigen Pfeilern ruhen, getrennt. Das Presbyterium theilen ebenfalls Rundbögen von dem Mittelschiffe. Die runde Apsis schmückt ein hölzerner Flügelaltar, die Decke des Mittelschiffes ist flach und von Holz. Die Absseiten sind in neuerer Zeit gewölbt. Die theils runden, theils viereckigen Fenster sind unregelmässig hin und her vertheilt und bezeugen, dass die Kirche zu verschiedenen Zeiten reparirt worden ist. Der Boden der Kirche ist beinahe bedeckt mit Grabmonumenten. Die Altäre schmücken schöne alte Gemälde, unter denen die Kreuzabnahme von Bartholomeo Vivarini vom Jahre 1485 die grösste Aufmerksamkeit verdient.

Die Façade der Kirche hat ein viereckiges Eingangsthor, ober welchem in der Mitte ein blinder Rundbogen und auf beiden Seiten zwei runde Fenster angebracht sind. Auf der linken Flanke des Portales steht der alte viereckige, mit durchsichtigen Balustraden versehene Kirchthurm, an dessen Soekel folgende Inschrift steht:

ANO D. M. C. L. X
 XXXI. TRE. NDREE.
 EPL IOHNE IB
 BAT. EGO. COS
 MAS ARCHIDIAC.
 FECI C.PANILE. K. *)

Die Kirche der h. Justina, im romanischen Style gebaut, hat nur ein Schiff mit flacher Holzbedeckung. Die Fenster und Thüren haben Rundbögen, der Kirchturm ist viereckig.

Nona.

Die uralte Stadt Nona, schon den Römern unter den Namen Aenona bekannt, und unter den croatischen Königen die zeitweilige Königsresidenz, so wie der Sitz der croatischen Bischöfe des slavischen Ritus, liegt jetzt beinahe ganz in Ruinen. Hier und da findet man bloß einige römische Denkmale, wie z. B. Ruinen der Thürme, Bäder, abgebrochene Säulen und Inschriften, Ziegeln, Mauern u. s. w. Die meisten hier gefundenen römischen und griechischen Denkmale, unter denen viele Statuen und andere plastische Gegenstände waren, sind mit der seltenen Sammlung von 300 Stücken des Dr. Casimir Pellegrini-Danieli in Zara von demselben ins Ausland verkauft worden.

Von den vielen mittelalterlichen Bauten, an denen diese Stadt so reich war, die aber nun grossentheils in Ruinen liegen, verdienen eine Erwähnung der einstige Dom, jetzt Pfarrkirche des h. Anselmus, und die Capelle des h. Kreuzes.

Die Anselmus-Kirche ist im Jahre 1528 vom Bischof Georg Divnić (Difnico) gänzlich restaurirt worden, hat daher von ihrer ursprünglichen Form nichts behalten und verdient als eine gewöhnliche einschiffige Kirche keine besondere Aufmerksamkeit. Desto interessanter ist die im gothischen Style angebaute Capelle der h. Maria von Leporino mit ihrem schönen Kreuzgewölbe, dessen Rippen auf der Wand ruhen. Der Schlussstein am Gewölbe ist mit dem Wappen des Bischofs Divnić geziert, der im Jahre 1530 starb und in dieser Capelle sein Grabmonument hat.

Die uralte Capelle des h. Kreuzes (früher S. Dominicus) ist im byzantinischen Style in Form eines griechischen Kreuzes gebaut.

Die Kreuzesarme sind von Aussen viereckig, von Innen bilden sie auf drei Seiten runde Nischen für Altäre, während der westliche Arm mit dem Eingangsthor versehen ist.

Zwischen den Armen sind je zwei kleine Rotunden angebracht, die von Innen ebenfalls Nischen bilden. Die

schöne und feste Kuppel ist so wie das ganze Aeusere der Capelle mit einem Rundbogenfriese geziert. Das Gewölbe ist kuppel- und runderförmig; an der untern Seite der Architrave des viereckigen Eingangsthores steht folgende Inschrift:

GODEZLAI IVPPANI NONENS. OP. M. D. O. . . .

Aus dieser Inschrift, die bezeugt, dass die Capelle Godeslav Zupan (Graf, Comes, von Nona) erbauen liess, konnte ich leider das Jahr der Erbauung nicht ermitteln, da mir wegen der schlechten Beleuchtung die letzten Buchstaben zu enträthseln nicht möglich waren.

Jetzt steht leider dieses seltene Denkmal der byzantinischen Kunst öde und verlassen, und man bewahrt in demselben Stroh und Heu für das Futter der Hausthiere auf, obwohl man die Capelle, deren Mauern gut conservirt sind, mit wenigen Kosten restauriren und neuerdings dem Gottesdienste widmen könnte.

Unweit von der Stadt Nona und nahe dem Dorfe Zatonj steht auf einem offenen Felde, auf einem künstlich aufgeführten Hügel eine zweite im byzantinischen Style gebaute Capelle des h. Nikolaus. Sie hat ebenfalls die Kreuzesform, die Kuppel hat von Innen eine Kreuzwölbung, deren Gurten auf vier viereckigen Pfeilern ruhen. Das Gewölbe der Kreuzesarme ist rund.

Über der runden Kuppel steht der alte achteckige Thurm und ober dem Eingang auf der Westseite hat man in spätern Zeiten einen kleinen durchgebrochenen und spitz zulaufenden Thurm angebaut. Die kleinen schmalen Fenster öffnen sich nach Innen in die Breite. In der Mitte der Capelle steht eine niedere runde Säule, die wahrscheinlich zum Sockel des einst dagestaudenen Altares diente.

Auch diese nun verlassene Capelle liess sich mit geringen Kosten für den Gottesdienst herstellen.

Ich überlasse den neuernannten Herren Conservatoren für Dalmatien die weitere Beschreibung und Erzählung der übrigen auf den dalmatinischen Inseln, so wie in Zara, Sebenico, Traù, Spalato, Almizza, Zaostrog, Makarska, Lesina, Corzula, Meleda, Ragusa, Cattaro, Castelnovo, Budua, u. s. w. theils ganz, theils verlassen oder in halben Ruinen stehenden kirchlichen Baudenkmale des byzantinischen, romanischen und gothischen Styles, und nehme mir bloß die Freiheit, eine hohe k. k. Central-Commission darauf aufmerksam zu machen, von welcher Wichtigkeit es für die richtige Beurtheilung des einstigen, vor der türkischen Invasion dagewesenen Cultur- und Kunstzustandes der südslavischen Länder wäre, wenn man einen kunstverständigen Fachmann diese Länder und vorzüglich die dalmatinischen und istrianischen, noch so wenig bekannten Inseln bereisen und die daselbst noch gar nicht ausgeforschten Bau- und Kunstdenkmale beschreiben und aufnehmen liess.

*) Anno D. M. C. LXXXII. Tempore Andree Episcopi Johanne abbatise.
 Ego Cosmas archidiaconus feci Campanile hoc.

Balth. Behem Codex picturatus vom Jahre 1505, enthaltend die Privilegien und Plebiscita der Stadt Krakau.

Wenn etwas im Stande ist, über den Zustand der Kunst und Handwerke Krakaus Aufschluss zu geben, so ist es dieser Codex, der sich in der Krakauer Universitätsbibliothek befindet. — Er ist in klein Folio auf Pergament in gothischen Minuskeln geschrieben, und enthält die Statute und Privilegien der Stadt Krakau. Er ist vom Cancellarius der Stadt Krakau Balthasar Behem angelegt, und enthält 343 numerirte Seiten, verziert mit einer Reihe von Miniaturen. Das einleitende Schreiben des B. Behem an die Senatoren der Stadt ist vom J. 1505, 23. December, datirt. Diesem Schreiben geht die Liste der Senatoren und Senioren voraus, mit dem Jahre ihrer Erwählung. Die Namen derselben, fast ausschliesslich deutsche, sind folgende. Als Senatoren werden genannt: J. Kletner, S. Bethman, J. Regulis, A. Swartz, J. Krzinger, J. Boner, P. Murnstein, M. Felix; als Senioren (ebenfalls mit dem Jahre ihrer Erwählung): J. Thworzo, J. Borgk, P. Salomon, G. Langk, J. Beck, L. Ungstbun, F. Schillingk, C. Beck, Fr. Banuek, A. Brendler, N. Carl, Th. Teiczek, N. Ramoltsch, P. Koffmann, G. Thworzo.

Darauf folgt in einer Miniatur das von zwei Löwen gehaltene Wappen der Stadt Krakau mit der königlichen Krone, und dann die Privilegien der Stadt, Folio 1—181, denen das „*Privilegium locacionis civitatis Cracovie per boleslaum ducem Czacovic et Sandomirie adlocatis et civibus Cracovic. eo Jure thetonico quo teratistiarum. civitas locata est*“, datirt vom J. 1257, gewissermassen als Einleitung dient. Die Privilegien sind mit Ausnahme einiger weniger, welche in deutscher Sprache abgefasst sind, lateinisch. Die Privilegiensammlung, wie sie im Anfange des 16. Jahrhunderts angelegt wurde, geht bis 1506. Dann folgen einige leere Blätter (bis Folio 188), und darauf drei Privilegien des Königs Johann III. vom J. 1677, 1680 und 1686 (Folio 188—192). Die Blätter 192—200 sind wieder leer; dann folgen Folio 201—211 die Eide; drei von ihnen sind in polnischer Sprache, 15 hingegen in deutscher.

Folio 214—313 enthalten die *Jura municipalia*, *Wykär d er Sta d*. Sie sind fast ausnahmslos in deutscher Sprache; die wenigen, welche nicht in deutscher Sprache geschrieben sind, sind lateinisch. Das erste handelt „von Mewern“ und ist vom J. 1367. Die Aufnahme der Statuten in diese Sammlung aber ist nicht vollständig, das geht aus den leergebliebenen Blättern zwischen den einzelnen Statuten und auch daraus hervor, dass bei einigen, bei denen Miniaturen gemalt sind, der Text doch fehlt. Dieser Theil der Stadtrechte ist durch die Miniaturen, mit denen er verziert ist, auch für Freunde der Kunst sehr interessant. Die Zahl der Miniaturen ist 24; sie sind ganz gut erhalten und gehören ihrem Kunstcharakter nach der deutschen Schule

an. Sie haben eine Verwandtschaft mit den Arbeiten der Nürnberger Schule, einzelne an ihnen verrathen eine Meisterhand. Sie stellen folgende Gegenstände dar:

1. Der Kaufmann (Folio 237). Der Kaufmann, im orientalischen Costume mit Kaftan und Turban, unterhandelt über einige Colli Waaren mit einem Polen.

2. Der Krämer (Folio 239). Ein Kramladen auf offener Strasse, eine Frau steht im Laden, vor demselben ein Dudelsackpfeifer. Auf der Strasse befindet sich ein Käfig mit einem Löwen, ein gothischer Sprühbrunnen steht in der Mitte der Strasse, tiefer hinein gehen zwei Juden.

3. Der Kürschner (Folio 244). Ein Wappen, gehalten von einem Türken und einem Landsknecht.

4. Der Bäcker (Folio 246). Das Innere einer Bäckerei, ein Bäcker schiebt einen Teig in den Ofen, ein Junge knetet Brod, eine Frau tritt von der Seite ein, Säcke stehen an der Wand.

5. Der Schneider (Folio 250). Das Bild führt uns in die Mitte einer Schneiderwerkstätte. Eine Frau aus vornehmerm Stande lässt sich ein Kleid anpassen, ein Schneider steht an Tische und schneidet einen kostbaren Stoff zu, während ein Mädchen, das auf einer Bank sitzt, ein Kleid auf dem Schoosse hält und einer Ziege aus der Hand Essen verabreicht.

6. Der Riemer (Folio 253). Ein Reitersmann, von seinem Pferde abgestiegen, verhandelt mit dem Riemer vor der Thür.

7. Der Goldschmied (Folio 257). Einsicht in einen reich besetzten Goldschmiedladen von der Strasse aus, mit dem Monogramm I-Z.

S

8. Der Bogner (Folio 260). Das Innere einer Werkstätte für Bogengeschosse.

9. Der Hutmacher (Folio 263). Das Wappen, von zwei Rittern gehalten.

10. Der Hadmacher und Wagner (Folio 265). Zwei Wappen von zwei halbnackten Männern gehalten, die sich mit Knütteln schlagen.

11. Der Maler (Folio 267). Dieses Statut ist vom J. 1491. Es ist zugleich gegeben für „Maler, Snitzer, Glazer“.

Es wird Niemand auffallen, diese drei Kunsthandwerke unter ein Statut vereinigt zu sehen; sie gehörten, wenigstens im Mittelalter, wesentlich zusammen. Wir heben aus den Statuten vom J. 1491 einiges hervor. Als Meisterstück sollen Maler, Schnitzer und Glaser machen „ein Marien bild mit einem Kydel“, „ein Crucifix“ und drittens „Sant Jorgen auff dem rosse“. Kein Meister soll mehr als zwei Lehrgenossen haben; so der Meister stürbe, so soll er „der

frawa aus dynen das sich arme wittwen desto bas von iren narungen mögen aushalten“. — Die Miniature zeigt mehrere Männer im Gespräche in einem Zimmer, einer von ihnen zeigt auf ein halbnacktes Weisbild (ein Modell, wie wir zu sagen pflegen), das auf einem Tische sitzt.

12. Der Töpfer (Folio 272). Dieses Statut — *statuta figulorum* — ist in lateinischer Sprache abgefasst. Das Bild zeigt einen mit einem weissen Turban geschmückten Töpfer von orientalischem Typus in seiner Physiognomie, vor der Hausthüre sitzend und ein Thongefäss arbeitend.

13. Der Gerber (Folio 276) bearbeitet ein Fell im Hofraume, ein Knabe sitzt am Boden, Aussicht auf eine Flusslandschaft.

14. Der Glockengiesser und Gellgiesser (Folio 281). Ein Geistlicher begleitet von einem Orientalen besieht eine Glocke, im Hofraume arbeitet ein Junge beim Feuer, Gefässe stehen umher.

15. Der Tischler (Folio 284). Das Innere einer Werkstätte mit vielen Figuren und zierlicher Arbeit.

16. Der Schuster (Folio 287). Das Innere einer Schusterwerkstätte. Im Vordergrund sitzt eine Frau am Spinrocken, ein Kind und ein Dudelsackbläser mit einer Schalksnarrkappe am Rücken sitzen zu ihren Füssen. Das Costüme dieser, wie fast aller Handwerker, ist das deutsche.

17. Der Sattler und Pfeilmacher (Folio 289). Jeder mit seinem Wappen stehend abgebildet.

18. Der Schwertfeger (Folio 291). Das Innere einer Werkstätte mit mehreren Figuren, unter diesen ein Oriental.

19. Der Drathbinder (Folio 293). Das Innere einer Werkstätte.

20. Das Bogenschiesseu (Folio 295). Die Miniature, welche das ganze kleine Folioblatt ausfüllt, zeigt das Bogenschiesseu nach einem auf einer Stange aufgepflanzten Vogel. Zwei Reisse mit Fahnen und Schildern — der eine zeigt eine Maria, der andere den heil. Georg im Felde — sehen dem Schauspieler der Schiessübung zu.

21. Schmiede (Folio 297). Zwei Pferde vor der Werkstätte an einer Strasse stehend.

22. Der Seifensieder (Folio 300). Zwei männliche Brustbilder, aus Blumenkelchen hervorkommend, halten das

Wappen. — Von Nr. 13 angefangen bis Nr. 22 ist zwischen den Miniaturen leerer Raum zum Verzeichnen der Statuten offen gehalten. Der Raum nach der 22. Miniatur ist benützt zur Abschrift eines in polnischer Sprache geschriebenen Privilegiums von Wladislaw IV. vom J. 1628.

23. Der Handschuhmacher (Folio 302). Die Brustbilder, darunter ein Schalk, vortrefflich abgebildet, halten drei Wappen ohne allen Text.

24. Der Binder (Folio 305). Eine Binderwerkstätte in einem Hofraume mit einer Aussicht in das Innere einer Strasse. Folgt eine in polnischer Sprache geschriebene Urkunde Wladislaw IV. vom J. 1644.

25. Chirurgen (Folio 307). Mann und Weib und zwei Affen halten das Wappen mit den Werkzeugen, unten hängen 3 Barbierschüsseln. Monogramm E. A. M. — Folgt eine die Gerechtsame der Chirurgen regelnde Urkunde in lateinischer Sprache von König Johann III. An diese spätere Urkunde schliesst sich eine andere wichtigere an, die *Statuta Muratorum* (Folio 311) vom J. 1512.

Die darauf folgenden Urkunden sind aus neuerer Zeit, die aus den verflorbenen Jahrhunderten in lateinischer Sprache, die aus diesem Jahrhunderte in polnischer.

Mit Folio 343 schliesst der Text, dann folgt das sehr genau angelegte *Registrum alphabeticum*, welches mit dem Buchstaben S schliesst.

Der Index ist in lateinischer Sprache.

Jede Folienseite ist in rother Farbe mit Zahlen bezeichnet. Darauf folgt die Bezeichnung des Handwerkes in lateinischer Sprache, darauf die Aufschrift roth und der Text des Statutes schwarz. Als Beispiel geben wir folgende Aufschrift: Folium 250.

Pistores.

Das ist der Briff und gesetzte der Becken zw krokw etc. etc.

In unserer Zeit ist auf jeder Seite des Codex, wo sich eine Miniature befindet, mit Tinte die moderne polnische Übersetzung der lateinischen Insehrift und die Nummer der Miniaturen angebracht worden. Der Schriftsteller scheint Leser vor Augen gehabt zu haben, denen der lateinische und deutsche Text unverständlich oder un bequem ist.

R. v. E.

Über einige mittelalterliche Kunstdenkmale in der Gegend von Judenburg, Zeyring, Unzmarkt und Knittelfeld in Steiermark.

Von Joseph Scheiger, k. k. Conservator für Steiermark.

(Schluss.)

Ich beschloss nun von Judenburg aus noch einen Ausflug gegen das Lavantthal in Kärnten und einige kleinere in der Gegend von Knittelfeld zu machen.

In der erwähnten Richtung ist das nächste bedeutende kirchliche Bauwerk von Judenburg aus die Kirche von Mariahub, von Friedrich IV. i. J. 1435 zum Andenken

an ein von seiner Gemahlin Eleonora von Portugal in jener Gegend verlorenes kostbares Gebetbuch und dessen Wiederaufindung erbaut.

Sie ist dreischiffig, durchaus gleich hoch, das Netzgewölbe des Schiffes von vier achteckigen, mit runden Diensten umgebenen reich profilierten Pfeilern getragen.

Das Musikchor ruht auf einem weiten flachen Spitzbogen und seine Balustrade hat sehr zierliches Masswerk. Die Fenster sind in Spitzbogen überwölbt, aber leider des Masswerkes beraubt. Das dreiseitig abgeschlossene Presbyterium hat sechs Wandsäulen, an deren einer ein Sacramentshäuschen sich befindet; die Thüre in die Sacristei hat einen Easelsrückenbogen. Der Hochaltar ist vom Jahre 1600 und für diese Periode sowohl bezüglich der Architectur als der Bildsäulen von guter Arbeit. In den Fenstern haben sich einige ältere und neuere Gemälde erhalten, darunter eine Scheibe von ungefähr fünfzehn Zoll Durchmesser mit dem trefflich gemalten Thauhauser'schen Wappen und der Beischrift: „Baltasar Thauhauser Ritter vnd der Zeit Hauptmann in der obern Steirmareh. 1496.“ Übrigens hat die ganze Kirche im Innern schöne Verhältnisse.

Der grosse, ganz von Quadern gebaute Thurm steht an der Stirnseite der Kirche. Er hat unten eine Halle mit zierlichem Gewölbe und steinernen Wandbänken, zu welcher von Aussen eine gothische Thür führt. Über dieser rechts und links erheben sich zwei Pfeiler mit hübschem Profil, darüber Spitzbogen, weiter hinauf ein Wimperg mit Easelsrückenbogen. Noch weiter oben geht der bisher viereckige Thurm in das Achteck über, auf dessen Seite Wimperge mit geradlinigen Giebeln erscheinen. Der Schluss maecht ein modernes Zwiebeldach. Nur auf der Thalseite ist der Thurm unten so reich geschmückt, auf der Stirnseite ist er weit einfacher verziert, dort zeigt er ein Wappen mit einem Steinmetzzeichen. Eine kriechende menschliche Figur, einige Thierköpfe, die Jahreszahlen 1508 und 1509, ein Wappen in dem gothischen Schallloch, das im halben Achteck an den Thurm gelehnte zierliche Stiegenthürchen, an den vorspringenden heiden Ecken Strebepfeiler mit viereckigen Aufsätzen, deren einer noch woblerhaltene Zinnen hat, vollenden den Schmuck des Thurmes, dessen obersten Theil bis 1827 eine achtseitige schlanke Steinyramide mit einer Kreuzblume an der Spitze bildete. In dem genannten Jahre wurde die Pyramide als schadhafft abgenommen und durch die gegenwärtige abscheuliche Bedaebung ersetzt.

Um die ganze ebenfalls aus Quadern gebaute Kirche läuft einige Schuhe vom Boden ein hübsch profilirtes, nach der Erhöhung des Terrains stufenweise steigendes Gesims. Die Strebepfeiler sind am ersten Absatz vier-, am zweiten fünf- und am dritten wieder viereckig. Unter dem Dachgesims ist an der Kirchenwand in Fresco eine breite Leiste gezogen mit Ornamenten aus Fischblasen in weiss und braunrother Farbe. In ähnlicher Art genulte Kreuzblumen zeigen sich auch ober den Fenstern des Presbyteriums und unter des Schiffes. Endlich sieht man an der Bergseite unter dem Dachgesims noch Fresken, architektonische und Pflanzenornamente in verschiedenen Farben darstellend.

In ganz eigener Beziehung merkwürdig ist ein grosses Frescobild neben dem Haupteingange aus dem achtzehnten Jahrhundert herrührend mit einer darauf bezüglichen

Inschrift. Selten mag das Costüm ärger misshandelt worden sein. Kaiser Friedrich erscheint im grünen Jagdfrack mit gelben Beinleinduen u. s. w.

Den Haupteingang an der gegen das Thal schauenden Langseite der Kirche ist doppelt mit geradem Sturz und darüber ein Spitzbogen, alles reich profilirt.

Aus älterer Zeit als die Kirche scheinen neben dem Thore liegend ein achteckiger, bei drei Schuh hoher Stein, und ein ganz niedriger viereckiger Stuhl aus gleichem Materiale. Unter dem Presbyterium ist die in neuerer Zeit von Aussen zugänglich gemachte Gruft, die sich weit unter dem Schiffe fortzuziehen scheint.

Weniger als Bauwerk aber desto mehr in geschichtlicher Beziehung denkwürdig ist die halberstörte Kirche Baumkirchen.

Sie ist von mässiger Grösse, sieben Klafter lang, fünf hoch, vier breit, einschiffig, hat viereckige Wandsäulen mit halbrunden Diensten, in welche die Rippen des einfachen Netzgewölbes verlaufen. Das Presbyterium ist abgetragen und vom Triumphbogen abwärts eine gerade Mauer gezogen. Die gothischen Fenster haben bis auf eines ihr Masswerk und ihre Pfosten verloren. Das Musikchor ruht weder auf Pfeilern oder Säulen noch auf einem Bogen, sondern auf einer Mauer mit zwei engen Treppen und zwei im Spitzbogen überwölbten Thüren. Ähnliche Thüren, von denen eine vermauert, führen an der Stirne und an einer Seitenwand in die Kirche. Diese ist innen ganz geweißt und nur einige in Fresco gemalte Wappen aus dem siebzehnten Jahrhunderte, namentlich das Saurau'sche und die Consecrationszeichen sind ganz erhalten, dagegen an einigen Stellen Spuren älterer Fresken sichtbar. Übrigens hatte die in schönen Verhältnissen gebaute Kirche Aussen keine Strebepfeiler, auch keinen andern Thurm, als einen Dachreiter. Durch ihre gegenwärtige Verwendung zu sehr weltlichen ökonomischen Zwecken wird wenigstens, so viel noch besteht, erhalten.

Unten der Kirche stand noch im Anfange unseres Jahrhunderts die uralte weit bekannte, wahrhaft riesige Baumkirkhnerulme, welche, weil sie dem Beil und der Säge zu hartnäckig widerstand, mit Pulver gesprengt wurde. Sie soll neun Schuh im Durchmesser, das Dreifache im Umfang gehabt, und ansser fünfzehn Klafter Brennholz noch fünf und vierzig Fleischhauerstücke, acht und vierzig Brotträge, neunzig Läden und noch viele kleine Stücke geliefert haben.

Sehr freundlich gelegen ist die ebenfalls nicht sehr grosse Kirche St. Katharina im Kathal. Sie ist einschiffig, mit viereckigen Wandpfeilern und halbrunden Diensten; in den Kappen des Netzgewölbes sind Fresken aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gut erhalten, Pflanzenornamente und das Schwesstuch vorstellend. Das dreiseitig abgeschnittene Presbyterium ist älter, als die Kirche, seine Gewölberippen ruhen auf Consolen, deren eines ein Wappenschild und die Jahrzahl 1776 zeigt.

Am Gewölbe des Schiffes ist eine auf den Bau desselben bezügliche Inschrift von J. 1507. Das Musikchor ruht auf absteckigen Pfeilern. In der Kirche sind zwei Flügelaltarbilder bewahrt. Madonna mit dem Kinde, einem Heiligen mit von einem Pfeile durchschossener Hand und einem aufspringenden Reh; an den Rückseiten St. Marcus, mit der Jahreszahl 1493, und St. Madinus (sic) darstellend.

Unter dem Chore findet sich sehr verworlost ein Flügelaltar aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Seine Mitte bildet eine Nische mit der Holzstatue St. Oswald's, daneben zwei Engel gemalt; auf den Flügeln, welche aber nicht beweglich sind, erscheinen ebenfalls gemalt St. Florian und St. Georg. Zu diesem Altar gehörten die vorerwähnten zwei Tafeln, und bildeten den Verschluss der Nische. Unter der letzteren ist ein ungemein interessantes, figurenreiches Gemälde, Schiffe mit Bewaffneten, ein Kampf auf festem Lande, die Taufe eines heidnischen Königes durch einen christlichen, alles aus der Legende des heiligen Oswald, und besonders durch das Costüm wichtig.

Aussen hat die Kirche keine Strebepfeiler, dagegen ein schön profilirtes Hauptthor mit Spitzbogen, ober dem einst ein rundes Fenster war, das aber, so wie die Masswerke der anderen Fenster vermauert ist.

Der Markt Obdach hat zwei Kirchen. Die Spitalkirche ist in Kreuzform gebaut, dreiseitig geschlossen. Das Presbyterium, dessen Fenster vermauert sind, hat Aussen Strebepfeiler, zeigt auch noch das ursprüngliche gotische Gewölbe, während das Schiff ganz verbaut ist. Nur eine Muttergottesstatue des fünfzehnten Jahrhunderts und St. Florian mit einem zweiten Heiligen, ein Gemälde aus der gleichen Periode verdienen noch einige Beachtung.

Die Pfarrkirche St. Ägydius ist ein mittelgrosses Gebäude, dreiseitig, mit Netzgewölben und massiven Pfeilern, in welche die Rippen ohne Vermittlung verlaufen, das Ganze niedrig und weit, sehr verbaut, die Soeristei jedoch ein alter Anbau. Einige Grabsteine, vom Jahre 1525 anfangend, bieten kein besonderes Interesse.

In Obdach schloss ich die Ausflüge von Judenburg aus und hegnan sohin jene aus Knittelfeld.

Die Kirche St. Martin zu Lind ist ein mittelgrosses Gebäude, wahrscheinlich des vierzehnten Jahrhunderts, auf den Grundfesten eines älteren, in das zwölfte Jahrhundert zurückgehenden Gotteshauses. Das Presbyterium ist dreiseitig geschlossen, die Rippen des einfachen Gewölbes ruhen auf Consolen, die mit Wappen und Köpfen mit Schriftrollen verziert sind. Während das Schiff Innen ganz renovirt ist, zeigt das Presbyterium, welches auch Aussen Strebepfeiler hat, den alten Bau mit zierlichen Verhältnissen. Von den zwei Wandnischen neben dem Altar ist die eine mit einem geraden Sturz geschlossen, innerhald dessen aber ein hüllrund gebogener Wulst liegt, während die zweite zierlicher aber sehr verstümmelt ist. Der Kirchturm ist viereckig und sehr massiv.

Der am Kirchhof liegende Kärner wurde nach älteren Notizen für die „Mittheilungen“ beschrieben. Über den im Spitzbogen überwölbt Thor zeigen sich Spuren eines Frescogemäldes aus dem fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhundert, wahrscheinlich der Erzengel Michael mit einer weiblichen Figur.

Sehr interessant ist das nahe Schloss Spielberg, 1570 von Cyrillus von Teufenbach und seiner Gemahlin Regina statt des uralten Spielberger Stammschlosses erbaut. Es ist ein regelmässiges Viereck mit einem ziemlich weiten, in drei Stockwerken von Gängen mit Arcaden umgebenen Hofe, durchaus wohl erhalten, mit einer im Style des beginnenden sechzehnten Jahrhunderts ausgeschmückten Capelle, deren Decke Stuccoarbeit und Ölgemälde schmücken. Ein Saal hat vorzügliches Holzgetäfel und eben solche Thüren, die mit der Erbauung gleichzeitig sind. Überall sind zum Theil werthvolle Ölgemälde vertheilt, besonders gute und historisch wichtige Porträts, Schlachtenstücke von besseren Meistern (Bourgnignon, Rugendas u. s. w.). Auf einer Gallerie hängen zwei grosse Wandzeichnungen, Malts im achtzehnten Jahrhundert darstellend. Viel erinnert hier an den Helden Eugen von Savoyen, der in diesem Schlosse einige Zeit gewohnt, in seinen Wäldern gejagt hat, so sein Brust- und Rückenkruss, dessen Authenticität durch Familientraditionen verbürgt, und durch die Form und Ausstattung nicht widersprochen wird, von ihm geschenkte Fahnen, türkische Waffen und Geräte und das Geweih eines von ihm geschossenen Hirschen. Die alte Wetterfahne des Thurmes wird in der Capelle aufbewahrt, sie zeigt, so wie jene des Kärnern in Lind, Mond und Stern.

Bei Vischer erscheint Spielberg, wie es heute ist, und sehr treu nachgebildet.

Das ganz renovirte Schloss Lobming ist durch eine kleine, aber ausserlesene Sammlung mittelalterlicher Gemälde, Waffen und ausgezeichnet schönen Hausgeräthes merkwürdig, welches eine nähere Würdigung und Manches davon die Veröffentlichung in Abbildung verdient.

Die Pfarrkirche S. Lambert in Grosslobming, ein einschiffiges im Dreieck abgeschlossenes Gebäude in guten Verhältnissen, ist mit Ausnahme des Presbyteriums stark renovirt. Sie hat eine Nebenhalle, gleichsam ein zweites Schiff mit eigenem Presbyterium, das vom Hauptschiffe durch zwei mächtige gotische Bögen getrennt ist, die auf zwei viereckigen Pfeilern ruhen.

Das Hauptschiff und sein Presbyterium haben gotische Fenster mit einfachen Masswerke. Die Rippen des Gewölbes geben in dünne gekuppelte Wandsäulen aus; an den Wänden sind Consolen für Bildsäulen, von denen nur noch ein heiliger Sebastian aus dem fünfzehnten Jahrhunderte vorhanden ist. Im Presbyterium ist neben dem Altar die zierliche Nische mit einem gotisch ornamentirten Gitter von ausgezeichneter Schlosserarbeit merkwürdig, dann einige Statuen aus Stein, worunter ein Engel vom

ahre 1500, die theils auf Consolen stehen, theils auf der Erde liegen.

Das Presbyterium der Nebenhalle hat auf Consolen stehende Gewölberippen, im Schlusstein einen Christuskopf, und neben dem Altar eine sehr einfache Nische. In der Halle selbst steht ein achtseitiges Taufbecken auf rundem Sockel.

Alle Wände der Kirche und der Nebenhalle zeigen eine Menge von Grabdenkmälern aus Holz und Stein von verschiedenen Perioden und ungleichem Kunstwerthe, den Familien Lobminger, Saurau, Praunfalk u. s. w. angehörig und einer näheren Würdigung werth.

Der viereckige, starke Thurm mit gothischen Schalllächern steht nicht, wie in der Gegend gewöhnlich, an der Stirn-, sondern an einer Langseite der Kirche.

Schloss Tann ist ein im siebzehnten Jahrhunderte überändertes Gebäude des sechzehnten, welches übrigens theilweise auf den Resten eines noch älteren steht.

Erasmus von Teufenbach führte das innere Schloss in den Jahren 1556 bis 1561 auf, Erasmus Graf Saurau baute oder vervollständigte vielmehr die äusseren Werke. Diese Daten sind auf einer Steintafel im Schlosse und auf einer anderen ober dem Thore angeben. Obwohl besonders zur Zeit des äusseren Baues die bastionirte Befestigung wohl bekannt war, und es auch nicht an Platz zu einer solchen gefehlt hätte, sind die hinter dem tiefen Graben liegenden Ringmauern mit ihren Löffelschusspalten doch durch runde oder halbrunde Thürme mit mehreren Stockwerken bestrichen. Diese Thürme rühren aus früherer Periode her und ihr Abbruch und der Ersatz durch moderne Befestigung mochten dem Bauherrn doch zu kostspielig erschienen haben.

Im inneren Hauptgebäude zeigt sich unter den zahlreichen Gemäclern eines mit einem Netzgewölbe, aber ohne Rippen, in dem eine alte Holzbildsäule des heiligen Andreas liegt, — im zweiten Stockwerke (das dritte wurde in neuerer Zeit abgetragen) sind sehr schöne Stuccoarbeiten des siebzehnten Jahrhunderts, in der Capelle erscheinen sie an der Decke mit ziemlich guten Ölgemälden wechselnd.

Überall trifft man Spuren eines älteren Baues. Sehr schön sind die Keller. An der Scheidmauer zweier derselben neben der Thür sind an beiden Wänden links und rechts scheinbar an Nägeln hängend vier Tafeln gemalt, deren eine gegen die drei andern bedeutend kleiner erscheint. Was konnten diese fingirten Schreibe tafeln für einen Zweck haben? Augenblickliche Aufschreibungen über eingebrachte oder ausgeführte Weine zu notiren, also die Bestimmung wirklicher Reche tafeln, dazu erscheint ihre Oberfläche zu rau, und man hätte demnach das Aufgeschriebene schwer läsen können. Und warum der Mangel an Symmetrie? Es wäre interessant zu erforschen, ob nicht hinter den Tafeln, namentlich hinter der auffallend kleineren etwas verborgen sei.

Der neue, äussere Theil des Schlosses hat einen tiefen mit Quadern ausgemauerten Brunnen von bedeutender Tiefe,

einen grossen gewölbten Stall, dessen Säulen offenbar einem sehr alten Bau entnommen sind und in das zwölfte Jahrhundert zurückgehen, wollte man nicht etwas gezwungen annehmen, dass ein Steinmetz des siebzehnten Jahrhunderts romanischen Mustern nachgearbeitet habe. In den runden Thürmen, deren einer Spuren einer starken Beschussung mit grösseren und kleineren Kugeln zeigt (ein zweiter ist bereits verschwunden), haben die Schusspalten Doppelbakennebel.

Vischer hat von diesem Schlosse zwei Ansichten, die von Andreas Trost gestochen, zu den treuesten und höchstesten des Werkes gehören, und aus denen man mit Bedauern sieht, wie viel von dem Gebäude in neuerer Zeit abgerissen wurde.

Das weit einfachere und kleinere Schloss Aindö, einst ein vollkommenes Viereck, ist jetzt grossentheils verfallen, aber in den erhaltenen Theilen noch bewohnt. Der Thorthurm mit seiner einfachen neueren Capelle hat ein rund überwölbtes Thor, im Hofe sieht man eine Sonnenuhr mit dem Teufenbach'schen und einem zweiten Wappen; der Graben ist verschüttet.

Die Pfarrkirche in S. Margarethen ist ein einschiffiges Gebäude mit drei Abtheilungen, da der Thurm zwischen dem eigentlichen Schiffe und dem Presbyterium liegt. Das Musikchor ruht auf achtseitigen Säulen; im Presbyterium sind noch Spuren von Glasgemälden vorhanden, die Gewölbe haben sehr zierlich verschlungene Rippen; mehrere Römersteine, zum Theile sehr zweckwidrig eingemauert, beukunden das hohe Alter des Ortes.

Von hier aus durch abhaltendes Regenwetter verfolgt, musste ich flüchtig Ausflug mit der durch das ungünstige Licht erschwerten Besichtigung einiger Kirchen beschliessen.

Die Pfarrkirche zu S. Rupert in Kobenz, eine der ältesten des Landes, schon 1148 auf der Stelle einer früher bestanden aus Stein gebaut, mit ihrem mächtigen Thurme, mit romanischen Doppelfenstern und einem Portale im gleichen Style, behielt ich einer genaueren künftigen Untersuchung vor.

Auch jene von S. Marein bei Seckau konnte ich nur mehr sehr flüchtig beschauen. Ganz frei auf einer Anhöhe gelagert, gross und aus dem schönsten Materiale (gelbem Sandstein) gebaut, schon von Aussen an den Strebepfeilern, Gesimsen und Portalen reich verziert, ist sie mit Ausnahme einer einzigen höchst unglücklichen Seitencapelle des achtzehnten Jahrhunderts von jedem störenden Anbau frei. Von sehr schönen Verhältnissen, hat sie in ihrem Inneren einen den Beschauer im ersten Augenblicke überwältigenden Schatz von allen Zierden der mittelalterlichen Baukunst, Bildhauerei, Frescomalerei, kleine Bildwerke, Wappen, Inschriften, — alles beinahe — nur keine Glasmalerei.

Eine Seltenheit in mehrfacher Beziehung, besonders durch den vorzüglichen Grad der Erhaltung bildet das ganz in Fresco gemalte Netzgewölbe. Nicht allein die Gewölbe-

kappen, sondern sogar die Rippen sind gemalt, letztere mit verschiedenfarbigen Streifen, während in den Feldern zwischen ihnen Pflanzen mit Blumen in vielfacher Abwechslung, Narrenköpfe, andere Köpfe mit drei Gesichtern, beides aus Blumenkelchen wachsend, Thierköpfe, Gefässe, korallenähnliche Gebilde, Weilaub, Trauben u. s. w. erscheinen. Eine Figur in geschuppter Kleidung, dann ein Schmied mit Hammer und Hufeisen in der Hand, die Zange angehängt, und neben sich eine Sense, endlich ein Narr, der mit beiden Händen den Mund aus einander zerrt, fallen besonders auf. Als Jahr der Verfertigung dieser Gemälde ist 1863 angegeben.

Die erste und sechste Schlussreihe zeigen Ornamente, die zweite einen Christuskopf und hinter denselben ein grünes Kreuz, die dritte das Lamm mit der Fahne, die vierte und fünfte haben Wappen.

Die Kirche ist im Jahre 1448 gebaut. Merkwürdig ist die Aufschrift hinter dem Hochaltare: „Anno Xti MCCCCXXX an Sand Astram Tag habe die Verdamblichen Abgötischen hundische Türko das Junkfrawliche Pild zerhaekt. Got Erbarm.“

Bei vielen Theilen der Kirche ist es übrigens höchste Zeit zur Restauration; sollte diese daher nicht erzielt werden können, so erlaube ich mir der hohen k. k. Central-Commission auf das dringlichste die möglich baldige Veranlassung einer genaueren Aufnahme dieses schönen Denkmals zu empfehlen. — Nur aus der weniger besuchten Gegend, in der St. Marein liegt, vielleicht auch aus der Wichtigkeit und Schönheit der nahen Bauwerke von Sekau, ist es erklärlich, dass jene herrliche Kirche bisher so viel als gar nicht bekannt war.

Einen Gegensatz zu dieser Kirche bildet die Friedfelder S. Johann im Felde bei Knittelfeld, ein wahrhaft melancholisch stimmendes Bauwerk. Sie ist einschiffig, das Langhaus mit spitzbogigen, das in neuerer Zeit durch eine Scheidemauer abgetrennte, halbrund geschlossene Presbyterium mit runden Fenstern versehen. Das Portal ist romanisch, darüber ein Römerstein eingemauert. Im Innern der etwas dunklen und feuchten, schmucklosen Kirche ist ausser einem achteckigen, dann einem zweiten runden Weihbrunnkessel mit Wappen und Monogrammen wenig zu sehen. Die Kirche hat keinen angebauten Thurm, sondern einen hölzernen mit Ziegeln gedeckten Dachreiter.

Die Knittelfelder Stadtpfarrkirche S. Johann Baptist ist gross, der viereckige Thurm an der Seite, das Presbyterium dreiseitig abgeschlossen, die grossen gothischen, in der Schmieggang ungemein reich profilirten Fenster haben zum Theil schönes Masswerk. Die Stirnmauer an der Kirche ist nicht gerade abgeschüttet, sondern nach dem Terrain schief in einem Winkel abgebo-gen. Im Innern der Kirche, die im Jahre 1476 (die Saerstein ein Jahr später) gebaut wurde, befindet sich eine bedeutende Zahl zum Theil sehr schöner Grabsteine. Der Kirchhof ist

mit Mauern umschlossen, sein Eingangsthor rund überwölbt, darüber ein staffelförmig abgesetzter Giebel, in welchen Nischen mit geschweiften Spitzbogen eingeschnitten sind. Ausser am Presbyterium ist ein Ölberg in guter Bildhauerarbeit des fünfzehnten Jahrhunderts angebracht.

Das Resultat dieses Ausfluges, der bei den Verhältnissen seiner Dauer von vierzehn Tagen zu der zurückgelegten Strecke von nahe an neunzig Meilen keinen weiteren Anspruch als jenen einer Recognoscirung machen kann, zeigt, dass in jenem Theile Steiermarks, welchen er berührt, kirchliche und profane Gebäude aus der römischen Bauperiode nur mehr in sehr geringer Zahl vorkommen, wenn gleich vereinzelte Bauheile aus jener Periode ziemlich häufig erscheinen. Ebenfalls selten sind Kirchen der frühgothischen Zeit. Die Kirchen der späteren gothischen Bauperiode sind meistens einschiffig mit dreiseitig geschlossenem Presbyterium, die Thürme meist massive Vierecke und an der Stirnseite der Kirche angebaut, oft mit Hallen, durch die der Eingang in das Gotteshaus führt, — ihre Dächer grossentheils schlanke vier- oder mehrseitige Pyramiden. Auch Dachreiter sind nicht selten, jedoch nicht zierliche Steintürmchen, sondern meist von Holz.

An Burgen und Schlössern findet man wenige der ältesten Periode, dagegen viele des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts in den Variationen von Bergschlössern, Wasserburgen, Pracht- und Wehrschlössern, einfachen festen Häusern.

Von andern Werken der Kunst finden wir vortreffliche Grabdenkmale von stark erhabener Bildhauerarbeit, Statuen mehr von Holz als von Stein, ornamentales Schnitzwerk von Holz an Altären, Gemälde auf Holz, Fresken, künstliche Schlosser- und Tischlerarbeit, am seltensten Glasmalerei.

Was den Stand der Erhaltung aller dieser Alterthümer betrifft, so ist er ein sehr gemischter; die Vegetation spielt, wie überhaupt, eine bedeutende Rolle als Zerstörerin, vorzüglich in den zahlreichen Schlossruinen. Es möchte beinahe scheinen, als ob unsere im Ganzen durchaus nicht überall mit der nöthigen Consequenz und sorglichen Liebe gepflegte Forstcultuur mit ganz ungewöhnlicher Begünstigung in den Räumen unserer Schlossruinen getrieben würde, freilich nicht streng wissenschaftlich, sondern etwas dick und etwas dünn durch einander.

Es soll sogar vorgekommen sein, dass der Reinigung soleher Ruinen von der sie unzugänglich und unerklärlich maechenden und zerstörenden Vegetation forstschutzgesetzliche Einwendungen in den Weg getreten seien. Wenn dem Holzmangel in Vaterlande mit dem in den Ruinen wachsenden Baum- und Strauchwerk gesteuert, wenn damit der Holz hunger der stabilen und mobilen Dampfungsheuer gesättigt werden soll, dann sieht es wahrhaft traurig aus! —

Besonders traurig ist auch der Zustand vieler nicht nur in genealogischer sondern auch in künstlerischer Beziehung wichtiger mittelalterlicher und neuerer Grabsteine, die mit

Mörtel, Kalk, Sand oder Koth bedeckt, von den Nägeln der Bauernschuhe bis zur Unkenntlichkeit abgewetzt werden, oder hinter Kirchenbänken u. s. w. versteckt liegen, oder im Freien durch Verwitterung oder Steinmoos zu Grunde gehen.

Von Erhaltungsarbeiten beinahe nirgends eine Spur, und doch wäre des Gefährdeten und zu Erhaltenden so viel vorhanden.

Wie wenig einige der wichtigsten Bauobjekte bekannt, wie wenig einige bekannte bisher gewürdigt sind, dafür können als Beleg die herrliche Kirche von St. Marein bei Seekau, jene zu Marienhilf und zu S. Oswald, die Sternschanze bei Sauerbrunn, die Ruinen von Frauenberg u. s. w. gelten.

Correspondenzen.

Wien. Seine k. k. apost. Majestät haben das Allerhöchst-dieselben überreichte Werk: „*Österreichs Neugegestaltung 1848 — 1858*“ mit allergnädigstem Wohlgefallen entgegenzunehmen und dem Verfasser, k. k. Sectionschef Freiherrn v. Czernig, als Zeichen der Anerkennung für diese gediegene literarische Leistung die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst zu verleihen geruht.

* Seine k. k. apostolische Majestät haben dem Ministerialrathe im Ministerium des Innern Herrn Karl Reich das Ritterkreuz des kais. österr. Leopold-Ordens, dem Ministerialrathe im Ministerium für Cultus und Unterricht Herrn Grafen Franz Thun den Orden der eisernen Krone II. Classe und dem Director der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Herrn Christian Ruben den kais. österr. Orden der eisernen Krone III. Classe zu verleihen geruht —, welche Herren sämtliche Mitglieder der k. k. Central-Commission sind.

* Die österreichische Geschichtsforschung hat einen schweren und schmerzlichen Verlust erlitten. In der Nacht vom 27. auf den 28. November starb im 61. Lebensjahre der berühmte Geschichtsforscher Joseph Chmel, Ritter des Franz Joseph-Ordens, regulierter Chorcherr des Stiftes St. Florian, k. k. Regierungsrath und Vicedirector des geheimen Haus-Hof- und Staatsarchivs, Mitglied der Akademien der Wissenschaften in Wien, München, Berlin, Göttingen und Kopenhagen. Am 18. März 1798 zu Olmütz geboren, trat er mit 18 Jahren in das Chorherrstift St. Florian in Ober-Österreich und wurde bereits im Jahre 1826 zum Stiftsbibliothekar ernannt. Nachdem er 1830 bis 1833 auf Kosten der genannten Abtei in Wien zugebracht hatte, um die Quellen-Geschichte Österreichs in der Hofbibliothek und im Staatsarchiv zu studiren wurde er 1839 zum zweiten Archivar der genannten Anstalt berufen, rückte 1840 zum ersten Archivar und bei der Reorganisation des Staatsarchivs im Jahre 1846 zum Vicedirector derselben vor, in welcher Eigenschaft Chmel zugleich den Titel eines k. k. Regierungsrathes erhielt. Sein Name stand auch 1847 auf der ersten Liste der Mitglieder der k. Akademie der Wissenschaften, welche von Sr. Majestät dem Kaiser Ferdinand ernannt wurden. Chmel's großes und unschätzbares Verdienst sind die Aufsammlung und Sichtung der ältesten Quellen und Urkunden zur Geschichte der österreichischen Staatslande, die umfassenden Vorarbeiten zu einer künftigen pragmatischen Geschichte Österreichs, in dieser Richtung ist daher auch sein Antheil an den neuesten Ergebnissen der österreichischen historischen Forschungen unabweislich einer der bedeutendsten und die kaiserl. Akademie der Wissenschaften hat an dem Verluste dieser ausgezeichneten Mannes einem der eifrigsten und thätigsten Förderer ihrer wissenschaftlichen Arbeiten zu beklagen. Aber auch die archäologischen Leistungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erkaltung der Baudenkmale fanden an Chmel einen ihrer warmsten Freunde, er unterließ es zu keiner Zeit die Wichtigkeit und Bedeutung dieses kaiserlichen Institutes für die Kunstgeschichte Österreichs öffentlich und in beredten Worten anzuerkennen und aus diesem Grunde sei auch in diesen Blättern dem Schmerze und der Theilnahme an dem Hinscheiden dieses her-

vorragenden Gelehrten ein, wenn auch schwacher, aber doch tief empfundener Ausdruck gegeben.

Wie wir vernehmen haben auf Anregung eines Mitgliedes der kais. Akademie der Wissenschaften und eines Mitgliedes der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale mehrere Mitglieder der kais. Akademie der Wissenschaften eine Subscription eröffnet, um dem Andenken ihres edlen und berühmten Mitgliedes ein würdiges Grabdenkmal zu errichten, es wurde gleichzeitig die k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale eingeladen für einen passenden Entwurf desselben einen Vorschlag zu erstatten und später die künstlerische Ausführung und Aufstellung des Grabdenkmales zu überwachen. Der Herr Präses der k. k. Central-Commission Freiherr v. Czernig hat dieser Einladung bereits mit Vergnügen entsprochen und wird alle Sorgfalt anwenden um durch gemeinsames Zusammenwirken diese schöne Idee am zweckmäßigsten zur Ausführung zu bringen.

* Wir entnehmen der „Wiener Zeitung“ vom 28. October folgenden Bericht über die Restauration des St. Stephansdomes in Wien:

Das erste Baujahr für die Restauration des St. Stephansdomes in Wien geht seinen Abschlusse entgegen. Es liegt in dem Wesen eines jeden derartigen Unternehmens, dass diese Periode hauptsächlich den notwendigen Vorbereitungen zu einer befriedigenden Durchführung der unjenseitigen Restaurationsarbeiten gewidmet werden musste und nur jene Wiederherstellungen von Baulheilen durchgeführt wurden, welche den zu entwerfenden Gesamtplan nicht zu beirren im Stande sind.

Nachdem daher das Dombau-Comité sich unter dem Vorsitze Sr. Eminenz des hochw. Herrn Cardinal-Fürsterbischofes von Wien constituirt und Se. k. k. Apostolische Majestät genehmigt hatten, dass der Architekt Herr Ludwig Ernst mit der Restauration der baulichen Theile des Domes betraut werde, wurde zunächst als notwendig erkannt, eine genaue Aufnahme des Bauzustandes des Domes zu veranlassen und ein Bau-Executiv-Comité ins Leben zu rufen.

Diesem Executiv-Comité — bestehend aus dem Magistratsrath Herrn Ignaz Kranz, dem Ober-Ingenieur der k. k. nieder-österreichischen Landes-Baudirection Herrn Karl Wächter und dem Directionsadjuncten des städtischen Bauamtes Herrn Joseph Melniky — wurde zur Aufgabe gestellt, alle Erhebungen und Verhandlungen über die an dem Dome vorzunehmenden Arbeiten mit Beiziehung des Architekten Herrn L. Ernst zu pflegen, die Anträge des Letzteren zu begutachten, die Ausführung der auf Vorsehlage des Dombau-Comité von dem Ministerium genehmigten Arbeiten zu überwachen und das Dombau-Comité bei vorkommenden Füllen gegenüber den öffentl. Behörden zu vertreten.

Es wurden hierauf die Fragen in Erwägung gezogen, welches Baumaterial bei der gesammten Restauration in Anwendung kommen solle, welche Gewerksleute mit der Ausführung der vorkommenden Arbeiten zu betrauen wären und welche Baulheile noch in diesem

Jahre in Angriff genommen werden könnten, ohne dass dem zu entwerfenden Gesamt-Restaurationspläne vorgegriffen würde.

Nachdem die beiden ersten Fragen zur Entscheidung gelangt waren, erhielt in letzterer Beziehung der Dombaumeister den Auftrag, die Restauration der Aussenseiten der Klijius- und Eugenespelle, welche gegen Westen zu der Süd- und Nordseite des Langhauses angebaud sind, und die Versicherung und theilweise Erneuerung des Stürzenbaues an dem grossen ausgebauten Thurm in einer Ausdehnung von den Giebelspitzen bis zur Gallerie in Angriff zu nehmen. Nach Vollendung dieser Arbeiten ist die Eingerüstung des hohen Chores zu geschehen, damit dort die fehlenden Theile ergänzt und die schadhaften erneuert werden.

Ist die Aufnahme des ganzen Domes vollendet, so obliegt sodann dem Dombaumeister die Pflicht, dem Dombau-Comité im Laufe dieses Winters einen Gesamt-Restaurationsplan vorzulegen, damit im nächsten Frühjahre die beginnenden Arbeiten möglichst rasch und am zweckmässigsten vertheilt fortgesetzt werden können.

* Seit Ende October ist in Krakau in Veranlassung der dortigen Gelehrten-Gesellschaft eine Ausstellung von polnischen Alterthümern eröffnet worden, welche nahe an 3000 Nummern umfassen soll. Auf Einladung des Herrn Präses der k. k. Central-Commission Freih. von Czernogai hat sich Herr Professor Rudolph von Eitelberger dahin begeben, um über den Umfang und die Bedeutung der Ausstellung einen ausführlichen Bericht zu erstatten.

Gurk. Seit meinem vorjährigen Berichte über die an den kirchlichen Baudenkmalen meines Bezirkes vorgenommene Bauherstellungen sind dasselbe zwar weder neue Bauten, noch wesentliche Restaurationen vorgenommen worden, dennoch aber war diese Zeit für die Erhaltung und den Schmuck der vorhandenen kirchlichen Baudenkmale nicht ganz unfruchtbar; ich verzeichne hier, was mir davon bekannt geworden ist.

In der Pfarrkirche St. Lorenzen in der Reichenau, vielleicht der höchstgelegenen Pfarrkirche Kärnthens, wurden sowohl an der Kirche selbst, als auch in derselben an den Altären namhafte Herstellungen vorgenommen und die ganze Kirche neu gemalt. Diese neuen Wandgemälde blieben zwar hinter den Forderungen der Kunst ziemlich weit zurück, doch gehören sie keineswegs zu dem Schlechtesten, was in dieser Beziehung in Landkirchen zu finden ist, und schmücken das Gotteshaus immerhin schöner, als die leere Kalklücke mancher anderen; auch verdient die Opferwilligkeit dieser kleinen und nicht wohlhabenden Alpengemeinde Anerkennung, und dieses an so mehr, als sie gleichzeitig auch in der noch etwas höher gelegenen Filialkirche St. Anna Renovirungen vornehmen liess. — Ähnliches geschah auch in der Pfarrkirche am Zammelsberg, welche gleichfalls im Inneren ganz bemalt wurde und nun zwar keine Kunstgenüsse, aber einen recht freunlichlichen Anblick bietet. — Die Pfarrkirche an St. Jakob ob Gurk, gleichfalls hoch im Gebirge gelegen, wurde theilweise neu eingedeckt, und erfreut sich überhaupt einer sorgfältigen Hut von Seite ihres Kirchenvorstandes. — In der Stadtpfarrkirche zu Strassburg wurden nicht nur am Thurm mehrere Restaurationen vorgenommen und im Innern Einiges zweckmässiger hergestellt, sondern auch an der westlichen Fassade, die im Renaissance-Style ausgeführt, den schönen Bau verdeckt und entstellt, so wie einige die Kirche gefährdende Schaden verbessert, als auch die auffallendsten Missstellungen entfernt, und so der verletzten, unangenehm Anblick dieser Fassade wenigstens einigermaßen gemildert. Einer anderen, wenn auch schon früher vorgenommenen Arbeit muss hier noch erwähnt werden, da sie meines Wissens noch nicht besprochen worden ist und Anerkennung und Nachahmung verdient. Bei der Stadtpfarrkirche zu Strassburg lagen seit Jahren mitunter so wohl durch Alter als Kunst werthvolle Gräbsteine ohne Schutz dem

Wetter und dem Muthwillen preisgegeben, herum. Der gegenwärtige Stadtpfarrer und Antonius-Senior Herr Anton Ehrlich, für die Erhaltung dieser Monumente besorgt, liess dieselben geadert an der Nordseite der Kirche zu der Aussenseite der Kirchthurmauer aufstellen, einmauern und mit Klammern befestigen, sie nicht nur vor Regen und Ungewitter sichern, sondern durch eine hübsche Umfriedung vor Beschädigung durch Menschen und Thiere verwahren, eine Einrichtung, durch welche diese Monumente zugleich eine nicht unbedeutende Zierde des Gotteshauses geworden sind. Ausser das hier erwähnten sind mehrere Bauherstellungen wenigstens angeregt, und dürften kommandes Jahr zur Ausführung kommen; namentlich hoffe ich über die gänzliche innere Restaurirung meiner Filiale St. Peter ob Gurk, welche ein sehr gut erhaltenes romantisches Kirchlein ist, wie auch über die Wiederherstellung der hübschen Kirche St. Johann, eines romanischen Baues mit gothischem Chor, die gleichfalls im Pfarrbezirke von Gurk liegt und seit Ende des vorigen Jahrhunderts als Speicher benützt wird, berichten zu können.

G. Schellander.

Grosspöndorf. Dem 20. Junius l. J. habe ich den Platz, auf welchem ich (in Kleinschellen) im verfloßenen Jahre drei römische Denksteine fand, genau untersucht, aber leider nichts mehr finden können als einen grossen ungemesselten Stein und ein Bruchstück von einem 5' dicken und 3' 8" breiten Fensterlinsen aus Kalkstein. Mehr dürfte sich in dem angrenzenden, fast 2' höher als das Bett des Baches liegenden Hof und Garten eines Kleinschellker Lassens finden, welcher beim Bause seines Wohnhauses und seiner Scheune im Sechsende der Erde auf viele und verschiedene, einer früheren Zeit angehörende Gegenstände gekommen, dieselben jedoch nicht aufbewahrt und besorgt hat.

Den 1. Juli d. J. habe ich mit einer Eisenstange das ganze Bett des durch Kleinschellen fließenden Baches untersucht, ohne aber auf etwas Wichtiges zu kommen.

Den 2. Juli begab ich mich hinaus in den Theil des Kleinschellker Gebietes, von welchem sich ein hoher Berg (der grosse Stelching genannt) erhebt. Hier fand ich:

1. Eine sehr gut erhaltene Sechsal aus rothem Thon, 1 $\frac{1}{2}$ " hoch, 3 $\frac{1}{2}$ " weit, mit einem kleinen Obre.
2. Zwei 3' lange, 4 $\frac{1}{2}$ " dicke Zapfen aus zusammengeschweisstem Kupfer und Eisen mit einem eisernen Ring durch das massive, kupferne Ende. Der Ring hat 2" 10" im Durchmesser, und das Ganze sieht ganz so aus wie ein Ring mit dem Zapfen (der Sebraube) an einem Sarge.

3. Eine Münze aus Erz — 1" im Durchmesser, 1 $\frac{1}{2}$ " dick, worauf man auf der einen Seite die Umrisse eines männlichen Kopfes, auf der andern Seite die Umrisse einer stehenden weiblichen Figur, zwischen den Buchstaben S. C. wahrnimmt.

4. Eine kleinere Münze aus Erz, etwas über 1" dick, worauf ebenfalls auf der einen Seite die Umrisse eines männlichen Kopfes, auf der andern Seite die Umrisse einer stehenden, mit der rechten Hand etwas emporhaltenden weiblichen Figur sichtbar sind.

5. Eine kleine Silbermünze Art. IMP. ANTONINVS AVG.

REV. LAE . . IA . PVBL.

Von den seit meiner letzten Anwesenheit in Kleinschellen auf dem Gebiete der genannten Gemeinde gefundenen Goldmünzen habe ich nur zwei sehen können.

Zu wünschen wäre, dass kein archäologischer Fund verkauft werden dürfte, bevor derselbe einem Conservator gezeigt und von demselben die schriftliche Erlaubnis gegeben werden, den gefundenen Gegenstand wenn immer verkaufen zu können. So, wie es jetzt ist, kann man es bei dem besten Willen nicht verhindern, dass die gemachten Funde in die Hände von Juden und Gold- und Silberarbeitern gelangen und der Wissenschaft für immer verloren gehen.

Auf dem Grossprobedorfer Gebiete habe ich seit meinem letzten Bericht — vom 20. Mai l. J. — aufgefunden:

1. Ein 7" langes, dreizeckiges Horn.
2. Einem 4½" langen, eisernen Gegenstand mit einem Knopf und Ring. Wahrscheinlich der Griff von einem Schwerte.
3. Eine kleine 4" lange, 2¾" breite, stark verrostete eiserne Art.
4. Eine 7½" lange, 1" 2" breite eiserne Lanzenspitze.

5. Eine 11¾" lange, 4kantige, scheinbar mit Widerhaken versehene Lanzenspitze. Der Schaft beträgt 6¼", die 4kantige Spitze 3¼".
6. Den unteren Theil einer sehr grossen Opferschale (Thon).
7. Eine Fibula.
8. Einen 6" hohen, 4½" weiten, am Halse etwas beschädigten irdenen Krug.

M ö k e s c h.

Literarische Anzeigen.

* Ende December d. J. wird der dritte Band des „Jahrbuches der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale“, redigirt von dem Commissions-Mitgliede Herrn Dr. Gustav Heider, erscheinen. Derselbe wird ausser den amtlichen Mittheilungen folgende Abhandlungen enthalten. 1. Die Entwicklung des Pfeilers- und Gewölbebestandes in der kirchlichen Baukunst vom Beginne des Mittelalters bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts, von A. Essauwein (mit 70 Holzschnitten). 2. Der Schatz der Metropolitankirche zu Gran in Ungarn, von Frans Beck (mit III Tafeln und 18 Holzschnitten). 3. Die kirchliche Baukunst des romanischen Styles in Siebenbürgen, von Friedrich Müller (mit III Tafeln und 23 Holzschnitten). 4. Die mittelalterlichen Sialen der Abteien und Regularstädte im Erzherzogthume Österreich unter der Enns, von Karl v. Sava (mit 26 Holzschnitten). 5. Die Kirche des ehemaligen Cistercienser Nonnenklosters Porta caeli zu Tilsawic in Mähren, von Dr. Erasmus Wocel (mit IV Tafeln und 28 Holzschnitten). 6. Die Glasmalereien im Kreuzgänge der Abtei Heiligankraus, aus dem Beginne des XIII. Jahrh., von Albert Camasina (mit XXXII Tafeln u. 1 Holzschnitte). Der ganze Band wird 38 Bogen Text in Quart, mit 177 darin eingedruckten Holzschnitten und XLII Tafeln, theils in Kupfer gestochen, theils photo-lithographirt und in Farbendruck ausgeführt, umfassen.

* Im Juni-Hefte der „Mittheilungen“ (p. 144) haben wir bemerkt, dass eine detaillierte artistische Veröffentlichung der Klosterkirche zu Trébič in Mähren in den „Mittelalterlichen Kunst- und Enkmalen des österr. Kaiserstaates“, herausgegeben von Dr. Gust. Heider und Prof. v. Eitelberger (Verlag, Ebner und Seubert in Stuttgart) bevorsteht. Die nun erscheinende 4. Lieferung des II. Bandes dieses Werkes enthält die Darstellung der Trébič Klosterkirche, und es haben hiesu Dr. Heider den historischen und archäologischen Theil des Textes, dann der Architekt F. Kieser die architektonischen Aufnahmen geliefert. Hat schon der Bericht des Conservators Dr. Wocel das Kunstinteresse an diesem Bauwerke lebhaft erweckt, so lässt sich nun aus der vorliegenden eingehenden Aufnahme und der jussert klaren und instruirenden Beschreibung Heider's mit Bestimmtheit entnehmen, dass die Trébič Klosterkirche zu den merkwürdigsten mittelalterlichen Bauwerken des Kaiserstaates gehört, und für jeden Freund der Architectur von ausserordentlicher Wichtigkeit sein muss. Wenn die Mehrzahl der bisher bekannten Bauten des romanischen und Übergangsstyles in jenen Provinzen des Kaiserstaates, die auf dem Gebiete der Baukunst deutschen Einflüsse unterworfen waren, sich mehr durch den Reichthum und die Schönheit ornamentaler Details und durch eine Fülle von phantasievollen Formen auszeichnen haben, so besitzen wir an Trébič ein Beispiel schöpferischer Kraft in Hinsicht der constructiven Anordnung einzelner Baueithe,

das seltene Muster consequenter Durchführung eines architektonischen Gedankens, und es dürfte sich hier wohl schwer feststellen lassen, welchem Einflusse der jedenfalls gewandte Meister des Baues gefolgt ist. Für die ganz originelle Wölbung des Chores sind wir wenigstens nicht im Stande, ein zweites verwandtes Beispiel aus derselben Epoche in Österreich anzuführen, und in Deutschland liesse sich nur die Kuppelwölbung der Kirche zu Limburg an der Lahn damit vergleichen. Nebst der Wölbung hat der Chor noch eine zweite Eigenthümlichkeit in der vollständigen Absperrung desselben gegen die Seitenschiffe an; die polygone Gliederung der Dienste im Chora und Langhaube ist wenigstens in Deutschland und Frankreich von grösster Seltenheit und nur an italienischen Bauten bemerkbar, ebenso ist die Anlage einer Empore am Westende der Kirche ganz eigenthümlich, da solche Emporen in der Periode des romanischen und Übergangsstyles immer einen ganz besonderen Zweck besaßen. Alle diese Specialitäten der Trébič Klosterkirche hat Heider amständig und lehrreich charakterisirt, daher wir auch auf die ganze Darstellung die besondere Aufmerksamkeit hienaken.

* Von Antonio Gasseletti erschien die Abhandlung: Della Zecca di Trento (Trient, G. Seiser, 71 S. 2 Taf.). Trientiner Patrioten verstanden den Bestand einer Münze in Trient bereits in die Epoche der Etrusker, welche Ansicht auf eine von den berühmtesten Numismatikern nicht selbst gesehene, sondern nur nach Beschreibungen gekannte Münze gestützt war. Die Ansicht für den Bestand einer Trientener Münze unter römischer Herrschaft wurde geistreich verteidigt, aber der Wetalsche Katalog löste das Räthsel, und das von Zanetti als Trientener Münze aus der Zeit der Longobarden angelegene Münstbüch erwies sich als eine hairische Münze aus dem IX. Jahrhunderte, welche der Stadt Isenburg angehöre schien. Gasseletti verweist nun den Ursprung einer Münze in Trient in die Epoche, als die Grafschaft Trient von der Mark Verona getrennt und mit Deutschland vereinigt von Kaiser Konrad dem Salier den Bischöfen geschenkt worden, welche mit den Titeln auch die Regalien der Fürsten besaßen, unter denen das erheblichste jenes war, Münzen zu schlagen. In den wechselnden Geschieken Trients mit dem Aufleben der Municipien scheint die bischöfliche Macht gesunken zu sein und jene der Municipien in drohender Weise zugenommen zu haben. Barbarossa erneuerte wieder das bischöfliche Vorrecht zu wännen, welches unter Friedrich von Vanga blühte, unter dem nämlichen, der die Bergsetzgebung dieses Gebiets begründete. Nun wurde das Münzrecht ununterbrochen ausgeübt und stieg wieder unter dem Bischof Bernhard Clausus, von da ab verfallend und sich höchstens auf die Prägung fürstlicher Geschenkmünzen beschränkt, deren letzte im J. 1776 geprägt wurde. Den Schluss bildet die Reihenfolge der Trientener Bischöfe, 114 an der Zahl, von Giovanni (381) an bis auf J. N. Teschierer (1834). Die zwei Tafeln enthalten die Abbildungen von 17 Münzen und Medaillen.

REGISTER

der

in diesem Bande angeführten Personen, Orte und Sachen.

A.

Aachen, Emails **285, 384**.
 Abrahams Opfer, Typologisches Vorbild der Kreuzigung Christi **310**.
 Aekker, Mich., Auszeichnung **305**.
 Adala, Stifterin des Klosters Göss **97**.
 Aggsbach, Münzenfund **28**.
 Aguntum **225**.
 Ainöd, Schloss **331**.
 Alba gestickte zu Göss **94**.
 Al-Gyögy, Rundbau **135**.
 Alistál, goth. Kirche **131**.
 Almas, Kirchenpatron **194**.
 Alsó-Bár, Kirche **139**.
 Alsó-Orbo, Kirche im Übergangstyl.
 Altäre: Studien über die Geschichte des christlichen Altars **80, 137**, Altäre der Holzkirchen **91**, Hartfeld **256**, Hallstadt **21**, vergl. auch Flügelaltäre.
 Altchristliche Bauten. Deren Charakter **7**, Mailand **18**.
 Altchristliche Denkmale. Glasgefäß in Ssekürd **26**.
 Alterthumsverein in Wien. B. Wolmets Plan **35, 107**.
 Althaus, Ruine **302**.
 Altik, Kirche **304**.
 Amalfi, Don **42**.
 Ambrasser Sammlung, Waffen und Rüstungen **55**.
 Amiens, Kathedrale **21**.
 Ammensleben, Beschr. der Kirche **110**.
 Anagni, Messgewänder **39**.
 Angers, Elfenbeinhorn **134**.
 Ankerhofe **B**, Freib. von, Franz Joseph-Orden **223**.
 Annales archéologiques, par Didron **140, 308**.
 III.

Antipendien: S. Ambrogio in Mailand **20**, Göss **92**, Gebrauch des Antependium zu Göss **93**, Basel **134**.
 Apérea-Száklós, Kirche **132**.
 Apostel: Casuli in Göss **58**, Pluviale in Göss **62**, Sieding **231**.
 Aquileja, Rest. des Baptisteriums **304**.
 Aranyos, Kirche **132**.
 Arbei: Kathedrale **378**, Johanniskirche **376**, Andreaskirche **326**, Justinakirche **327**.
 Archäol. Wörterbuch von Otte **28, 106**.
 Archäologische Katechismus **308**.
 Architectur, Geschichte der, v. W. Lübke **140, 224**.
 Ardacker, Collegiatstift **143, 160**.
 Arondó, Kirche **35**.
 Arupium **234**.
 Atrium: S. Ambrogio in Mailand **19**.

B.

Baukastenbauten des Mittelalters **34**.
 Deren Charakter **34, 35, 44**.
 Bazafa, Ort **132**.
 Baka, Kirche **132**.
 Ballony, Kirche **132**.
 Bătrány-Stáklós, röm. Alterthümer **132**.
 Barbara, h. Flügelaltar zu Hallstadt **22**.
 Bartfeld: Rathhaus **253**, Kirche **234**.
 Base: Gollusportal **6**, Altartafel **133**.
 Basiliken: Flachgedeckte **7**, Anlagen des Abendlandes **9**, Gewölbe **21**, Älteste Beispiele in Frankreich **21, 33**, Iunichen **227**, Zeng **324**, Novi **325**, Arbe **326**.
 Baukunst. Die Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst mit Rücksicht auf das Materiale **5, 6, 7, 8**.
 Baumaterialie. Einfluss derselben auf die mittelalterliche Kunst **5, 31, 34**.

Befestigungen röm: Firtos **264**.
 Befestigungsbauten des Mittelalters. Sternschanze bei Sauerbrunn **49, 286**, Felsübér **182**.
 Befestigungsbauten: Sipoș - Keresz **242**, Suly **243**, Szarva **244**, Udvarnok **246**, Radkersburg **293**.
 Behema, Codex picturatus in Krakau **128**.
 Béke, roman. Kirche **132**.
 Beketfalva, Castell **132**.
 Benke-Patony, Kirche **132**.
 Berliner Zeitschrift für Bauwesen **84**.
 Birtófalva, röm. Funde **82, 306**.
 Bischofstühle: Raigern **136**, Zwetli **136**, Original-Zeichnung **190**.
 Blattas, Schloss **186**.
 Bóa, goth. Kirche **132**.
 Botzen, Kunstverein **306**.
 Brandenburg, Gotthardskirche **36**.
 Braunau, Rest. des Thurmes **305**.
 Bregenz: Fresken **193**, Wappen der Oberstadt **193**.
 Brennndorf, Glocken **193**.
 Brencia: Herculesstempel **16**, Rundbau des allen Domes **16**, Salvatorkirche **17**, St. Julia **17**, St. Christo **17**, St. Francosen **17**, St. Maris de Mirnoli **17**, Torre di Pallade **18**.
 Braunkirchen, goth. Kirche **330**.
 Braunschweig, Wohnhaus **41**.
 Brixen Restaur. des Kreuzganges **276**, Wandmalereien **276**.
 Brughiero, Fresken des Schlosses **165**.
 Brúndl, goth. Kirche **324**.
 Budweis: Dominikanerkirche **176**, Ministuren **176**.
 Borgeis, Portal **305**.
 Burgon: Tetin **106, 108**, Rosenberg **175**, Gomba **182**, Fohndorf **395**.

Liechtenstein 206, Frauenburg 222, Stein 200, Teufenbach 201, Althaus 202.
 Burgundischer Messernat, gestiekt, in der Sehtkammer zu Wien 113.
 Byzantinischen Bauten, Nonn 327.
 Byzantinische Emailwerke 282.
 Byzantinisches Kreuz in Hohenfurt 176.

C.

Camassina A.: Gelohrtenmedaille 166, Salvatormedaille 184.
 Capsule n, gestiekt, in Göss 37, Hüll 111.
 Centralbauten. Ihre Wichtigkeit für das Gewölbesystem 8.
 Central-Commission A. Anerkennung ihrer Wirksamkeit 125.
 Chmel, Jos. † 324.
 Charbauten, deren Gestaltung in der mittelalterlichen Architektur 32.
 Christus: Beschreibung: Flügelaltar zu Hallstadt 23. Als Knabe: Hallstadt 24. Taufe: Wien 116, Monza 17. Abschied von den Frnuen: Hallstadt 24. Kreuzigung: Göss 58, Bartfeld 236.
 Grablegung: Sieding 222. Auferstehung: Hallstadt 24. Erklärung: Wien 24. Weltrichter: Göss 57.
 Christi Kreuzigung, typologische Vorbilder 310 u. ff.
 Christoph, h. Darstellung an der Paneratiscapelle bei Sieding 222.
 Como, Dom 18, 73. S. Ambondio 48. S. Fedele 49, Broletto 73.
 Csákány, Kloster-Castell 133.
 Csécs, Kirche und Castell 159.
 Csik Somlyo, Salvatorcapelle 150.
 Csölle, Kirche 159.
 Csölleaxtó, Kirche 159.
 Csödörtök, goth. Kirche 149, Grunddenkmale 159.
 Czoernig, k. Freih. v. Auszeichnung 334.

D.

Dalmatica, gestiekt, Nonnenabts in Göss 29, Thieraymbok 60.
 Deuki, rom. Kirche 265.
 Denkmale, die ältesten und ersten 2.
 Derecskikirche 160.
 Deutsches Land, Ausbildung des Gewölbesystems in der H. Hilfen des 12. Jahrhunderts 30. Entwicklung des Emails 283.
 Dietlinnnaire raisonné de l'Architecture Française, par Viollet du Duc 56.
 Doborgá, Kirchen 160.

Domsehnits in Monza 48.
 Drachennorden, auf Siegeln österr. Herzoge 27, in Ungarn 133.
 Duna-Saerdahely, goth. Kirche 160.

E.

Eberbach: Beschreibung der Cistercienser Abtei 36.
 Eberdorf, Pfeilerbasiliken 143.
 Eger, Doppelpelle 144.
 Egyhá-Gejly, goth. Kirche 161.
 Egyhá-Karcsa, Kirche 162.
 Eisenarbeiten, Sacramentalhäusern in Feldkirch 163.
 Ekkes, Kirche 162.
 Ekel, Kirche 162.
 Elfenbein zum Abgessen von Sculpturen 20.
 Elfenbeinhorn, Angers 34.
 Emailwerke: Entwicklung des Emails im Mittelalter 241. Byzantinische Arbeiten 282. Italienische Werke 282. Deutsche Werke 282. Französische Werke 285. Technik 284. St. Stephan in Wien 309, 310.
 Eas, Faustin 114, 133.
 Eann, röm. Ziegelschriften 78.
 Érseké, Kirche 180.
 Essan, Emails 284.
 Evangelienbuch der Hmburger Stadtbibliothek 140.

F.

Fél, Kirche 180.
 Feldkirch, Sacramentalhäusern 163.
 Felső-Ór, Pfeilerbasiliken 142.
 Felső-Saali, Glockenschrift 270.
 Firtos: Ruinen 287, röm. Alterthümer 259, rom. Capelle 288, Stadliger 260.
 Florian St., rom. Kirche 112.
 Flügelsäule: Hallstadt 21. Wittingau 172, Bartfeld 234, Leutschau 236, Wenk 207, St. Jökann 298, Bessenach 305, Kathal 341.
 Fahndorf, goth. Kirche 295, Burg 205.
 Felső-Bár, Kirche 180.
 Felső-Geller, Kirche 182.
 Forchtenstein, Schloss 303.
 Frankreich, Entwicklung der goth. Architektur 32.
 Fraueburg, Pfarrkirche 269, Ruine 269, 300.
 Freseomansreion: Schloss Brughiero in Nonsberg 165, Neuhaus 169, Brezen 193, Sieding 271, St. Oswald 207, Neumarkt 203, Mariabuch 330.
 Friedfeld, goth. Kirche 333.
 Fünfkirchen, Pfeilerbasiliken 142.
 Föasz, Kirchen 182.

G.

Gabelkosten, Schloss 293.
 Gaisthal, Rundbau 144.
 Galina, Holzkirchen 85.
 Gemälder: Neuhaus 171, Hohenfurt 176, Mariabuch 202.
 Gemälden auf Stein, Cöln 248.
 Georg, Legende des h. Darstellung von Fresken in Neuhaus 169.
 Gesamtwerke in deutscher Gesichtss- und Alterthumsfreunde 249.
 Gewänder, kirchl., Göss 37, Hüll 110, Wien 112, Bartfeld 235.
 Gewölbebauten: des Mittelalters 7. Lösung des Systems in S. Sophia und S. Irene in Constantinopel 8, 9, 10. System im Don zu Aachen und S. Vitale zu Ravenna 10.
 Gewölbesystem, Ausbildung in Deutschland 31, in Frankreich 31, 32.
 Glasmaueren, Strassengebiet 157, Judenburg 285.
 Glocken: Tychem 87, Glocken 87, Feisö-Bur 181, Fürth 184, Nagy-Megyár 240.
 Glockeneinschriften: Vajka 246, Felső-Saali 270.
 Goldenkreuz, goth. Kirche 173.
 Gomka, goth. Kirche 182, Schloss 182.
 Göss, gestiekt Messornat 37, 92.
 Gotthische Kirchen, Steiermark: Strassengebiet 95, 118, 140, Badkersburg 284, Judenburg 284, 285, Hohenfurt 295, Leyring 296, St. Oswald 297, Pöls 298, Frauenburg 299, Teufenbach 301, Pux 301, Mariabuch 301, St. Helena 302, Marein 302, Neumarkt 303, Mariabuch 329, Bronnkirchen 330, Kathal 331, Obdach 331, Lind 331, Grosslobauing 331, Margarethen 332, Kapuzen 332, Friedfeld 333, Knittelfeld 333, Kärnthner-Villach 123, Tirol: S. Peterskirche in Trient 15, Tein 184, Serfaus 185, Böhmen: Neuhaus 171, Wittingau 172, Kamenitz 173, Goldenkreuz 173, Krumm 173, Hohenfurt 173, Budweis 176, Prachetitz 177, Sobeslau 177, Mühlfhausen 179, Tabor 179, Seletin 180, Ungarn: S. Jakobskirche in Leutschau 41, 64, Nyir-Bathoz 44, Héderörsä 271, Bartfeld 235, Insel Schütt 104, 131, 150, 239, Lombardie: S. Pietro, Maria dell' Carmine, S. Maria delle Grazie und S. Gattardo in Mailand 44, Dom in Mailand 45, Monza 47, As, Como 72, Pavia 75, Ober-Craslan und Desinatina: Bründl 324, Novi 325, Nonn 327.
 Gotthische Profanbauten: Castell in Paris 76.
 Gotthischer Styl: Wichtigkeit des Gewölbesbaues für dessen Entwicklung 30.

Dessen Verfall **33**. Raphaela Urtheil über Gotik **321**.

Grabenpellen: in Österreich **263**. St. Oswald **298**. Pöls **298**. St. Veit **302**. Marein **303**. Neomarkt **303**.

Grabsteine: Laibach **30**. Csütörtök **139**. Ybbs **160**. Seisenstein **160**. Loosdorf **167**. Ilyicháza **183**. Sackau **191**. Laibach **191**. Szarva **244**. Bartfeld **233**. Hódervára **271**. Vietring **273**. Judanburg **295**. Frauenburg **296**. Teufelbach **301**. Pex **301**.

Gratz, Münzenfund **250**.

Griventhal, Pfeilerbasilica **132**.

Greaspredterf, Funde römischer Alterthümer **335**.

Gurk, Pfeilerbasilica **132**. Restaur. v. Secl. Jakob **233**.

Güstrow, Thurm **36**.

Guta, Kirche **182**.

Geltenstein, Rest. der Pfarrkirche **249**.

Göter, Kirche **182**.

II.

Hababurg, Denkmäler des Hauses **84**.

Halberstadt, Wohnhaus **40**.

Hall, got. Monstranz **110**. Casula **110**.

Hallenkirchen, deren Aufstehen in der mittelalterl. Baukunst **33**.

Hallstadt, Flügelaltar **21**.

Hanfelden, Schloss **296**.

Hannover, Emails **284**.

Hódervára, got. Kirche. Grabdenkmale **271**. Taufstein **272**. Schloss **272**.

Heiligenkreuz, Basilica **142**. Kraanagang **143**.

Haleas (St.), got. Kirche **309**.

Hildesheim, Emails **284**.

Hochzeit zu Cana, Flügelaltar zu Hallstadt **24**.

Hedes, Kirche **182**.

Hohenfurt, got. Kirche **175**. Kloster **176**. Tempurbilder **176**. Byzantin. Kreuz **176**. Miniaturen **177**.

Holzbauten, des Mittelalters **39**. der Renaissance **41**. England **85**. Deutschland **86**. Siebenbürgen **161**.

Holzkirchen. Mähren, Sebastian und Gajstin **85**. Schweden und Norwegen **85**. **89**. Innere Einrichtung **91**. Väsnäut **247**.

Hotzendorf, Holzkirche **89**.

Hradist, Mohylea **278**.

L.

Ilyicháza, Kirche **182**.

Ivancheva, Gründung des Ortes **225**. Gründung des Stiftes **225**, **233**. Baubeschreibung **226**. Baugeschichte **228**. Altar Crucifix **227**.

Italien, Entwicklung des Emails **282**.

Issap, Kirche **183**.

J.

Jakob mit gekreuzten Armen die Söhne Josephs segnend, typologisches Vorbild der Kreuzigung Christi **314**.

Jahrbuch der k. k. Central-Commission. 3. Band. **336**.

Jerichow, Klosterkirche **34**.

Johann (St.) in der Scheiben, Kirche **144**. **269**. Flügelaltar **269**.

Joseph's Traum, Flügelaltar zu Hallstadt **23**.

Juden mit der Tränke, typologisches Vorbild der Kreuzigung Christi **311**.

Jedenburg, St. Magdalena **294**. Jesuiten-Kirche **295**. Pfarrkirche **295**.

Jüngstes Gericht, Flügelaltar zu Hallstadt **24**.

K.

Kathal, got. Kirche **330**.

Kanzel, Somorja **243**.

Karolingische Bauten **6**. S. Salliro in Mailand **41**.

Karlsburg, Stempel eines röm. Augenarztes **31**.

Karlstein, Restaurationen **273**.

Katharina S. Flügelaltar zu Hallstadt **22**.

Kamenie, got. Kirchen **173**.

Keszöczés, Capelle **183**.

Kelch, Schlossruine **293**. Felső-Bár **181**.

Kelling, got. Kirche **186**.

Kerekgyház, Rundbau **135**.

Kerz, Abteikirche **172**.

Keszegfalva, Kirchenruine **283**.

Kirchenbaukunst des Mittelalters von Lübke **36**. des Mittelalters **5**. 7.

Kirchengebäude, christliche, deren Ursprung und Entwicklung **308**.

Kis- und Nagy-Luise, Castell **183**.

Klosterf. Glockenschrift **192**.

Klosterneuburg, Stiftskirche **143**. Garttrudkirche **144**. Verduner Altar **144**.

Knittelfeld, got. Kirche **319**.

Köln, Dom **10**. **33**. St. Gereon **27**. Gemälde auf Stein **248**. Emails **205**.

Kolesmonostor, Abtei **136**.

Kolos-Néms, Kloster **183**.

Konstantinopel, S. Sophia als Vermittlung zwischen der Langhaus- und Centralanlage **8**. **10**. In S. Irene die Anwendung der Wölbung des Langhauses gelöst **8**.

Könige, h. drei, Flügelaltar zu Hallstadt **23**. Antependium zu Göss **69**. Wandmalerei in Mödling **267**.

Kraib, mittelalterliche Kirchen **304**.

Krakau, Beschreibung der Kathedrale **139**. Miniaturen **228**. Archiol. Ausstellung **335**.

Kremsier, got. Capelle **223**.

Kreuz, byzant. in Hohenfurt **176**.

Kronstadt, Kirche **180**.

Krucifix, altes, in Inniehen **232**.

Kraunau, got. Kirche **173**.

Krypten, Apollinariakirche in Triant **13**. St. Julia in Ircavia **17**. Inniehen **227**.

Kugler, Franz Th., † 111.

Kulesod, Kirche **183**.

Kueltie, Bestattung der Burgruina **305**.

Kuulgunde, Abessin in Göss, Verfertiger des Messornates **61**. **63**.

Kunst und Alterthum in ihrem Wechselverkehre **1**.

Kuppelbauten des Mittelalters, S. Sophia in Constantinopel einer der gelungensten Kuppelbauten **8**. Gewölbesystem des Kuppelbaues **8**. S. Sophia massgebend für alle morgenländische Bauten **9**.

Kürth, Kirche und Glocke **183**.

L.

Laibach, Grabsteine **90**. **191**.

Lamberg, Georg Ritter v., Grabstein in Laibach **50**.

Lambrecht St., Rundbau **144**.

Lascina, Münzenfund **28**.

Lazfay, Rest. der Kirche **250**.

Lébegy, rom. Kirche **143**. **272**.

Leuehtar, gotische, Bartfeld **234**. **255**.

Lautschau, got., St. Jakobskirche **41**. **64**.

Liechtenstein, Burg **286**.

Lilliefeld, Oestereiserabtei **143**.

Limoges, Emailarbeiten **286**.

Lind, got. Kirche **331**.

Liturgische Gewänder, Geschichte der. v. Boek **253**. **296**. **308**.

Lobmigg, Schloss **331**.

Loosdorf, Grabsteine **162**.

Lore, got. Capelle **223**.

Lorenzen St., Kirche **300**.

Luxemburg, Gesellschaft für Untersuchung und Erhaltung der Alterthümer **140**.

M.

Mähren, Holzkirchen **85**.

Mailand, San Lorenzo **19**. Ambrogio **19**. St. Celso **43**. St. Eustorgio **42**. S. Pietro in Gassale **44**. S. Maria dell'Carmina **44**. St. Maria delle Grazie **44**. S. Simpliciano **44**. S. Satiro **44**. S. Giovanni in Conca **44**. S. Marco **44**. S. Gotardo **44**. Dom **45**. Piazza dei Mercati **47**. Loggia degli Osti **47**. Ospitale maggiore **47**.

Máraz, Dom **11**.

Máraz, Thorm **305**.

Marain, Pfarrkirche und Thurm **302**.

Maria mit drei Armen, dargestellt auf einem russischen Gemälde **26**.

Maria Geburt, Flügelaltar zu Hallstadt **22**.
 Maria Verkündigung, Flügelaltar zu Hallstadt **23**, Dalmatien in Göss **50**.
 Maria Heimsuchung, Flügelaltar zu Hallstadt **23**.
 Maria mit dem Kinde, Flügelaltar zu Hallstadt **22**, Pinivale in Göss **37**.
 Maria mit dem Kinde, Darstellung auf dem Antiquarium zu Göss **62**, Schnittwerk in Neuhaus **171**, Minoritenkirche in Krumsau **174**.
 Maria mit dem Kinde, Altar in Bartfeld **256**, Wandmalerei in Mödling **267**.
 Maria im Tempel, Flügelaltar zu Hallstadt **23**.
 Mariens Tod, Flügelaltar zu Hallstadt **23**.
 Maria als Himmelskönigin, Darstellung am burgundischen Messornst in der Schtrumpfsee zu Wien **115**.
 Mariabuch, goth. Kirche **329**.
 Mariabhof, goth. Kirche **301**.
 Marienberg, Portal **306**.
 Martin St., im Campill, Kirche **144**.
 Martinberg, Benedictiner-Abtei **143**.
 Mèdre, Kirche **230**.
 Megyeres, Kirche **230**.
 Merau, Kunstverein **206**.
 Messgewänder in Göss **57**.
 Miniaturmalerei, Geschichte der, v. Burker de Montault **223**.
 Miniaturen, Krakau's **328**, Budweis **9**, Salma **180**, Hohenfurt **176**.
 Misericord, goth. Kirche **239**.
 Mitra, Raab **110**.
 Mittelalterliche Kunstdenkmale des Kaiserstaates, Anzeigen **28**, **33**, **224**, **280**, **326**.
 Mittelschiffe, Überdeckung derselben mit Kreuzgewölben am Rhein **10**.
 Mödling, Rundbau **144**, **263**, Wandmalereien **266**.
 Mohylen, Ibradist **275**.
 Moosler, Kloster **232**.
 Mühlgäusen, Kloster und Kirche **142**, **178**, Pfarrkirche zum h. Egid **170**.
 Monstranzen, gothische, Nesseladorf **88**, Hill **110**.
 Monumenta graphica medii aevi **84**.
 Monza, Dom **47**, Domesatz **48**, Rathaus **48**.
 Moosiken in Dom Mon Reale **84**.
 Münzen: Trient **326**.
 Münzenfund, Aggsbach **28**, Lascina **28**, Gratz **250**, Firtos **259**, Pisek **278**.
 Münsammlung des deutschen Ritter-Ordens **232**.
 Murano, Restauration der Kirche **277**.

N.

Nagy-Abony, Kirche **240**.
 Nagy-Kozai, Kirche **240**.
 Nagy-Lég, Kirche **240**.

Nagy-Mád, Kirche **240**.
 Nagy-Magyar, Kirche **240**.
 Nagy-Megyér, Kirche und Glocke **240**.
 Nagy-Páka, Kirche, Centralbau **244**.
 Nagy-Tányu, Kirche **241**.
 Neasselsdorf, Holzkirche, Monstranz **88**.
 Neuenburg, rom. Portal des Schlosses **6**.
 Neumarkt, Karner **303**, Fresken **303**, St. Kathrin **303**.
 Noana, Anselmuskirche **327**, Kreuzkapelle **327**, Nikolauskapelle **327**.
 Norwegen, Holzkirchen **82**.
 Novj, Collegiatkirche **325**, Paulinerkirche **325**, Capellen der Dreifaltigkeit und des h. Fabian und Sebastian **325**.
 Nuasdorf, Hämertein **209**.
 Nyársad, Kirche **241**.
 Nyir Bathor, goth. Kirche **241**.

O.

Obdach, Pfarre- und Spitalkirche **341**.
 Ober-Marsberg, Nikolauskapelle **101**.
 Oeas, rom. Kirche **143**.
 Ödenburg, Rundbau **144**.
 Österreichische Kirchliche Denkmale des Mittelalters **4**, **278**.
 Ölbühler, Szent-Mihályfi **245**.
 Olexa, Kirchenruine **241**.
 Organ f. christl. Kunst **84**.
 Osterlam, dessen Tüftung, Typologische Vorbilder der Kreuzigung Christi **316**.
 Ostrog, Holzbau **90**.
 Ostung der Kirchen **164**.
 Oswald St., goth. Kirche **297**, Karner **397**.

P.

Pádány, Kirche **241**.
 Patacs, Kirche **241**.
 Paul St., Pfeilerbasilika **142**.
 Paria: Kirchen von S. Michael **74**, San Pietro **74**, S. Theodoro **74**, S. Francesco **75**, S. Maria del Carmine **75**, Castell **75**, Certosa **75**, Dom **75**, **280**.
 Pappax, Rundbau **144**.
 Petronell, Baptisterium **144**.
 Peiltau, Rest. des Dominicaner Kreuzgewölbes **37**, röm. Gräber **226**.
 Pélla, Marienhimmelfahrt-Kirche **208**.
 Pompeji, Wandmalereien **289**.
 Porie, Kirche **144**.
 Portale: Leutschau **70**, **71**, Innichen **232**, Marienberg **303**, Burgeis **302**, Taufers **305**, Tirol **306**, Zoenberg **306**.
 Pfeilergliederung bei den ältesten Basiliken Frankreichs **31**.
 Pflasterung der Kirchen, von Decoro **224**.

Photolithographien der k. k. Staatsdruckerei **190**.
 Piseina, Leutschau **60**.
 Pisek, Münzfund **278**.
 Pluviale, gestickte, in Göss **62**.
 Plzeue, Rundbau **144**.
 Polten St., Stiftskirche **143**.
 Prachalic, goth. Kirche **177**.
 Prag: St. Georgskirche **152**, Rundbauten **144**, Ludmilla-capelle **275**.
 Profanarchitektur des Mittelalters **39**, der Renaissance **40**, Brescia **18**, Como **73**, Mailand **47**, Monza **48**, Bartfeld **253**.
 Pruck, goth. Kirche **241**.
 Prutz, Kirche **184**.
 Páspáki, goth. Kirche **242**, Schloss **242**.
 Puz, Schloss **201**.

R.

Raab, Mitra **110**.
 Radkesburg, alte Befestigungen **201**, Pfarrkirche zu St. Johann **204**, Grabsteine **204**.
 Radvány, Kirche **242**.
 Raigern, Bischofsstab **136**, Capelle **230**.
 Raphaela Urtheil über Gothik **321**.
 Raubeneck, Restauration **135**.
 Regensburg, Baurechnungen des Domes **164**.
 Reich, Karl, Auszeichnung **334**.
 Reichenau, Restor. der Kirche **333**.
 Reifenstein, Schlossruine **298**.
 Reiskerkirche u. in Norwegen **89**.
 Reliquienbehälter, St. Georg bei Serfaus **183**.
 Renaissance-Bauten, S. Maria de Miracoli **17**, Certosa in Paria **75**.
 Restaurationen, Vorgang bei denselben **247**.
 Restaurationen, Pettau **27**, Venedig **27**, Strassburg **52**, Rouben-ek **136**, Adagger **160**, Trient **166**, **249**, Steyr **193**, Wien **194**, **334**, Gutenstein **240**, Lafons **250**.
 Prag **273**, Karstein **275**, Reichenau **334**, Sel. Jakob ob Gurk **334**, Strassburg **334**.
 Restaurationen: Orgelwerk in Salzburg **276**, Brixen **276**, Murano **277**, Zwickow **278**, Aquileja **304**, Besenbach **305**, Wels **305**, Kuntio **305**.
 Revue de l'art chrétien, v. Corbet **36**.
 Rheinlande, Einführung der Wölbung der Mittelschiffe **10**.
 Rippen (Diagonal-), deren Anwendung bei dem Kreuzgewölben **30**.
 Rom: S. Costanza **5**, St. Stefano rotondo **5**, San Craxede **4**, S. Trajaneskule **213**.
 Romanische Baukunst, Entwicklung im **11** und **12** Jahrh. **6**, **9**, **11**, **12**.
 Romanische Kirchen, Nieder-Österreich: Sieding **221**, Mödling **262**, Tirol, Trient: S. Apollinaria **14**.

Dom 14. Telfs 184, Prutz 184, Serfaus 186, Innieben 226. Böhmes: Tetin 107, Mühlhausen 178. Ungarn: Isaszécsút 104, 139, 239. Déák 268. Lébény, Siebenbürgen: Firtos 258. Ober-Croatien und Dalmatien: Zeng 324, 325. Novi 325. Arbe 326. Lombardie: Brescia 16, 17. Ambrogio 21. Mailand 44. Como 48, 49. Pavia 74. Römische Denkmale, Stempel eines römischen Augenzarates 51. Brescia 16. Einsa 78. Birtühim 82, 306. Sonnenburg 111. Sehallburg 167. Trajans Donaubrücke 197. Firtos 259, 260. Oberpetus 276. Nussdorf 999. Vítal 223. Grossprobodorf 325. Rosenberg, Burg 175. Roban, Christian, Auszeichnung 234. Rundbogenfriese 12. Rundbauten, in Österreich 144. Brescia 16. Kerekegyhas 135. Al-Gyögy 133. Nagy-Paka 244. Möding 263. — Vergl. auch Grabepellen. Ruprecht St., Kirche 303.

S.

Sacramentshäuschen: Feldkirch 162. Nagy-Magyar 240. Somorja 243. Birtfeld 234. Salzburg, rom. Kreuzgang am Nonnberg 141. St. Peter 143. Franciscanerkirche 142. Dom 143. Orgelwerk 276. Sámot, Kirche 242. Samson, Darstellung in der Paakraz-Capelle bei Sieding 222. Sárospata, Capelle 242. Senarbrunn, Sternschanze 49, 298. Scheirer, Ermanus, Grabstein in Laibach 81. Schallburg, Schloss, röm. Gräber 167. Scheiblingkirchen, Rundbau 144. Scheiffing, Schloss 300. Schelkowitz, Rundbau 144. Schlesien, Holzkirchen 83. Schläsler: Blattna 186. Wappen 187. Sobeslau 178. Hédervára 272. Kélech 294. Hanfelden 297. Reifenstein 288. Scheiffing 300. Sebrattenberg 309. Fuz 301. Forchtenstein 303. Tschakthurn 302. Spielberg 331. Löbming 331. Tann 322. Einöd 322. Schöngrabern, rom. Kirche 144. Schönan, goth. Kirche 306. Schönan, Schlossruine 300. Schütt, Insel, Beschreibung der Bau- denkmale 101. Beschreibung der Insel 101. Geschichte der Insel 102. Charakteristik der Bauwerke 105, 129, 239, 265. Schwarsach, rom. Kirche 7. Schweden, Holzkirchen 83. Sculpturen, mittelalterliche 229.

Seckau, Basilica 142, 191. Seissenstein, Grabstein. Loretto- capelle. Dinkirche 166. Seitzendorf, Holzkirche 85. Selesau, goth. Kirche 180. Serfaus, St. Georg-Kirche. Reliquarium 178. Pfarrkirche 186. Sieding, rom. Capelle und Fresken 221. Siegel, öster. Herzoge. Drachenorden 23. Sipos-Carcsa, Kastell 243. Sobeslau, goth. Kirchen 178. Schloss 178. Somorja, goth. Pfarrkirche 243. Sacramentshäuschen 243. Taufstein 243. Kanzel 243. Sonneburg, röm. Meilenstein 111. Spanische Baudenkmale 308. Spelar, Dom 11, 30. Spielberg, Schloss 331. Ssekürd, altheitrl. Glasfenster 26. Städtebauten und Städteanlagen, Vortrag des Prof. v. Eitelberger 130. Stama, Kloster 184. Stauding, Holzkirche 85. Steiermark, Zustand mehrerer Baudenkmale 32. Stein, Burg 300. Steyr, Restaurationen 194. Stiekerien eines Messornates in Göss. Technik 58, 59. Stadtmauern, alte, Trient 13. Verona 13. Brescia 13. Stoss, Veit 256. Stralsund, Jakobskirche 38. Strassburg, Restaur. 235. Strassangel, Restaur. 23. goth. Kirche 65, 148, 149. Gisselnstein 154. Szap, Kirche 244. Szerva, Kirche 244. Castell 244. Grabstein 244. Szamot, goth. Kirche 244. Szent-Mihályfa, Pfarrkirche 244. Szent-Örzsébet, rom. Kirche 243. Szunyogdi, Kirche 345.

T.

Tabor, Rathaus 179. Burg Kobsovo 179. Tana, Schloss 332. Tárnok, Kirche 245. Tauffers, Portal 302. Taufepellen, deren Seltenheit in Österreich 263. Hédervára 272. Taufsteine: Föld-Bár 180. Birtfeld 235. Somorja 243. Hédervára 272. Temperbildor, Hofenart 179. Templ. rom. Kirche 142. Tetin, Kirche und Burgstelle 106, 144. Teufenbach, Burg 301. Pfarrkirche 301. Thiersymbolik, auf einer Dalmatica in Göss. 60, 64. Innichen 229, 231. Thun, Graf Franz, Auszeichnung 334.

Thurmanlagen, deren Gestaltung in der mittelalterlichen Architectur 32. rom. Thürme 11. Mals 305. Terlan 306. Tiaminit, Kirche 152. Tónya, Kirche 243. Trajans, steinernes Donaubrücke 197. Trajanssäule, in Rom 213. Trautson, Anna v., Grabstein in Laibach 191. Trebitsch, in Mähren, Klosterkirche 90, 336, 144. Trient, Dom 13, 82. Restaurationen des Domes 186, 240. Stadtmauern 12. Apollinariskirche 12. Peterskirche 12. Münzen 336. Triptyche n., Birtfeld 236. Trion Fontium, Cistercienser-Abtei 223. Trannowitz, Holzkirche 88. Tschakthurn 303. Tuln, Ansicht des Klosters 167. Tunieella, gestrickte, in Göss 62. Túrós-Szakátos, Kirche 145. Turn-Sevarin, Trajans steinernes Donaubrücke 197. Tychau, Holzkirche 87.

U.

Überröcker, Georg, Grabstein 192. Übergangsstyl, Kloster Hofenart 176. Kirchen in Krain 304. Udvarhely, Castell 246. Uasor, Pfarre 246.

V.

Vajka, Kirche 246. Glockenschrift 246. Vámos-Ujfalu, Pfarre 246. Várkony, goth. Kirche 246. Várrovt, Holzkirche 247. Veit (St.), Thurm und Karner 302. Venedig, Erhaltung der Kirche alla Pietà 29. Verona, St. Zeno 143. Vietring, Pfeilerbasilica 142. Alten Capitelhaus 273. Grabstein 273. Villach, goth. Kirche St. Jakob 121. Virunum, Wandmalereien 287. Vítal, röm. Allerthümer 223. Vliesorden, gotischer Messornat denselben 113. Völkermarkt, Kirche 144.

W.

Wandmalereien, Möding. Rundcapelle 263. Brizen 276. Virunum 287. Wappen der Rosenthal 187. Bregenz 103. Wels, Altar der Stadtpfarrkirche 205. Wesprim, Dom 144. Wetzl, rom. Façade des Domes 6.

Wien: Stadterweiterung [25](#), Stift Schotten [53](#), Ambraser Sammlung [35](#), Wolmuel's Plan der Stadt [35](#), [107](#), burgund. Gewänder der Schatzkammer [112](#), Michaels-Kirche [143](#), St. Stephan [143](#), [234](#), [194](#), Emailwerke aus dem Domschatze [209](#), [219](#).

Wiener-Neustadt, Pfarrkirche [133](#).

Witkowoje, Holzkirche [87](#).

Winde, deren symbolische Bedeutung [219](#).

Wittingau, Capelle Marie Magdalena [122](#),
Dekanatskirche, Bibel und Missale [122](#).

Wolmuel's Plan der Stadt Wien [35](#), [107](#).
Württemberg, Aufstellung eines Conservators [135](#).

Y.

Yhbs, Grabstein 166.

Z.

Zábor, rom. Kirche [144](#).

Zammelsberg, Restaur. der Kirche [335](#).

Zeitschrift für christl. Kunst und Archäologie [140](#), [232](#).

Zeng, Domkirche [324](#), Franciscaner-Kirche [325](#).

Zeyring, St. Nikolaus [206](#), St. Elisabeth [207](#), St. Agatha [207](#).

Zuiesienie, Holzkirche [80](#).


Zsámbeč, Kirchenruine [144](#).

Zvíkov, Restauration der Burg [278](#).

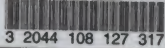
Zwettl, Cistercienser-Abtei [143](#), Bischofstab [136](#).

the
the
the

the

FINE ARTS LIBRARY

3 2044 039 364 682

FINE ARTS LIBRARY



3 2044 108 127 317

HD